Oecon. 1909 m 1
Winckell (G F D)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36636044680018

<36636044680018

Bayer. Staatsbibliothek

R

Winckell's
Handbuch
für
Jäger und Jagdberechtigte.

Erſter Theil.

Handbuch

für

Jäger, Jagdberechtigte

und

Jagdliebhaber

von

George Franz Dietrich aus dem Winckell,

der herzoglich Sachſen-Gothaiſchen und Meiningenſchen Societät der Forſt- und Jagdkunde und der Geſellſchaft zur Beförderung der geſammten Naturwiſſenſchaften in Marburg ordentlichem, der Leipziger ökonomiſchen Societät und der Wetterauiſchen Geſellſchaft für die geſammte Naturkunde Ehrenmitgliede.

Zweite vermehrte und ganz umgearbeitete Auflage.

In drei Theilen.

Erſter Theil.

Mit einem Kupfer, vier Tabellen und Muſik.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1820.

119. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Seiner Durchlaucht

dem

regierenden Herzog

Leopold Friedrich

zu

Anhalt-Deſſau

in tiefſter Ehrfurcht gewidmet

vom

Verfaſſer.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort zur zweiten Auflage.

Welchem Vater gewährt es nicht Freude, wenn ſein Kind beim Eintritt in die Welt Glück macht? — Man beurtheile hiernach die Empfindungen, welche mich durchdringen mußten, als ich das gegenwärtige Werk nach ſeinem erſten Erſcheinen in kritiſchen Blättern über alle Erwartung günſtig — faſt allzunachſichtig — beurtheilt ſah und zugleich wahrnahm, daß dieſem Urtheile die Stimme des Publikums, beſonders des ſachverſtändigen, ſich anſchloß.

Sehr wohl that es mir, — und mußte es das nicht? — wenn meine ältern Freunde Theilnahme an dem Gelungenſeyn meines in mehr als einer Hinſicht gewagten Unternehmens bezeigten; wenn mehrere derſelben ernſtlich mit dem entſtandenen Werke ſich beſchäftigten, mich auf hier und da in demſelben eingeſchlichene Mängel und Unrichtigkeiten aufmerkſam machten, um bei einer dereinſtigen zweiten Ausgabe den erſtern abhelfen, die letztern verbeſſern zu können.

Ueberſchwenglich belohnt find' ich mich für das nach beſten Kräften Geleiſtete durch den unſchätzbaren Erwerb des Wohlwollens, der Achtung, ſelbſt — ich ſage es mit Stolz! — der Freundſchaft und Liebe vieler in Rückſicht ihres Herzens ehrwürdiger, in Rückſicht des Wiſſens und Könnens gefeierter teutſcher Männer. Hochgeehrt fühl' ich mich durch die Aufnahme zum Mitgliede mehrerer gelehrten Geſellſchaften, und dies um ſo mehr, da ſie mir durchgängig ungeſucht zu Theil ward.

Daß ich dieſemnach alle Sorgfalt anwenden, alle zu Gebote ſtehende Hülfsmittel, alle von Dienſtverrichtungen freie Zeit, alle ſeit dem erſten Erſcheinen des Werkes von mir ſelbſt, oder von andern glaubwürdigen, des Weidwerks kundigen Männern gemachte, mir bekannt gewordene Erfahrungen, nicht weniger die in öffentlichen Beurtheilungen, oder ſonſt erhaltenen Winke benutzen werde *), um dieſer neuen

*) Vorzüglich die des von mir, ſo wie von der Jägerwelt überhaupt, hochverehrten D. F. M. v. Wildungen in der dem Publikum durch die Ankündigung der gegenwärtigen Ausgabe aufs neue in Erinnerung gebrachten Recenſion, welche in Nr. 13. und 14. des Hartigiſchen Journ. für Forſt-, Jagd- und Fiſchereiweſen v. 1806 erſchien, und dem Werke zur kräftigſten Empfehlung dienen mußte; dann die, welche in der dem Wittenbergiſchen Wochenblatte v. J. 1805. Nr. 15. und 16. eingerückten Beurtheilung enthalten ſind, und von meinem älteſten Jugendfreunde, dem königlich preußiſchen Gleitsinſpector, Hr. M. Flitner zu Weißenfels, herrühren.

Ausgabe den, in ſo weit ich es vermag, höchſtmöglichen Grad von Vollſtändigkeit und Brauchbarkeit zu geben; dafür ſei dem Publikum der feſte Wille und das regſte Ehrgefühl eines rechtlichen Mannes Bürge.

Zur Erreichung dieſes Zweckes habe ich es für nöthig gehalten, die Einleitung ganz neu zu bearbeiten. Andere mannigfaltige Berichtigungen und Zuſätze, ſelbſt Verbeſſerungen in Rückſicht der Schreibart, werden denen nicht entgehen, welche ſich die Mühe geben wollen, die zweite Ausgabe mit der erſten zu vergleichen.

Uebrigens ſind bei der gegenwärtigen Ausgabe, außer den in der Vorrede zur erſten namhaft gemachten Werken und mehreren Zeit- oder kleineren Schriften, folgende zu Rathe gezogen und benutzt worden:

Annalen und Beiträge der Wetterauiſchen Geſellſchaft für die geſammte Naturkunde.

Bechſteins Handbuch der Jagdwiſſenſchaft I. und II. erſte; deſſen ornithologiſches Taſchenbuch, und der Naturgeſchichte Teutſchlands zweite Ausgabe.

Burgsdorfs Forſthandbuch.

Dumeril's analytiſche Zoologie, aus dem

Franzöſiſchen mit Zuſätzen, von L. F. Froriep.

Egerers (J. Ch. J. F.) Grundſätze des Forſtrechts, Aſchaffenburg, bei Knoder, 1818.

Fiſchers (J. C.) phyſikaliſches Wörterbuch, VII Theile.

Hartigs (G. L.) Journal für das Forſt-, Jagd- und Fiſchereiweſen 1806—1808.

Deſſelben Lehrbuch der Jagdwiſſenſchaft.

Deſſelben Archiv für Preußen.

Hildebrandts (F.) Anfangsgründe der dynamiſchen Naturlehre, II Theile.

Kunſt (die) ſich die zur Jagd und zum Vogelfang nöthigen Netze ſelbſt zu verfertigen. (v. e. Ungen.)

Laurops Annalen der Forſt- und Jagdwiſſenſchaft, und deſſen Sylvan (ſämmtliche Jahrgänge.)

Mellins (Gr. v.) Anweiſung zur Anlegung ꝛc. der Wildbahn ꝛc.

Meyers und Wolfs Taſchenbuch der Vögelkunde.

Meyers (Dr. J. C. F.) Forſtdirektionslehre.

Müllenkampfs Forſtordnungen, nebſt andern handſchriftlichen Mittheilungen des D. F. R. Laurop.

Muſeum der Naturgeſchichte Helvetiens zu Bern.

Okens Naturgeſchichte, Th. III. Zoologie, Abth. II.

Temmink (C. J.) Histoire naturelle générale des pigeons et des Gallinacés und deſſen Manuel d'ornithologie d'Europe.

Wildungens (v.) Taſchenbuch für Forſt- und Jagdfreunde 1807 — 12., auch deſſen Weidmanns Feierabende.

Allen denen, die mich durch ſchriftliche, oder mündliche Mittheilungen in den Stand geſetzt haben, in der erſten Ausgabe eingeſchlichene Irrungen und Fehler zu berichtigen oder zu verbeſſern, ſage ich hiermit den aufrichtigſten Dank; und zwar außer den vorerwähnten Freunden, namentlich dem Herrn Forſtrath Fiſcher und Oberforſtrath Laurop zu Karlsruhe; dem Freiherrn Truchſeß v. Wetzhauſen auf Battenburg und Bunndorf, und meinem alten lieben Verwandten, dem Kammerherrn von Wietersheim, auf Mensdorf.

Noch muß bemerkt werden, daß am Ende des dritten Theiles die ſich bei Entfernung des Druckorts eingeſchlichenen Druckfehler angezeigt werden ſollen.

Zum Schluſſe füge ich noch den Wunſch hinzu, daß es mir gelingen möge, das Wohlwollen, welches

durch meine zeitherigen Arbeiten bei einem großen Theile des Publikums mir zu Theil geworden iſt, durch die gegenwärtige noch mehr zu verdienen.

Roßbach, im untern Mainkreiſe des Königreichs Baiern, im Jahr 1819.

Der Verfaſſer.

Vorrede zur erſten Auflage.

Unter den ältern, über das Jagdweſen erſchienenen Werken kann vorzüglich Döbels Jägerpraktik, und, in manchem Betracht, von Flemmings teutſcher Jäger, als klaſſiſch betrachtet werden.

Beide aber ſind zu weitläufig; auch herrſcht in ihnen eine Darſtellung und Sprache, welche in unſern Zeiten mehr zurückſchreckend, als anziehend ſeyn muß.

Gelänge es mir, dieſe Unannehmlichkeiten in gegenwärtigem Handbuche zu vermeiden; dürfte ich hof-

ſen, durch zweckmäßige Anwendung des Beſſern, was ich in ältern und neuern Schriften *) — ſelbſt in einigen handſchriftlichen Quellen zerſtreuet fand und durch das Hinzufügen mancher, bei zwanzigjähriger Erfah-

---

*) Folgende Werke ſind es, welche ich zu Rathe gezogen und benutzt habe:

Jagd- und Forſtrecht nach churſächſiſchen Geſetzen; C. G. Riccius Entwurf von der in Teutſchland üblichen Jagdgerechtigkeit; Stiſſers Forſt- und Jagdhiſtorie der Teutſchen; Krünitz ökonomiſche Encyclopädie; Petri's Eſthen und Eſthland; v. Flemmings teutſcher Jäger; Döbels Jägerpraktik; Büffons Naturgeſchichte; Bechſteins gemeinnützige Naturgeſchichte Teutſchlands; Funks Naturgeſchichte; Naumanns Naturgeſchichte der Land- und Waſſervögel des nördlichen Teutſchlands und der angrenzenden Länder; Georgs vollſtändiges Handbuch für Jäger und Jagdfreunde, herausgegeben vom Prof. Leonhardi; v. Wildungens Neujahrsgeſchenk für Forſt- und Jagdliebhaber; und endlich das von J. M. Bechſtein herausgegebene Handbuch der Jagdwiſſenſchaft, welches ich aber erſt dann durch die Güte eines Freundes erhielt, als der erſte und zweite Hauptabſchnitt des gegenwärtigen Werks ausgearbeitet und rein geſchrieben waren.

rung beſtätigt gefundener Beobachtungen, Nutzen zu ſtiften: ſo würde ich mich für die Bemühung, alles zu leiſten, was in meinen Kräften ſteht, hinlänglich belohnt fühlen.

Mein Zweck geht dahin, dem Jäger, Jagdberechtigten und Jagdliebhaber über alle ihm zu wiſſen nöthigen Gegenſtände Aufſchlüſſe zu geben; mich, ſo weit es mit der Deutlichkeit vereinbar iſt, einer möglichſt gedrängten Schreibart zu befleißigen, und den Leſer da, wo Trockenheit im Vortrage unvermeidlich iſt, durch eingeſtreute Bemerkungen und Anekdoten einigermaßen zu entſchädigen. Ob ich ihn erreichen werde, muß die Zeit lehren.

Der Plan, nach welchem ich gearbeitet habe, wird ſich aus der Anſicht der Inhaltsanzeige ergeben. Ich hielt es für gut, alles, was über jede Wildgattung zu ſagen war, in einem Kapitel zuſammen zu ſtellen.

Bei der Ueberzeugung, daß ich fehlen kann und fehlen muß, bitte ich kompetente Richter um Zurechtweiſung. Dankbar werde ich ſie erkennen und zu ſeiner Zeit benutzen.

Der Verfaſſer.

Inhaltsanzeige.

Einleitung.

Erſtes Kapitel.

§.		Seite
	Vom Jagdweſen im Allgemeinen . .	I — XXV
1.	Kurze Geſchichte deſſelben	I
2.	Erforderliche körperliche Eigenſchaften, Geiſtesfähigkeiten und Vorkenntniſſe zu einem tüchtigen Jäger	IV
3.	Welches war und welches iſt noch der gewöhnliche Weg zur Bildung eines praktiſchen Jägers?	VI
4.	Welche Rückſichten ſind zu nehmen, und welche Grundſätze zu befolgen, um eine im guten Stande befindliche Wildbahn, ohne nachtheiligen Einfluß auf das Gemeinweſen, in ſolchem zu erhalten?	VII
5.	Fortſetzung. Bemerkungen über die Nützlichkeit und Schädlichkeit verſchiedener Wildarten für den Naturhaushalt, nebſt den daraus hervorgehenden Reſultaten, für deren gemäßigte Schonung, oder nöthige Verminderung, oder mögliche Vertilgung	IX
6.	Allgemeinere Mittel, um den Wildſchaden zu verhüten, oder doch möglichſt zu vermindern .	X
7.	Beſondere Mittel zu gleichem Zweck für den Winter	XVI
8.	Allgemeine Regeln für die nachhaltige Benutzung der Wildbahn	XIX

§. Seite

9. Veranlaſſungen zum Ruin derſelben; Auskunftsmittel, ſelbigem zuvorzukommen oder doch nach Möglichkeit entgegenzuwirken . . . XXI

10. Regeln zum Wiederemporbringen einer heruntergekommenen Wildbahn XXIV

Zweites Kapitel.

Rechtswiſſenſchaftliche Erörterungen in Beziehung auf das Jagdweſen . . XXVI—LXVI

11. Verpflichtung des Jägers und Jagdberechtigten, ſich mit dem durch Landesgeſetze und Verordnungen beſtimmten Ausflüſſen des Jagdrechts bekannt zu machen und darnach ſtrikte zu handeln XXVI

12. Was iſt Geſetz? Eintheilung der Geſetze im Allgemeinen XXVII

13. Fortſetzung . . . . —

14. Wodurch werden die aus dem Geſetze fließenden Rechte und Verbindlichkeiten bedingt? . . XXVIII

15. Welche Begriffe ſind mit den Ausdrücken Recht — im Allgemeinen — und Jagdrecht — im Beſondern — zu verbinden . . . . —

16. Ausflüſſe des Jagdrechts, als Regale betrachtet, auf den Staatsbürger XXIX

17. Auf welchen Wegen wird die Jagdgerechtigkeit vom Staatsbürger erlangt? XXX

18. Unter welchen verſchiedenen Geſichtspunkten findet die Jagdgerechtigkeit ſtatt XXXII

19. Wirkungen des perſönlichen Jagdrechts . XXXIV

20. Beſondere Erörterungen über die Berechtigung zur Koppeljagd; (Unterſchied zwiſchen dieſer und der Gemeinjagd) XXXV

21. Gleichen Inhalts mit dem vorhergehenden in Rückſicht der Gnadenjagd XXXVI

22. Von der Jagdverpachtung XXXVII

23. Verpflichtung des Jagdberechtigten und Jägers, in den Grenzen wohlerworbener Jagdberechtigung ſich zu halten . . . . . . —

24. Anzeige der vorzüglichſten Gegenſtände der Geſetzgebung rückſichtlich des Jagdweſens . . XXXVIII

§. Seite

25. Vorſchriften zur Wahrung und Sicherſtellung der Jagdreviergrenzen (§. 24. Satz 1.) . . XXXIX
26. Jagdordnungsmäßige Subſumirung ſämmtlicher Wildarten unter gewiſſe Klaſſen und Anzeige der Klaſſenbenennung (§. 24. Satz. 2). . . —
27. Geſetzliche Vorſchriften in Rückſicht der Hege-, Schon- und Schießzeit für die verſchiedenen Wildklaſſen und Arten (§. 24. Satz 3. u. §. 26.), und Verordnungen, die Erhaltung der Wildbahn betreffend (§. 24. Satz 3.) . . . XLIV
28. Geſetzliche Verfügungen in Betreff der Wahrung des Jagdregals, wie der Jagdberechtigung der Staatsbürger (§. 24. Satz 4.) . . . LII
29. Verordnungen wegen möglichſter Abwendung des Wildſchadens, auch wegen Ausmittelung des Betrags deſſelben und des den nicht zur Jagd berechtigten Grundeigenthümern dafür zu gewährenden Schadenerſatzes (§. 24. Satz 5.) . . LXII
30. Aus dem von §. 24 — 29. Vorgetragenen reſultirende Nothwendigkeit für den Jagdberechtigten und für den Jäger, über die ſeines Orts beſtehenden, von ihm zu beobachtenden Geſetze. Schlußbemerkung LXV

Drittes Kapitel.

Erörterungen aus dem Gebiete der Naturbeſchreibung (Phyſiographie) . . LXVI
31. Vorwort . . . . —
32. Aufzählung der verſchiedenen Zweige der Naturbeſchreibung der Thiere LXVII

A. Anatomiſche, phyſiologiſche und terminologiſche Erörterungen.

33. Was haben die Säugthiere und Vögel mit den übrigen Thierklaſſen gemein, und worin beſtehen die charakteriſtiſchen Unterſcheidungszeichen der erſteren? Erläuterungen LXVIII
34. Vom Wachen und Schlafen . . . LXX
35. Unterſchied zwiſchen animaliſcher Begattung und vegetabiliſcher Befruchtung . . . LXXII

§.		Seite
36.	Von der willkührlichen Bewegung der Thiere	LXXIII
37.	Von der Behäutung (Haut) des Thierkörpers	—
38.	Vom Fleiſche und deſſen Beſtandtheilen	—
39.	Von den Knochen und deren Beſtandtheilen. Vom Skelett	LXXIV
40.	Vom Herzen	LXXVI
41.	Von den Adern	LXXVII
42.	Vom Blute und deſſen Kreislaufe	LXXVIII
43.	Von den Lungen und deren Funktionen	LXXIX
44.	Vom Gehirn	LXXX
45.	Von den Sinnen im Allgemeinen	LXXXI
46.	Vom Taſtſinn	—
47.	Vom Geſchmack und von der Zunge	LXXXII
48.	Vom Geruch	LXXXIII
49.	Vom Gehörſinn	LXXXIV
50.	Vom Seheſinn (Geſicht)	LXXXVI
51.	Von dem Organismus der Säugthiere im Allgemeinen	LXXXIX
52.	Hauptabtheilungen des Säugthierſkeletts	XCI
53.	Von den äußeren und inneren Theilen des Kopfes	—
54.	Von den äußeren und inneren Theilen des Halſes	XCVII
55.	Vom Rumpfe und deſſen Theilen	XCVIII
56.	Von den Gliedmaßen	CXII
57.	Von den flüſſigen Materien im Säugthierkörper	CXV
58.	Von dem Aufenthalte, der Nahrung, der Lebensdauer, den Feinden und den Vertheidigungswerkzeugen der Säugthierwildarten	CXVIII
59.	Von dem Organismus der Vögel im Allgemeinen	CXIX
60.	Von der Bekleidung der Vögel — dem Gefieder	CXX
61.	Hauptabtheilungen des Vogelſkeletts	CXXIV
62.	Von den äußern und innern Theilen des Kopfes	—
63.	Von den äußern und innern Theilen des Halſes	CXXXII
64.	Vom Rumpf und deſſen äußern und innern Theilen. Beiläufig von der Begattung, vom Neſtbau, vom Eierlegen, vom Betriebe des Brütgeſchäfts, von der ſucceſſiven Ausbildung des Embryo im Ei ꝛc., von der Erziehung, Vollwüchſigkeit und Mannbarkeit der Jungen	CXXXV

§. Seite
65. Von den Gliedmaßen des Vogelkörpers . CL
66. Vom Schwanze der Vögel . . . CLIX
67. Von den flüſſigen Theilen im Vogelkörper . XLXI
68. Von der Lebensweiſe (habitus), von der Lebensdauer, von den Feinden und von den Vertheidigungswerkzeugen der Vögel . . . CLXII

B. Anleitung zum Selbſtſtudium der Syſtemkunde rückſichtlich der bei uns einheimiſchen oder periodiſch vorkommenden jagdbaren und zum Jagdbetriebe anwendbaren Thiere.

69. Von dem Zweck der ſyſtematiſchen Eintheilungen im Allgemeinen und der der vorbenannten Thiere im Beſondern CLXVIII
70. Welche Einrichtung muß die Klaſſifikation haben, wenn ſie ihrem Zwecke entſprechen ſoll? . CLXIX
71. Von den gewöhnlichen Klaſſifikationsabtheilungen —
72. Syſtematiſche Eintheilung der Säugthiere und Vögel, nach Linné CLXXIII
73. Syſtematiſche Eintheilung der vorbenannten Thierklaſſen nach Blumenbach . . . CLXXIX
74. Verſuch des Verfaſſers, die bei uns einheimiſchen Haarwildarten unter zu Grundlegung der Pennantiſchen Eintheilung möglichſt lückenlos zu klaſſificiren; nebſt beigefügten Gattungscharakteren nnd Artkennzeichen . . . CLXXXI
75. Lathams Eintheilung der Vögel . . . CXCIII
76. Eintheilung der wilden Vögel Teutſchlands, nebſt Gattungscharakteren und kurzer Beſchreibung der Arten nach Bechſtein, Wolf, Meyer, Schinz und Temmink . . . CXCVII
77. Burgsdorf - Bechſteiniſche Eintheilung der bei uns öfters vorkommenden Haar- und Federwildarten, mit Einſchluß der zur Jagd anwendbaren Thiere CCCCXLI
78. Cuviers Klaſſifikation des geſammten Thierreiches; Eintheilung der Säugthiere und Vögel im Beſondern. Hierzu die Tabellen A. B. C. D. CCCCLIII
79. Kurze Anweiſung zum Verfahren bei der die Beſtimmung der Ordnung, Gattung, Art, und der ſyſtematiſchen Ordnungs-, Gattungs- und Artbenennung bezweckenden Unterſuchung eines

§. Seite

oder des andern den Jäger intereſſirenden Exemplares aus der Klaſſe der Säugthiere ſowohl, als aus der Klaſſe der Vögel, in beſonderer Beziehung auf die §. 74. und 76. erörterten Eintheilungsmethoden CCCCLIII

Nachtrag

zu §. 60. der Einleitung. (Frei überſetzt nach *Temmink* Manuel d'ornith. d'Europe, Avant-propos p. XI — XIV.) . . . CCCCLXI

Erſter Abſchnitt, Hohe Jagd.

Erſte Abtheilung, Haarwild.

Erſtes Kapitel.

Vom Edelwild, Cervus elaphus, *Linn.*

1. Weidmänniſche Ausdrücke, deren man ſich von dieſer Wildart, von jedem Geſchlecht und in jedem Alter derſelben zu bedienen pflegt 1

2. Klaſſifikation und Heimath (Verbreitung) des Edelwildes. Farbe des bei uns einheimiſchen, des Rothwildes zu verſchiedenen Jahreszeiten; Färbezeit, Stärke, Bau; vorzüglich fein organiſirte Sinne, Gemüthsart, Alter 9

3. Eigenheiten und Auszeichnungen, durch welche ſich der Hirſch vom Thiere unterſcheidet. Zu welcher Zeit, unter welchen Umſtänden und auf welche Art er dem Menſchen gefährlich werden kann . . . 12

4. Brunft 16

5. Wann und wie viel Kälber das Thier in einem Jahre ſetzt. Einige Bemerkungen über Mutter und Kind 19

6. Aeſung des Edelwildes zu jeder Jahreszeit . . 20

7. Stand, Veränderung deſſelben nach der Jahreszeit 21

8. Benutzung 1. des Wildpretes und der innern Theile, 2. des Gehörns; 3. der Haut. Zu welcher Zeit der Hirſch, das Thier, der Spießer, das Schmalthier und die Kälber den meiſten Nutzen gewähren 23

9. Warum der Jäger Kenntniß von der Naturgeſchichte haben muß 25

§. Seite

10. Mittel, den Auswechſel zu vermindern und den Zugang zu vermehren 26

11. Ueber das Anſprechen des Hirſches nach ſeinen ſogenannten Zeichen. Aufzählung und Beſchreibung der gerechteſten 27

12. Eintheilung der Jagd auf Edelwildbret in teutſche und Parforcejagd 35

A. Teutſche Jagd.

Welche Hundearten dazu angewendet werden . 35

13—19. Vom Leithunde . . . . . . 35—47

20—24. Vom Schweißhunde . . . . . . 47—51

25. Wann er vom geübten Jäger, und unter welchen Einſchränkungen vom Anfänger geführt werden ſoll 51

26. Von den däniſchen Blendlingen und teutſchen Jagdhunden 52

27. Beiläufige Erwähnung des Hauptjagens . . 52

28—37. Vom beſtätigten Jagen (zu §. 33. das Kupfer) 54—68

38. Ueber andere eingeſtellte, vorzüglich über das Contrajagen 68

39 und 40. Einrichtung eines eingeſtellten Jagens ohne vorheriges Verlappen und ohne Stallung im Weiten 70—72

41. Wegen des Einfangens wird auf die Folge verwieſen. Jagdzeit nach Alter und Geſchlecht . . 72

42. Angabe der verſchiedenen Arten zu pürſchen. Der Anſtand 73

43. a. Der Bürſchgang (das Schleichen) . . . 78

43. b. Das Bürſchen auf den Ruf in der Brunftzeit . 81

44. Anwendung des Schießpferdes und Bürſchwagens . 84

45. Treiben mit mehreren Jagdleuten und Schützen, (Buſchiren) 85

46. Zutreiben durch einen einzelnen Gehülfen . . 86

47. Anwendung teutſcher Jagdhunde 87

48. Nachtrag zu §. 42 bis 47. 88

49. Verfahren, wenn Edelwild erlegt worden. Vom Verbrechen, Nachhauſeſchaffen, Aufbrechen, Zerwirken und Zerlegen 95

§. Seite
50. Beſtrafung der Fehler gegen weidmänniſche Gebräuche durch das Blatt 99

B. Franzöſiſche oder Parforcejagd.

51. Was unter Parforcejagd zu verſtehen ſei . . 100
52. Nothwendige Erforderniſſe dazu 101
53. Jägerperſonal 101
54. Eigenſchaften eines Parforcejägers 102
55. Auf welche Weiſe er ſolche erlangen kann . . 103
56. Anſprechen des Hirſches 106
57. Ueber den erforderlichen Wildſtand . . . 106
58. Ueber ſchickliches Terrain und Einrichtungen in den Waldrevieren 107
59. Ueber Jagdpferde, deren Eigenſchaften, Wartung und Behandlung außer der Jagd. Wie viel Pferde jedem Individuo der Parforcejägerei zukommen, und wie ſie beim Reiten überhaupt, beſonders aber bei der Jagd zu behandeln ſind 108
60. Allgemeine Bemerkungen über die Meute . . 110
61. Einrichtung des Jägerhofes 110
62. Oeftere Reinigung der Hunde und Ställe, als eins der nöthigſten Erforderniſſe zur Erhaltung der Meute 111
63. Fütterung und Ausführen der Hunde . . . 112
64. Zuzucht 113
65. Pflege und Behandlung junger Hunde . . . 115
66. Verbeſſerung der Race durch Ankauf echt engliſcher oder franzöſiſcher Jagdhunde . . . 116
67. Alljährlich zu wiederholende Reinigungskur . . 117
68. Ausreiten mit der Meute 119
69. Trainjagd 121
70. Vorbereitungen zur Parforcejagd 123
71. Das Vorſuchen 124
72. Auswahl des Jagdhirſches 124
73. Der Direktor gibt die Auszeichnungen an, woran der Jagdhirſch zu erkennen iſt. Das Lanciren . . 124

§. Seite

74. Auswahl des Platzes zum Anlegen oder zur Anjagd. Nie darf ein angeſchoſſener Hirſch und nicht mehr als ein Hirſch an einem Tage gejagt werden. Ueber das Jagen mit Relaishunden . . . 126

75. Das Anlegen auf den lancirten Hirſch, und die Jagd ſelbſt 127

76. Die Cüree 131

77. Vertheilung der Ehrenzeichen, der Läufe nehmlich und der Brüche. Beſtrafung begangener Fehler und das Nachhauſeziehen 132

78. Bekleidung der Jägerei 133

79. Bemerkungen für Jagdliebhaber. Anhang, Jagdſtücke oder Fanfaren 133

Zweites Kapitel.

Vom Elen, Cervus alces, *Linn.*

1. Ueber die weidmänniſchen Ausdrücke . . 135

2—12. Naturgeſchichte . . . . . . 135—146

13. Fang und teutſche Jagd 146

14. Etwas über den Verſuch, das Elen parforce zu jagen 147

15. Verbrechen, Aufbrechen, Zerwirken und Zerlegen . 147

Drittes Kapitel.

Vom Damwild, Cervus dama, *Linn.*

1. Weidmänniſche Ausdrücke 147

2—7. Naturgeſchichte . . . . . . 148—155

8. Benutzung, nebſt Angabe der Zeit, zu welcher ſie am vortheilhafteſten iſt. Mittel, den Brunfthirſch eßbar zu machen 155

9. Wie der Auswechſel zu vermindern, der Zugang aber zu vermehren iſt 156

10. Unterſcheidungszeichen der Fährte des Hirſches von der des Thieres 157

11. Anwendbare Hunde zur Damwildsjagd . . . 157

12. Ueber eingeſtellte Jagen 158

13. Das Einfangen 158

14. Das Birſchen 158

15. Das Verbrechen, Aufbrechen, u. ſ. w. . . . 160

16. Ueber Parforcejagd 160

Zweite Abtheilung, Federwild.

§. Seite
Vorrinnerung, die weidmänniſchen Ausdrücke betreffend 161

Erſtes Kapitel.

Vom Schwan, Anas cygnus, *Linn.*

1—6. Naturgeſchichte . . . 161—168
7. Benutzung 168
8. Jagd 169
9. Aufbrechen 169

Zweites Kapitel.

Vom Trappen, Otis tarda, *Linn.*

1—6. Naturgeſchichte . . . 170—176
7. Benutzung 176
8. Jagd 176

Drittes Kapitel.

Vom Kranich, Grus cinerea, *Meyer.*

1—3. Naturgeſchichte . . . 179—183
4. Benutzung 183
5. Jagd 185

Viertes Kapitel.

Vom Auerhuhn (Auergeflügel), Tetrao urogallus, *Linn.*

1. Erklärung des Ausdrucks Auergeflügel. Verſchiedene Benennungen des Hahnes und der Henne 188
2—9. Naturgeſchichte . . . 188—198
10. Benutzung 198
11 und 12. Jagd. Aufbrechen . . . 199 ff.

Fünftes Kapitel.

Vom Faſan, Phasianus colchicus, *Linn.* (Ph. marginatus, *Meyeri.*)

1. Entſtehung des Namens Faſan. Vaterland und Heimath. Churſächſiſche Befehle wegen Hegung der Faſane 203
2—8. Naturgeſchichte . . . 205—212

§. Seite
9. Das Aufſuchen und Zukaufen der Eier, als Mittel, die Vermehrung zu befördern . . . 212
10. Zum Ausbrüten werden Truthühner angewendet. Behandlung derſelben vor und in der Brütezeit. Verfahren mit den jungen Faſanen, vom Tage des Auskriechens an bis zum Ausſetzen . . 215
11. Krankheiten und deren Behandlung während der Auferziehung 217
12. Wahl des Orts zum Ausſetzen, und ferneres Verfahren 221
13. Fortſetzung 222
14. Das Einfangen überzähliger Hähne . . 223
15. Futter auf der Kirrung . . . 224
16. Der Rauch 224
17. Benutzung der Faſane . . . 225
18. Jagd 225

Sechstes Kapitel.

Vom Focken, Arde nycticorax, *Linn.*

1—6. Naturgeſchichte . . . 228—232
7. Benutzung 232
8. Jagd 232

Dritte Abtheilung, Reißende- und Raubthiere.

Erſtes Kapitel.

Vom Bär, Ursus arctor, *Linn.*

1. Weidmänniſche Ausdrücke . . . 234
2—6. Naturgeſchichte . . . 235—243
7. Benutzung 243
8. Fährten-Auszeichnung . . . 244
9. Zähmung 244
10—17. Jagd und Fang . . 245—252

Zweites Kapitel.

Vom Luchs, Felis lynx, *Linn.*

1. Weidmänniſche Ausdrücke . . . 252
2—7. Naturgeſchichte . . . 253—259

§.		Seite
8.	Benutzung	259
9 und 10.	Jagd und Fang	259—262

Zweiter Abſchnitt, Mitteljagd.

Erſte Abtheilung, Haarwild.

Erſtes Kapitel.

Vom Reh, *Cervus capreolus*, *Linn.*

1.	Weidmänniſche Ausdrücke	263
2—11.	Naturgeſchichte	264—291
12.	Zähmung	292
13.	Benutzung	293
14.	Unterſcheidungszeichen des Bocks von der Ricke	295
15.	Bei der Rehjagd anwendbare Hunde	296
16.	Fang mit Netzen	296
17—19.	Andere Arten Rehe zu fangen und Jagd	298—302
20.	Verbrechen, Aufbrechen ꝛc.	302

Zweites Kapitel.

Von den Sauen, oder vom Schwarzwild, *Sus scrofa*, *Aper*, *Linn.*

1.	Weidmänniſche Ausdrücke	303
2—6.	Naturgeſchichte	305—318
7.	Benutzung	318
8.	Unterſcheidungszeichen des Schweines und Keilers von der Bache	319
9.	Vom Gebrauch des Leithundes	320
10—18.	Von den Hetzhunden, deren Behandlung und vom Hetzen überhaupt	323—336
19—21.	Vom Finder und deſſen Abrichtung	336—340
22.	Von der Anwendung des Schweißhundes	340
23.	Von beſtätigten und unbeſtätigten eingeſtellten Jagen	340
24.	Welche Zeugarten dazu angewendet werden	342
25.	Von der Scheidung der Sauen vom andern mit eingeſtellten Wildbret	342
26.	Wie der Lauf zum Abjagen einzurichten iſt, und wo die Schirme auf demſelben anzubringen ſind	344

§. Seite
27—30. Vom Abjagen . . . 344—346
31. Vom Keſſeljagen 346
32. Von der Streifhetze 346
33 und 34. Vom Bürſchen . . . 348—350
35. Vom Verbrechen 350
36. Vom Aufbrechen 351
37. Vom Zerwirken und Zerlegen 351
38. Von der Sauparforcejagd . . . 351

Zweite Abtheilung, Federwildbret.

Erſtes Kapitel.

Vom Birkhuhn (Birkgeflügel, gabelſchwänziges Waldhuhn), Tetrao tetrix, *Linn.*

1. Ueber die weidmänniſchen Ausdrücke . . 353
2—7. Naturgeſchichte . . . 353—359
10. Benutzung 359
11. Jagd und Fang . . . 359—362

Zweites Kapitel.

Vom Haſelhuhn (Haſelgeflügel, ſchwarzkehliges Waldhuhn), Tetrao bonasia, *Linn.*

1. Weidmänniſche Ausdrücke 363
2—7. Naturgeſchichte . . . 363—368
8. Benutzung 368
9. Jagd und Fang 368

Drittes Kapitel.

Vom lerchengrauen Regenpfeifer (Steinwälzer), Charadrius oedicnemus, *Linn.*

1. Verſchiedene Benennungen . . . 370
2—7. Naturgeſchichte . . . 370—374
8. Benutzung 374
9. Jagd und Fang 375

Viertes Kapitel.

Vom großen Brachvögel, Numenius arquata, *Latham.*

§.		Seite
1.	Verſchiedene Benennungen	376
2—5.	Naturgeſchichte	376—380
6.	Benützung	380
7.	Jagd und Fang	381

Dritte Abtheilung. Reißende- und Raubthiere.

Vom Wolf, Canis lupus, *Linn.*

1.	Er wird zwar zur Mitteljagd gerechnet, darf aber in Sachſen von jedem Jagdberechtigten erlegt werden	382
2.	Weidmänniſche Ausdrücke	382
3—5.	Naturgeſchichte	383—391
6.	Vorſichtsmaßregeln, um Menſchen und Thiere vor ſeinen Anfällen zu ſichern	391
7.	In wie fern Verſuche, ihn zu zähmen und Baſtarde zu ziehen, gelungen ſind	391
8.	Benutzung	392
9.	Fährtenauszeichnung	393
10.	Zur Wolfsjagd anwendbare Hunde	393
11 und 12.	Eingeſtellte Jagen	393—397
13.	Treibjagen ohne Zeug. Andere Jagdarten	397
14.	Vom Wolfsgarten	398
15.	Von der Schießhütte	400
16.	Von Wolfsgruben	400
17.	Fang mit Eiſen	401
18.	Vergiftung	402
19.	Vom Streifen	403

Anhang.

Erſtes Kapitel.

Von dem zur hohen und Mitteljagd gehörigen Jagdzeuge.

1.	Erklärung des Ausdrucks Jagdzeug. Angabe der verſchiedenen Arten	404
2.	Woraus die Tücher verfertigt werden. Anzeige der verſchiedenen Arten derſelben	404
3.	Von den hohen Tüchern	405

§.		Seite
4.	Von den Mitteltüchern . . .	407
5.	Von den halben Tüchern	408
6.	Vom Rolltuche	408
7.	Was verſteht man unter dem Ausdruck: ein Fuder Zeug und wie viel Tücher jeder Art ſind, nebſt Zubehör, auf ein ſolches zu rechnen? . .	408
8.	Anzeige des Zubehörs	409
9.	Ueber das Stellen der hohen, Mittel- und halben Tücher	411
10.	Stellung des Rolltuches und Gebrauch deſſelben beim Abjagen	415
11.	Vom Abheben, Wegſchaffen, Austrocknen und Ausbeſſern des Zeuges	416
12.	Sonſtiger und jetziger Gebrauch der Netze. Angabe der verſchiedenen Arten derſelben, von welchen hier gehandelt werden ſoll	416
13.	Beſchaffenheit und Verfertigung der Hirſchnetze, Angabe des Zubehörs	417
14.	In Rückſicht der Prellnetze gleichen Inhalts mit dem vorigen	418
15.	Beſchaffenheit, Verfertigung, Zubehör und Gebrauch der Saunetze	419
16.	In Rückſicht der Rehnetze gleichen Inhalts mit dem vorigen	419
17.	Von den Wolfsnetzen	420
18.	Stellung, Aufnehmen und fernere Behandlung ſämmtlicher Netze	421
19.	Vom Dupliren überhaupt mit Prellnetzen insbeſondere	423
20.	Vom Knüpfen und Schäften geſprungener Leinen .	423
21.	Beſchaffenheit, Verfertigung, Zubehör und Stellung der Tuchlappen	425
22.	Von den Federlappen	427
23.	Von den Flintern	429
24.	Vom Zeughauſe	430
25.	Vom Zeugwagen	432
26.	Von den Wildkaſten	432

Zweites Kapitel.

Vom Pferde im Allgemeinen und vom Schießpferde und deſſen Abrichtung im Beſondern.

1—16.	Naturgeſchichte	434
17.	Abrichtung	452

Drittes Kapitel.

Vom Thier- oder Wildgarten.

§.		Seite
1.	Allgemeine Bemerkungen	455
2.	Schickliches Terrain zur Anlage eines Thiergartens. Beſtimmung des auf einer gewiſſen Waldfläche eingeſchränkt zu erhaltenden Wildſtandes, in ſo fern Holzwuchs und Böden gut iſt . . .	456
3.	Vorläufige Einrichtung	457
4.	Was bei Anſchaffung des auszuſetzenden Wildes zu beobachten iſt	460
5.	Zweckmäßiges Verfahren bei der erſten Einrichtung und ferneren Behandlung eines Wildgartens, mit Beziehung auf den ſonſtigen Macherischen. Ueber verſchiedene Edelwildabarten, welche in dieſem nicht gefunden wurden	460
6.	Die wenigſten Koſten verurſacht die Anlage eines blos mit Damwild zu beſetzenden Thiergartens .	467
7.	Soll das eingeſchränkte Wild gedeihen; ſo muß auf gehörige Behandlung des Holzes, der Wieſen und des Ackers, nicht weniger auf Erzeugung künſtlicher Aeſungsmittel Bedacht genommen werden. Wie dieſes geſchehen könne	470
8.	Einrichtung und Unterhaltung der Winterfütterung	
9.	Angabe des Verhältniſſes, welches unter den eingeſchränkten Wildarten, dem Geſchlecht und Alter nach, ſtatt finden muß . . .	471
10.	Wie die immerwährende Gleichmäßigkeit dieſes Verhältniſſes zu erhalten iſt	472
11.	Ueber das Bürſchen im Thiergarten . .	473
12.	Ueber das Einfangen . . .	474
13.	Obliegenheiten des Thiergartenwärters . .	474
14.	Vom Caſtriren der Hirſche . . .	475

Einleitung.

Erſtes Kapitel.

Vom Jagdweſen im Allgemeinen.

§. 1.

Schon in den älteſten Zeiten beſchäftigte ſich der Teutſche, wenn er von ſeinen kriegeriſchen Unternehmungen heimkehrte, faſt ausſchließlich, theils zum Vergnügen, theils um ſeinen Körper abzuhärten, mit der Jagd, und zwar jeder Freigeborne auf ſeinem Eigenthume — der Nichtadelige wie der Adelige, der Edelmann wie der Ritter.

Bildung, Betriebſamkeit und Ordnung machten je mehr und mehr, obwohl immer langſame Fortſchritte. Andere Einrichtungen wurden nothwendig und erfolgten. Durch das immer allgemeiner werdende Lehnweſen wurde auch der zeitherige, vorgedachtermaßen freie Jagdbetrieb in ſo fern beſchränkt, daß nur der Lehnsmann mit dem Lehnherrn gemeinſchaftlich zur Jagdausübung befugt blieb; wahrſcheinlich, weil man ſchon damals zu bemerken Gelegenheit fand, daß die für Jeden freie Jagd zu mancherlei Unordnungen Anlaß geben muß, dem arbeitſamen Bürger aber doppelt nachtheilig iſt, indem er dadurch ſeinen eigentlichen Broderwerb zu vernachläſſigen oft bewogen wird.

Alsbald nach der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts ward die ſchon im ſechzehnten entſtandene Idee *) von der Regalität der Jagd als Grundgeſetz angenommen.

Aus dieſem ging in der Folgezeit das Jagdrecht hervor, bildete ſich ſtufenweiſe immer mehr aus und hat ſich, nach mannigfaltigen, von Ort und Zeit abhängigen Verhältniſſen modificirt, bis jetzt erhalten. Vielfältige, zum Theil nützlichere Beſchäftigungen machten es in neuern Zeiten unmöglich, daß jeder, der das Recht zu jagen hatte, es immer perſönlich benutzen konnte. Zunehmende Bevölkerung, vermehrte Bedürfniſſe und daher entſtandene Spekulationen auf Vergrößerung der Einnahmen führten allmählig auf beſſere Einrichtungen in Rückſicht der Forſten und deren Benutzung herbei. Man ſah ſich jetzt nach Leuten um, denen man die Aufſicht über dieſelben und zugleich über die Jagd auftragen konnte.

Durch den Eifer und das Nachdenken dieſer bildeten ſich ſowohl beim Forſt-, als beim Jagdweſen Syſteme, an deren Vervollkommnung von jener Zeit an unabläſſig gearbeitet worden iſt, ſo daß Eins wie das Andere durchaus nicht mehr handwerksmäßig erlernt, ſondern wiſſenſchaftlich ſtudirt werden — ſollte.

In den meiſten Staaten iſt die Forſtverwaltung mit der Jagdverwaltung vereinigt und ich meine, man thut wohl daran, eines von dem andern nicht zu trennen. Dem Forſtmanne gewährt die Jagd bei ſeinen, in unſern Zeiten ſo mühſamen, Geſchäften Erholung; oft iſt ſie es, die ihn in Gegenden ſeines Revieres führt, welche er ſonſt nicht beſucht hätte, und ſo gibt ſie ihm Gelegenheit zu Wahrnehmungen, welche ihm außerdem entgangen ſeyn würden. Der vernünftige Jäger

*) Nach Andern ſoll dieſe ſchon im ſechsten Jahrhunderte entſtanden ſeyn.

aber, dem zugleich der Schutz und die Bewirthſchaftung des Forſtes mit übertragen worden, wird es ſich ſeiner Ehre, ſelbſt ſeines Intereſſes wegen angelegen ſeyn laſſen müſſen, den Wald um der Jagd willen nicht zu vernachläſſigen.

Bei einer Abſonderung hingegen entſteht ein viel ſtärkeres Dienerſchaftsperſonal, welches unter billiger Rückſicht auf die jetzige Theuerung der Lebensmittel und aller Bedürfniſſe anſtändig bezahlt werden muß, wenn man die Sünde nicht auf ſich laden will, dem ſonſt redlichen Manne zu Veruntreuungen Anlaß zu geben. Auch ſind in gedachtem Falle beſtändige Uneinigkeiten zwiſchen dem Forſtmanne und Jäger unvermeidlich. Der erſte wird immer ein geſchworner Feind alles Wildes*) ſeyn, der letzte den Wildſtand nie ſtark genug haben können; denn ihm liegt die Erhaltung der Forſte nicht am Herzen.

Das Forſtweſen wurde ſeit einigen Jahrzehenden durch vereinte Bemühungen der wackerſten Männer zu einem hohen Grade von Vollkommenheit getrieben; hier und da ſcheint man ſogar nicht weit von Uebertreibung bis zur Gartentändelei entfernt zu ſeyn. Nicht ganz ſo iſt es mit der Jägerei. Sie iſt ſeit den letzten 50 Jahren, was beſonders das höhere Fach derſelben betrifft, offenbar im Verfall.

Weit entfernt, es zu tadeln, daß die Großen immer mehr davon zurückkommen, der Jagd wegen einen Aufwand zu machen, welcher zum allgemeinen Wohl zweckmäßiger verwendet werden kann; daß man billige Rückſicht darauf nimmt, wie viel koſtbare Zeit dem Landmanne vorher durch die häufigen Jagdfrohne verloren ging, welche er jetzt, wenn er ſonſt will, dem beſſern Betriebe ſeiner Wirthſchaft widmen kann; daß man faſt überall die Wildbahn nur ſo erhält, daß den

*) Es iſt kaum nöthig zu erwähnen, daß unter dem Worte Wild ſämmtliche wilde Thiere verſtanden werden.

Aeckern, Wieſen und Holzungen dadurch gar kein, oder doch ein höchſt unbeträchtlicher Schade zugefügt wird: ſo iſt es doch nicht zu läugnen, daß die, welche allem, was Wild heißt, den Tod und allen Jägern ewigen Haß geſchworen zu haben ſcheinen, in ihrem heiligen Eifer zu weit gehen. Um bei dieſen Herren ſelbſt anzufangen, ſo möchte man ſie doch fragen, ob nicht viele von ihnen herzlich gern einen Wildbretsbraten in ihren Schüſſeln ſehen und ob es ihnen nicht recht unangenehm ſeyn würde, dieſe Leckerſpeiſe für immer zu entbehren? Sollten ſie nicht auch bedenken, daß die Jagd eine der ſparſamen Vergnügungen iſt, welche der Landesherr im Freien genießen kann? daß er durch die Reiſen, die er dabei macht, wie bei der Jagd ſelbſt, genauer mit ſeinem Lande, auch, wenn er will, mit ſeinen Unterthanen bekannt wird?. Soll nun der Landesherr ſich mit der Jagd beſchäftigen, ſo kann er dies nicht allein thun. Er muß Leute haben, welche die Sache anzuordnen verſtehen, und dieſe müſſen wenigſtens auf einen Wildſtand halten, welcher jenem die Beſchwerde Meilen weit danach zu reiſen, lohnt.

Gäbe es daher auch keine andern Gründe, aus welchen die Jagdkunde ein gründliches Studium fordern könnte, ſo würde doch ſchon das Geſagte hinreichen müſſen, um Jeden, der ſein Fortkommen als Jäger finden will, zu einem ſolchen anzutreiben; denn begreiflicher Weiſe gehören mannigfaltige Kenntniſſe, Erfahrungen und Kombinationen dazu, um das Vergnügen des Herrn mit dem Intereſſe des großen Ganzen auf dem beſtmöglichſten und ſicherſten Wege zu vereinigen.

§. 2.

Aber nicht allein für den, welcher auf höhere Jagdbedienungen Anſpruch macht, ſondern auch für den untern Forſtbedienten, wie für den Revierjäger auf Rittergütern, ſind mancherlei Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten unentbehrlich. Ich will mich daher bemühen, jeden, der ſich der Jägerei zu widmen gedenkt, auf das

aufmerkſam zu machen, was er von der Natur erhalten haben und zu erlernen ſtreben muß, wenn er ſeinem Fache Ehre und auf Verſorgung mit Recht Anſpruch machen will.

Der Jäger muß eine feſte, durch keine Strapazen zu erſchütternde Geſundheit, ein ſcharfes Auge, feines Gehör, gefälliges Aeußere — mit einem Worte eine gute körperliche Konſtitution — beſitzen. Mit dieſen Eigenſchaften müſſen Redlichkeit und Treue, Thätigkeit und Wachſamkeit, Selbſtbeherrſchung, Verſchwiegenheit, Gegenwart des Geiſtes, ſchneller Ueberblick, ein gutes Gedächtniß und reine Sitten vorzugsweiſe ſich vereinbaren; an dieſes alles die unentbehrlichen Zweige des Wiſſens und Könnens ſich anſchließen.

Bei einem jungen Manne, welchem Vermögen und conventionelle Verhältniſſe Ausſichten auf höhere Staatsbedienungen eröffnen und der unter dieſen Ausſichten das Forſt- und Jagdweſen in ſeinem ganzen Umfange recht eigentlich ſtudiren will und muß, darf man mit Grunde vorausſetzen und fordern, daß er, im väterlichen Hauſe mit den nöthigen Vorkenntniſſen ausgerüſtet, auf einem der vorzüglicheren Forſt-Lehrinſtitute gnügliche wiſſenſchaftliche Bildung zu erhalten ſtreben werde.

In der Natur der Sache liegt es, daß in dieſen Lehrinſtituten — beſonders in Rückſicht der Jagdkunde meiſt nur theoretiſche Kenntniſſe erworben werden können. Daß aber in keinem Fache des Wiſſens es nöthiger ſei, als in dieſem, unter der Leitung eines praktiſch erfahrnen, geſchickten Lehrers — der in jetzigen Zeiten allerdings nicht leicht zu finden ſeyn wird — ſo bald als möglich von der Theorie zur Praxis überzugehen, darin ſtimmt ſicher jeder Sachkundige dem Verfaſſer eben ſo unbedingt bei, als darin, daß gerade hierdurch eigenes, eifriges und anhaltendes Studiren im Buche der Natur, welches ſtets vor Jedem offen da liegt, auch für den, der es zu benutzen verſteht, immer wahr und klar ſich ausſpricht, mehr

Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten erworben werden können, als der beſte Lehrer im Hörſale mitzutheilen vermag.

Den letzt erwähnten Weg ſchlug der Verfaſſer des gegenwärtigen Werkes vorzüglich ein; ihn verfolgend, durfte er endlich an die Bearbeitung deſſelben ſich wagen. Ein ſchöner, großer Lohn wurde ihm ſchon für die erſte Ausgabe deſſelben durch den Erwerb der Achtung eines großen und ehrwürdigen Theiles des Publikums, für welches er arbeitete.

Mögen recht Viele ihm glücklich nachfolgen. — Von ſolchen Subjekten hingegen, welche, in Verhältniſſen ſtehend, unter welchen ſie diejenigen umfaſſenden Kenntniſſe ſich nicht erwerben können, um auf höhere Forſt- und Jagdbedienungen Anſprüche machen zu dürfen, die ſich daher blos zum Revierförſter und Revierjäger qualificiren wollen, wird an Vorkenntniſſen weit weniger verlangt; nehmlich: gut und geläufig leſen, ſchön und richtig ſchreiben, feſtes Innehaben aller Theile der niedern Rechenkunſt (Arithmetik) und der Anfangsgründe der Meßkunſt (Geometrie).

So ausgerüſtet betrete und verfolge der junge Mann gedachter Klaſſe rückſichtlich des Jagdweſens den im nächſtfolgenden Paragraphen näher zu bezeichnenden Pfad.

§. 3.

Er ſuche zuvörderſt einen tüchtigen Lehrherrn, welcher ihm Anweiſung zu geben im Stande iſt, ſämmtliche Gewehrarten geſchickt und zweckmäßig zu gebrauchen, den Werth oder Unwerth derſelben gründlich zu beurtheilen, ſie gut und nett zu putzen, auch kleine Beſchädigungen zu repariren. (Zu dem Allen ſoll im erſten Anhange des dritten Theiles dieſes Werkes, welcher auch die leichteſte Methode, ſich zum guten Schützen zu bilden, enthält, Anleitung gegeben werden.) Ueber die natürlichen Eigenſchaften jeder Wildart, wie der zum Jagdbetriebe mittelbar anzuwendenden Thiere, die-

ſen ſeinen Lehrling zu belehren, kann der verſtändige Principal vorzüglich Gelegenheit finden, wenn er mit ihm die Jagd praktiſch betreibt; doch muß hiermit — wenn das Weidwerk nicht zum Handwerk herabſinken ſoll — Unterricht in der Stube und verſtändiges Leſen guter Schriften für das Jagdfach verbunden ſeyn. Zu gleicher Zeit wird der Lehrherr, ſeiner Pflicht gemäß, ihn 1. hirſch- und fährtengerecht machen, d. h. er wird ihm Anweiſung geben, jede Wildart an dem Tritte, den ſie im Erdboden zurückläßt, und nach der Stellung dieſer Tritte bei jeder Bewegungsart zu erkennen, auch die Stärke jedes einzelnen Stückes richtig zu beurtheilen. Dann muß er ihn 2. anleiten, jagdgerecht zu werden, (d. h. ihn lehren, eine Wildbahn zweckmäßig zu behandeln und jede Jagdart gehörig zu betreiben), ihm die Kenntniß und den Gebrauch alles Jagdzeuges beibringen; ihm die Mittel an die Hand geben, dem Wilde anzukommen (ſich, um demſelben Abbruch zu thun, unbemerkt zu nähern), auch nicht verſäumen, ihn zu der Abrichtung und Behandlung der zum Jagdbetriebe erforderlichen Hunde umfaſſenden Unterricht zu geben. Nächſtdem muß 3. der Lehrling von ihm lernen:

a) bei jeder vorkommenden Gelegenheit in der eingeführten Weidmannsſprache ſich kunſtmäßig — richtig auszudrücken;

b) alles erlegte Wild nach Weidmannsgebrauch reſpective aufzubrechen, auszuwerfen oder auszuziehen, aus der Haut zu ſchlagen, abzuſchwarten (zu zerwirken), oder zu ſtreifen, dann die zur hohen und Mitteljagd gehörigen, eßbaren Arten zu zerlegen.

§. 4.

Sonſt, ehe der wirkliche, zum Theil auch nur eingebildete, Holzmangel eintrat, ehe die überall ſo anſehnliche Zunahme der Menſchenzahl es nöthig machte, die Vermehrung des Viehſtandes, und den Ertrag der

Felder und Wieſen auf einen möglichſt hohen Grad zu treiben, war es eben nicht ſchwer, eine Wildbahn in gutem Stande zu erhalten. Fand man damals in derſelben nur von jeder Wildart eine recht große Quantität, ſo beſtand der Jäger, deſſen Aufſicht ein Revier anvertraut war, gewiß mit Ehren.

Jetzt, da ſo viele Rückſichten täglich nothwendiger werden, hat der Jäger mit weit mehr Schwierigkeiten zu kämpfen, wenn er bewirken will, daß der Wildſtand mit dem Flächeninhalte des Revieres und beſonders mit dem Holzbeſtande deſſelben in gehörigem Verhältniſſe ſtehe, ſo daß die Jagd dem Grundherrn Nutzen und Vergnügen gewähre, ohne die bürgerliche Geſellſchaft auf irgend eine Weiſe weſentlich zu beläſtigen. Er vergeſſe deshalb nie, daß jeder Einzelne ein unbeſtreitbares Recht auf eine mit dem Geſetze im Einklange ſtehende, beſtmögliche Benutzung ſeiner Grundſtücke hat, daß alſo, ohne eine Ungerechtigkeit zu begehen, dieſer Benutzung auf keine Weiſe Eintrag geſchehen dürfe — am wenigſtens durch die Jagd, die in ökonomiſcher und merkantiliſcher Rückſicht nur als eine, an ſich nicht einmal anſehnliche Nebennutzung erſcheint; als Vergnügungsſache angeſehen, kaum irgend eine Berückſichtigung zuläſſig macht; ja ſelbſt als Hülfsmittel zu neuen Entdeckungen im Gebiete der Naturkunde betrachtet, nur dann mit in Anſchlag kommen mag, wenn dieſer Zweck ohne weſentlichen Nachtheil eines Dritten erreicht werden kann. Befolgt er dieſen Grundſatz gewiſſenhaft, ſo darf er ſich durch das Geſchrei, welches jetzt gewöhnlich erhoben wird, ſobald man da, wo ſonſt beträchtlicher Wildſchaden, ohne ein Wort zu ſagen, ertragen wurde, nur ein Stück Wild bemerkt, nicht weiter irre machen laſſen. Entſpränge aber ja durch den vorhandenen Wildſtand für irgend Jemanden wirklich ein fühlbarer Schade; ſo ſorge der Jäger dafür, daß dasjenige Wild, welches ihn verurſachte, weggeſchafft, dem Beſchädigten aber eine billige Schadloshaltung gewährt werde. Er verſäume es daher nie, in dergleichen Fäl-

len ſeinen Vorgeſetzten, oder ſeinem Herrn unmittelbar, bei Zeiten Vorſtellungen zu machen, weil Zuvorkommen von Seiten der Herrſchaft ſelbſt den Unterthan für die Folge zu billigen Forderungen geneigt machen wird.

§. 5.

Diejenige Wildart, welche Aeckern und Wieſen den weſentlichſten Schaden zufügen kann, iſt unſtreitig die wilde Sau. Unter allem zur hohen und Mitteljagd gehörigen Wilde vermehrt ſie ſich am ſchnellſten, und durch die Art ſich Aeſung (Nahrung) zu verſchaffen, gibt ſie gar leicht zu gerechten Klagen Anlaß. Deshalb darf ſie entweder gar nicht, oder nur mit vieler Vorſicht und in Vermachungen gehegt werden.

Das Roth- oder Edelwild iſt im Ganzen weit weniger ſchädlich, wenn der Beſtand nicht zu ſtark iſt. Auch kann man es durch Hüten leichter von jungen Gehauen und Aeckern zurückhalten.

Damwild iſt vorzüglich dem Walde nachtheilig, weil es die ganz jungen Schläge durch das Verbeißen des Aufſchlages, des Anfluges, beſonders aber des Stockausſchlages ungemein niederhält; in ältern aber, durch das Abſchälen der Stämme, der Ziege gleich, an den meiſten Holzarten viel Unheil anrichtet. Es ſollte alſo im Freien gar nicht, ſondern höchſtens in Thiergärten, deren Lage ſo wäre, daß darin nur Erlenholz wüchſe, welches keine Wildart leicht angeht, geduldet werden. Uneingeſchränkt laſſe man es nirgends überhand nehmen; denn unter allem bei uns einheimiſchen Haarwilde iſt es das, welchem man ſeiner Scheue wegen am ſchwerſten Abbruch thun kann.

Rehe, im Uebermaaße gehegt, ſind gleichfalls dem jungen Walde eine Geißel und werden darin ſo leicht einheimiſch, daß ſie ſelbſt durch Hüten nicht daraus zu verdrängen ſind. Auch ihr Beſtand darf aus dieſem Grunde nicht zu ſtark ſeyn.

Alles, was zur Niederjagd gehört, ſchadet — Raubthiere und Kaninchen ausgenommen, welche zu je-

der Zeit und überall verfolgt werden müſſen — nicht leicht. Doch können auch Haſen, wenn ſie in Menge vorhanden ſind, den Feldern, beſonders in harten Wintern, jungen Laubholzſchlägen überhaupt, vorzüglich aber dem Buchenkernwuchſe läſtig werden. Gartenbeſitzer werden ſich durch feſte Umzäunungen und durch das Bewinden der jungen Obſtbäume mit Stroh leicht ſchützen.

Faſane fügen, im Uebermaaße gehegt, den Gärten und Feldern vielen Schaden zu, weil ſie davon auf keine Weiſe zurückzuhalten ſind, und faſt alle Sämerei und grüne junge Pflanzen zu ihrer Nahrung wählen; auch geben ſie, wenn ſie in der Nähe einer Stadt zu emſig geſchont werden, Gelegenheit zur Vermehrung der Ratten und Mäuſe. Denn keine Wildart hat von Natur weniger regen Inſtinkt, ſich den Nachſtellungen der wilden und zahmen Raubthiere zu entziehen. Dieſen muß daher mit allem Fleiße durch den Fang mit Eiſen und Fallen nachgeſtellt werden, wenn die Faſanerie nicht zu Grunde gehen ſoll. Da nun vorzüglich die Katzen den Faſanen nachgehen, ſich aber auch im Eiſen ſehr leicht fangen; ſo kann es nicht fehlen, daß ihre Zahl ſich gar ſehr vermindert. Auch finden die, welche ja entgehen, leichter eine leckerere Beute an den Faſanen, als an Ratten und Mäuſen. Sie ziehen ſich daher aus den Gebäuden weg nach dem Gehege, ſo daß in einem wie in dem andern Falle die Vermehrung des Ungeziefers mit der der Faſanerie gleichen Schritt halten muß.

§. 6.

Um das zur hohen und Mitteljagd gehörige Wild (ſ. u. §. 26.) von den Fluren zurückzuhalten, hat man in verſchiedenen Gegenden die Wälder umzäunt. Ich meines Theils würde für dieſes Verfahren im Großen nicht leicht ſtimmen.

Schon die erſte Herſtellung einer ſolchen Vermachung iſt mit anſehnlichem Holz- und Koſtenauf-

wand verbunden, und dieſer wird durch alljährliche Ausbeſſerung, wie durch die unumgänglich nöthigen Gatterwerke zur beſondern Anſetzung der Schonungen, welche ohne Umſetzung vom Wilde, weil es ſich nicht gnüglich ausbreiten kann, völlig zu Grunde gerichtet werden würde, beträchtlich vermehrt. Nächſtdem müſſen die Wieſen, welche in dergleichen großen Thiergärten liegen, der Natur der Sache nach, die Sommeräſung für das Wild größtentheils hergeben; ſie können alſo faſt gar nicht für die Viehwirthſchaft benutzt werden. Der hierdurch entſtehende Schade iſt anſehnlich! — Lieber zahle man den Grundeigenthümern und ganzen Dorfſchaften, deren Felder dem Wildſchaden ausgeſetzt ſind, jährlich ſo viel an baarem Gelde, als die Unterhaltung der nöthigen Hutleute, welche mit kleinen Hunden das Wild von den Feldmarken zurückdrängen, koſten kann. Räthlicher würde es vielleicht auch ſeyn, im Walde die Schonungswächter abzuſchaffen und, wie oben gedacht, die jungen Holzſchläge mit leichtem transportabeln Gatterwerk ſo lange zu umſetzen, bis ſie vom Wilde nicht mehr verbiſſen werden können. Das Verſcheuchen des Wildes von den Wieſen, welche in den Wäldern liegen, dürfte aber dann freilich nicht geſtattet werden; auch darum nicht, weil ſonſt das Wild aus Unruhe und Bedürfniß ſich nach den Feldern zu drängen nicht aufhören kann. Mir ſelbſt ſind Reviere bekannt, wo das Unterlaſſen der Verſcheuchung deſſelben von den Wieſen den größten Nutzen für die Felder ſchon ſeit vielen Jahren äußert. Entfernte man dort die Wächter von den Schonungen und umzäunte dieſe, ſo würde das Wild noch mehr Ruhe haben und faſt gar nicht in die Felder gehen. Ich muß hier noch einmal erwähnen, daß ich nur von Rothwild und Rehen ſpreche; denn Schwarz- und Damwild ſollte, wie ſchon geſagt, überall nur in ſehr geringer Zahl vorhanden ſeyn.

Zuſatz. Der Verfaſſer, der in Nr. 49. des Journals für das Forſt-, Jagd- und Fiſche-

reiweſen, herausgegeben von G. L. Hartig, Jahrgang 1806 eingerückten Abhandlung über den juridiſchen Theil des vorliegenden Handbuches wird finden, daß ich ſeine Winke in mancher Rückſicht nicht nur beherzigt, ſondern auch benutzt habe. Ich glaube darüber Rechenſchaft ſchuldig zu ſeyn, warum ich in Rückſicht der von ihm — wie von Herrn Ober-Forſt-Aſſeſſor Meyer zu München, in deſſen Forſtdirektionslehre Bd. I. §. 85. — deſiderirten genauen Beſtimmung eines normalen Wildſtandes für ein gegebenes Revier, auch in dieſer neuen Ausgabe bei den §. 5—8. aufgeſtellten Sätzen es habe bewenden laſſen.

Stimmt nehmlich jeder in praxi ſich bewährte Forſtmann der Aeußerung des Pr. F. L. Walther in §. 2. der Einleitung zu deſſen Lehrbuche der Forſtwiſſenſchaft (zweite Ausgabe) „daß die Forſtkunde keine Grundſätze — ſtets nur generelle Regeln, nie univerſelle habe," bei: ſo wird um ſo weniger der irgend erfahrne Weidmann in Abrede ſtellen, daß dieſe Aeußerung noch nähere Beziehung auf die Jagdkunde im Allgemeinen und eine ganz genaue auf den vorliegenden Fall im Beſondern habe. Denn unter Berückſichtigung der in dieſem Betracht faſt von jeder einzelnen Landesſtelle ſo abreichend motivirten und modificirten kameraliſtiſchen Maximen, der Verſchiedenheit der Waldbewirthſchaftungsmethoden, der nothwendigen Beachtung der in einem und demſelben Jagdterritorium oft ſo mannigfaltig veränderten Verhältniſſe in Hinſicht auf Klima, auf Boden, auf Lage, auf Waldbeſtand, auf Servituten und Obſervanzen — wird es ohne Weiteres einleuchtend werden, daß es zu den Unmöglichkeiten gehört, auch nur generelle Regeln darüber aufzuſtellen, wie ſtark der Wildſtand rückſichtlich der verſchiedenen Wildarten und der Geſchlechter jeder Art im Freien ſeyn dürfe und könne, ohne auf Feld-, Wieſen-, Vieh- und Waldwirthſchaft weſentlich nachtheilig zu wirken.

Mehrere ſehr achtungswerthe Männer haben ſich dennoch an der Löſung dieſer Aufgabe verſucht und die aus derſelben hervorgegangenen Reſultate bekannt gemacht.

So z. B. ſagt

1. der Herr Graf v. Mellin — nach Meyers Forſtdirektionslehre Bd. I. §. 84. — in der Beilage A. S. 76. zu Webers Abhandlung über die Einführung der Wildſteuer: es könnten auf einer Waldfläche von 1000 Magdeburger Morgen ohne beſondern Schaden 20 St. Edelwild, 30 St. Damwild, und in einer bruchigen Gegend, noch 20 St. Sauen beſtehen;
2. v. Burgsdorf in ſeinem Forſthandbuche (Th. II. §. 318.): auf einer mit dem Weidgange von 230 St. Rindvieh und 1200 Schafen beläſtigten Waldfläche an 4000 Magdeb. Morg. könne — nach Abzug von 666⅔ Morg. für umzäunte Schonungen und, vorausgeſetzt, daß 1 St. Edelwild 8 Morg., 1 St. Damwild 4 Morg., 1 St. Rehwild 6 Morg. zu ſeinem Unterhalte bedürfe — ein Stand a) von 152 St. Edelwild, oder b) von 300 St. Damwild, oder c) von 202 St. Rehwild, oder d) 219 St. Edel-, Dam- und Rehwild im Gemenge, unterhalten werden;
3. Meyer in ſeiner Forſtdirektionslehre (Th. I. §. 82—84.), daß nach den angenommenen Skalen für den Schaden, welcher von verſchiedenen Wildgattungen an verſchiedenen Holzarten, unter regelmäßiger Anwendung einer oder der andern der jetzt anerkannt pfleglichen Waldbewirthſchaftungsmethoden, dem Forſte zugefügt werden möchte, auf einer Buchenhochwaldfläche *)

*) Der Kürze wegen übergeht man die für Eichenhochwald gemiſchten und reinen Niederwald aufgeſtellten Berechnungen.

von 4000 Normalm. (1 Normalm. = 40,000 □' rhein. nach §. 40. Bd. 2. b.) der Stand auf 100 St. Edelwild, oder auf 109 St. Edel- und Rehwild, ¾ des erſtern und ¼ des letztern im Gemenge zu berechnen ſeyn würde.

In einer Waldung von 40,000 (Meyerſchen) Normalmorgen ſollen folglich zu unterhalten ſeyn:

nach Nr. 1.

1273 St. Edelwild, 1699 St. Damwild und 1273 St. Sauen neben einander;

nach Nr. 2.

a) 2345 St. Edelwild, oder b) 4629 St. Damwild, oder c) 3117 St. Rehwild, oder d) 3379 St. Edel-, Dam- und Rehwild neben einander;

nach Nr. 3. im Buchenhochwalde

a) 1000 St. Edelwild, oder b) 818 St. Edelwild und 272 St. Rehwild neben einander.

Ohne bei der Unterſuchung der Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Annahmen, von welchen Burgsdorf und Meyer bei ihren Berechnungen ausgingen, zu verweilen — worüber Vieles geſagt werden könnte und müßte, wenn eine Recenſion geſchrieben werden ſollte — will man dem ſachverſtändigen Publikum nur folgende Fragen zur Beherzigung vorlegen:

Wo fand ſich im Freien je ein Wildſtand von der unter 1 und 2 angegebenen Stärke in einem Reviere von der geſetzten Größe? und hätte ein ſolcher ſtatt finden können, ohne nicht nur den Waldbeſtand, ſondern auch die in- und umliegenden Feld- und Wieſengrundſtücke in kurzer Zeit zu ruiniren? —

Iſt es nicht höchſt wahrſcheinlich, daß — ſelbſt unter den günſtigſten Verhältniſſen aller Art — die Unterhaltung eines Wildſtandes, wie der unter Nr. 3. berechnete, früher oder ſpäter ähnliche Folgen wie die nach dem Vorhergehenden als unvermeidlich vorauszuſetzenden nach ſich ziehen werde? —

Wer — ſei er Gutsherr, oder höherer oder niederer Jagdofficiant — dürfte es in unſern Zeiten wagen, irgendwo einen noch um die Hälfte gegen den vorerwähnten verminderten Wildſtand herzuſtellen, ohne von einer Legion unberufener, übermüthiger Schreier und Skribler als Böſewicht, als Unmenſch, der ſich einer vor Gott und Gemeinweſen unverantwortlichen Sünde ſchuldig mache, öffentlich angeklagt, von der Forſtpolizeibehörde hier einmal über das andere zur Verantwortung, dort — ſelbſt als Diener — zur Strafe gezogen und zu einem Schadenerſatze verurtheilt zu werden, der, ausgemittelt zur unrechten Zeit oder von Perſonen, denen es oft an gnüglicher Sachkenntniß, öfter noch an gutem Willen fehlt, der übernommenen Verpflichtung Genüge zu leiſten, den wahren Werth der beſchädigten Sache um das Doppelte überſteigt? —

Wem in Folge des Geſagten die Unmöglichkeit, generell anwendbare und ausführbare Regeln zur Beſtimmung eines im Freien zu unterhaltenden normalen Wildſtandes auf irgend einem Wege auszumitteln, nicht einleuchtet, der ſtelle deren ſo viele auf, als er Luſt und Zeit dazu hat. Der Verfaſſer kann ſich nicht dazu entſchließen, ſein Publikum durch unnütze Schreiberei in vergebliche Unkoſten zu ſetzen *).

---

*) Kurz vor der Abſendung des Manuſkriptes zur Druckerei war ich im Stande, mir G. L. Hartigs Lehrbuch für Jäger ꝛc. — wovon mein eigenthümliches Exemplar mir abhanden gekommen iſt — zu verſchaffen.

Ich glaube, meinen Leſern die Mittheilung der Anſicht dieſes, in ſeinem eigentlichſten Fache — der Forſtkunde — klaſſiſchen, in dem, meiner Meinung nach, verſchwiſterten, — der Jagdkunde — in vieler Beziehung achtbaren Schriftſtellers, rückſichtlich des oben erörterten Gegenſtandes, auszugsweiſe ſchuldig zu ſeyn.

Herr Hartig ſtellt (Bd. II. S. 33.) folgende Regeln für einen, in keiner Hinſicht übertriebenen Frühlingswildſtand auf:

„Für jedes Tauſend Morgen Wald (zu 160 □' rhein.) im Durchſchnitt genommen, kann derſelbe — den jährlichen Zuwachs ungerechtet — ſich belaufen:

§. 7.

Um den Schaden, welcher dem Walde zur Winterzeit durch das Wild zugefügt werden kann, nach Möglichkeit zu mindern, den Wildſtand ſelbſt aber zu

---

1. In großen, zuſammenhängenden Waldungen, wo das Wild die Felder niemals erreicht;
   a) in Laubholzrevieren, die mit Eichen und Buchen vermengt und hinlänglich mit guten Waldwieſen verſehen, oder ſonſt grasreich ſind, auf
   8 St. Edelwild, 8 St. Rehe, 6 Sauen; alſo in 6000 Morgen auf 48 St. E. W., 48 R., 36 S.
   b) In Nadelholzrevieren auf
   6 St. E. W., 6. R, 3 S.; alſo in 6000 Morg. auf 36 St. E. W., 36 R., 18 S. ohne weſentlichen Nachtheil für den Wald;
2. in Gegenden, wo mehrere Tauſend Morgen zuſammenhängenden Waldes von Feldern begrenzt werden,
   a) im Laubholze, wie oben beſtanden, auf
   4 St. E. W., 8 R., 2 S.; alſo in 6000 Morg. auf 24 St. E. W., 48 R., 12 S.;
   b) im Nadelholze auf
   3 St. E. W., 6 R., 1 S.; alſo in 6000 Morg. auf 18 E. W., 36 R., 6 S., ohne weſentlichen Nachtheil für Feld und Wald.
3. In Gegenden, wo einige Hundert Morgen, oder weniger in den Feldern liegen, wird es kaum möglich ſeyn — bei gänzlicher Verbannung der Sauen —
   a) im Laubholze, wie oben beſtanden
   2 St. E. W., 8 R.;
   b) im Nadelholze
   2 St. E. W., 6 R., ohne großen Schaden für Feld und Wald zu unterhalten."

„Selbſt bei obigen Anſätzen iſt es immer noch nöthig, das Wild durch tragbare Waldwieſen im Sommer, durch gut und reichlich unterhaltene Fütterungen im Winter von den jüngern Holzſchlägen ſo viel als möglich abzuziehen; auch da, wo es der Aeſung wegen im Frühling, Sommer (und Herbſte) in die Felder wechſelt, durch aufgeſtellte Wildwächter es davon abtreiben zu laſſen." —

Der Verfaſſer des gegenwärtigen Werkes kann — ſo ſehr er die Verdienſte des Herrn Staatsrathes Hartig anerkennt und ſo aufrichtig er denſelben verehrt — nicht umhin, zu Vorſtehendem Folgendes zu bemerken:

Zu 1. Auch die ausgedehnteſte, zuſammenhängendſte Waldung wird von Feldern begrenzt. Der leckern Feldäſung wegen wird im Frühlinge, Sommer und Herbſte ſich das Wild immer in die anſtoßenden Vorhölzer ziehen, von da in die Felder wechſeln, der Fall aber durchaus nicht eintreten können, daß dies „niemals" geſchehe. Soll dieſes „niemals" die conditio sine qua non für die Annahme jener Wildſtandsnorm ſeyn, ſo bedurfte es der Aufſtellung derſelben gar nicht.

erhalten, muß man auf die Anlagen der Fütterungen für Edel- und Schwarzwild bei Zeiten bedacht ſeyn.

Für das Edelwild wende man dazu Eicheln an, welche, wenn deren vorhanden ſind, im Herbſte geleſen werden — auch Roßkaſtanien, Kartoffeln (Solanum tuberosum) und Erdäpfel (Helianthus tuberosus). Dieſen füge man etwas an Heu bei. Wären vorgedachte Früchte nicht zu haben, ſo muß deren Stelle durch Hafer erſetzt werden; nie aber würde ich mehr auf ein Stück Rothwild, als bei dem härteſten Winter täglich höchſtens den vierten Theil einer Dresdner Metze Hafer oder Eicheln und anderthalb bis zwei Pfund Heu bewilligen.

Zu dieſer Fütterung wähle man einen freien Platz im Holze, laſſe dort ein kleines Häuschen zur Verwahrung des Hafers und eine Heuſcheuer ganz leicht bauen. Von den vorher angefahrnen Vorräthen wird

---

Zu 2. Zuwechſel wie Auswechſel kann bei freier Wildbahn nirgends und nie fehlen. Wenn dem ſo iſt, ſo erſcheint jede Berechnung obiger Art als unhaltbar und immer kommt man am Ende wieder auf den einzig wahren Satz hinaus: „Die freie Wildbahn muß, mit ſteter Rückſicht auf örtliche Verhältniſſe und Jahreszeit, ſo behandelt werden, daß das Intereſſe des Waldeigenthümers und Jagdberechtigten, wie das der Feldgrundſtückbeſitzer ſo wenig als möglich gefährdet wird. Aufſtellung genereller Wildſtandsnormen gehört daher im Freien zu den Unmöglichkeiten und muß den Stubenjägern und Papierrechnern — zum Zeitvertreibe — überlaſſen bleiben.

Zu 3. Dem Herrn Staatsrath Hartig wird es ſchon von ſelbſt einleuchtend geworden ſeyn, daß unter den hier angenommenen Lokalverhältniſſen die Erhaltung eines Reh-Standes in den meiſten Fällen problematiſch, die des Edelwild-Standes in praxi überall undenkbar ſeyn muß.

Noch dürften die oben erwähnten ſchreib- und rechenluſtigen Stubenjäger dem Herrn Staatsrathe vielleicht — wie dem Verfaſſer dieſes Werkes einſt — den Vorwurf machen, daß er bei Aufſtellung obiger Wildſtandsſkalen eine nähere Beſtimmung der Geſchlechter bei jeder Wildart nicht beachtet habe; Ueberlaſſen wir das ihnen!! Zur zweiten Ausgabe.

täglich ſo viel Heu, als nöthig iſt, auf errichtete Raufen geſteckt, die Eicheln aber und der Hafer in kleinen, möglichſt vereinzelten Häufchen kreisförmig herumgeſchüttet. Wird das Wild an der Fütterung nicht beunruhigt oder gar beſchoſſen, ſo wird ſich daſſelbe ſehr bald und zu jeder beliebigen Zeit herantreiben oder rufen laſſen.

Auch ſorge man dafür, daß ſämmtliche Nadelholz- und Laubholzhochwaldhauungen ſo zeitig als möglich unternommen werden, damit bei tiefem oder berindetem Schnee das Wild überhaupt, beſonders aber das leckere Reh, Aeſung an den Knospen und an der Schale des gefällten Holzes findet. Sind dann die Schonungen auch nicht umſetzt, ſo wird denſelben das Wild doch um Vieles weniger zur Laſt fallen.

Sauen werden auf der Fütterung am beſten und wohlfeilſten mit Eicheln, Kartoffeln *), Malz und wildem Obſte unterhalten. Hiervon ſchüttet man in einer beliebigen Entfernung von funfzehn bis zwanzig Schritten mehrere kleine Portionen, einem Wege oder einer Wildbahne entlang, hin, damit ſich die Sauen auf dem Futterplatze vertheilen können, und ſo die Schweine und ſtarken Sauen nicht alles abnehmen, ohne den Schwächern etwas zu überlaſſen **).

Bei der niedern Jagd ſind für Haſen die Fütterungen ſelten nöthig; doch muß bei ſehr harten, ſchneereichen Wintern auch für ſie dadurch geſorgt werden, daß man in verſchiedenen Feldgegenden Möhren, Kohl und gutes Heu, oder, beſſer, Erbſenſtroh herumſtreuen läßt. Die Rebhühner aber werden ſo zeitig

---

*) Kartoffeln müſſen außer einer Vermachung überall ſo wenig als möglich gefüttert werden, weil ſonſt das Wild die neuen und vorjährigen Kartoffelfelder mit doppelter Lüſternheit anfällt.

**) In Rückſicht des hier und im Vorhergehenden erörterten Gegenſtandes ſ. das Ausführlichere in der, Laurops Annalen der Forſt- und Jagdwiſſenſchaft, Bd. I. Heft 4. Bd. II. Heft 1—4. eingerückten, ſehr inſtruktiven Abhandlung über die Anlegung und Unterhaltung eines Thiergartens.

als möglich durch ſchlechten Weizen, welchen man täglich ſtreut, in die Remiſen oder Gärten gezogen. Hierdurch vermindert man zugleich den Schaden, welchen ſonſt Raubvögel verurſachen. Vom Einfangen und Aufbewahren der Rebhühner in Zimmern halte ich nicht viel, weil ſie leicht zu fett werden und künftiges Jahr aus dieſem Grunde gelte bleiben. Von der Unterhaltung der Faſanerie wird an einem andern Orte die Rede ſeyn.

§. 8.

Eine nach richtigen Maximen behandelte Wildbahn muß allerdings auch möglichſt benutzt werden. Soll aber dies mit Widerhalt geſchehen, ſo darf natürlicher Weiſe der Wildſtand durch die Jagd nicht zu ſtark angegriffen werden. Es iſt daher Pflicht des Jägers, ſich auf ſeinem Reviere von der Stärke deſſelben ſo genau als möglich zu unterrichten.

Zu dieſem Zwecke bediene man ſich zu ſeiner Zeit — beſonders da, wo Edelwild Stand und Wechſel hält — des Leithundes zur Vorſuche. Demnächſt, beſonders aber, wenn — wie jetzt faſt überall — der Leithund ſelbſt oder ein Jäger, der ihn und mit ihm zu arbeiten verſteht, mangelt, müſſen hier und da, vorzüglich an den Grenzen, Wildfuhren angelegt, und dieſe alljährlich wenigſtens viermal umgepflügt werden. Täglich verſpüre man dieſe, d. h. man begehe ſie und gebe genau Acht, wie viel Wild jeder Art in der vergangenen Nacht aus- und eingewechſelt iſt, d. h. wie viel Stücke aus dem Reviere hinaus und in daſſelbe aus andern Revieren hereingezogen ſind, weil man dadurch in den Stand geſetzt wird, zu berechnen, wie viel durch den Auswechſel zu verlieren und durch den Zugang zu gewinnen ſeyn möchte. Die Fährten vertrete man jedesmal, damit die alten bei trockener Witterung den folgenden Tag nicht wieder mitgezählt werden. Iſt der Boden feucht, das Wetter aber gut, ſo bemerkt man leicht, welche Fährte friſch und welche älter iſt, weil die letztere zuſammentrocknet. Eben ſo

verfahre man im Winter, vorzüglich wenn eine Neue, d. h. friſcher Schnee, gefallen iſt, weil man da am allergenaueſten ſpüren kann. Auch verſäume man es nicht, im Sommer den Thauſchlag und zu ſeiner Zeit am frühen Morgen den Reif zum Verſpüren zu benutzen.

So oft es andere Geſchäfte zulaſſen, begehe man mit Tagesanbruch und Abends gegen Sonnenuntergang die Saatfelder und Wieſen, welche im oder am Holze liegen; eben ſo die jungen Gehaue, wenn ſolche nicht umſetzt ſind; überhaupt aber ſuche man das Wild ſo oft zu Geſichte zu bekommen, als es möglich iſt.

Man gebe hierbei genau Acht auf die verſchiedene Farbe, Körperform und Stärke jedes Stückes; vorzüglich beobachte man bei Hirſchen und Rehböcken die Stellung und den Bau der Gehörne. Dies alles wird dazu beitragen, daß man, bei gehöriger Aufmerkſamkeit, den Stand des vorhandenen Wildes ziemlich genau angeben und jedes einzelne Stück von einem andern derſelben Art unterſcheiden, auch die geſammte Stärke der Wildbahn beiläufig beurtheilen kann.

Nach dieſen und ähnlichen Wahrnehmungen wird der erfahrne Jäger zu beſtimmen vermögen, wie viel Wild jeder Art und jeden Geſchlechtes er jährlich von ſeinem Reviere durch die Jagd ohne Schaden wegnehmen darf. Hierbei muß er es ſich zum Geſetze machen, nicht mehr zu ſchießen, als er im künftigen Jahre Zuwachs erwarten kann, vorzüglich aber das Muttergeſchlecht jeder Art zu ſchonen und nur ſolche Stücke deſſelben wegzunehmen, welche nicht mehr ſetzen, d. i. Junge ziehen; denn gewöhnlich ſetzt ein Thier oder eine Ricke (Rehgeis) nicht wieder, wenn eines oder das andere zwei Jahre hinter einander gelte geblieben iſt, d. h. nicht geſetzt hat. Alter, oder organiſche Fehler ſind hieran immer Schuld. Bei dieſer Gelegenheit kann ich nicht unberührt laſſen, daß viele Jäger lieber ein Schmalthier oder Schmalreh, d. i. ein ſolches, welches noch gar kein Kalb gezogen hat, ſchießen,

als ein altes Thier oder altes Reh. Ich habe mich erklärt, in welchem Maaße ich das letztere nur zugebe. Schmalwild aber zu bürſchen, iſt, nach meiner Meinung, gerade das, was dem Wildſtande den meiſten Schaden bringt; denn die Jugend und Munterkeit deſſelben berechtigt zu guten Erwartungen in Rückſicht der Zuzucht. Nie ſollte, nach meinem Dafürhalten, irgend ein Stück Wild oder weibliches Reh geſchoſſen werden, von dem man nicht überzeugt iſt, es ſei nicht tragend.

Der Jäger laſſe ſich unter keinem Verhältniſſe eine Zuwiderhaltung gegen die in dem Lande, wo er lebt, oder in Wirkſamkeit ſteht, geltenden Verordnung, in Betreff des Jagdweſens im Allgemeinen und der Schonzeit im Beſondern, zu Schulden kommen; er halte mit Strenge darüber, daß dieſe Verordnungen auch von jedem Dritten gleichpünktlich befolgt werden; ſtets mache er es ſich und Andern — in ſo weit, als dies von ihm abhängt — zum Geſetz, beim Jagdbetriebe die Jahreszeit zu berückſichtigen, zu welcher jede einzelne Wildart zum Hausbedarf, wie im Handel, am beſten benutzt werden kann.

Auf dieſem Wege ſtellt er ſich nicht nur gegen Verantwortlichkeit ſicher, ſondern es wird ihm, außer der Beruhigung, welche treue Pflichterfüllung gewährt, auch das Recht zu Theil, das, was er ſelbſt thut, von ſeinen Grenznachbarn fordern — wenigſtens erwarten zu dürfen.

§. 9.

Sehr leicht kann der Fall eintreten, daß der Jäger ein Revier unter ſeine Aufſicht bekommt, in welchem die Wildbahn völlig oder zum Theile zu Grunde gerichtet iſt. Ich werde mich daher bemühen, die Veranlaſſungen des Ruins, einige Mittel, dieſem nach Umſtänden zuvorzukommen und die Art und Weiſe, wie einer verwahrloſten Wildbahn aufgeholfen werden kann, anzugeben.

Oft ſind es 1. in kurzen Zeiträumen nach einan-

der folgende ſtrenge Winter, welche derſelben einen auf viele Jahre fühlbaren Schaden zufügen. Werden auch alle im Vorherigen angezeigte Maaßregeln angewendet, und wird durch ſie dem Verluſte, welchen außerdem tiefer Schnee und die dadurch für das Wild entſtehende Unmöglichkeit, Aeſung zu ſuchen, veranlaßt, zum Theile vorgebeugt; ſo kann doch entweder außerordentlich heftige Kälte verurſachen, daß ein großer Theil des vorhandenen Wildes zu Grunde geht — kunſtmäßig zu reden, fällt (oft wird man zu ſolchen Zeiten noch nicht verendetes finden, welches durch beſtändiges Umhergehen und Drehen in einem Kreiſe anzeigt, daß es Schaden am Gehirne gelitten hat; dies muß ſogleich, doch, wenn es ſeyn kann, ohne Schuß erlegt werden, um das Brauchbare davon nutzen zu können); oder es tritt Thauwetter ein, welches nur einen Theil des Schnees verzehrt; den gelinden Tagen folgt dann ein ſtarker Froſt, durch welchen der übrige Schnee mit einer Eisrinde überzogen wird. Bei der erforderlichen Anſtrengung, dieſe mit jedem Tritte zu durchbrechen, kommt ſchon das Wild ſehr herunter; tödtlich aber wird ihm bei anhaltender Kälte die Verwundung, welche das Reiben der Läufe an der Eisrinde verurſacht, und es muß ſich verkümmern (d. h. durch den Schmerz und Hunger, welchen es leidet, das Leben verlieren); oder der Brand tritt ein, und es fällt (ſtirbt) an den Folgen deſſelben.

Gegen dieſe und ähnliche Unglücksfälle — als Ueberſchwemmung und Krankheiten — gibt es freilich kein ſicheres Mittel. Es bleibt daher nichts übrig, als unter möglichſter Vorſicht das noch vorhandene Wild nie und nirgends zu beunruhigen, das gefallene (verendete) aber aufzuſuchen, um doch die Benutzung der Haut nicht zu verlieren.

Andere Veranlaſſungen des Verfalls der Wildbahn können 2. Krieg oder häufige Durchmärſche, 3. Wilddieberei, 4. die nur zu gewöhnliche, unbegrenzte Jagdleidenſchaft eines jungen Gutsbeſitzers ſeyn. Unbe-

kümmert um das nöthige Verhältniß zwiſchen Zu- und Abgang findet ein ſolcher oft nur daran Vergnügen, recht viel zu erlegen, ohne zu bedenken, daß ein kurzer Zeitraum hinreicht, ihn ſeines Vergnügens auf mehrere Jahre zu berauben.

Unter 1. ſind die völlig unabwendbaren Fälle und deren Folgen ſchon erörtert.

Bei 2. iſt Ruhe, Geduld und Ergebung nöthig; doch kann ein kluges Benehmen des Grundherrn, wie des Jägers, Mittel an die Hand geben, manchen Schaden zu verhüten.

Um dieſen Zweck zu erreichen, verſuche man es ja nicht, Strenge anzuwenden, oder Klagen zu erheben; vielmehr bemühe man ſich, die Befehlshaber durch ein artiges, zuvorkommendes Benehmen zu gewinnen und unter den in der Nähe ſich befindenden übrigen Officieren mit denjenigen, welche aus Liebhaberei, oder Oekonomie, oder aus beiden Gründen zugleich die Jagd betreiben, bekannt zu werden. Den Liebhabern der Jagd verſchaffe man ſo viel Befriedigung ihrer Leidenſchaft, als es nur irgend die Umſtände geſtatten; jedoch nur unter der Bedingung, daß der Grundherr oder der Jäger immer bei den Jagden gegenwärtig iſt. Selten wird es fehlen, daß wirkliche und verſtändige Jagdfreunde ſich damit nicht begnügen ſollten, nur das zu ſchießen, was ohne merklichen Schaden entbehrt werden kann.

Iſt es Oekonomie oder Bedürfniß an Lebensmitteln, welche dieſen oder jenen verleiten, Jagdexceſſe zu begehen, oder zu dulden; ſo ſuche man nicht ganz unbilligen Wünſchen durch freiwillige Lieferung entgegenzukommen.

Finden beide Fälle zugleich ſtatt, ſo wende man auch beide Mittel an: man gebe ſelbſt Gelegenheit zur Jagd und verſorge die Küche. Indem man auf ſolche Art die Befehlenden ſich zu Freunden macht und ſie in ſein Intereſſe zieht, werden dieſe meiſtentheils wieder

gefällig ſeyn, und die, welche ihnen gehorchen müſſen, im Zaume zu halten ſuchen.

Der unter 3. erwähnten Wilddieberei hingegen iſt Strenge und Wachſamkeit von Seiten des Jägers und gehörige Unterſtützung deſſelben von Seiten der Obrigkeit entgegenzuſetzen.

Am ſchwierigſten iſt freilich die Lage des Jägers, wenn der unter 4. angeführte Fall eintritt. Iſt ſein Herr ein vernünftiger Mann, ſo kann man vorausſetzen, daß er beſcheidenen, mit Gründen unterſtützten Vorſtellungen des redlichen Dieners Gehör geben werde; beim Gegentheile bleibt dieſem nichts übrig, als geduldige Ergebung und Hoffnung, daß wo nicht Fühlbarkeit des bei fortgeſetzter Verfolgung des eingeſchlagenen Weges unvermeidlichen Schadens, doch früheres oder ſpäteres Wahrnehmen des durch eigene Schuld verminderten Jagdvergnügens jenen von ſelbſt zum Schonungsſyſteme zurückführen werde *).

§. 10.

Ein heruntergekommenes Revier wird durch Schonung des Wildes — beſonders weiblichen Geſchlechts — am ſicherſten wieder in die Höhe gebracht. Waren harte Winter an dem Verfalle Schuld, ſo iſt dies ein allgemeiner Schade und es tritt dann zuweilen von Seiten des Landesherrn ein Jagdverbot auf beſtimmte Zeit ein, welchem jeder rechtliche Jäger willig Folge leiſten wird. Das Revier muß übrigens in dieſem Falle immer ruhig gehalten werden, damit das etwa noch vorhandene Wild nicht austrete, vielmehr eben der Ruhe wegen ſich einiges von andern Orten heranziehe. Hierzu wird eine ſorgfältige Unterhaltung der Winterfütterungen (ſ. §. 7.) auch — vorzüglich in

---

*) Das in der erſten Ausgabe angedeutete Vorbeugungsmittel hat der Verfaſſer, als der ſtrengen Moral widerſtreitend und als für den Diener — in der Anwendung — gefährlich anerkannt und deshalb hier geſtrichen.

Rückſicht des Edelwildes — der Salz-Theer-Lecken — zu deren Anlegung und Verfertigung am gehörigen Orte Anleitung gegeben werden ſoll — das meiſte beitragen; beſonders aber muß das Herumlaufen der Hunde verhütet werden. An andern Orten Wild einfangen zu laſſen und auszuſetzen, lohnt nur ſelten, — in kleinen Revieren gar nicht — die großen, damit verbundenen Koſten. Muß der Jäger aber auf ausdrücklichen Befehl ſeines Herrn dies Mittel zur Vermehrung des Wildſtandes ergreifen; ſo bringe er das eingefangene Wild in ſolche Gegenden ſeines Revieres, wo es die beſte Aeſung, die meiſte Ruhe, und wo möglich einige Stücken ſeiner Art findet. Dabei ſorge er, daß in Rückſicht der Geſchlechter kein Mißverhältniß obwalte, weil ſonſt die Fortpflanzung mehr gehindert, als befördert wird. Vollkommen hinreichend iſt es, wenn man auf ſechs Stück Edel-, Dam- und Rehwild weiblichen Geſchlechts ein männliches Stück rechnet. Bei Haſen findet hierbei eine Ausnahme ſtatt. Man kann für dieſe ſo viel Rammler als Häſinnen annehmen. Federwild wird paarweiſe ausgeſetzt; bei zunehmender Vermehrung aber müſſen, bei Faſanen und Rebhühnern einige Hähne, bei Enten, welchen man die Flügel lähmt, einige Entvögel weggenommen werden. Die Gründe für dieſes Verfahren werden ſich aus dem Verfolge dieſes Werkes ergeben.

Zweites Kapitel.

Rechtswiſſenſchaftliche Erörterungen.

§. 11.

Wo, in wie fern und ſo lange, Trotz des dagegen in Zeitſchriften und Zeitungen unabläſſig erhobenen Geſchreis, noch ein Jagdrecht beſteht, hat der Jagdberechtigte ſowohl, als der Jäger die Verpflichtung, mit den Ausflüſſen deſſelben, wie ſolche durch Geſetze und Verordnungen in dem Lande beſtimmt ſind, deſſen Bürger er iſt, ſich nicht nur genau bekannt zu machen, ſondern auch unverbrüchlich danach zu handeln. (§. 8.)

Die Grenzen und der Zweck des gegenwärtigen Werkes würden es an ſich ſchon gebieten, in Rückſicht des Jagdrechts nur das Nothwendigſte beizubringen. Noch mehr hält der Verfaſſer deſſelben zu möglichſter Kürze ſich hier verbunden, weil er auf den Titel eines Rechtsgelehrten nicht Anſpruch machen, und daher nur — wie man zu ſagen pflegt — mit fremdem Kalbe pflügen kann *). Hiernach bittet man das Folgende zu beurtheilen, deſſen Entſtehen die in Nr. 49. des Hartig'ſchen Journals für Forſt-, Jagd- und Fiſchereiweſen 1806 eingerückte Abhandlung, über den juridiſchen Theil des vorliegenden Handbuches, vorzüglich bewirkt hat.

---

*) Als Hülfsquellen ſtanden hierbei zu Gebote: Burgsdorfs Forſthandb. II. S. 141. u. ff.; Eyerers Grundſätze des Forſtrechts. Aſchaffenburg, bei Knoder, 1818.

§. 12.

Was eine gewiſſe Nothwendigkeit wirkt, iſt — Geſetz *) und zwar

a) phyſiſches — in ſo fern die Nothwendigkeit durch natürliche Kräfte — deren Thätigkeitsäußerung bei den Thieren Inſtinkt genannt zu werden pflegt — herbeigeführt wird;

b) moraliſches oder Vernunftgeſetz — wenn Vernunft und freier Wille des Menſchen Unterlaſſung oder Ausübung gewiſſer Handlungen als unbedingt nothwendig darſtellen und ſonach gebieten. Die durch moraliſche Geſetze erwirkte Nothwendigkeit kann daher im Allgemeinen Verbindlichkeit genannt werden.

Darf und kann deren Erfüllung von Seiten des Berechtigten durch phyſiſchen Zwang bewirkt werden; ſo entſteht eine rechtliche oder Zwangsverbindlichkeit; im Gegentheile findet nur eine moraliſche Verbindlichkeit — Liebespflicht — ſtatt.

Für unſern Zweck kommt zunächſt nur die Zwangsverbindlichkeit in Betracht. Als durch die Möglichkeit phyſiſchen Zwanges bedingt, reſultirt aus ihr das, was man Recht nennt. Es muß daher jeder Verbindlichkeit ein Recht, und jedem Rechte eine Verbindlichkeit gegenüber ſtehen.

§. 13.

Ihrem Urſprunge nach ſind die Geſetze entweder natürliche — ſolche, deren Befolgung Vernunft und eigenes Nachdenken dem Menſchen gleichſam aufdringt, — oder bürgerliche — nach und durch den Willen der Staatsgewalt beſtehende. — Die natürlichen Geſetze erhalten für den Staatsbürger in ſo fern verbindliche Kraft, als ſie, nach den Verhältniſſen der Staatsgeſellſchaft, beſtätigt, oder aufgehoben, oder abgeändert

---

*) Eyerers Grundſ. d. Forſtr. Einleitung §. 1.

ſind, — wonach ſie ſich in gebietende, verbietende und erlaubende abtheilen; — die bürgerlichen aber, wenn ſie entweder ausdrücklich vorgeſchrieben und öffentlich bekannt gemacht ſind, oder wenn ſie auf eine Erlaubniß, nach welcher aus gewiſſen Handlungen rechtliche Normen entſpringen, ſich gründen. Die bürgerlichen Geſetze werden hiernach weiter eingetheilt in geſchriebene und ungeſchriebene. Bei jenen, wie bei dieſen findet auch die bei den natürlichen Geſetzen erwähnte Eintheilung in gebietende, verbietende und erlaubende ſtatt.

Aus den ungeſchriebenen Geſetzen können Gewohnheitsrechte (Obſervanzen) hervorgehen.

Erforderniſſe zur Begründung der Gültigkeit derſelben ſind 1. Anerkennung einer gewiſſen Meinung als verbindliche Handlungsnorm, von der Mehrheit einer Klaſſe von Perſonen; 2. ununterbrochene Aeußerung dieſer Meinung, durch offenkundige, gleichartige, poſitive und negative Handlungen. 3. Uebereinſtimmung derſelben mit der Vernunft; 4. ein, durch beſtehende bürgerliche Geſetze nicht beſtimmter Gegenſtand.

Den bürgerlichen Geſetzen zuwiderlaufende Obſervanzen erhalten nur Rechtsgültigkeit durch beſondere Genehmigung der Staatsgewalt, oder durch ununterbrochene Ausübung ſeit unvordenklichen Zeiten.

§. 14.

Das Daſeyn einer Handlung, die ein Gegenſtand eines Geſetzes iſt, und allgemein erwieſene Offenkundigkeit des Geſetzes bedingen, vereint die aus demſelben fließenden Rechte und Verbindlichkeiten.

Alle Perſonen und Sachen im Staate ſind den Geſetzen unterworfen, deren Wirkſamkeit ſich in der Regel nur auf künftige Handlungen erſtreckt.

§. 15.

Der Inbegriff aller Geſetze wird Recht überhaupt genannt. Aus den verſchiedenen Gegenſtänden

auf welche die Geſetze ſich beziehen, entſpringen die verſchiedenen Arten des Rechts.

Diejenigen Geſetze alſo, durch welche die Rechte und Verbindlichkeiten in Anſehung der Jagdſachen in einem Staate beſtimmt werden, — mögen dieſe Rechte und Verbindlichkeiten von dem Grundeigenthume im Allgemeinen, oder von dem Waldeigenthume im Beſondern, oder von der Staatsoberherrſchaft (Staatsgewalt) ausfließen — machen zuſammen das Jagdrecht aus.

§. 16.

Das Jagdrecht iſt (nach §. 1.) ein Regal, d. h. ein ausſchließendes Recht des Landesherrn, auf dem geſammten zu einem Staate oder Lande gehörigen Territorium die Jagd auszuüben und zu benutzen; durch Privilegien, Schenkungen — überhaupt durch Verträge — die Jagdberechtigung (Jagdgerechtigkeit) auf Privatgrundeigenthümer und Waldbeſitzer, auch auf andere Familien und Perſonen — unter beliebigen Beſchränkungen und Modifikationen zu übertragen; Jagdordnungen zu erlaſſen und dieſe, nach Zeit- und Ortsverhältniſſen, durch beſondere Geſetze abzuändern oder zu vervollſtändigen; begangene Jagdfrevel zu beſtrafen; jeden Jagdberechtigten zum Erſatz des Schadens, welcher — erweislich — durch ſein Wild *) verurſacht wurde, anzuhalten; Verminderung eines zu ſtarken Wildſtandes, und Emporbringen eines zu ſehr heruntergekommenen durch Schonung einer oder der andern Wildart zu gebieten; auch in Jagdſachen polizeiliche Anordnungen aller Art zu treffen. In wie fern nun der Landes-

*) Hierunter kann nun Wechſelwild billiger Weiſe nicht mit begriffen werden — am wenigſten an Landesgrenzen, oder da, wo Privatreviere zwiſchen hoheitlichen Revieren inne liegen — in ſo fern der Jagdberechtigte darzuthun vermag, daß er die Jagd verordnungsmäßig und nach Weidmannsgebrauch betreibt, oder betreiben läßt, alſo ſchädliches Wild zur Ungebühr nicht heget.

herr ſich ſeines Vorrechts zu jagen, zu Gunſten eines Staatsbürgers, begibt, in ſo fern erlangt dieſer die Jagdberechtigung oder Jagdgerechtigkeit, d. h. die Befugniß — nach Maaßgabe der ihm zu Gute kommenden Rechtsquellen (Rechtstitel) — Wild aufzuſpüren, zu verfolgen, zu erlegen oder zu fangen und ſich anzueignen.

§. 17.

Die Jagdgerechtigkeit wird — wie dies bei allen Regalien (Landeshoheitsrechten) der Fall iſt — nur auf folgenden zwei Wegen vom Staatsbürger erlangt, nehmlich:

1. durch Vergünſtigung des Landesherrn,
2. durch Verjährung.

Zu 1. Landesherrliche Vergünſtigung erſcheint als Rechtsquelle zur Jagdbefugniß, wenn entweder Belehnung, oder Begnadigung (ein Privilegium) ſtatt findet, und zwar — in ſo fern durch neuere Geſetze etwas anders nicht beſtimmt worden iſt — nach der in Teutſchland durchgängig *) angenommenen Regel, daß, wenn die Vergünſtigungsurkunde ſich mit dem generellen Ausdrucke: Jagd, ausſpricht, hierdurch blos die Befugniß, das zur Niederjagd gehörige Wild (mit Ausſchluß des jeden Orts zur hohen oder zur hohen und Mitteljagd zu zählenden) zu erlegen, zu fangen, und in eigenen Nutzen zu verwenden, als zugeſtanden erachtet werden ſoll; dagegen wenn ſelbige beſaget: die Vergünſtigung erſtrecke ſich über alle und jede Jagden — dem Vaſallen oder Begnadigten dadurch die Berechtigung zuſtehen ſoll, unter Beobachtung der jeden Orts beſtehenden Geſetze und Jagdordnungen — alles Haar- und Federwild, es gehöre zur hohen und niedern oder zur hohen, Mittel- und niedern Jagd, nach Weidmanns Gebrauch,

*) S. Burgsdorfs Forſthandbuch II. S. 146. §. 93.

zu jagen, zu erlegen, zu fangen und zu benutzen. Wird übrigens die Befugniß zu jagen durch ein Privilegium ertheilt, ſo kann dies nur unbeſchadet der Rechte eines Dritten geſchehen.

Zu 2. Die Rechtsquelle oder der Rechtsgrund zur Erlangung der Jagdgerechtigkeit durch Verjährung liegt in der auf dem Territorium eines andern zur Jagd Berechtigten, mit Vorbewußt deſſelben, während eines gewiſſen Zeitraumes, ungeſtört und alljährlich ſtatt gefundenen Ausübung der Jagd, verbunden mit der Aneignung des erlegten oder gefangenen Wildes.

Ob gegen den Lehnherrn von Seiten eines Vaſallen oder Landſaſſen durch Verjährung die Jagdgerechtigkeit je erworben werden könne, oder welcher Zeitraum hierzu erforderlich ſei, darüber müſſen die Landesgeſetze oder — in ſo fern dieſe hierüber ſchweigen — frühere rechtliche Entſcheidungen Auskunft geben.

In ältern Zeiten nahmen einige Rechtsgelehrte in vorgedachter Beziehung gar keine Verjährung an; andere hingegen behaupteten, ſie finde ſtatt, wenn durch ſtete Ausübung der Jagd von unvordenklichen Zeiten, oder auch nur von Menſchengedenken her, die Befugniß dazu erweislich gemacht werden könne.

Nach dem preußiſchen Landrecht (ſ. Burgsdorfs Forſthandbuch II. S. 147. §. 94.) wird in obiger Beziehung ein Zeitraum von 44 Jahren zur Verjährung erfordert; die Beſtimmungen des neuen preußiſchen Geſetzbuches ſind dem Verfaſſer unbekannt.

Ueber den erforderlichen Zeitraum zur Begründung der Jagdgerechtigkeits-Verjährung zwiſchen Privatperſonen finden in verſchiedenen Staaten abweichende geſetzliche Beſtimmungen ſtatt, ſelbſt in verſchiedenen Provinzen eines und deſſelben Staates war und iſt — ſo viel der Verfaſſer weiß — dies noch der Fall.

Im fraglichen Falle wurde zeither in der Ober-

lauſitz der Beweis ſeit Menſchengedenken gefordert, während im Königreiche Sachſen ein Zeitraum von 31 Jahren, 6 Wochen und 3 Tagen, wie in andern rechtlichen Fällen, auch in dieſem Verjährung bewirkte.

Was hierüber das preußiſche Landrecht verordnet hat, beſaget Burgsdorfs Forſthandbuch am eben angezogenen Orte.

Als gemeine Regel iſt übrigens anzunehmen, daß

a) durch Verjährung einer Seits nur die Koppeljagdgerechtigkeit erworben werden, anderer Seits aber nur die Berechtigung zur Alleinjagd verloren gehen könne; daß,

b) da durch Verjährung im Allgemeinen nur ſo viel erlangt werden kann, als man erweislich im Beſitz gehabt hat, dieſer Satz auch in Beziehung auf Jagdberechtigung anwendbar ſeyn müſſe.

Hätte nehmlich Einer auf des Andern Reviere, in welchem dieſer zu allen und jeden Jagden allein berechtigt war, während des geſetzlichen Verjährungszeitraumes und unter den übrigen Verjährungsbedingungen nur die niedere und Mitteljagd betrieben; ſo würde der Erwerb der Jagdgerechtigkeit — und zwar in dem unter a) beſtimmten Maaße — ſich auch nur auf die niedere und Mitteljagd — mit Ausſchluß der hohen — erſtrecken.

§. 18.

Das Beſitzthum der Jagdgerechtigkeit findet unter folgenden Geſichtspunkten ſtatt, nehmlich:

1. als auf einem durch Kauf, Tauſch, Schenkung, Erbſchaft, Vermächtniß oder Verjährung rechtlich erworbenen Grundeigenthume *) ruhendes, dingliches oder Realrecht, und zwar

*) Man verſtehe hierunter Grundſtücken an Feld und Wald.

a) als Berechtigung zur Alleinjagd — indem der Berechtigte befugt iſt, auf dem ihm allein zuſtändigen Grundeigenthume die Jagd für ſich und die Seinigen allein zu betreiben oder betreiben zu laſſen und zu benutzen;

b) als Berechtigung zur Gemeinjagd — wenn mehrere Perſonen oder Familien im gemeinſchaftlichen Beſitze eines Grundeigenthumes ſind, dem die Jagdgerechtigkeit anhängt und wenn dieſe Mehrzahl von Perſonen oder Familien alſo ein Recht beſitzen, die Jagd gemeinſchaftlich zu betreiben und zu benutzen. Verträge müſſen in dieſem Falle den Antheil beſtimmen, welchen jeder Intereſſent an der Jagd hat.

2. Als auf einem Grundeigenthume laſtende Servitut zum Vortheile des Beſitzers eines andern Grundeigenthumes. In dieſem Falle kann der begünſtigte — nach Maaßgabe der in den Erwerbsurkunden enthaltenen Beſtimmungen — die Befugniß haben

a) zur Alleinjagd — mit Ausſchluß des Beſitzers des beläſtigten Grundeigenthumes, oder

b) zur Koppeljagd (ſ. unten §. 20.).

3. Als ein perſönliches Recht, nach welchem einzelne Perſonen oder ganze Familien, die kein Grundeigenthum, auf welchem Jagdberechtigung ruht, beſitzen, auf fremdem Grundeigenthume zu jagen befugt ſind. Stellt ſich Vergünſtigung als Rechtserwerbsquelle dar, ſo fließt von ihr im gegenwärtigen Falle eine Berechtigung aus

a) auf Lebenszeit, oder

b) bis zum Erlöſchen der Familie deſſen, welcher die Berechtigung erwarb;

auch in beiden Fällen auf Alleinjagd oder auf Koppeljagd — je nachdem hierüber, wie über

die Ausdehnung der Befugniß in Rückſicht der zu erlegenden und zu benutzenden Wildarten die Conceſſionsurkunde ſich ausſpricht.

Eine in obiger Beziehung durch Verjährung erlangte Jagdberechtigung hingegen geht hier, wie überall, auf die Erben über und erliſcht erſt dann oder geht wieder an den Staat über, wenn gar kein Erbe mehr vorhanden iſt.

§. 19.

In den §. 18. unter 2 und 3 erörterten Fällen können ſich folgende Wirkungen des perſönlichen Jagdrechtes gegen den Eigenthümer des Grundes und Bodens, auf welchem ein Dritter zu jagen befugt iſt, äußern: nehmlich

1. in Rückſicht der Ausſchließung des Grundeigenthümers von der Jagd;
2. in Rückſicht beſchränkter Behandlung und Benutzung des Eigenthumes überhaupt.

Zu 1. Soll dieſer Fall in Frage kommen, ſo muß auf dem Eigenthümer die Jagdberechtigung urſprünglich ruhen, dieſe aber durch Verjährung vom Beſitzer dieſes Eigenthumes auf einen andern übergegangen ſeyn.

Dann aber würde der Grundeigenthümer nur unter der Bedingung ausgeſchloſſen werden können, wenn demſelben das Jagen von jenem Andern ausdrücklich unterſagt worden wäre, er dieſem Verbote ſich gefügt und, dem zu Folge, während des zur Verjährung eines Rechtes erforderlichen Zeitraumes des Jagdbetriebes ſich enthalten hätte.

Zu 2. Der Eigenthümer darf auf dem Seinigen nichts unternehmen, was zum Schaden deſſen, der einiges Recht darauf hat, gereichen kann.

Mag daher die Jagdgerechtigkeit in einem fremden Walde durch Belehnung, oder Begnadigung oder Verjährung erlangt ſeyn; ſo bleibt dem Eigenthümer

deſſelben unverwehrt, ſelbigen forſtmäßig und ſo, wie es ohne Beſchädigung der Wildbahn geſchehen kann, zu benutzen: er darf aber zum Nachtheile der Jagd den Wald weder ganz, noch zum Theile ausrotten, weder zur Ungebühr auslichten, noch darin in den Monaten, während welcher der Wald geſetzlich verboten iſt — z. B. in der Setzzeit — Vieh auf die Weide treiben, oder Streu rechen u. dgl.

§. 20.

Die Berechtigung zur Koppeljagd — auch Mit- oder Geſammtjagd genannt — findet ſtatt, wenn eine oder mehrere Perſonen (in der Regel Grundeigenthümer) auch wohl Communen, die Befugniß haben, mit dem Herrn eines fremden Grundſtückes, oder mit dieſem und mit einem oder mehreren Andern zugleich, oder mit letztern, unter Ausſchluß des erſtern, auf dem Grunde und Boden des Eigenthümers zu jagen.

Aus den §. 17. unter 1. und 2. im Allgemeinen angeführten Rechtsquellen zur Erlangung der Jagdgerechtigkeit entſpringt auch die Befugniß zur Koppeljagd, und zwar in dem eines Theiles aus der Vergünſtigungsurkunde, oder andern Theiles aus rechtskräftigen und zu Recht beſtändigen Entſcheidungen erweislichen Maaße.

Nicht ſelten gründet ſich auch die Koppeljagdberechtigung auf alte, bei väterlichen oder brüderlichen Erbtheilungen, geſchloſſene Verträge; wenn nehmlich einem von mehreren Erbſchaftstheilhabern an einem Gute, auf dem die Jagdgerechtigkeit ruht, das Gut eigenthümlich überlaſſen, die Befugniß zur Koppeljagd aber ſämmtlichen Intereſſenten ausdrücklich vorbehalten wird.

Zur Koppeljagd Berechtigte können ſich über die Art des Betriebes derſelben nach Maaßgabe der Be-

fugniß vergleichen. Ob jeder für ſich allein jagen will, oder ob dies gemeinſchaftlich und zwar im letztern Falle ſo geſchehen ſoll, daß das erlegte Wild unter die Intereſſenten gleichheitlich vertheilt wird; dies hängt ſonach von ihnen ab. Im erſten Falle gilt als Regel, daß, wenn zwei oder mehrere Berechtigte an einem Tage jagen und in einem Bezirke des Revieres zuſammentreffen, der ſpäter kommende demjenigen weichen muß, welcher ſchon im Jagen begriffen iſt.

Da der Koppeljagdbetrieb aus begreiflichen Gründen ſtets die Zugrundrichtung der Wildbahn nach ſich ziehen muß, bei demſelben nächſtdem auch öftere Streitigkeiten unvermeidlich ſind; ſo können die Vortheile des Aufhebens dieſer — wie aller — Gemeinheit durch bezirksweiſe Abtheilung nicht zweifelhaft ſeyn. Doch iſt eine ſolche Aufhebung immer bedeutenden Schwierigkeiten unterworfen, welche theils von der dabei oft unabwendbaren Läſion des einen oder des andern Mitberechtigten, theils und vorzüglich davon herrühren, daß faſt überall die Landeshoheit das Recht der Vorjagd — man verſteht hierunter das Recht, vor dem geſetzlich erlaubten Eröffnungstermine der Koppeljagd mehrere Wochen oder Tage hindurch auf dem mit derſelben belaſteten Territorio die Jagd zu betreiben — ſich vorbehalten hat.

Uebrigens iſt die Koppeljagd von der Gemeinjagd (§. 18. b) dadurch ganz unterſchieden, daß letztere als Realrecht von den Grundeigenthümern, erſtere aber als perſönliches Recht von Fremden exercirt wird.

§. 21.

Wenn von Seiten der Landeshoheit — vermöge des derſelben zuſtehenden Jagdregales — einem oder dem andern Staatsdiener, oder ſonſt Jemandem auf einem gewiſſen Bezirke zu jagen verſtattet iſt; ſo wird dieſe Vergünſtigung durch den Ausdruck Gnadenjagd bezeichnet. Sie iſt widerruflich und erliſcht

jeden Falles mit dem Leben des Begünſtigten, in ſo fern die Vergünſtigungsurkunde ein Anderes nicht beſtimmt.

Ohne beſondere Einwilligung erwirkt zu haben, kann und darf der Begnadigte die ihm zu Theil gewordene Vergünſtigung auf einen Dritten nicht übertragen.

Jeder durch Belehnung oder Verjährung zur Jagd Berechtigte aber kann da, wo und in wie fern er zu jagen befugt iſt, einen Andern mit theilweiſer oder gänzlicher Abtretung ſeines erworbenen Rechtes begünſtigen. Für dieſen Fall gilt in Rückſicht der Widerruflichkeit und der nicht ſtatt findenden Befugniß weiterer Ceſſion das Vorhergeſagte durchgängig.

§. 22.

In wie fern die im Vorhergehenden Paragraphen erwähnte Befugniß, die Jagd aus Gnaden und unentgeldlich zu geſtatten, ein Ausfluß des Jagdrechtes iſt, in ſo fern iſt es auch die Befugniß, ſelbige gegen ein beſtimmtes Locarium zu verpachten. Alles, was die Geſetze in Rückſicht anderer Pachtungen beſtimmen, gilt auch hier. Polizeiliche Verfügungen, durch welche in einem oder dem andern Lande den Jagdberechtigten unterſagt iſt, anerkannte Wilderer und Bauernſchützen mit auf die Jagd zu nehmen, ſchließen jedoch dieſe von der Jagdpachtung aus *).

§. 23.

Auf welchem der oben §. 17. unter 1 und 2 bemerkten Wege ein Staatsbürger die Jagdgerechtigkeit erworben haben mag, ſo iſt er verpflichtet, bei der Ausübung derſelben in den Grenzen ſich zu halten, welche vorgezeichnet ſind entweder durch Landesgeſetze oder durch Gewohnheitsrechte (§. 13.),

---

*) Zu den ſonderbaren Erſcheinungen gehört es dann aber allerdings, wenn obige an ſich löbliche, polizeiliche Verfügung in einem Lande gilt, und in eben demſelben landesherrliche Jagden an Bauern ꝛc. verpachtet werden.

in ſo fern dieſe letztern durch vorerwähnte Geſetze oder durch Jagdſchiede, Receſſe und Verträge, welche zwiſchen benachbarten Staaten, zwiſchen Staat und Unterthanen oder zwiſchen Privatleuten geſchloſſen wurden, nicht aufgehoben oder beſchränkt ſind.

§. 24.

Die in einem Staate unter gewiſſen Titeln eines allgemeinen Geſetzbuches, in dem andern in beſondern Forſt- und Jagdordnungen zuſammengeſtellten, in dem dritten zu verſchiedenen Zeiten einzeln promulgirten Jagdgeſetze umfaſſen hauptſächlich folgende Punkte:

1. Vorſchriften zur Wahrung und Sicherſtellung der äußern und innern Grenzen;
2. die Abtheilung der verſchiedenen Wildarten in gewiſſe Klaſſen, deren jede eine die Geſammtheit des zu ſelbiger zu rechnenden Wildes bezeichnende Benennung erhält; um
   a) in den Jagdberechtigungsurkunden die Ausdehnung der Befugniß für Jeden, der eine ſolche aus irgend einem Rechtstitel erworben hat;
   b) bei der Geſetzgebung ſelbſt — in ſo fern ſie generelle Beſtimmungen in Rückſicht der Jagdausübung ꝛc. bezweckt — des Geſetzes eigentliche Beziehung mit kurzen Worten beſtimmen zu können.
3. Die Feſtſtellung der Schieß- und Hegezeit für die verſchiedenen Wildarten und hiermit in Beziehung ſtehende, die Erhaltung der Wildbahn betreffende, Verordnungen.
4. Verfügungen zum Schutze des Jagdregales auf Seiten der Landeshoheit und der Jagdberechtigung auf Seiten der Staatsbürger, welche im wohlerworbenen Beſitze derſelben ſind, gegen Beeinträchtigung jeder Art, beſonders aber gegen ſolche, welche in Jagdexceſſen und Jagdfreveln ihren Grund haben.

5. Verordnungen über möglichſte Abwendung des Schadens, welcher den zur Jagd nicht Berechtigten auf ihrem Grundeigenthume durch das Wild zugefügt werden kann; auch über das für legal zu achtende Verfahren bei Schätzung und Ausmittelung des durch das Wild auf dem Grundeigenthume eines zur Jagd nicht Berechtigten angerichteten Schadens.

Die nächſtfolgenden Paragraphen ſind nähern Erörterungen rückſichtlich der vorbemerkten Hauptvorwürfe der Jagdgeſetzgebung gewidmet.

§. 25.

Dem Jagdberechtigten und dem Revierjäger liegt es ſchon an ſich ob, zuvörderſt mit den Grenzen desjenigen Bezirkes, welchen er bejagen darf, auf das genaueſte ſich bekannt zu machen; über die Erhaltung der beſtehenden Grenzzeichen ſorgfältig zu wachen; auch da, wo ſolche durch Zeit oder Zufall verſchwunden, oder noch gar nicht errichtet ſind, auf ſichere Konſtatirung der Grenze ſelbſt durch ſchwer verrückbare und dauerhafte Markzeichen zu dringen.

In wie fern und auf welchem Wege dies alles auf zu Recht beſtändige Weiſe bewirkt werden müſſe, darüber ſpricht ſich in der Regel das Landesgeſetz im Allgemeinen, oder die beſtehende Jagdordnung im Beſondern aus *); für den Revierjäger aber muß hierüber die demſelben beim Dienſtantritte zugekommene Inſtruktion das Nähere beſtimmen.

§. 26.

Zu verſchiedenen Zeiten und in verſchiedenen Staaten haben auch verſchiedene Eintheilungen der

---

*) Unter andern die herzogl. ſachſen-koburg-ſaalfeldiſche Jagdordnung von 1810, §. 1 — 3.; dann die fürſtl. anhalt-bernburiſche neue Jagdordnung vom Jan. 1801 K. I. Tit. I. §. 2., 3., 4. und 6.

Jagd — d. h. (nach §. 24. Satz 2.) Klaſſenabtheilungen des geſammten in unſern Gegenden vorkommenden Wildes — ſtatt gefunden. Ueber den Zweck derſelben iſt gleichfalls oben — §. 24. — geſprochen worden; hier mögen die dem Verfaſſer bekannten Eintheilungen ſelbſt ihre Stelle finden.

Am gewöhnlichſten wird noch heut zu Tage die Jagd eingetheilt 1. in hohe und niedere, das geſammte Wild aber in edles und unedles — bei welchem leztern Unterſchiede bloße Willkühr, durchaus kein hinreichender Beſtimmungsgrund obzuwalten ſcheint —; oder 2. in hohe, mittel und niedere.

Wo die unter 1. bemerkte Eintheilung gilt, wird gerechnet

A. zur hohen Jagd

a) an Haarwild

Rothwild.	Hirſche, Stücken Wild, Hirſchkälber, Wildkälber,	Hochrothwild	edel.
	Rehböcke, Ricken, Rehkälber,	Niederrothwild	
Damwild.	Damhirſche, Damthiere, Damhirſchkälber, Damwildkälber,		edel.
Schwarzwild.	Bären, Wilde Sauen,		Mittelgattungen zwiſchen edel und unedel
Raubthiere *).	Luchſe, Wölfe,		unedel.

*) Faſt überall iſt es in jezigen Zeiten auch den zur Niederjagd Berechtigten nachgelaſſen, Raubthiere und Raubvögel aller Art, auch Trappen, zu jagen.

b) an Federwild

	Schwane, Trappen, Kraniche, Auerhähne, Auerhennen, Faſanhähne, Faſanhennen, Birkhähne, Birkhennen, Haſelhähne, Haſelhennen, Große Brachvögel,	edel.
Raubvögel.	die Reiher und alles Federſpiel, Gemeine Adler, Schuhu, Fremdling, Blaufuß, Lerchenfalk, Habicht, Sperber.	werden ſämmtlich der Jagd und Beize wegen edel genannt.

B. zur Niederjagd

a) an Haarwild

	Haſen, Biber, Eichhörner,	edel.
Raubthiere.	Füchſe, Dachſe, Fiſchottern, Wilde Katzen, Marder, Jltiß, Wieſel,	unedel.

b) Federwild

	Waldſchnepfen, Waſſerſchnepfen, Rebhühner, Wilde Gänſe, Wilde Enten, Waſſerhühner, Wilde Tauben, Kiebitze, Wachteln, Schnärren, Ziemer, Amſeln, Zippen, Droſſeln (Weindroſſeln), Kleine Brachvögel, Lerchen und alle kleine Vögel,	edel.
Raubvögel	Buſarde, Eulen und alle übrige Raubvögel, Raben, Krähen, Elſtern, Heher,	unedel.

Wo — wie im Königreiche Sachſen, beſage Edikts vom 8. November 1717 — die unter 2 bezeichnete Eintheilung ſtatt findet, gehört

A. zur hohen Jagd

Bär,	Damhirſch,
Bärin,	Damthiere,
Junge Bären,	Damwildkälber,
Edelhirſche,	Luchſe,
Edelthiere,	Schwane,
Edelwildkälber,	Trappen,

Kraniche,	Faſanhähne, } *)
Auerhähne,	Faſanhennen, }
Auerhennen,	Focken (?).

B. zur Mitteljagd

Rehböcke,	Friſchlinge,
Rehe (Ricken),	Wölfe,
Rehkälber,	Birkhähne,
Hauende Schweine,	Birkhennen,
Angehende Schweine,	Haſelhähne,
Keiler,	Haſelhennen,
Bachen,	Große Brachvögel.

C. zur Niederjagd

Haſen,	Taucher,
Füchſe,	Meven,
Dachſe,	Waſſerhühner,
Biber, } beide gehören im Oeſterreichiſchen zur Fiſcherei.	Wilde Tauben,
Fiſchotter, }	Kiebitze,
Marder,	Wachteln,
Wilde Katzen,	Wachtelkönige,
Iltiſſe,	Kleine Brachvögel,
Eichhörner,	Ziemer,
Wieſel,	Schnärer,
Hamſter,	Amſeln,
Waldſchnepfen,	Zippen,
Sumpfſchnepfen,	Roth- (Wein-) Droſſeln,
Rebhühner,	Lerchen und andere kleine Vögel, wie ſie Namen haben mögen **).
Wilde Gänſe,	
Wilde Enten,	
Reiher,	

---

*) Auch der blos zur Mittel- und Niederjagd Berechtigte darf im Königreiche Sachſen Faſanerie halten, wenn ſeine Befugniß aus dem Lehnbriefe oder durch Conceſſion erwieſen werden kann. Seit mehrern Jahren iſt eben daſelbſt allen Jagdberechtigten die Unterhaltung wilder Faſanerie geſtattet worden, wenn ſie eine vorgeſchriebene Anzahl Faſanhähne und Hennen ausſetzen.

**) Da in der vorſtehenden Eintheilung kein Raubvögel vorkommt,

Die hier zuletzt ſtehende Eintheilung iſt auch in der §. 25. angezogenen koburger Jagdordnung (§. 6.) im Allgemeinen beibehalten worden; jedoch hat man den Adler (?) und die Falken (??) zur hohen Jagd, alle übrige Raubvögel aber — mit Ausſchluß des Geiers, — auch den Focken — mit Recht — zur niedern gezählt.

Ferner iſt zu erwähnen, a) daß ſonſt — ob jetzt noch, darüber iſt dem Verfaſſer nichts bekannt — in Rückſicht des nach 1 zur hohen Jagd zu zählenden Wildes an einigen Orten eine Abtheilung in rare und gemeine Jagd eingeführt geweſen iſt, wonach vom Haarwilde Gemſen, Steinböcke, nebſt dem Elenwild, vom Federwilde aber Auerhühner, Faſane und Reiher zur raren, alle übrige zur hohen Jagd gehörige Wildarten hingegen zur gemeinen gezählt wurden; b) daß (ſonſt wenigſtens) in Oeſterreich und Baiern Hirſche und Thiere, Bären und Schweine (wilde Sauen) durch Wildbahn, alle übrige Wildgattungen und Arten aber durch Reißgejägd bezeichnet wurden; c) daß endlich im Lauenburgiſchen bis 1754 — ob ſpäterhin und noch jetzt, iſt dem Verfaſſer unbekannt — nur Hirſche (wahrſcheinlich auch Thiere) zur hohen Jagd, alle andere Wildarten hingegen zur niedern gerechnet wurden.

§. 27.

Geſetzliche Vorſchriften über die Zeit im Jahre, während welcher es den Jagdberechtigten erlaubt ſeyn ſoll — nach Maaßgabe der rechtlich erlangten Befugniß — eine oder die andere Wildart — mit Rückſicht auf Geſchlecht und Alter — nach jeder dem Weidmanne ziemlichen Jagdmethode zu erlegen oder zu fan-

---

ſo ſcheint hierdurch angedeutet zu werden, daß jeder, auch nur zur niedern Jagd Berechtigte, ſolche zu allen Zeiten und auf jede Art zu fangen und zu erlegen befugt ſei.

gen, bezwecken einer Seits **Verhütung des Mißbrauchs der Jagdgerechtigkeit zum Ruin der Wildbahn, anderer Seits Vereinbarung des gemeinſamen Intereſſes mit dem Privatvortheile der Jagdberechtigten dadurch, daß jede Wildart nur zu der Zeit erlegt oder gefangen werden ſoll, wo das Ganze oder jeder einzelne Theil derſelben im Haushalte, wie beim Gewerbsbetriebe, am vortheilhafteſten benutzt und ſonach am beſten verwerthet werden kann.**

Geſetze jener Art werden dieſen Zwecken um ſo mehr entſprechen, jemehr die Vorſchriften derſelben mit der Lebensweiſe und mit den Eigenthümlichkeiten der verſchiedenen Wildarten in treffender Beziehung ſtehen.

Bekanntſchaft im Gebiete der Naturbeſchreibung des geſammten Wildes iſt es daher allein, welche den Geſetzgeber vor Mißgriffen zu ſichern vermag.

Wenn in ganz alten Verordnungen über die Zeit, zu welcher eine oder die andere Wildart dem Jagdbetriebe unterworfen ſeyn ſoll, dergleichen Mißgriffe ſtatt fanden; ſo kann das nicht auffallend ſeyn — damals lag die geſammte Naturkunde noch in der Wiege; ſchwer begreiflich aber und nur durch die überall offenbar werdenden Rückſchritte in der eigentlichen Jagdkunde erklärt es ſich, wie bis auf **unſere Zeiten** Jagdedikte und Jagdordnungen in Wirkſamkeit bleiben konnten, welche geſtatten, daß **Hirſche, Thiere** und **Wildkälber vom erſten Sonntage nach Trinitatis an bis zum Sonntage Invocavit geſchoſſen werden dürfen** *). Denn wenn hier die von Seiten des Regenten ſich offen-

*) Churſächſ. Mandat v. 5. Jul. 1712. Die Mittel- und Niederjagd ſoll nach demſelben auf den Tag **Aegidii** aufgehen, zu **Invocavit** (?) ſich ſchließen. Dieſes Mandat war im Jahre 1812 noch in Wirkung! —

barende zarte Schonung des Herkommens und der von den Ahnherrn den Vaſallen und Landſaſſen zugeſtandenen Rechte und Vergünſtigungen im ſchönſten, ehrwürdigſten Lichte erſcheint; ſo ſtellt ſich dagegen die immer noch fortwährende Ausdehnung dieſes Rechtes auf Erlegung des Muttergeſchlechtes von Seiten der Begünſtigten als wahrhaſt ſündlich gegen die Kreatur und als ſtreitend gegen achtungswerthen Weidmannsbrauch jedem dar, der es weiß, daß der viel zu früh anberaumte Jagderöffnungszeitpunkt, wie der viel zu ſpät hinausgerückte Schlußtermin Vernichtung des Kindes zugleich mit der Mutter häufig zur Folge haben muß.

Möchte es möglich ſeyn, jeden, der ſo groben Mißbrauch verliehenen Rechtes ſich zu Schulden kommen läßt, vor das Gericht zu ziehen, welches der ehrwürdige Oberprieſter Dianens, der Herr Oberforſtmeiſter von Wildungen, in ſeinen Weidmanns-Feierabenden, I. Bandes Seite 40 für dergleichen Unbilden eröffnet hat! —

Ueberhaupt enthalten die ältern Jagdgeſetze und Jagdordnungen nie oder doch nur ſelten geeignete Beſtimmungen, durch welche beide oben angegebene Zwecke derſelben erreichbar werden könnten.

Mehr geregelt und zweckmäßig — obgleich nicht hinlänglich umfaſſend und genau — ſind die Beſtimmungen, welche in dieſer Hinſicht die beiden oben (§. 25.) erwähnten neueren Jagdordnungen machen.

I. Die Bernburger v. J. 1801 ſetzt nehmlich, indem ſie über die Erhaltung des Wildſtandes und über die Schonung in der Setz- und Brutzeit ſich ausſpricht, Folgendes feſt:

a) Hirſche dürfen vom 1. Mai*) bis zum 20. September, gelte, alte und Schmal-

*) Der Anfang der Schießzeit wäre hier mindeſtens um einen Monat ſpäter hinauszurücken geweſen.

thiere vom 1. Oktober bis zum 31. December geſchoſſen (§. 8.);

b) wilde Sauen vom 12. Oktober bis zum 15. Februar — mit Ausſchluß der Bachen vom 15. Januar (wohl beſſer vom 1. Januar) an — Keiler und Friſchlinge aber da, wo ſie in den Feldern Schaden thun, auch in den Sommermonaten zum Verſcheuchen *) erlegt — (§. 9.);

c) ſtarke Rehböcke zu allen Zeiten, alte Ricken, Schmalrehe und Rehkälber aber nur da, wo der Rehſtand zu ſtark wird, oder in Feldbüſchen geſchoſſen; ſonſt aber ſollen weibliche Rehe ganz geſchont werden (§. 10.) **).

d) Rückſichtlich der Niederjagd beſagt der eilfte Paragraph und die ganze Urkunde nichts weiter, als daß vom Anfange des Monats März bis zum 21. Auguſt im Unterfürſtenthume und bis zum 1. September im Oberfürſtenthume das Hetzen, Reiten, Haſenjagen und Schießen in den Feldern gänzlich eingeſtellt bleiben ſoll. Ueber die Federwildjagd, ingleichen über das Schießen in Gehölzen und Wieſen findet ſich eine nähere Beſtimmung der Schonzeit nicht vor; eine Lücke im

---

*) Eine ſehr löbliche Verfügung, mit welcher die hier und da getroffene wohl nicht eben vortheilhaft kontraſtirt, nach welcher mitten im Sommer große Treibejagen auf Sauen angeſtellt wurden, zu denen der Landmann in der dringendſten Arbeitszeit frohnen mußte, bei denen — in Laubholzwäldern veranſtaltet — meiſt gar nichts, oder, im glücklichen Falle, eine Bache erlegt wurde, deren Friſchlinge, zu ſchwach, um ſich im Gebrech oder von Frucht zu nähren, elendiglich verkümmerten. Sechs Monate früher oder vier bis fünf Monate ſpäter würden dieſe Jagen bei gehöriger Einrichtung erfolgreich und nützlich haben ſeyn können, zur oben erwähnten Zeit waren ſie beides nicht, und noch weniger weidmänniſch.

**) Hier vermißt man in Rückſicht des weiblichen Geſchlechtes die Beſtimmung des Zeitraumes, während deſſen unter den geſetzten Verhältniſſen das Schießen ſtatt finden ſoll; auch iſt nicht abzuſehen, warum Ricken, die Alters wegen gelte bleiben, geſchont werden ſollen.

Geſetze, welche zu mancherlei Exceſſen führen kann.

e) Vogelfang (§. 87 — 92) iſt den fürſtlichen (jetzt herzogl.) Revierjägern (wahrſcheinlich doch auch den Jagdberechtigten in ihren eigenthümlichen Waldungen? —), andern nur dann geſtattet, wenn ſie vom Oberjägermeiſter die nachgeſuchte Erlaubniß dazu erhalten haben, und zwar unter folgenden (löblichen) Beſchränkungen: a) dem Waldbeſtande darf dadurch kein Schade zugefügt werden, b) der Fang im Frühlinge darf unter keiner Bedingung ſtatt finden, c) Fallen, Drahtſchlingen u. dergl. dürfen zum Fange andern Federwildes durchaus nicht geſtellt werden. Finge ſich aber ein Haſelhuhn ꝛc. in der Schneuße eines zum Vogelfange Conceſſionirten, ſo ſoll er ſolches bei zehn Thalern Strafe — an den Revierförſter, und dieſer es an die fürſtl. (jetzt herzogl.) Küche abliefern,

f) In §§. 29 — 33 wird die Ausrottung und Vertilgung der Raubthiere und Raubvögel zu allen Jahreszeiten durch Jagd und Fang anbefohlen. Dagegen ſollen die fürſtl. (jetzt herzogl.) Forſt- und Jagdbedienten — gegen monatliche Ablieferung der Raubthier-Sommerbälge mit den Zeichen (Naſe und Ruthe vermuthlich?) — das ausgeſetzte Schieß- und Fanggeld, von den Raubthieren aber, die im Winter erlegt werden, die Bälge ſtatt des Schießgeldes beziehen (ſ. unten unter II. f) die Anmerkung).

Benutzung fremder Zeichen und Fänge zum eignen Vortheil durch Verrechnung des Schießgeldes wird (wie recht und billig) bei Strafe des vierfachen Erſatzes unterſagt.

Die Paragraphen 17 — 28, 46 — 55 enthalten zweckmäßige Vorſchriften über das, was außer (nächſt?) der Schonzeit und zur Erhal-

tung des Wildſtandes überhaupt beobachtet werden ſoll.

II. Die Koburger Jagdordnung vom Jahr 1810 befiehlt in Rückſicht der Schieß-, Fang- und Hegezeit Folgendes.

a) „Das weibliche Geſchlecht vom Roth- (Edel-) und vom Rehwild (Gelthiere und Geltrehe ausgenommen) ſoll ganz geſchont und nur im Nothfalle vom 1ſten September bis zum Ende des Decembers gebürſcht werden (§. 7.).“

Wenn nun unmittelbar zuvor geſetzt wird, daß „für das Rothwild“ — wozu man ſämmtliche Arten der Gattung Hirſch (Cervus) zu rechnen ſcheinet — „die Schießzeit mit dem 1ſten Julius beginnen, und mit dem letzten December ſich ſchließen ſoll;“ ſo mag der Geſetzgeber hier wohl nur das männliche Geſchlecht dieſer Wildgattung im Sinne gehabt haben. So richtig nun in dieſem Falle der Beginn der Schießzeit beſtimmt iſt; ſo hätte doch der Schluß derſelben — beſonders für den Damhirſch, deſſen Wildbret im Oktober und November, während der Brunft, ſelten nur genießbar und ſpäterhin ſchlecht iſt — viel früher angeſetzt werden ſollen.

b) Wilde Sauen ſollen vom 1ſten Oktober bis zur Mitte des Januars geſchoſſen werden *) (§. 7.).

c) Die Niederjagd ſoll — wenn Witterung und andere dringende Umſtände es nicht nöthig machen, den Aufgangstermin durch beſondere

*) In Rückſicht der Nutzbarkeit des Wildbrets und der Schwarte iſt dieſe Beſtimmung vollkommen richtig; in Hinſicht auf die Schädlichkeit dieſer Wildart für den Feldbau hingegen hätte, wie in der Bernburger Jagdordnung, der Jagdbetrieb auf Keiler und Friſchlinge, wenigſtens für die Reife- und Erntezeit des Winter- und Sommergetreides, zugeſtanden werden können.

Verordnung weiter hinauszurücken — mit dem 1ſten September ihren Anfang nehmen und mit dem 1ſten Februar ſich endigen. Für das zur hohen und Mitteljagd gehörige Federwild ſoll der nehmliche Termin gelten (§. 7. u. 8.) *).

d) Das Vogelſtellen (die Vogelweide) iſt von den dazu Berechtigten obſervanzmäßig und nur in dem Maaße zu betreiben, daß die Singvögel möglichſt geſchont werden, auch dem Walde durch die Schneußanlagen kein Schade geſchehe. In den Schneußen ſollen weder Fallen, noch ſtarke Laufſchlingen, um Auer-, Birk-, Haſel-, Rebhühner und Waldſchnepfen zu fangen, geſtellt werden — bei 10 Thalern Strafe — (§. 21.) **).

e) Haſen und Rebhühner im Winter auf Fütterungen und Kirrungen zu fangen oder zu ſchießen, verboten (§. 20.) ***).

f) Möglichſte Vertilgung der Raubthiere und Raubvögel durch Jagd und Fang zu allen Jahreszeiten geboten (§. 26.) †).

---

*) Nach dem Buchſtaben dieſer Verordnung würde es den jagdberechtigten Vaſallen und Unterthanen nicht geſtattet ſeyn, Auer- und Birkhähne in der Balzzeit, Schnepfen auf dem Frühlingszuge, junge wilde Enten und Gänſe, auch alte in der Mauſer — vom Ende des Monats Junius an zu erlegen; eine Beſchränkung, die dem Geſetzgeber wohl kaum in den Sinn gekommen ſeyn kann.

**) Hier wäre wohl jeder Vogelfang, beſonders die Stellung der Laufſchneuß auf Droſſeln im Frühlinge zu verbieten, auch in Rückſicht des Herbſtfanges zu beſtimmen geweſen, daß, zur möglichſten Schonung der Stand- und Heckvögel, die Vogelſtellerei vor dem 20ſten September nicht ſtatt finden dürfe.

***) Sollte es im Koburgiſchen wohl ſo eigennützige Jagdberechtigte geben, daß, um Mißbrauch zu verhüten, es unumgänglich geweſen wäre, das zu Erhaltung der Rebhühner in harten, ſchneereichen Wintern, zum Behuf der paarweiſen Wiederausſetzung im Frühlinge, oft ſo nöthige und nützliche Einfangen in der Schneehaube, das freilich ohne Anpöſchung (Kirrung) nicht möglich iſt, unbedingt zu unterſagen? —

†) Nur dann, wenn der Jägerei zu allen Jahreszeiten und von allem Raubzeuge — ſogar, wie im Anhalt-Deſſauiſchen, von den in der Tracht erlegter Raubthiere gefundenen Embryonen — ein verhältnißmäßig hohes Schieß-

Zur Erhaltung des Wildſtandes iſt im Allgemeinen Folgendes verordnet:

1. Während der Setzzeit — vom 14. Mai bis zum 14. Junius — und während der Hirſchbrunft — vom 14. September bis zum 14. Oktober — ſoll der Wald vor jeder Beunruhigung geſchützt werden. Hirten und Schäfer ſollen, wenn ſie in der Setzzeit den Wald betreiben dürfen und müſſen, ihre Hunde am Riemen führen; ſonſt jederzeit mit Schleifknütteln von 2′ Länge und 4″ Dicke behängen. Gleichmäßig ſollen Metzger und Viehhändler im Bezirke der Wildbahn ihre Hunde an Stricken führen; überhaupt aber zum Weidwerk nicht Berechtigte Hunde nicht mit ſich ins Feld oder in den Wald nehmen, oder ſolche gar frei herumlaufen laſſen. Alles bei nahmhafter Strafe (§. 11.).
2. Forſt- und Jagdbediente werden zur ſtrengſten Handhabung allgemeiner Hege der Singvögel angewieſen. Alles Fangen derſelben in Sprenkeln, Schlingen, Meiſenkaſten u. ſ. w. iſt für nicht zur Jagd Berechtigte verpönt; eben ſo das Ausnehmen der Eier und jungen Vögel aus den Neſtern, ingleichen das Fangen der Alten auf den Neſtern. Jeder Wieſenbeſitzer (nicht auch der eines Kleefeldes?) iſt verbunden, die Stellen, wo Rebhühnerneſter befindlich ſind, ſo lange ſtehen zu laſſen, bis die Jungen „(ausgeflogen)“ ausgekommen ſind. Wer bei der Heu- (Klee-) und Getreideernte oder ſonſt junge Rebhühner, Wachteln und ande-

und Fanggeld ausgeworfen, ihr (der Jägerei) dagegen aber die Ablieferung aller Winterbälge bei harter Verpönung, zur Pflicht gemacht wird, kann das obige Gebot ſeinem Zwecke entſprechen. Man kann kaum glauben, daß dieſe Einrichtung bei der herzoglichen Jägerei nicht ſtatt finden ſollte; wenn ſie aber ſtatt findet, ſo dürfte es doch nöthig geweſen ſeyn, hierüber, rückſichtlich der Jagdberechtigten, geſetzliche Beſtimmungen zu treffen.)

res Federwild, oder junge Rehe und Haſen fängt und entwendet, verfällt in 20 — 30 Thaler Strafe (§. 18. 19.).

§. 28.

In neuern Zeiten wurde das Jagdregale oft und vielfältig angefochten; dennoch hat es ſich, nicht nur durch Aufrechthaltung alter Jagdordnungen und Jagdgeſetze, ſondern auch durch Aufſtellung neuer bis jetzt überall geltend erhalten. Mit mehr oder weniger Rückſicht auf den Geiſt der Zeit wurden in dieſen Jagdordnungen und Jagdgeſetzen die Grenzen des Jagdregales — in einem Lande weniger, in dem andern mehr ausgedehnt — beſtimmt, und gelindere oder ſtrengere Verfügungen getroffen, um das Hoheitsrecht (Regale) gegen Eingriffe einer Seits, die Jagdberechtigung der Staatsbürger anderer Seits gegen Beeinträchtigungen zu ſchützen.

In allen dieſen Beziehungen ſpricht ſich die herzoglich ſachſen-koburg-ſaalfeldiſche Jagdordnung vom 10. März 1810 am ausführlichſten und beſtimmteſten aus, und zwar folgendermaßen:

1. Die Landjäger und Forſtmeiſter ſollen ſtrenge darüber wachen, daß Adeliche und andere Jagdberechtigte während der geſetzlichen Schonzeit in keinem Maaße die Jagd betreiben (§. 4.) *). Wo ausnahmsweiſe Koppeljagd conceſſionirt iſt, darf während der Schonzeit, außer den inſpicirenden herzogl. Jagdbedienten, Niemand die Koppel mit Schießgewehr begehen (§. 46.).
2. Adeliche Kommunen und andere, die in den herzogl. Landen Waldungen beſitzen, ſollen ſelbige

*) Auf jeden Uebertretungsfall ſind nach §. 7. dieſer, wie nach §. 12. der Bernburger Jagdordnung 50 Thaler; im Königreiche Sachſen, nach dem Mandate vom J. 1626, 100 Vrtl. Hafer und nach dem Mandate v. J. 1670 iſt der Verluſt der Jagdgerechtigkeit als Strafe geſetzt.

pfleglich behandeln, keineswegeſ aber, zum Nachtheile der Wildbahn, ſie gänzlich abtreiben oder ausrotten dürfen (§. 5.).

3. Jagdberechtigte, wenn ſie
   a) um auf ihr Jagdterritorium zu gelangen, die herzoglichen Gehege durchziehen müſſen, ſollen ihre Hunde ankoppeln und an der Leine halten, den Hahn vom Gewehr abgeſchraubt oder das Schloß zugebunden haben (§. 10.); ſie dürfen
   b) wenn ſie in der herzogl. Wildbahn die niedere Jagd haben, auf Standorten des Hoch- und Mittelwildes weder Treibejagen halten, noch mit Hunden hetzen, ſondern ſich nur der Federlappen bedienen, und die Suche exerciren (§. 13.); auch
   c) wenn ſie zur hohen Jagd befugt ſind, nicht über die Grenze treten, um ſich guten Wind zu machen und um von jenſeits der Grenze nach ihrem Reviere hineinwärts zu ſchießen (§. 14.) *).
4. Das Recht, Salzlecken und Fütterungen zu unterhalten, ſteht ausſchließlich dem Landesherrn zu; Landſaſſen oder benachbarte Herren, welchen die hohe Jagd in einigen Diſtrikten der herzogl. Lande zuſteht, ſollen dergleichen bei Verluſt des Jagdrechts nicht anlegen **) (§. 15.).
5. Eichel-, Obſt- und andere Wildmaſtung darf der Holzbeſitzer ſich nicht aneignen (?).

Wo der Wildſtand unbedeutend iſt, ſoll die Befugniß zum Leſen und zum Schlagen (?) der

*) Das oben unterſagte Verfahren iſt ſchon an ſich ein widerrechtliches; in höherem Grade aber dasjenige noch, wenn jenſeits der Jagdgrenze ſtehendes Wild von diesſeits aus geſchoſſen wird.

**) Für ſehr ſtrenge Winter hätte rückſichtlich der Fütterung wohl Ausnahme ſtatt finden können.

Eicheln und Bucheln, zum Beſten der Unterthanen, an nahe gelegene Gemeinden oder an Einzelne verſtrichen werden. (Für herzogliche Rechnung ?? — §. 17. —)

6. Aufgefundene Hirſchſtangen und Rehbocksgehörne ſollen gegen Vergütung von 1 Kreuzer (pr. Stück oder pr. Ende?) eingeliefert werden (doch wohl nur aus herzoglichen Jagdrevieren ?) bei 5 Thaler Strafe für ein dergleichen unterſchlagenes Gehörn (§. 23.).

7. Der Finder gefallenen Wildes — es mag gebürſchet oder von Raubthieren gefället ſeyn — ſoll dem betreffenden Revierjäger ſelbiges anzeigen und dafür eine verhältnißmäßige Vergütung erhalten. Iſt das Wildbret von Hunden oder Raubthieren nicht ruinirt oder in faulige Gährung übergegangen; ſo ſoll es an die Wildbretspachter, oder ſonſt verwerthet, vom verdorbenen aber nur die Haut zu Gelde gemacht werden. In keinem Falle ſoll es dem Forſt- und Jagdbedienten anheimfallen *) (§. 24. 25.).

8. Nach §. 27. wird in Rückſicht der Jagdfolge die allerdings von Alters her angenommene gemeine Regel **), ſie könne nur zwiſchen zwei ſouveränen Territorialherren — in

*) Dem Sinne der obigen Verordnung gemäß, ſoll nur von zu Holze geſchoſſenem, — oder von Raubthieren geriſſenem — Wilde, wenn es friſch und gut gefunden wird, das Wildbret und die Haut, wenn es aber angegangen iſt, blos die Haut für herrſchaftliche Rechnung verwerthet werden. Das iſt recht und billig; dagegen der Ausdruck: Fallwild, gefallenes Wild, nicht echt weidmänniſch gewählt, indem dieſer in der Jagdkunſtſprache ſolches Wild bezeichnet, welches an Krankheit oder wegen Mangels an Aeſung zu Grunde gegangen iſt.

**) Als allgemeine Regel kann der obige Satz nicht gelten. — Die Vorfahren des Verfaſſers beſaßen Rittergüter, welche vom fürſtlich anhalt-deſſauiſchen Territorium rings umgeben, theils im damaligen Churſachſen, theils in Deſſau zu Lehn gingen. Dieſe Rittergüter waren zur Jagdfolge in die fürſtlich anhalt-deſſauiſchen Reviere berechtigt. Obwohl

Gemäßheit beſtehender Verträge — reciprocirlich ſtatt finden, als geltend aufgeſtellt, und zwar unter folgenden Bedingungen:

a) Ausriß und Bürſchzeichen, Uebergang über die Grenze und auf demſelben befindlicher Schweiß muß von dem Jäger, welcher das Wild anſchoß, verbrochen, dann erſt mit dem Schweißhunde (am Hängeſeile) nachgearbeitet und wenn das Wild auf die Haut gebracht iſt, dem Grenznachbar der Vorgang gemeldet, demſelben auch Ausriß, Bürſchzeichen und Grenz-Uebergang vorgezeigt werden *).

b) Die Dauer der Folge wird (wie gewöhnlich) auf 24 Stunden, vom Moment des Anſchuſſes an gerechnet, beſtimmt.

c) Nach §. 28. ſoll auch dem fremden Souverän, wenn ihm in einem Bezirke der herzoglichen Lande die Jagdgerechtigkeit zuſteht, die Jagdfolge in die herzogliche Wildbahn nicht geſtattet ſeyn; ſie wird aber im Gegenfalle, vom herzoglichen Reviere aus, in jenen Bezirk, dem Territorialherrn vorbehalten.

d) Noch beſonders wird §. 29. feſtgeſetzt, daß die Landeshoheit die Jagdfolge in den Revieren ihrer Vaſallen und Landſaſſen uneingeſchränkt auszuüben habe, die jagdberechtigten Vaſallen und Landſaſſen ſich ſelbige hin-

---

dieſes Recht eine Zeit lang ſtreitig gemacht wurde, ſo gewannen doch meine Vorfahren den deshalb mit dem fürſtlichen Hauſe geführten Prozeß, und ich und meine Brüder haben das Folgerecht bis zum Verkauf jener Güter exercirt.

*) Zu Vermeidung aller Irrungen ſcheint es beſſer zu ſeyn, wenn Meldung und Vorzeigung des Ausriſſes, Burſchzeichens und Uebergangs der Jagdfolge vorangeht, der grenznachbarliche Revierjäger auch dabei zugegen iſt. Ueber die an einigen Orten übliche Abgabe der ſogenannten Folgekeule müſſen Urkunden entſcheiden.

gegen reciprocirlich nicht anmaßen dürfen. (Uebereinſtimmend mit dem zeitherigen gemeinen deutſchen Jagdrechte.)

e) „Den mediatiſirten und einem fremden Souverän untergeordneten Standesherrn — wenn ſie auch die hohe Jagd in ihrer mediatiſirten Herrſchaft beſitzen — kann (nach §. 30.) das Recht der Jagdfolge um ſo weniger geſtattet werden, weil daſſelbe nur allein von wirklichen Souveräns, nach den hierüber getroffenen Verträgen, wechſelſeitig ausgeübt werden kann“ *).

f) Den jagdberechtigten Vaſallen und Landſaſſen bleibt (nach §. 31.) unbenommen, da, wo ihre Reviere zuſammenſtoßen, ſich reciprocirlich der Jagdfolge zu bedienen; jedoch müſſen ſie ſich des Nachhängens mit Hunden enthalten (§. 31.). Durch dieſe Beſchränkung wird in den meiſten Fällen die Jagdfolge begreiflicher Weiſe ein non ens **)!

---

*) Obenſtehendes iſt von Wort zu Wort abgeſchrieben.

**) Die fürſtlich anhalt-bernburgiſche Jagdordnung ſpricht ſich in Rückſicht der Jagdfolge (§. 56. bis 59.) dem Sinne nach folgendermaßen aus:

„In Anſehung der hergebrachten wechſelſeitigen Folge mit den an fürſtliche (jetzt herzoglichen) Forſte grenzenden Revieren ſollen die fürſtlich (herzoglichen) Forſtbedienten überhaupt das, was deshalb Rechtens und, nach weidmänniſchem Gebrauche, üblich iſt, beobachten;“ nehmlich

1. Verbrechen des Ausriſſes, Bürſchzeichens und Uebergangs. 2. Nachhängen in dem benachbarten Reviere, bis das verwundete Wild erlegt iſt, während 24 Stunden nach dem Anſchuß. 3. Verſchiebung der Heimſchaffung des erlegten Wildes, bis nach ſtatt gefundener Meldung an den benachbarten treffenden Revierförſter, und bis nach, auf Verlangen, erfolgter Vorzeigung des Ausriſſes, Bürſchzeichens und Ueberganges. Nach dieſer Vorſchrift ſoll wechſelſeitig verfahren, auch wenn Alles richtig befunden wird, jede Weiterung vermieden werden. Sollte von Seiten eines Grenznachbars die Wegſchaffung des auf der Jagdfolge erlegten Wildes ohne vorhergehende Meldung erfolgt ſeyn; ſo ſoll der fürſtliche (herzogliche) Forſtbediente deshalb dem einſchlägigen Forſtamte unverzüglich Anzeige machen. —

g) Jeder Jagdberechtigte, welcher die Jagd perſönlich zu betreiben nicht gemeinet iſt, ſoll hierzu einen redlichen und erfahrnen

---

Noch mögen folgende Bemerkungen rückſichtlich der Jagdfolge hier ihre Stelle finden.

a) Wie die Jagdberechtigung überhaupt, und unter den nehmlichen Bedingungen kann auch die Jagdfolge durch Verjährung erlangt werden und verloren gehen.

b) Wenn von einem zur Folge Berechtigten angeſchoſſenes Wild über die Grenze geht und vom Nachbar vor der Meldung erlegt wird; ſo fällt (nach L. G. Riccii in Teutſchland üblicher Jagdgerechtigkeit Kap. 8. das Wild dem Nachbar als Erleger, nicht dem zur Folge berechtigten Verwunder zu.

c) Bei der Jagd mit Hetz- oder Jagdhunden darf ein auf dem benachbarten Reviere zur Folge nicht Berechtigter das über der Grenze gefangene Wild nicht in Anſpruch nehmen, ſondern muß daſſelbe an den Nachbar abgeben, wenn derſelbe es für taxmäßige Bezahlung nicht ablaſſen will. Auch iſt es Rechtens — mindeſtens rechtlich — einen dergleichen Fangfall ſofort dem Nachbar zu melden. Unnachbarlich — obgleich, wenn beſondere Verträge wegen des Gegentheils nicht ſtatt finden, nicht widerrechtlich — würde es erſcheinen, wenn ein Nachbar, welcher dem andern die Folge zuzugeſtehen nicht verbunden iſt, jenſeits der Grenze mit Jagd- oder Hetzhunden angejagtes Wild, nach erfolgtem Uebergange in ſein Revier, während der Jagd vor den Hunden todt ſchießen wollte. Rechtens hingegen iſt's in ähnlichen Fällen, daß vom Moment des Ueberganges der Jagd über die Grenze, ſelbſt wenn der Jagende das Folgerecht hat, die Jagdhunde weder durch Horn, noch durch Jagdgeſchrei zum Weiterjagen aufgemuntert werden dürfen.

d) So lange der teutſche Reichsverband exiſtirte, war der Churfürſt von Sachſen, als Landgraf zu Thüringen, Markgraf zu Meißen und als Reichserzjägermeiſter, nach einem von Carl IV. im Jahre 1350 demſelben ertheilten Lehnbriefe befugt, nicht nur in ſeinen eigenen Landen überall, ſondern auch in denen der angrenzenden Fürſten und Herren die Jagdfolge zu exerciren, ſelbige aber gegenſeitig nicht zu geſtatten. (S. Stiſſers Jagdhiſtorie der Teutſchen. Beil. Q. Q. Leipzig, bei Langenheim, 1754.)

e) Nach des Verfaſſers individueller Anſicht ſollte — unter vorausgeſetzter Meldung und Vorzeigung des Ausriſſes, Bürſchzeichens und Ueberganges — die Jagdfolge überall und unter jedem Verhältniſſe ſtatuirt werden. Denn die Verweigerung derſelben bringt höchſt ſelten dem Verweigernden Vortheil, weil Meldung darüber, daß Wild angeſchoſſen worden und übergegangen ſei, zwar geboten, aber nicht erzwungen werden

Jäger annehmen, auch ſelbigen vor dem herzoglichen Jagdamte auf die promulgirte Jagdordnung und zu ſeiner Funktion verpflichten laſſen (§. 31.). Die Anzahl der Jäger und Schützen darf zum Verderben der Jagd nicht vermehrt werden, und in dem Falle der Theilung eines mit der Jagd belehnten Gutes unter mehrere Beſitzer ſoll nur ein gemeinſchaftlicher Jäger gehalten werden, keinesweges aber jeder einzelne Beſitzer (auch für ſeine Perſon nicht?) — der Ausübung der Jagd ſich anmaßen (§. 32.).

10. Um der (leider, allerwärts!) überhand nehmenden Wilddieberei Schranken zu ſetzen, werden in den herzoglichen Landen im Einverſtändniſſe mit den benachbarten Souveräns folgende Einrichtungen getroffen:

a) Bei Wahrnahme von Wilddieben ſollen in Folge ſchleunigſter Anzeige von Seiten der Jagdbedienten bei den treffenden Beamten, mit Zuziehung der nächſtgelegenen Ortſchaften, überall im Geheim, Streifzüge veranſtaltet, alle allein liegende Gehöfte, Häuſer und Mühlen ꝛc. unverſehens viſitirt und daſelbſt betroffene verdächtige Perſonen zur Haft gebracht werden (§. 33.).

b) Weißgerber und Lederhändler ſollen — bei Verluſt ihres Gewerbes und 50 Thaler

---

kann, wohl aber mehrfachen Nachtheil, weil bei dem, leider! ſo gewöhnlichen Jagdneide immer vorauszuſetzen iſt, daß der Verwunder das angeſchoſſene Stück lieber den Raubthieren, als dem Grenznachbar, er ſei wer er wolle, Preis geben wird, die Verweigerung aber häufig zu heimlicher Aneignung — alſo zu einem Frevel — Veranlaſſung gibt, und ſo der Moralität geſchadet wird. Ausführlich iſt dieſer Gegenſtand abgehandelt in Meyers Forſtdirektionslehre, Würzburg bei Stahel, 1810. §. 508.

Strafe — rohe und unbearbeitete Wildhäute nur von Perſonen kaufen, die ſich über den rechtlichen Erwerb derſelben durch glaubwürdige Zeugniſſe ausweiſen, im Gegenfalle der Obrigkeit unverzüglich Anzeige machen, von dieſer aber die unlegitimirten Verkäufer verhaftet werden (§. 34.).

c) Weder in der Stadt noch auf dem Lande soll von irgend Jemandem Wildbret, ohne Vorzeigung eines Legitimationsſcheines, gekauft, im Ermangelungsfalle deſſelben der verdächtige Verkäufer der Obrigkeit angezeigt werden. Im Zuwiderhandlungsfalle wird der verdächtige Wildbretskäufer in Unterſuchung gezogen und der Wilddiebshehlerei überwieſen, nach Befinden mit Geld- oder Zuchthausſtrafe belegt (§. 35. 36.).

d) Allen Unterthanen wird zur Pflicht gemacht, der Wilddieberei verdächtige Perſonen den herzoglichen Beamten und Jagdbedienten anzuzeigen, in welchem Falle der Anzeiger, nebſt Verſchweigung des Namens, eine anſehnliche Belohnung zu erwarten hat. Wird Denunciat der Wilddieberei überwieſen, ſo beſteht die Belohnung des Denuncianten in 2 bis 4 Dukaten.

e) Gegen zur Haft gebrachte, der Wilddieberei angeſchuldigte oder verdächtige Perſonen ſoll ſtrengſte Unterſuchung nach den Kriminalgeſetzen ſtatt finden. Werden ſie derſelben überführt, ſo ſteht folgende Geldſtrafbeſtimmung feſt:

Für einen Hirſch oder Spießer	500 Fl.
Für ein Thier . .	400 =
Für ein Wildkalb . .	200 =
Für ein Reh . .	200 =
Für einen Keiler . .	500 =
Für eine Bache . .	400 =

Für einen Friſchling . . 200 Fl.
Für einen Auer- oder Birkhahn 200 -
Für einen Haſen . . 50 -
Für ein Haſel- oder Rebhuhn 30 -

Wilderer, die ſich dem Jäger widerſetzt, oder gar nach ihm geſchoſſen haben, oder mehrmals der Wilddieberei ſich ſchuldig gemacht, unterliegen, außer der Geldbuße, empfindlicher Leibesſtrafe.

f) Die angeſtellten Jäger ſind, wenn ſie einen oder mehrere Wildſchützen in der Wildbahn betreffen, und wenn dieſe ſich zur Gegenwehr ſetzen oder die Flucht ergreifen, befugt, auf ſelbige Feuer zu geben.

Milder ſpricht ſich — wie faſt durchgängig — auch in Rückſicht der Beſtrafung der Wilderer die Bernburger Jagdordnung aus, indem ſie den betroffenen in 50 Thaler Strafe, oder, im Falle des Unvermögens, zu einjähriger Zuchthausſtrafe verurtheilt und nur im Falle der Widerſetzlichkeit Verſchärfung der Strafe geſtattet. Im Allgemeinen erſcheinen die in dieſer Jagdordnung §. 35. bis 45. zur Entdeckung und Habhaftwerdung der Wilderer getroffenen Verfügungen allerdings weniger beſtimmt und umfaſſend, als in der Koburger, ſehr löblich jedoch iſt im Beſondern die, daß der ſeinen Beiſtand zur Inhaftirung der Wilderer blos aus Ungehorſam verweigernde Unterthan mit 5 Thalern Strafe, oder achttägigem Gefängniſſe belegt werden ſoll.

Ueber den vorliegenden Gegenſtand verbreitet ſich ausführlich Meyer in ſeiner Forſtdirektionslehre, Th. I. §. 534. — 537.

Dem Vorſtehenden mag hier, ohne beſondere Rückſicht auf die öfter angezogenen bei-

den Jagdordnungen, noch Folgendes beigefügt werden.

11. Koppeljagden führen überall aus begreiflichen Gründen den Ruin der Wildbahn herbei. Aufhebung derſelben und Vertheilung der Koppel (der Wald- oder Feldfläche, welche der Koppeljagd unterliegt) an die zu derſelben Berechtigten iſt daher längſt von jedem Sachverſtändigen als vortheilhaft anerkannt worden, deſſen ungeachtet aber — ohne Machtſpruch von Seiten der Staatsgewalt — an vielen Orten bis jetzt nicht durchzuſetzen geweſen.

Wo Koppeljagden noch beſtehen (ſei es zwiſchen Landesherrn und Vaſallen, Kommunen und Landſaſſen, oder zwiſchen letztern allein — in welchem Falle der Landeshoheit, in der Regel die Vorjagd auf verſchiedentlich beſtimmte Zeit zuſteht *), — bleiben, wie ſich von ſelbſt verſteht, die geſetzlichen Verfügungen rückſichtlich der Jagd- und Schonzeit, ſo wie überhaupt die Jagdordnung, für ſämmtliche Intereſſenten in Wirkſamkeit. (Bernburger Jagdordnung §. 4.) **). Eben ſo verhält es ſich in letzterer Beziehung mit der Gemeinjagd und mit der Gnadenjagd.

12. Im Königreiche Sachſen halten die königlichen Forſtbedienten ſich befugt, in den Revieren der Vaſallen, welche nur mit der Niederjagd, oder mit der Mittel- und Niederjagd, nicht aber mit der hohen Jagd beliehen ſind, alles Raubzeug und alles Raubgeflügel nicht nur gelegentlich mit Schießgewehr zu erlegen, ſon-

---

*) Im Königreiche Sachſen exerciren die königlichen Jagdbedienten die Vorjagd an einigen Orten 8, an andern 14 Tage vor dem geſetzlichen Jagderöffnungstermine.

**) Der an mehreren Orten wegen öfter vorgekommener Menſchentödtung oder Verwundung unerlaubte Nachtanſtand ſollte ebenfalls deshalb in Koppelrevieren ſtrenge verpönt ſeyn.

dern auch Füchſe, Dachſe u. dgl. auf dem Baue zu graben, auch Marder u. dgl. bei der Neue auszumachen, und auf jede mögliche Weiſe ſich anzueignen. Nach des Verfaſſers Meinung muß ſich die Befugniß zur Erlegung des Raubzeuges in dem vorliegenden Falle lediglich auf gelegenheitliche Erlegung, und zwar nur mit der Büchſe beſchränken, indem der königliche Forſtbediente und ſeine Leute die hohe und Mitteljagd nicht anders als mit der Büchſe betreiben ſollen und ſonach die Reviere der Vaſallen, welche mit einer oder der andern nicht, wohl aber mit der Niederjagd beliehen ſind, nicht einmal mit der Flinte zu begehen, geſchweige ein Recht haben, die darin befindlichen Baue mit Hunden zu beſuchen und zu begraben, viel weniger Marder aus hohlen Bäumen auszuhacken, oder die Bäume wohl gar fällen zu laſſen.

§. 29.

Der ſchwierigſte Theil der Jagdgeſetzgebung iſt der, welcher den oben §. 24. unter 5. erwähnten Gegenſtand betrifft, nehmlich: Beſtimmung zweckmäßiger Mittel zur möglichſten Abwendung des Schadens, welcher zur Jagd nicht berechtigten Grundeigenthümern durch das Wild zugefügt werden kann, und des legalen Verfahrens bei Ausmittelung und billig-mäßiger Würderung des vom Jagdberechtigten zu erſetzenden, vom Wilde erweislich auf dem Grundeigenthume eines Dritten angerichteten Schadens.

Als einzig ſicheres, nur aus mancherlei Gründen nicht überall anwendbares Mittel, Wildſchaden an Feldfrüchten zu verhüten, erſcheint die feſte Einſchränkung des Hochwildes im Walde.

Wo dieſe nicht zu bewerkſtelligen iſt und wo der Wildſtand und Wildwechſel ſeiner Bedeutenheit wegen

den nicht zur Jagd berechtigten Grundeigenthümern weſentlich läſtig zu werden droht, da dürfte es am räthlichſten ſeyn, dem Jagdberechtigten die Wahl unter folgenden Auskunftsmitteln zu laſſen; nehmlich

a) mit den dem Wildſchaden ausgeſetzten Ortſchaften Uebereinkunft zu treffen, wegen alljährlicher Darreichung eines Averſionalquantums an Gelde, Getreide, Holz oder Waldſtreu; wogegen es den Ortſchaften überlaſſen bleibt, ihre Felder und außer dem Walde gelegenen Wieſen durch unſchädliche Scheuchmittel *) oder durch Aufſtellung eines Wildhüters, welchem geſtattet werden dürfte, einen kleinen mit einem Querknüttel behängten Hund bei ſich zu haben, gegen den Andrang des Wildes zu ſichern, oder ſelbiges durch Selbſthüten — ohne Hunde oder Schießgewehr mitzunehmen — von den Grundſtücken abzuhalten, ohne dann Anſpruch auf weitere Entſchädigung machen zu können; oder

b) der Schadenswürderung durch Sachverſtändige mit der Landesart (dem Naturalertrag des Bodens, nach Maaßgabe des Klima, der Lage und des Kulturgrades) vertraute unparteiiſche, vereidete, von beiden Seiten in gleicher Zahl zu ſtellende Taxatoren ſich zu unterwerfen, welche, wie bei Pachttaxationen, ſchurzweiſe durchs Loos zuſammengeſtellt, und jeder Schurz für ſich, ihre Schätzung vor Gericht zu Protokoll zu geben haben, wobei jedoch Folgendes zu beobachten ſeyn würde.

aa) Bei jeder dergleichen Schadenwürderung

*) Alte wollene Lappen in eine Auflöſung von vier Loth Asa foetida (Teufelsdreck) und vier Loth Schießpulver mit vier bis ſechs Pfund Waſſer getaucht, dann auf in einer Entfernung von 40 Schritten im Verband 5′ über der Erde ſtehende Stöcke gehängt, und nach der Wetterſeite hin mit einem Bretchen gegen Regen geſchützt, halten das Wild mehrere Wochen von Feldern und Wieſen ab.

muß die Gerichtsſtelle zum Behuf der Beeidigung der Taxatoren und der Protokollaufnahme, dann der treffende Officiant wegen Anerkennung, daß der präſumtive Schade wirklich durch Wild — nicht, wie oft der Fall iſt, durch zahmes Vieh — geſchehen, zugegen ſeyn.

bb) Da, wenn im Herbſte und im Frühlinge das Wild der Aeſung halber auf die grüne Saat geht, oder über friſch beſtelltes Feld wechſelt, der Schade oft nur ſcheinbar iſt, ſo kann und muß zu dieſer Zeit zwar Lokalbeſichtigung, die wahre Schätzung aber erſt kurz vor der Ernte, in Folge Vergleichs der beſchädigt ſeyn ſollenden Grundſtücken mit den nächſtliegenden ſtatt finden. Dies iſt wegen möglicher Wetterſchäden an den Früchten, welche in Rückſicht des zu leiſtenden Erſatzes des durch das Wild angerichteten Schadens dem Jagdberechtigten pro rata zu Gute zu rechnen ſind, doppelt nöthig. Wenn hingegen zur Reifezeit der Früchte Wildſchaden eintritt, ſo findet natürlich nur eine Taxation, und zwar zugleich mit der Lokalbeſichtigung ſtatt.

cc) Ueberſteigt die Taxe das Doppelte der Schätzungskoſten, ſo ſind ſelbige vom Jagdberechtigten allein zu tragen, im Gegenfalle für beide Theile zu compenſiren; wenn aber die Schadenswürderung weniger als die Hälfte der Schätzungskoſten beträgt, vom Grundeigenthümer — wegen nicht zulänglichen Grundes zur Veranlaſſung derſelben — allein zu entrichten *).

*) Dem Verfaſſer ſind Schätzungsfälle vorgekommen, wo der gewürderte Schadenerſatz nicht den ſechsten Theil der Taxationskoſten betrug.

dd) Da, wo der Jagdberechtigte zugleich Waldeigenthümer iſt, den Grundeigenthümern aber, wie faſt allerwärts, durch unentgeldlichen oder heruntergeſetzten Holzbezug, durch Waldſtreu, Hutung, Gräſerei ſtets Vortheile aus dem Walde zufließen, würde bei Ausmittelung des Schadenerſatzes an Gelde derjenige Preis zur Grundlage dienen müſſen, nach welchem Frucht- und Futtererzeugniſſe aller Art in den Pachtanſchlägen für die nächſtgelegenen Domänen angeſetzt werden. Wo aber den Grundeigenthümern dergleichen Vortheile von Seiten der Jagdberechtigten nicht zufließen, da würde der Schadenerſatz nach demjenigen Preiſe zu leiſten ſeyn, in welchem Frucht- und Futtererzeugniſſe auf dem nächſt gelegenen Marktplatze am Tage Martini ſtehen *).

§. 30.

Von §. 24. an bis hierher iſt von Jagdgeſetzen und Jagdordnungen (Landesjagdgeſetze im Complex) der ältern und neuern Zeit vorzüglich deshalb die Rede geweſen, um — bei den in verſchiedenen Staaten und Landen ſo verſchieden motivirt, auch hier und da, ohne hinlängliches Motiv, nur placidirt ſich darſtellenden geſetzlichen Normen — Jägern und Jagdberechtigten die

*) Der Verfaſſer behält ſichs vor, ſobald ſeine Berufs- und andere literariſche Arbeiten, denen er ſich unterzogen hat, es geſtatten, in einer eigenen, ſeine Anſichten über billige Ausmittelungswege des vom Wilde den Feldern und Wieſen wirklich zugefügten Schadens und des dafür dem zur Jagd nicht berechtigten Grundeigenthümer gebührenden Erſatzes entwickelnden Abhandlung der ſachſen-gotha- und meiningiſchen Societät der Forſt- und Jagdkunde zur Prüfung vorzulegen, und, wenn ſelbige der Aufnahme werth befunden wird, durch die Annalen der Societät (herausgegeben vom Herrn Oberforſtrath Laurop) dieſe Abhandlung zur Kenntniß des Publikums zu bringen.

Nothwendigkeit und Verbindlichkeit recht anſchaulich zu machen, von den jagdgeſetzlichen Verfügungen desjenigen Staates oder Landes, deſſen Diener oder Bürger ſie ſind — deſſen von denen anderer Staaten und Lande mehr oder weniger abweichende Jagdgeſetze alſo auch für ſie verbindliche Kraft haben — genaueſte Kunde ſich zu erwerben.

Vielleicht wird Einer oder der Andere hier das ausgeführte Formular einer Jagdordnung, wie ſie nach liberalen Grundſätzen ſeyn ſollte — mindeſtens die Grundzüge zu einer ſolchen — vermiſſen. Für ganz unnütz verwendet würde der Verfaſſer die mit dem Entwurfe verbundene Arbeit nicht halten; er muß jedoch bekennen, daß es ihm dazu nicht nur an Raum, ſondern auch an Zeit gebricht. Er begnügt ſich daher, einſtweilen auf das, in Meyers Forſtdirektionslehre — Th. I. §. 124. — aufgeſtellte Schema, zu deſſen Ausführung im Verfolge des angezogenen Werkes der Stoff reichhaltig verbreitet und ſorgſam bearbeitet ſich findet, zu verweiſen. Vielleicht unterzieht der Verfaſſer ſich dereinſt dieſer Arbeit und macht die Frucht derſelben dann in einer, ſeinem Publikum gewidmeten Zeitſchrift bekannt.

Drittes Kapitel.

Erörterungen aus dem Gebiete der Naturbeſchreibung (Phyſiographie).

§. 31.

Wenn oben — §. 3. — der Lehrherr eines jungen Weidmannes für verpflichtet erklärt wurde, ſeinen Lehrling zum Studium der Naturbeſchreibung (Phyſiogra-

phie) des Wildes (d. h. der jagdbaren wilden Thiere) und anderer zum Jagdbetriebe mittelbar anzuwendenden Thiere aufzumuntern und anzuleiten; ſo übernahm der Verfaſſer des gegenwärtigen Werkes gegen einen großen Theil der Leſer ſtillſchweigend dieſelbe Verbindlichkeit.

Demnach ſoll das mit dieſem Gegenſtande in allgemeiner Beziehung Stehende hier, die nähere Beſchreibung derjenigen Thiere aber, welche Objekte der Jagd ausmachen, — ſo wie das Geſammte des Techniſchen und des Zünftlichen in der Jagdkunde — im Verfolge des Werkes möglichſt vollſtändig vorgetragen werden.

§. 32.

Die **Naturbeſchreibung der Thiere** belehrt:

a) Ueber die jedem Körpertheile der Thiere von den Naturforſchern beigelegte Benennung — **phyſiographiſche Terminologie.**

b) Ueber die Eigenſchaften der Körpertheile und über Art und Weiſe, wie jeder derſelben vermittelſt jener Eigenſchaften zum Leben und Gedeihen des Thierkörpers, dem er angehört, auch zur Fortpflanzung der Thierart, von welcher die Rede iſt, beiträgt und mitwirkt — **Phyſiologie** (wir werden beide vorgedachte Lehrzweige in der Folge mit einander verbinden).

c) Ueber die Namen, die charakteriſtiſchen Kennzeichen und Eigenthümlichkeiten jeder einzelnen Thierart und deren dadurch begründete Stellenanweiſung in einem oder dem andern Klaſſifikationsſyſteme, über die durch das Eigenthümliche des Thieres begründete Nützlichkeit oder Schädlichkeit deſſelben für den Naturhaushalt, endlich über die ökonomiſche und technologiſche Benutzung des ganzen Thieres oder einzelner Theile deſſelben. Für dieſen Zweig der Naturbeſchreibung — mit Inbegriff der **Syſtemkunde** — haben einige Neuere die Benennung **Naturgeſchichte** gewählt.

Das, was im Vorhergehenden als für die geſammte Thierwelt geltend dargeſtellt worden iſt, beſchränkt ſich für uns — auf ſämmtliche in Teutſchland, nebſt angrenzenden Ländern vorkommende Wildarten und auf die zum Jagdbetriebe mittelbar anwendbaren Thiere.

Die vertraute Bekanntſchaft mit den vorgedachten Zweigen der Naturbeſchreibung ſichert mehr, als alles, und im Voraus den Erfolg des Jagdbetriebes; auf ihr beruht die gute Unterhaltung der Wildbahn — mithin auch die möglichſt hohe, nachhaltige Benutzung derſelben in dem Maaße, daß dadurch andere wichtige Zweige der Oekonomie nicht weſentlich gefährdet werden —; ſie gibt die Regeln zur zweckmäßigen Erziehung, Pflege, Abrichtung und zum richtigen Gebrauche der zum Jagdbetriebe mittelbar erforderlichen Thiere an die Hand; durch ſie wird das Wiſſen und Leiſten des Weidmannes über die Grenzen der Kunſt hinaus bis zur Doktrin erhoben und es hängt lediglich von ſeinem Eifer und Fleiße ab, durch neue nützliche Entdeckungen ſich Anſprüche auf den ehrenvollen Titel Naturforſcher zu erwerben.

A. Anatomiſche, phyſiologiſche und terminologiſche Erörterungen.

§. 33.

Mit den übrigen Thierklaſſen haben die der Säugthiere und der Vögel

1. einen aus feſten und flüſſigen Theilen zuſammengeſetzten Körper, 2. das Vermögen, Nahrungsmitttel durch den Mund einzunehmen und zu verdauen, 3. die Empfindung, 4. den Trieb, mit Wolluſt ſich zu begatten, 5. die Fähigkeit, willkührlich und mit Bewußtſeyn ſich zu bewegen,

gemein.

Charakteriſtiſche Eigenthümlichkeiten der vorgedachten beiden Klaſſen des Thierreiches, durch welche ſie ſich von allen übrigen Thierklaſſen weſentlich unterſcheiden, ſind folgende:

a) die feſten Theile ihres Körpers ſind aus Haut, Fleiſch und Knochen zuſammengeſetzt und die Knochen bilden ein artikulirtes Skelett;

b) ſie haben ein Herz mit zwei Kammern und zwei Vorkammern;

c) in ihren Adern zirkulirt rothes, warmes Blut;

d) ſie athmen durch Lungen und beſitzen

e) vollkommenes Gehirn- und Nervenſyſtem.

Zur Erläuterung des Geſagten — wobei die Bekanntſchaft der Begriffe, welche mit dem Worte Körper überhaupt, wie mit den Ausdrücken feſt (ſtarr) und flüſſig zu verbinden ſind, vorausgeſetzt wird — mag Folgendes dienen:

Verdauen heißt fremde, durch den Mund in eine Höhle des Thierkörpers aufgenommene Subſtanzen zur Vereinigung oder Einverleibung mit der eigentlichen Körpermaſſe vorbereiten. Durch die Verdauung wird die Ernährung, das Wachsthum und die Reproduktionskraft am Thierkörper bewirkt.

Die Ernährung erfolgt durch die Aneignung und Verkörperung wenigſtens ſo vieler, aus den verdauten Subſtanzen ausgeſchiedener Bildungsſäfte, als zum Erſatze der auf natürlichen Wegen fortwährend verloren gehenden Theile erforderlich ſind.

Das Wachsthum findet ſtatt, indem der Körper mehr an Bildungsſäften ſich aneignet, als er auf natürlichen Wegen an eignen Theilen verliert, wodurch derſelbe folglich an Größe und Umfang zunimmt.

Die Reproduktionskraft — unter welchem Ausdrucke die auffallende Wirkung der Ernährung zu verſtehen iſt, vermöge welcher verletzte oder verloren ge-

gangene Theile des Thierkörpers ergänzt oder erſetzt werden, bethätigt ſich entweder ordentlicher Weiſe, indem zu gewiſſen Zeiten und nach beſtimmter Ordnung bei den Säugthieren das Hären, bei einigen das Abwerfen und Wiederaufſetzen des Gehörns, bei den Vögeln das Mauſern u. dgl. erfolgt; oder außerordentlicher Weiſe, indem zufällig verletzte oder verloren gegangene Körpertheile zu jeder Zeit ergänzt oder erſetzt werden. Auf der letztgedachten Erſcheinung beruht die Heilung der nicht abſolut tödtlichen Wunden, die Verheilung der Knochenbrüche, die Ergänzung der Knorpel, das Wiederwachſen verlorner Hufe und Nägel.

Empfinden heißt, durch die Sinneswerkzeuge, welche die Verbindung mit der Außenwelt vermitteln, Eindrücke empfangen; dieſe Eindrücke aber theilen ſich durch die Nerven dem Gehirne, dem Sitze der Seele, mit, und erregen in der Seele Vorſtellungen, bewirken Entſchlüſſe und dieſe bringen wieder Thätigkeitsäußerungen (Handlungen) hervor. Von der Empfindung ſcheint der Inſtinkt — worunter nach §. 12. jede Thätigkeitsäußerung natürlicher Kräfte, oder der natürliche Trieb der Thiere, ſich zu ernähren, ſich zu vertheidigen, ſich zu begatten, ſchickliche Aufenthaltsorte zu wählen, die Jungen zu beſchützen und zu verſorgen, in Geſellſchaft zu leben, inſonderheit aber der bei manchen Thieren ſo thätige Kunſttrieb verſtanden wird — abhängig zu ſeyn.

Klärere Begriffe von dem eigentlichen Weſen des Inſtinktes würden wir vielleicht erhalten, wenn Dr. Gall ſeine Gehirnorganenlehre in einem ausführlichen Werke ſelbſt entwickeln und auf dieſem Wege Männer von Geiſt, Kraft und gutem Willen in Stand ſetzen wollte, jene Lehre ernſtlich und unparteiiſch zu prüfen, Erfahrungen darüber zu ſammeln und dann das Ganze zu würdigen.

§. 34.

Mit den bisher berührten, allen Thieren zukom=

menden Eigenſchaften ſteht die Eigenſchaft des Wachens und Schlafens in ſo genauer Beziehung, daß hier in gedrängter Kürze etwas darüber geſagt werden muß.

Die Thiere wachen nehmlich, wenn alle im vorhergehenden Paragraphen erwähnte Funktionen des thieriſchen Lebens mit Bewußtſeyn und willkührlich vor ſich gehen; ſie ſchlafen hingegen, wenn anhaltende Anſtrengung ihrer Kräfte bei Ausübung jener Funktionen Erholung nöthig macht, und wenn ſie deshalb in einen ſolchen Zuſtand der Ruhe verſetzt werden, welcher ſie zur Empfindung mit Bewußtſeyn und zur willkührlichen Bewegung unfähig macht. Dagegen dauern beim Schlafe die unwillkührlichen Bewegungen des Herzens, des Blutes und der Lungen unabläſſig fort, weil davon das Leben der Thiere abhängig iſt. Die Säugthiere ſchlafen in der Regel zuſammengekrümmt liegend, die Vögel alle — die brütenden Weibchen abgerechnet — ſtehend, viele auf dünnen, ſchwankenden Aeſten ſich feſthaltend. Hierzu erhalten ſie das Vermögen durch eine Sehne, welche in alle Zehen ſich veräſtet. Dieſe wird angeſpannt, indem der Vogel mit dem Rumpfe ſich niederdrückt und dadurch ein Zuſammenziehen der Zehen bewirkt. Der Aſt, auf dem der Vogel ſteht, wird nun durch die Stemmung des Bruſtknochens auf die Beine mit den Zehen feſt umſchloſſen, und dieſe können ſich nicht eher öffnen, bis beim Erwachen der Körper ſich hebt und ſo die Spannung nachläßt.

Manche Vögel ſchlafen auf einem Beine ſtehend, ſtecken aber gemeiniglich den Kopf auf der entgegengeſetzten Seite des aufgezogenen Beines unter den Flügel, um das Gleichgewicht im ganzen Körper herzuſtellen, indem bei dieſem Verfahren der Schwerpunkt gerade über das Bein fällt, auf dem der Vogel ſteht.

Das Träumen — eine Wirkung des Empfindens im Schlafe auf die Einbildungs- und Rückerinnerungskraft, durch welche Vorſtellungen, oft auch aus

den Vorſtellungen erfolgende Bewegungen des Körpers veranlaßt werden, wie z. B. das Bellen und die Bewegung der Läufe bei ſchlafenden Hunden — iſt als ein Mittelzuſtand zwiſchen Schlafen und Wachen anzuſehen. —

Manche Thierarten, z. B. der Bär, der Dachs*), der Hamſter, der Igel, die Zieſelmaus, die Fledermaus, bringen den Winter, oder doch die kälteſte Periode deſſelben, in einer Art von Erſtarrung hin, welche man, ſo ſehr ſie auch vom eigentlichen Schlafe verſchieden iſt, Winterſchlaf zu nennen pflegt. Denn obgleich während des Winterſchlafes die unwillkührlichen Bewegungen in den Thieren, welche denſelben unterworfen ſind, eben ſo wenig als beim täglichen Schlafe gänzlich aufhören; ſo gehen ſie — z. B. der Kreislauf des Blutes, deſſen Wärmegrad dann auch faſt bis zum Unmerklichen ſinkt — doch um Vieles langſamer von ſtatten. Die ſogenannten Winterſchläfer ſind im Herbſte ſehr fett; während der Erſtarrung wird das Fett durch Saugadern — nicht durch den Mund — eingeſogen. Iſt es auf dieſem Wege zur Ernährung des Thierkörpers konſumirt, oder wird die Temperatur der Atmoſphäre wärmer; ſo hört die Erſtarrung auf und jedes mit derſelben in Beziehung ſtehende Phänomen verſchwindet **).

§. 35.

Begattung und Fortpflanzung durch Begattung findet nicht nur im Thierreiche, ſondern auch im Pflanzenreiche ſtatt; aber weſentlich unterſcheidet ſich die animaliſche Begattung durch die Aeußerung wollüſtiger Empfindungen, welche ſtets bei beiden

*) Bär und Dachs verfallen zur Winterszeit nicht, wie andere Winterſchläfer, in Starrſucht, ſondern nur in Schlummer, aus dem ſie, beſonders in gelinden Wintern, von Zeit zu Zeit erwachen.

**) Vergl. Okens Zool. Th. III. Abth. II. S. 658.

während des Begattungsaktes unmittelbar ſich vermiſchenden Geſchlechtern mit derſelben verbunden iſt, von der vegetabiliſchen Befruchtung, welche faſt immer durch äußere Umſtände veranlaßt zu werden pflegt und bei welcher Empfindung nicht ſtatt findet, da dieſe den Pflanzen fehlt — deren Daſeyn bei ſelbigen wenigſtens nicht erwieſen iſt.

§. 36.

Willkührlich und mit Bewußtſeyn ſich bewegen heißt, aus eignem Triebe, durch eigne Kraft und gleichſam bedächtlich mit dem ganzen Körper oder mit einem Theile deſſelben, den Ort verändern. Nur den Thieren iſt dieſe Art von Bewegung eigen; die Bewegung der Pflanzen hängt jedesmal von äußern Veranlaſſungen ab, und es findet bei derſelben eine Veränderung des Ortes mit dem ganzen Körper nicht ſtatt.

§. 37.

Der feſte Theil des Thierkörpers, welcher den Namen Haut führt, macht den Ueberzug oder die Bedeckung der andern feſten Theile aus. Sie beſteht aus drei Lagen. Die oberſte Lage bildet die Oberhaut — eine zarte, weißgraue, halbdurchſichtige Membran, welche ſich über die ganze Oberfläche des Körpers ausdehnt und die darunter verbreitete, aus ſehnigen Faſern verflochtene und unzählbare kleine Gefühlwärzchen, Blutgefäße, Drüſen und Schweißlöcher enthaltende zweite Lage, Netzhaut genannt, ſchützt. Die dritte und unterſte Lage, welche aus einer Menge mit Fett gefüllter Bläschen und Zellen beſteht, heißt Fett- oder Zellhaut. Aus der Oberhaut gehen bei den Säugthieren die Haare, bei den Vögeln die Federn hervor.

§. 38.

Das Fleiſch beſteht aus Faſern, Nerven, und

deren Gefäßen. Die Fleiſchfaſern laufen in vielfach veränderten Richtungen, doch ſtets in Verbindung bleibend, in der Fleiſchmaſſe fort. Durch die nähere Zuſammenfügung gewiſſer Faſern in Bündel werden die Muskeln gebildet. Auf die Muskeln wirkt jeder äußere Reiz; durch ſie erhält der ganze Körper und jedes Glied deſſelben, nach den Geſetzen des Hebels, Bewegung. Am Anfange und an Ende der meiſten Muskeln, beſonders ſolcher, die am Knochen befeſtigt ſind, bemerkt man eine bei weitem dichtere und feſtere, weiße, bandartig ausgedehnte, auch faſerige Maſſe, die den Namen Sehne oder Flechſe führt und durch welche die Verbindung der Knochen unterhalten wird. — Die Nerven ſtellen ſich als weiße Fäden dar, ſind vielfältig durch alle Theile des Körpers verbreitet und ſtehen ſämmtlich unter ſich und mit dem Gehirn in Verbindung. In dieſer Verbindung ſcheinen ſie das Leben des Körpers und die körperlichen Bewegungen zu vermitteln, Empfindungen und Vorſtellungen zu wecken und den Willen (hier den Inſtinkt) zu leiten.

Gefäße nennt man die Kanäle, in welchen das Blut zirkulirt und durch welche den Körpertheilen überhaupt Nahrung zugeführt wird.

§. 39.

Die Beſtandtheile der Knochen ſind theils feſter, theils flüſſiger Art. Die feſten ſind theils aus neben einander liegenden Längenfaſern, theils aus über einander geſchichteten Blättern zuſammengefügt. Sie bilden den äußern Knochenkörper, die netzförmig in Fächer abgetheilte Ausfüllung der längern und ſtärkern hohlen zylindriſchen Knochenröhren, den an beiden Enden derſelben befindlichen zellig-ſchwammigen Theil und das Innere der nicht ausgehöhlten, plattgeformten Knochen.

Alle dieſe Knochenmaſſen haben bei der anfänglichen Bildung des Thierkörpers eine ſehr geringe Konſiſtenz, in der Kindheit deſſelben aber eine knorpelartige Beſchaffenheit. Bei zunehmendem Wachsthume und Al-

ter werden ſie immer dichter, feſter und nehmen erſt nach und nach die eigentliche Knochenhärte an. Aeußerlich werden ſie von der ſogenannten Beinhaut umhüllt, die aus verſchiedenen Faſerſchichten beſteht und mit Gefäßen durchzogen iſt, durch welche dem Knochenkörper Nahrung zugeleitet wird.

In den feſten Theilen ſind die flüſſigen eingeſchloſſen, nehmlich das Knochenmark — eine weißliche oder röthliche, ſtrengflüſſige, ölige, mit zarter Haut umgebene Maſſe, welche die Füllung des Netzes in den hohlen Knochenröhren ausmacht; der Markſaft — eine mehr dünnflüſſige, fettige Maſſe, die ſich in den kleinen Knochenzellen, welche die Markröhre zunächſt umgeben, befindet; die rothe Thiergallerte, die wir in den zellig-ſchwammigen Knochentheilen rothgefärbt und als zähe Flüſſigkeit wahrnehmen. Bei den Vögeln ſind die Höhlungen vieler Knochen blos, oder doch größtentheils mit Gasarten (Luft) gefüllt. Nächſtdem was im Vorherigen über die Struktur der Knochen und die Beſtandtheile derſelben geſagt worden iſt, bemerke man noch Folgendes: Vorſprünge und Verlängerungen an den Knochen heißen Erhöhungen. Bilden dieſe einen Auswuchs, welcher mit dem Knochen einen Körper ausmacht, ſo nennt man ihn Fortſatz (Apophyſe); liegen ſie aber als Vorragungen nur in ſcheinbarer Vereinigung an dem Knochen an, ſo heißen ſie Anſatz, Anhang (Epiphyſe). Zwei oder mehrere in beſonderer Verbindung ſtehende, auf einander und zu gleichem Zweck wirkende Knochen werden — in dieſer Verbindung zuſammengenommen betrachtet — ein Gelenk (Junktur) genannt. Die breiten Bänder, mit welchen die Gelenke überdeckt ſind, heißen Ligamente oder Sehnen. Durch dieſe werden, wie (§. 28.) ſchon bemerkt, die Gelenke in Verbindung erhalten, durch ſie wird die Gelenkſchmiere — eine fettige, in allen Junkturen vorräthige Feuchtigkeit — vor dem Entweichen verwahrt.

Uebrigens dienen die Knochen vermöge ihrer Fe-

ſtigkeit dem Körper zur Stütze und bilden durch ihre Gelenkverbindung die Grundgeſtalt — das Skelett — deſſelben. Das Skelett wird bei den Säugthieren und Vögeln, auch (bei der dritten und vierten Klaſſe des Thierreiches bei den Amphibien und bei den Fiſchen) artikulirt genannt, weil alle einzelne Theile deſſelben deutlich von einander zu unterſcheiden ſind. Dies iſt bei den übrigen Thierklaſſen nicht der Fall.

Der das artikulirte Skelett am meiſten auszeichnende Theil iſt der Rückgrath — eine am Hinterkopfe anfangende, an oder in und mit dem Schwanze endigende Säule, welche aus an einander beweglichen Knochenwirbeln beſteht, in denen eine Aushöhlung befindlich iſt, die bei allen dieſen Knochentheilen, ſo lange ſie in der natürlichen Verbindung bleiben, einen fortlaufenden Kanal bildet, in welchem das Rückenmark, als Fortſetzung des Gehirns, eingeſchloſſen iſt.

§. 40.

Das Herz iſt eine fleiſchige, muskulöſe, in der Bruſthöhle liegende, einem Kegel ähnlich geſtaltete Maſſe, welche mit einer häutigen Kapſel – Herzbeutel genannt — welche das Herz ſelbſt feſthält, jede Störung ſeiner Funktion und Bewegung hindert, letztere mäßigt, umhüllt iſt. Zwei verhältnißmäßig große Abtheilungen, welche man Herzkammern nennt, werden im Innern des Herzens durch eine Scheidewand gebildet. Eine Herzkammer liegt nach der rechten Seite hin und heißt die vordere Herzkammer, die andere dehnt ſich nach der linken Seite aus und heißt die hintere.

Ueber dieſen Herzkammern liegen die zwei Vorkammern, — auch Herzohren genannt. Jede derſelben ſteht mit ihrer Herzkammer in Verbindung; unter ſich aber haben ſie keine Gemeinſchaft. Die abwechſelnd zuſammenziehenden und ausdehnenden Bewegungen, welche durch die beim Athmen der Lungen ge-

reizten Herzmuskeln hervorgebracht werden, ſind nicht, wie faſt alle übrige Bewegungen, nach dem Entſchluſſe des Willens von den Nerven abhängig, ſondern ſie erfolgen unaufhörlich und ohne Ermüdung, blos mechaniſch, ſo lange der Lebensprozeß fortdauert. Durch dieſe Bewegungen wird das Blut in die Adern getrieben.

§. 41.

Die Adern — röhrenförmige Gefäße, in welchen das Blut zirkulirt — ſtehen mit dem Herzen in genauer Verbindung. Sie ſind entweder Schlagadern (Pulsadern, Arterien), welche von den Herzkammern aus, das Blut nach allen Theilen des Körpers hinleiten und vertheilen, ſich allmählig verengern, bei wechſelsweiſem Erweitern und Zuſammenziehen ſtets in ſchlagender Bewegung ſind (pulſiren); oder zurückführende Adern (Venen, Blutadern). Dieſe ſind im Ganzen dicker als die erſteren, haben, wenn deren Durchmeſſer mehr als eine Linie beträgt, hin und wieder einfache, doppelte, dreifache, ſelten vier- und fünffache Klappen, welche das Zurücktreten des Blutes hindern. Sie erweitern ſich nach dem Herzen zu, und leiten das Blut, mit den Herzohren in Vereinigung tretend, wieder zum Herzen. Die vorgedachten Klappen finden ſich jedoch an den Venen des Gehirns, des Herzens, der Lungen und des Eingeweides nicht. Es gibt zwei Hauptſchlagadern; nehmlich

a) die Lungenpulsader, welche aus der vorderen Herzkammer entſpringt, in die Lungen geht, und da in unzählige Aeſte ſich vertheilt;
b) die große Pulsader, welche von der hinteren Herzkammer aus, in alle Theile des Körpers ſich veräſtet.

Der Hauptblutadern finden ſich ebenfalls zwei, nehmlich

a) die große Hohlader — ſie führt das in allen Körpertheilen geſammelte Blut der Vorkammer

der vorderen Herzkammer, dann dieſer leztern ſelbſt zu, wo die Lungenpulsader es aufnimmt und den Lungen wieder mittheilt. Hier empfängt es

b) die Lungenblutader, welche es in die Vorkammer der hinteren Herzkammer leitet, von wo aus es ſich in dieſe Herzkammer ſelbſt ergießt.

Uebrigens erhalten ſowohl die Schlag- als die Blutadern, je nachdem die Aeſte derſelben in verſchieden benannte Gegenden des Körpers ſich verbreiten, auch verſchiedene Benennungen, z. B. Kopfpulsader, Bruſtblutader u. ſ. w. Endlich geht aus dem hervor, was von den Hauptſchlagadern und von deren genauer Verbindung mit dem Herzen und mit den Lungen geſagt worden iſt, daß jede Verlezung dieſer edelſten Theile abſolut tödtlich iſt und um ſo ſchneller, je näher dem Urſprunge der Hauptſchlagadern in den Herzkammern ſie erfolgte.

§. 42.

Das Blut — in der Jägerſprache Schweiß genannt — macht ununterbrochen in dem Thierkörper einen förmlichen Kreislauf *) und hat dabei, wenn das Thier geſund iſt, eine Wärme von 100 Grad (Fahrenheit).

In beſondern kleinen Gefäßen ſcheiden ſich aus demſelben gewiſſe Säfte ab, welche den Nahrungsſaft ausmachen, in Bildungsſaft verwandelt, allen feſten Körpertheilen ſich aſſimiliren und mit denſelben die innigſte Verbindung eingehen.

Jede gewaltſame und anhaltende Unterbrechung des Blutumlaufes hat den Tod des Thieres zur Folge.

---

*) Will. Harvey — ein Engländer — war der erſte Entdecker der beſtändigen Zirkulation des Blutes. Er erwies die darüber aufgeſtellte Theorie in einem 1628 erſchienenen Werke — de motu cordis et sanguinis — unumſtößlich. Mehr hierüber ſ. in Bechſteins Handbuche der Jagdwiſſenſchaft Th. I. Bd. 1. S. 70; auch in J. C. Fiſchers phyſik. Wörterbuche Th. I. S. 415. u. ff.

Das Blut, wenn es einem lebenden, oder eben erſt getödteten Säugthiere oder Vogel entzogen wird, behält ſo lange, bis die natürliche Wärme entwichen iſt, ſeine rothe Farbe.

Aus Verſuchen, die man mit friſchem, dem Thierkörper überhaupt und dem Aderſyſtem im Beſondern eben erſt entzogenen Blute anſtellte, ergab ſich, daß durch zugeſetzten Sauerſtoff daſſelbe eine mehr hellrothe Farbe, durch hinzugebrachten Kohlenſtoff eine mehr dunkelrothe erhält.

In den Lungen iſt wegen des durch das Einathmen der atmoſphäriſchen Luft vermehrten Beitrittes an Sauerſtoff das Blut hellroth gefärbt. In den Schlagadern erſcheint es ſtets hochroth, doch nicht ſo dunkelroth, als in den Blutadern und in dieſen deſto tiefer roth, je entfernter die Theile des Thierkörpers, in welche ſie ſich verbreiten und veräſten, von den Lungen ſind. In der Milz und in der Leber iſt es vorzüglich tiefroth — faſt ſchwarz — gefärbt.

Dieſe Bemerkung iſt für den Weidmann nicht unwichtig, indem ſie ihn in den Stand ſetzt, aus der Farbe des Schweißes (Blutes), welchen verwundetes Wild verliert, mit Sicherheit — in den meiſten Fällen wenigſtens, beſonders aber, wenn der gute Schütze weiß, wie und wo er abkam (welchen Zielpunkt er gefaßt hatte) — auf die Art und Tödtlichkeit der Wunde ſchließen zu können. (Vergl. Abſchn. I. Abth. I. Kap. 1. §. 48.)

Aus der in einem Gefäße verkühlten und einige Zeit in Ruhe ſtehenden Blutmaſſe ſcheiden ſich nach und nach die nächſten Beſtandtheile ab, nehmlich das gelb gefärbte Blutwaſſer und der in dieſem ſchwimmende rothe Blutkuchen.

§. 43.

Die Lungen ſind zum Einathmen der atmoſphäriſchen Luft, zum Hervorbringen der Stimme, zur Bewegung faſt aller innern Theile, zur Abſcheidung ver-

ſchiedener Säfte, zur Austreibung des Harnes und der Exkremente und wahrſcheinlich noch zu vielen andern Lebensfunktionen beſtimmt. Sie werden durch die Mittelhaut in zwei Lappen oder Flügel getheilt, und beſtehen aus einer fleiſchartigen, blaſig-ſchwammigen Maſſe, welche einige Nerven und mehrere ſehr feine Luftgefäße, die aus der Luftröhre entſpringen, und eben dergleichen Blutgefäße, die auf den Wänden ſich veräſteln, enthält. Lungenverletzungen ſind faſt immer tödtlich.

Der Kanal, durch welchen die beim Einathmen durch die Mund- und Naſenöffnungen eindringende Luft den Lungen zugeführt wird, heißt Luftröhre (Gurgel), in der Weidmannsſprache Droſſel. Sie iſt aus Häuten und Knorpelringen zuſammengeſetzt, verengert ſich nach unten und vertheilt ſich an den Lungen in viele Aeſte. Oben geht ſie in den abgerundeten, etwas ſtärkern, gleichfalls knorpligen Droſſelknopf oder Luftröhrenknopf aus, deſſen verengte Oeffnung die Stimmritze, — das Organ des Lautes (der Stimme) — durch einen Deckel — Stimmritzdeckel genannt — geſchloſſen iſt. Der Laut ſelbſt entſteht, indem beim Ausathmen die Luft mit einer gewiſſen Geſchwindigkeit und mit mehr Kraft, als dazu an ſich erforderlich iſt, durch die Stimmritze ausgeſtoßen wird, und erſchallt tiefer oder höher, nachdem jene größer oder kleiner iſt.

§. 44.

Das Gehirn — der edelſte, vorzüglich fein organiſirte Theil des Säugthier- und Vogelkörpers — liegt im obern Theile des Kopfes und wird von der Hirnſchale umſchloſſen. Es beſteht aus einer theils weißlichen, theils röthlich grauen mit vielen einander durchkreuzenden feinen Adern durchzogenen, mit mehreren Häuten bedeckten Materie. Der äußere, weißliche Theil der Gehirnmaſſe heißt Borke; der innere, röthlich graue ſtarrere Hirnmark. Man pflegt das Ge-

hirn in das große und in das kleine einzutheilen. Jenes liegt im Vorderkopfe, dieſes im Hinterkopfe und wird Zirbeldrüſe genannt. Gehirnverletzungen ſind, wie Rückenmarksverletzungen, unheilbar.

Im Gehirn iſt auch der Urſprung der Nerven. Die Vollkommenheit des Nervenſyſtems iſt daher von der Vollkommenheit des Gehirns abhängig *).

§. 45.

Mit der Vollkommenheit des Gehirns und des Nervenſyſtems ſteht das Empfindungsvermögen der Säugthiere und der Vögel durch die fünf Sinne im genauſten Verhältniſſe. Dieſe ſind bekanntlich: der Taſtſinn oder das Gefühl, der Geſchmack, der Geruch, das Gehör, das Geſicht.

§. 46.

Das Eigenthümliche des Taſtſinnes (Gefühls) beſteht darin, daß die Thiere von der Gegenwart und Beſchaffenheit äußerer Gegenſtände oder Körper durch Berührung Eindrücke empfangen. Werkzeuge deſſelben ſind die äußerſten Enden der Nerven, die in Geſtalt kleiner Wärzchen — Nervenwärzchen genannt — durch die ganze Haut des Körpers vertheilt, mit dem Malpighiſchen Netze, welches faſt wie Schleim ausſieht, aber doch eine an den meiſten Stellen ſehr dünne, höchſt fein durchlöcherte Membran bildet, überzogen und durch die Oberhaut geſchützt ſind. An

---

*) So die ältere Theorie, von welcher die neuere des Dr. Gall weſentlich verſchieden iſt. Letztere ſcheint indeſſen theils immer noch nicht als völlig begründet anerkannt werden zu wollen, theils iſt der Verfaſſer nicht gnüglich bekannt damit. Deshalb folgte man jener, nicht dieſer in der gegenwärtigen, ohnedies nur ſkizzirten Erörterung. Eine ziemlich faßliche Darſtellung der letztern findet man in folgender kleinen Schrift: Dr. F. J. Galls neue Entdeckungen in der Gehirn-, Schedel- und Organenlehre. Karlsruhe in der C. F. Müllerſchen Verlagshandlung 1807.

manchen Körpertheilen ſind die Nervenwärzchen größer und häufiger, z. B. an den menſchlichen Fingerſpitzen, oder an der Schnurre (den Barthaaren) der zur Gattung Katze (Felis) gehörigen Raubthiere, an den Lippen, Ohrmuſcheln und bei den Fledermäuſen an der Flughaut. An ſolchen Stellen iſt das Gefühl dann deſto feiner. Meiſtens verbindet ſich der Taſtſinn mit einem oder mehreren der übrigen Sinne *).

§. 47.

Der Sinn des Geſchmackes läßt dem Thiere das Schmackhafte äußerer Körper durch Berührung mit der Zunge, als dem Werkzeuge deſſelben, empfinden. Die Zunge iſt eine ſehr muskulöſe, verhältnißmäßig dicke, längliche, mit vielen Nerven durchzogene Fleiſchmaſſe. Sie liegt in der Mundhöhle und iſt an der Wurzel theils mit dem Schlunde, theils mit dem Luftröhrenkopfe vermittelſt des Zungenbeines und verſchiedener Muskeln verbunden, auch nach allen Richtungen beweglich. Die Empfindung des Geſchmackes wird wieder vorzüglich durch Wärzchen — Geſchmackskörner genannt — in welchen die Zungennerven ausgehen, und die an der Spitze auf der Oberfläche und an der Seite der Zunge unter mancherlei Geſtalt häufig verbreitet ſind, wahrgenommen. Doch trägt auch eine gewiſſe dünnſchleimige Feuchtigkeit dazu bei, welche aus einer Menge zwiſchen den Geſchmackskörnern befindlicher blaſenähnlicher Schleimhöhlen, ſo wie in der Grube auf der Oberfläche der Zungenwurzel, — das blinde Zungenloch genannt — abgeſondert wird, und ſich mit dem Speichel der den Gaum-, Backen- und Lippendrüſen entquillt, vermiſcht.

Dieſe Feuchtigkeit iſt das Auflöſungsmittel der Salztheilchen, die jeder Körper enthalten muß, welchen

*) Fiſchers phyſik. Wörterbuch II. 108. u. f.; Okens Zool. Th. III. Abth. II. S. 655.

das Thier ſchmecken ſoll, und dies geſchieht, indem die aufgelöſten Salztheilchen die Geſchmackskörner berühren. Aus der Natur dieſer Salztheilchen und aus der mit dieſen verbundenen öligen und andern Theilen wird die Verſchiedenheit des Geſchmackes der Nahrungsmittel der Thiere erklärbar. Uebrigens iſt der Geſchmackſinn dem Thiere deshalb unentbehrlich, weil er ihm das Vermögen gibt, die dienlichen Nahrungsmittel von den ſchädlichen zu unterſcheiden. Bei den Vögeln ſcheint er in geringerem Maaße vorhanden zu ſeyn, als bei den Säugthieren *).

§. 48.

Durch den Geruchſinn erhalten die Thiere vermittelſt der Naſe Eindrücke von den ſich in der Luft verflüchtigenden Ausdünſtungen äußerer Körper. Die Naſe iſt bei den verſchiedenen Thierarten aus abweichend geſtalteten Knochen- und Knorpeltheilen und aus Häuten, Muskeln, Nerven und Blutgefäßen zuſammengeſetzt. Inwendig iſt ſie überall mit der ſehr zarten Schneiderſchen oder Schleimhaut überzogen, die aus Nerven, Zellgewebe, aushauchenden, einſaugenden und Blutgefäßen beſteht, aus welchen in einigen Drüschen der Naſenſchleim abgeſondert wird. Dieſer Schleim hält die Schneiderſche Haut ſtets feucht, damit die Nerven geſchützt ſind und die durch die Naſenlöcher eingeathmeten Theilchen ſich anhängen können. Solche ſich anhängende Theilchen wirken reizend auf die Nerven der Schneiderſchen Haut. Dieſer Reiz aber pflanzt ſich vermittelſt des Geruchnerven bis zum Gehirn fort und erregt dort die Empfindung des Geruches. Bei den meiſten Säugthieren und bei manchen Vögeln iſt dieſer Sinn weit ſchärfer organiſirt, als beim Menſchen, und er ſchützt ſie oft vor feindlichen Ueberfällen

---

*) Mehr hierüber ſ. Fiſchers phyſik. Wörterbuch II. 731. u. ff. auch Loders medic. Anthropologie §. 240.

und Nachſtellungen. Die vorher erwähnten Naſenlöcher dienen auch zum Athmen, zum Hervorbringen des Stimmenlautes und — bei den Säugthieren beſonders — zur Ableitung des überflüſſigen Schleimes *).

§. 49.

Vermittelſt des Gehörſinnes werden die durch den Schall erregten Erſchütterungen der Luft empfunden. Das Werkzeug deſſelben iſt das Ohr, welches aus verſchiedenartigen Körpern zuſammengeſetzt iſt. Wir bemerken von der Organiſation deſſelben Folgendes:

Das allen Säugthieren, welche bei der Jagd in Betracht kommen, eigene, den Vögeln fehlende äußere Ohr — die Ohrmuſchel — iſt eine gekrümmte Höhle, mit einer feſt aufliegenden Fortſetzung der mit Haut überzogenen Knorpelſcheibe, welche am Kopfe ringförmig ſich anſchließt.

Es dient vorzüglich dazu, mehr Schallſtrahlen in das innere Ohr zu leiten, als ohne dieſes hineinfallen würden. Das innere Ohr liegt in einem ſehr dichten harten Knochen, — dem ſogenannten felſigen Theile — des Schläfenbeines. Der Gehörgang **), ein zylindriſcher Kanal, führt zum Trommelfelle, einem dünnen, pergamentartigen, ſtraff geſpannten Häutchen, welches den Gehörgang begrenzt, und ihn von der Pauke oder Trommelhöhle ſcheidet. In der dieſen Namen führenden knöchernen Höhle liegen die drei Gehörknöchelchen: der Hammer, der Amboß und der Steigbügel. Der Hammer hängt mit ſeinem Stiele am Trommelfelle. Mit ſeinem Kopfe iſt der des Amboßes und mit dem längern Schenkel des letztern das Knöpfchen des Steigbügels gelenkartig verbunden. Der Fußtritt des Steigbügels füllt, wie

*) Das Ausführlichere ſ. in Fiſchers phyſik. Wörterbuch II. 729. u. 730.; Loders medic. Anthropologie §. 243. f.
**) Bei den Vögeln iſt der Gehörgang ſo tief und gewunden, daß das Trommelfell von außen nicht ſichtbar wird.

eine Klappe, das halbelliptiſche Fenſter — ein Loch, das aus der Pauke in das Labyrinth führt. Dieſes macht den innerſten Theil des Ohres aus und beſteht aus dem in der Mitte befindlichen Vorhofe — einer rundlichen knöchernen, mit wäſſeriger Flüſſigkeit gefüllten Höhle; aus den hinter demſelben ſich hinziehenden drei Bogengängen — zylindriſche, gekrümmte, knöcherne, in dem Vorhofe ſich öffnende Kanäle, deren jeder einen häutigen Gang enthält; endlich aus der vor dem Vorhofe liegenden Schnecke — einem knöchernen, ſchneckenhausähnlichen Behältniſſe, welches einen durch das nervig-häutige gewundene Blatt in zwei Fächern getheilten Kanal von drittehalb Windungen enthält, deſſen vorderſtes Fach in dem Vorhofe, das hinterſte aber durch das halbelliptiſche Fenſter in der Trommelhöhle ſich öffnet. Das letztere fehlt den Vögeln.

Der Gehörnerv endlich verbreitet ſich nicht nur über alle nach innen gekehrte Theile des Labyrinthes, ſondern auch des Gehörganges. Die Lage und Verbindung aller dieſer Theile läßt mit Wahrſcheinlichkeit vermuthen, daß die Empfindung des Hörens erregt werde, indem der Schall das Trommelfell erſchüttert, dieſe Erſchütterung aber allen Theilen des Labyrinthes, und durch den Gehörnerven dem Gehirn ſich mittheilen müſſe, daß hier die Seele ſich des Schalles bewußt werde, und zu Folge der Verſchiedenheit der auf die Gehörnerven gemachten Eindrücke — auf eine allerdings unbegreifliche Weiſe — auch verſchiedene Vorſtellungen vom Schalle erhalte, welcher die Urſache jener Eindrücke war *).

Den wilden Säugthieren ſowohl, als vielen Vögeln, z. B. dem Auerhahn, dem Birkhahn, der Eule, verlieh die Natur ein ſehr ſcharfes Gehör, um

*) Mehr hierüber ſ. in Fiſchers phyſik. Wörterbuch II. 715. u. ff.; F. Hildebrandts dynamiſche Naturlehre II. §. 883. f.; Loders medic. Anthropologie §. 248. ff.

vermittelſt deſſelben den feindlichen Ueberfällen bei Zeiten auszuweichen.

§. 50.

Vermittelſt des Lichtes werden äußere Gegenſtände durch das Geſicht vom Thiere wahrgenommen. Das Werkzeug dieſes Sinnes — den wir Seheſinn nennen wollen — iſt das Auge. Es liegt unter der Stirn, in der aus mehreren Knochen beſtehenden, ſehr fettigen Augenhöhle, welche bei den Säugthieren durch das häutig-faltige obere und untere Augenlied, bei den Vögeln — mit Ausnahme des Straußes und einiger wenigen andern — nur durch eines, das untere, vermöge gewiſſer Muskeln geſchloſſen und geöffnet werden kann.

Die Augenlieder nebſt den daran befindlichen Augenwimpern — wo dieſe vorhanden ſind — ſchützen das vermittelſt anderer Muskeln nach allen Seiten bewegliche Auge nicht nur gegen zu ſtarke Einwirkung des Lichtes, ſondern auch gegen Verletzung durch andere äußere Gegenſtände. Denſelben Zweck ſcheint auch die bei einigen Thieren — z. B. beim Dachs — wahrnehmbare innere Augendecke — Nickhaut genannt — zu haben.

Der Augenkörper oder Augapfel iſt kugelförmig geſtaltet. Wir bemerken an demſelben mehrere Kammern, Häute und Feuchtigkeiten; nehmlich die Vereinigungs- oder weiße Haut — eine Fortſetzung der innern Augenliederhaut. Sie umgibt den Augapfel äußerlich bis nahe an die Regenbogenhaut (Iris) und enthält viele kleine Blutgefäße. Die harte oder undurchſichtige Haut, — die feſteſte und ſtärkſte von allen und weiß von Farbe. Sie begrenzt den Augapfel vom Sehnerven an bis zum Rande der leuchtenden Hornhaut, welche aus vielen durchſichtigen Blättchen beſteht. Die innere Fläche der harten Haut wird von der dünnen zarten, aus dicht an einander liegenden Adern (ohne Nerven), die ein zartes, mit

einer dicklichen Flüſſigkeit durchdrungenes Zellgewebe bilden, beſtehenden Aderhaut umzogen. Letztere ſchlägt ſich am Rande der erſtern um, und macht, indem ſie nach außen die Regenbogenhaut (Iris, nach innen die Traubenhaut bildet, den Augenſtern aus. An dieſer Membran wird eine nach außen ſich erweiternde, durchſichtige Stelle — Oeffnung des Augenſterns, Sehe, Sehloch oder Pupille genannt — bemerkbar. Sie iſt zum Einfallen der Lichtſtrahlen beſtimmt, verengert oder erweitert ſich nach dem Grade des Lichts und hat bei verſchiedenen Thierarten eine verſchiedene Geſtalt. Der im Hintergrunde des Augapfels verbreitete, bis an den Rand der Kryſtalllinſe ſich hinziehende, in die feinſten Fäden ſich veräſtende Sehnerv bildet — mit unzähligen kleinen Blutgefäßen gleichſam zuſammengewebt — die weißlich gefärbte ſchleimige Netzhaut (Nervenhäutchen, Retina) und dies iſt der empfindlichſte Theil am ganzen Augenkörper.

Der Raum zwiſchen der durchſichtigen Hornhaut und der Regenbogenhaut macht die vordere Augenkammer aus; die hintere Augenkammer zieht ſich von der Traubenhaut bis zur vordern Fläche der Kryſtalllinſe hin. Beide Kammern ſind mit einem wäſſerig-flüſſigen Saft — wäſſerige Feuchtigkeit genannt — gefüllt, welcher, wenn er verloren geht, ſich wieder erſetzt und wahrſcheinlich den Zweck hat, das Zuſammenwachſen und Austrocknen der Häute zu verhindern.

Hinter der Pupille liegt in einer ausgerundeten Vertiefung ein linſenförmig plattgedrückter, mehr feſter als ſchleimiger, ſehr durchſichtiger, aus dünnen Blättchen beſtehender, muskelartiger Körper, — die Kryſtalllinſe (Sehlinſe, Augenkryſtall). Sie wird von der Kryſtalllinſenkapſel, einem durchſichtigen, höchſt zarten Häutchen, umſchloſſen und in derſelben von der klar wäſſerigen Morgagniſchen Feuchtigkeit umfloſſen.

Die ganze Höhle der Netzhaut und der größere Theil im Innern des Auges wird von der gallertartigen, helldurchſichtigen, feinzelligen, gläſernen Feuchtigkeit (Glaskörper) eingenommen, deren vordere Fläche mit dem ſtarken, äußerſt durchſichtigen Glashäutchen überzogen iſt.

Auf dem Glaskörper verbreiten ſich, die Kryſtalllinſe umfangend, ſchwarze, ſtrahlenartige Streife, welche zuſammengenommen Strahlenband heißen.

Von der Art und Weiſe, wie der Sinn des Geſichts beim Thiere in Thätigkeit geſetzt wird, kürzlich Folgendes:

Die von einem Körper aus- oder zurückgeworfenen Lichtſtrahlen dringen durch die durchſichtige Hornhaut und durch das Sehloch (Pupille) ein, werden in den Feuchtigkeiten, vorzüglich aber in der Kryſtalllinſe gebrochen und bilden den Gegenſtand auf der Netzhaut — aber umgekehrt — ab.

Von der Netzhaut aus erhält, auf eine jetzt allerdings noch nicht erklärte Art, die Seele im Gehirn vermittelſt des Sehnerven eine deutliche Empfindung und Vorſtellung von dem dort abgebildeten Gegenſtande, und zwar nach ſeiner natürlichen Form und Stellung — *).

Bei vielen wilden Säugthier- und Vögelarten iſt auch dieſer Sinn ſehr ſcharf, und viel ſchärfer als beim Menſchen organiſirt.

Geht aber einer oder der andern Wildart in Rückſicht der ſcharfen Organiſation dieſes oder eines andern Sinnes etwas ab; ſo wird der Mangel gewiß durch vorzügliche Feinheit der übrigen zur Genüge gedeckt.

*) Ein Mehreres über die Organiſation des Auges ꝛc. ſ. in Fiſchers phyſik. Wörterbuch I. S. 177. II. S. 737. u. a. hierh. geh. Art; dann Hildebrandts dynam. Naturlehre II. §. 650. u. ff.

§. 51.

Die Säugthiere unterſcheiden ſich von allen übrigen Thierklaſſen dadurch am weſentlichſten, daß das weibliche Geſchlecht die von ihm lebendig gebornen Jungen eine Zeit lang an und aus den Brüſten mit Milch nährt.

Aber ganz anders als bei den übrigen Thierklaſſen verhält es ſich auch mit der Organiſation der äußern und innern Theile des Säugthierkörpers. „Sie iſt bei weitem vollkommner als bei den übrigen Thierklaſſen. Nie fehlt ein Sinnorgan; durchgängig ſind die Geſchlechtstheile an beide Geſchlechter vertheilt; nirgends iſt ein Eierſtock vorhanden, ſondern überall zwei Geilen, beim männlichen Geſchlecht zwei Hoden und eine wahre Ruthe, wenn auch bei einigen Säugthierarten der Samenkanal an der Wurzel der Ruthe ſich öffnet; durchgängig finden ſich beim weiblichen Geſchlechte Zitzen und zwar mindeſtens ein Paar *)."

Alle bei uns vorkommende wilde, ingleichen alle zur Jagd mittelbar anzuwendende Säugthiere haben eine überall, oder doch an den meiſten Körpertheilen bald lang, bald kurz, dichter oder dünner, theils wollig behaarte Hautbedeckung. Das Haar ſelbſt iſt inwendig hohl und in der Zellhaut — aus deren fettigen Beſtandtheilen es ſeine Bildungsſtoffe ſich zu eigen macht — gleichſam eingewurzelt. Nach den verſchiedenen Stellen, die es am Körper einnimmt, erhält es verſchiedene Benennungen, als Haupthaar — am Kopfe; Bart — verlängerte Haare am Kinn; Mähne — die langen Haare oben auf dem Halſe (z. B. beim Pferde); Bartborſten — im Geſicht, auf beſondern Wärzchen ſteif und ſtruppig ſtehend, und wenn dies am obern Theile des Maules der Fall iſt, Knebelbart, Schnurrbart; Naht — wenn die Haare

---

*) Auszugsweiſe aus Okens Zool. Th. III. Abth. II. S. 651.

an einem oder dem andern Körpertheile, von beiden Seiten die Spitzen gegen einander gekehrt, erhabene Streifen bilden; Stern — wenn ſie nahtartig in einen Kreis gelegt erſcheinen; Augenbraunen — wenn ſie nahtartig über dem obern Theile der Augenhöhle ſich hinziehen; Wimpern — wenn ſie borſtenartig den Augenliederrand bedecken.

Die haarige Hautbedeckung im Ganzen heißt gleichfarbig, wenn ſie ſo an allen Theilen ſich darſtellt; im Gegentheile ungleichfarbig. Zeigen ſich auf der Grundfarbe anders gezeichnete Stellen einzeln, ſo iſt die Haardecke gefleckt oder geſcheckt, und zwar — nach der Form der Flecken — getüpfelt, oder beſprengt, rundgefleckt, augenfleckig, pfeilförmig, dreieckig, viereckig, mit in einander verlaufenden Flecken, mit Linien, Strichen, Streifen, Bändern, mit Ringeln (geringelt), wenn die Bänder einen walzenförmigen Körpertheil ganz umſchließen.

Jedes einzelne Haar für ſich betrachtet hat oft an der Wurzel eine andere Farbe, als in der Mitte und an der Spitze. Wäre nun die Farbe an der Wurzel z. B. rothgelb, in der Mitte braun, nur an der äußerſten Spitze weißlich; ſo bezeichnet man dies durch rothgelb an der Wurzel, ſonſt braun, an der Spitze mit Weiß überlaufen (überflogen).

Bei den Säugthierwildarten bleibt ſich die jeder Art eigenthümliche Farbe der Haarbedeckung — die Abänderung, welche die Jahreszeit herbeiführt, und welche in der Kindheit ſtatt findet, abgerechnet — in der Regel gleich. Man ſagt hiervon: die Farbe iſt beſtändig. Ausnahmen von dieſer Regel machen die an ſich nicht häufigen ſtändigen oder nicht ſtändigen Farbenvarietäten. Der bei den Hausthieren gewöhnliche Farbenwechſel rührt von der beſchränkten Freiheit überhaupt und beſonders in Beziehung auf die Auswahl der Nahrungsmittel her.

Das Haar mancher Thiere, z. B. der Katzen,

Marder, auch mancher Hunde, iſt mehr oder weniger elektriſch und deshalb, wenn ſolche Thiere — beſonders im Dunkeln — mit der Hand geſtrichen werden, ein leiſes Kniſtern hörbar und das Ausſtrömen von Funken ſichtbar.

Die Haut ſelbſt liegt bei manchen Säugthierwildarten überall ſtramm, bei andern auf einigen Körpertheilen ſtramm, auf andern ſchlaff oder loſe an. Ihre Oberfläche erſcheint bald glatt, bald knöpfig, knotig, gegittert, runzlig oder ſchwielig — alles Ausdrücke, die keiner weitern Erklärung bedürfen.

§. 52.

Am Skelette oder an der Knochengrundlage des Säugthierkörpers bemerken wir folgende Hauptabtheilungen, nehmlich: den Kopf, den Hals, den Rumpf, die Gliedmaßen. Jede derſelben enthält äußere und innere Theile, welche wir hiernächſt genauer betrachten wollen.

§. 53.

Am Kopfe ſind folgende Theile zu unterſcheiden:

A. Aeußere.

a) Die Hirnſchale — die oberſten Knochen des Kopfes, welche die Höhle bilden, die das Gehirn in ſich ſchließt. Der Theil der Hirnſchale, welcher die oberſte mehr oder weniger gewölbte, oder plattgedrückte Decke ausmacht, wird Schädel genannt. Die Parthie, welche ſich von der Mitte des Schädels bis zur Stirngrenze ausdehnt, heißt Vorderkopf; die hingegen, welche hinterwärts bis zum erſten Halswirbel ſich hinzieht, Hinterkopf.

b) Das Geſicht — der ganze nach vorn gekehrte Theil des Kopfes. Zu oberſt die Stirn. Dieſe nimmt den Raum zwiſchen der Hirnſchale und den Augen — in der Regel den dritten Theil von der

Länge des Geſichts — ein. Sie erſcheint flach, niedergedrückt oder gewölbt und die Haut auf derſelben glatt, gerunzelt oder gefurcht. Unter der Stirn liegen die Augenhöhlen in dieſen die hervorſtehenden oder tiefliegenden Augen. Die Pupille in verſchiedentlich gefärbten Augenſternen ſtellt ſich bei mehreren Säugthieren länglich und zwar bei einigen von oben nach unten gerichtet (dies iſt vorzüglich bei den Raubthieren aus der Katzengattung der Fall); bei andern in die Quer gezogen (wie bei der Hirſchgattung) dar; an wieder andern Säugthiergattungen aber nehmen wir eine kreisrunde Sehe wahr (ſ. §. 50.).

Nicht nur der Größe nach ſind die Augen bei den Säugthieren ſehr verſchieden, ſondern auch der Stellung und Richtung nach, je nachdem ſie näher oder mehr von einander entfernt, gerade aus oder nach der Naſe hin ſchief gerichtet erſcheinen. Unter den Augen findet man oft gewiſſe Säcke und Beutel, beim Elen-, Edel- und Damhirſche aber die Thränenhöhlen. Letztere ſtehen unter dem vordern Augenwinkel. Sie ſind inwendig faltig, dünn behäutet und enthalten den ſogenannten Hirſchbezoar.

Zwiſchen den Augen iſt die Naſe eingewurzelt, welche nach vorn ſich hinzieht, hervorragend, auf- oder unterwärts gebogen oder gerade, plattgedrückt, zuſammengedrückt, breit, trichterförmig erhaben berandet, im Ganzen flach dargeſtellt, am äußerſten Ende aber pfriemförmig, lanzettförmig, herzförmig, zugeſpitzt, abgeſchnitten, oder abgeſtumpft, auch abgerundet erſcheint. Uebrigens erreicht ſie entweder die Grenze der Oberlippe nicht, oder ſie verlängert ſich in einen Rüſſel. Die einzige bei uns einheimiſche, mit einem Rüſſel verſehene wilde Säugthierart, die Saue, hat einen kurzen, abgeſtumpften, vorn ſchwielig berandeten und an dieſem Rande beweglichen Rüſſel. Die Naſen-

ſenlöcher der Säugthiere ſind inwendig entweder behaart oder glatt, weit oder eng, kreisrund, länglichrund, warzig, röhrig, geſpalten, gewunden, kammartig, hervortretend oder nicht hervortretend.

Unter der Naſe liegt der durch die horizontal gerichteten Kinnbackenknochen — an welchen der unbewegliche Oberkiefer und der bewegliche Unterkiefer zu unterſcheiden iſt, und die, zuſammengenommen, die Kinnlade ausmachen — ſehr verſchieden gebildete Mund. Der obere Theil des Mundes wird durch die Oberlippe, der untere durch die Unterlippe bedeckt, vermittlſt der Lippenmuskeln der Mund geöffnet und geſchloſſen. Bei der Saue (dem Schweine) vertritt der Rüſſel die Stelle der Oberlippe.

Der Mund heißt Schnauße, wenn die Naſe länger iſt als die Oberlippe und wenn der obere Kiefer über den untern an dem Vorderende hervortritt; bei den Raubthieren Rachen. Die Geſtaltung des Mundes, der Schnauße und des Rachens wird durch koniſch, zugeſpitzt, abgeſtumpft, abgerundet, vorn gefurcht oder nicht, kurz oder lang bezeichnet. Die unterſte Parthie des Geſichts macht das am vordern Theile des Unterkiefers befindliche, äußerlich merkliche oder unmerkliche Kinn aus.

Unſere wilden Säugthiere haben ſämmtlich ein äußeres Ohrenpaar. Es iſt das äußere Ohr aber, im Verhältniſſe zum Kopfe, lang oder kurz, breit oder ſchmal, zugeſpitzt oder abgerundet, dreieckig, eirund, mondförmig, krugförmig, trichterförmig, einfach oder doppelt, dickbehaart oder dünnbehaart, ganz nackt, am Rande nackt, an der Spitze mit einem Haarbüſchel verſehen, beweglich oder unbeweglich, aufgerichtet, halbhängend oder ganz hängend, oder blos an der Spitze hängend.

Bei ſämmtlichen Arten einer einzigen bei uns einheimiſchen Säugthierwildgattung — bei der Gattung

Hirſch (Cervus) — und in der Regel blos beim männlichen Geſchlechte derſelben erheben ſich aus der Hirnſchale und deren Bedeckung, am Hinterkopfe zwiſchen dem Gehör (den Ohren) in dem Alter, wo die Mannbarkeit ſich zu entwickeln beginnt, jährlich abfallende, ſich wieder erſetzende knochenartige Auswüchſe, von dichter Conſiſtenz, welche in der Jägerſprache Gehörne oder Geweihe genannt werden. Sie dienen dem Thiere zur Vertheidigung und zugleich zur Zierde. Ueber die Entſtehung und Beſchaffenheit derſelben wird bei der nähern Beſchreibung der hierher gehörigen Wildarten ausführlicher geſprochen, auch die terminologiſche Bezeichnung der Gehörntheile angegeben werden.

Zwiſchen den Ohren und Augen und noch eine Strecke unter dieſen Theilen hin dehnen ſich, ganz oder zum Theil behaart, oder nackt, die ſogenannten Schläfe; zwiſchen den Ohren, der Naſe und dem Munde die behaarten, breiten oder ſchmalen, aufgetriebenen oder eingefallenen Backen aus.

Die rundlich- oder beigedrückt-erhabene Gegend unmittelbar unter den Augen bildet die Wangen.

B. Innere Theile des Kopfes ſind:

a) das Gehirn (ſ. §. 44.)

b) das innere Ohr (ſ. §. 49.)

c) die in dem Ober- und Unterkiefer der Zahl nach abweichend vertheilten, gleichſam eingewurzelten Zähne.

Sie beſtehen aus Knochenmaſſe und ſind als Werkzeuge zum Abrupfen, Zernagen, Zermalmen und Zerreißen der Nahrungsmittel bekannt. Manche Thierarten werden gleich mit Zähnen geboren, bei andern brechen ſie erſt nach der Geburt hervor, bei vielen werden die vordern gewechſelt. Der obere aus der Kinnlade hervorragende Theil derſelben — die Krone — iſt

verſchiedentlich gefärbt, glänzend und äußerſt hart. Dieſe Härte ſchützt ſie gegen das zu ſchnelle Abnutzen, Verfaulen und leichte Zerbrechen.

Die Wurzeln — der untere, in beſondere Zellen eingekeilte, von dem Kiefer feſt umſchloſſene rauhe, nicht glänzende, aus minder harter Knochenmaſſe beſtehende Theil der Zähne — enthalten Nerven und Blutgefäße. Dieſe Wurzeln dienen nicht nur zur Befeſtigung im Kiefer, ſondern auch zum Zuführen der Zahnbildungsſäfte. Man pflegt die Zähne — ihrem Standorte im Kiefer zu Folge — in Vorderzähne, Eckzähne und Backenzähne einzutheilen.

Die Vorderzähne — auch Schneidezähne genannt — ſind gewöhnlich an der Krone breit, ſcharfrandig und zum Abbeißen beſtimmt. Die Eckzähne ſtehen meiſt einzeln, ſind auch gewöhnlich länger, als die übrigen, bald mehr, bald minder gekrümmt und zugeſpitzt. Sie dienen entweder zum Ergreifen und Feſthalten oder zur Vertheidigung. Die am weiteſten hinten ſtehenden Backenzähne ſind zum Zermalmen der Nahrungsmittel beſtimmt. Bei fleiſchfreſſenden Thieren iſt die Krone derſelben oben ſcharf und gezackt, bei grasfreſſenden ſtumpf und mehr oder weniger gefurcht.

Allen zur Hirſchgattung gehörigen Wildarten fehlen die Oberkiefer und Vorderzähne; andere Wildarten haben keine Eckzähne; die Backenzähne ſind allen gemein.

Die noch übrigen hierher gehörigen phyſiographiſch-terminologiſchen Unterſcheidungszeichen beziehen ſich auf die Stellung, auf die Richtung, auf die Geſtalt, auf die Oberfläche der Zähne überhaupt, und auf die Schärfe der Krone beſonders. Sie ſind ſämmtlich von der Aehnlichkeit mit andern Gegenſtänden hergenommen, und bei der nähern Beſchreibung von ſelbſt verſtändlich.

d) Die Zunge. Als Werkzeug des Geſchmacks haben wir ſie, nach ihrem Bau und ihrer Beſchaffenheit im Ganzen, oben §. 47. ſchon kennen gelernt. Hier müſſen wir noch Folgendes bemerken: Bei vielen Säugthieren dient ſie zum Auf- und Einnehmen des Getränkes, und dieſe Thiere können ſie hervorſtrecken, an der Spitze krümmen und zurückziehen. Uebrigens iſt die Zunge bei verſchiedenen Thierarten der gedachten Klaſſe ſehr abweichend geſtaltet, nehmlich: rund länglich abgerundet, ſchwertförmig, vorn löffelförmig ausgebreitet, zugeſpitzt, an der Spitze geſpalten, lappig. Die Oberfläche derſelben erſcheint entweder glatt und eben, oder rauh bis zum Feilenartigen, oder warzig, oder haarig, oder ſtachlich.

e) Die Backentaſchen — häutige Säcke, welche bei manchen Säugthieren, — z. B. beim Hamſter — im Munde an den Backen ſich befinden. In dieſen Säcken ſammeln die damit verſehenen Thiere Nahrungsmittel ein, tragen ſie an den Ort ihres Aufenthalts und leeren dort ſie aus.

f) Die Thränen — eine klare, wäſſerige Flüſſigkeit, welche aus der über den Augenwinkeln liegenden Thränendrüſe ſich abſondert, durch mehrere am Innern des obern Augenliedes wahrnehmbare Kanäle ſich in die Augenhöhle ergießt. Durch ſie wird die Bewegung des Augenliedes und des Augapfels erleichtert, jede Unreinigkeit aus dem Auge gewaſchen, die Durchſichtigkeit der leuchtenden Hornhaut unterhalten.

Das Ueberflüſſige derſelben ſammelt ſich in zwei Oeffnungen am Augenliederrande, — Thränenpunkte genannt. Bei zu ſtarkem Zufluſſe ergießt ſich dieſe Flüſſigkeit in hellen Tropfen über den Augenliederrand aus dem Auge.

g) Die Augenbutter, — eine Miſchung der Thränenfeuchtigkeit, mit einer andern in der Au-

genhöhle ſich abſondernder Fettigkeit, welche die Reibung des Augapfels bei der Bewegung deſſelben vermindert und dadurch letztere erleichtert.

h) Das Ohrenſchmalz — eine fettige, brennbare, gallenbittere, gelblich gefärbte Materie, welche aus einer, hinten am Gehörgange befindlichen, zelligen Haut ausſchwitzt, und die Beſtimmung hat, die Trommelhöhle geſchmeidig zu erhalten, auch die zu ſtarke Einwirkung des Schalles und der Luft überhaupt auf die Gehörorgane zu verhindern.

i) Der Naſenſchleim — ſeigert er ſich aus den Schleimdrüſen zu häufig aus, und iſt er dünnflüſſig, ſo fließt er von ſelbſt durch die Naſenlöcher aus; wird er aber zähe, ſo muß er ausgeſchnäutzt werden.

k) Der Speichel (Speichelſaft) — eine ſalzige Flüſſigkeit, die ſich aus den im Maule befindlichen Schleimdrüſen abſondert, das Maul inwendig ſtets anfeuchtet, ſich mit den eingenommenen Nahrungsmitteln vermiſcht, und ſo das Kauen, Verſchlucken und Verdauen derſelben befördert.

§. 54.

Der Hals — diejenige Parthie des Thierkörpers, durch welche der Kopf mit dem Rumpfe in Verbindung ſteht — iſt bei den meiſten Säugthieren, der Dicke nach, von geringerem Umfange als der Kopf. Er erſcheint länger oder kürzer, je nachdem er aus mehr oder weniger langen, nach oben, nach unten und nach beiden Seiten beweglichen Knochenwirbeln zuſammengeſetzt iſt. Der Hals aller Säugthiere, er ſei lang oder kurz, enthält ſieben Halswirbel *).

Die Verbindungsſtelle des erſten Wirbels mit dem Hinterkopfe heißt Genick, der ganze nach oben ge-

*) Okens Zool. Th. III. Abth. II. S. 653. Winkells Handb.

kehrte Theil des Halſes der Nacken, der nach unten und vorwärts gerichtete die Kehle. Dies die äußern Theile der Halſes. Der Hals wird übrigens lang genannt, wenn er länger als der Kopf iſt, im entgegengeſetzten Falle kurz; der Form nach iſt er rund, faſt rund oder zuſammengedrückt.

Zu den innern Theilen des Halſes gehört das aus dem Rückgrath in die Höhlung der Halswirbel übergehende, auf dieſem Wege mit dem Gehirn in Verbindung tretende Rückenmark; die von der hinterſten Maulgrenze durch die Halshöhle bis zu den Lungen ſich hinziehende Luftröhre; dann der mit dem Luftröhrenkopfe in Vereinigung ſtehende, längs dem oberwärts gekehrten Theile der Luftröhre, hinter den Lungen dem Rückgrathe entlang, von da durch das Zwerchfell bis zum Magenmund fortgehende, mit dieſem verbundene Schlund (die Speiſeröhre) — ein unten ſich verengender, aus Häuten und Muskeln beſtehender Schlauch, durch welchen die in das Maul aufgenommenen, mit den Zähnen zermalmten, mit Speichelſaft vermiſchten Nahrungsmittel verſchluckt und dem Magen zugeführt werden.

§. 55.

Am Rumpfe ſind folgende Theile zu unterſcheiden:

A. Von außen ſichtbare:

a) der Rücken — die oberwärts gekehrte Fläche des Rumpfes. Die Grundlage deſſelben iſt der Rückgrath. An dem letzten Halsknochenwirbel ſchließt ſich der erſte Rückenknochenwirbel unmittelbar an. Von da geht die Rückgrathsſäule durch den ganzen Rumpf bis zum Schwanze fort. An dem Hintertheile derſelben verbreiten ſich nach beiden Seiten die Knochen, welche oben das ſogenannte Kreuz, unten aber, wo ſie ſich wieder vereinigen, das Schloß formen. Die vordere Hälfte des Rückgrathes bildet den Vorder-

rücken, die hintere den Hinterrücken. Der Rük-
ken erſcheint breit, ſchmal, gerade, kielför-
mig, eingebogen, ausgebogen, abhängig.

b) Der Schwanz — ein, wie der Rückgrath, aus an einander hängenden beweglichen Wirbeln, zuſammengeſetztes Ganzes. Die Wirbel nach der Wurzel hin beſtehen aus einer mehr knochenartigen Subſtanz, weiter nach dem Ende hin werden ſie immer mehr knorpelartig und weniger dick. Für eine Fortſetzung des Rückgrathes iſt der Schwanz deshalb nicht zu halten, weil in den Wirbeln desſelben kein Rückenmark befindlich iſt; denn wäre dies der Fall, ſo müßten Schwanzverletzungen eben ſo unheilbar und tödtlich ſeyn, als Gehirn- und Rückgrathsverletzungen. Dieſem aber widerſpricht die Erfahrung.

Die Länge des Schwanzes wird durch die geringere oder größere Zahl der Wirbel und durch die Länge jedes einzelnen Wirbels beſtimmt.

Terminologiſche Bezeichnung des Schwanzes: Nach der Bekleidung: ganz behaart, zum Theil behaart, zum Theil beſchuppt (z. B. Biber), geringelt (wenn die Haarfarbe in Ringeln wechſelt), fächerförmig (wenn die Haare nach beiden Seiten ſich ausbreiten), gebüſchelt (wenn am Ende ein Büſchel längerer Haare hervorſteht).

Nach der Geſtalt: rund, plattgedrückt, walzenförmig, koniſch, eiförmig, zugeſpitzt, abgerundet, abgeſtumpft.

Nach der Art, wie das Thier ihn trägt: wagerecht, herunterhängend, aufwärts gebogen, unterwärts gebogen, rückwärts geſchlagen. Er dient entweder zur Bedeckung gewiſſer Theile, oder zum Verjagen der Inſekten, oder er trägt zur behenderen, geſchickteren Bewegung des Thieres von einem Orte zum andern bei.

c) Die Bruſt, welcher das von der Kehle herab,

bis zwiſchen die Vorderfüße ſich erſtreckende, in einem Knorpel ausgehende Bruſtbein, und die daran ſich anſchließenden, mehr oder weniger an den Seiten ſich auswölbenden, oben mit dem Rückgrathe verbundenen, langen Rippen zur Grundlage dienen. Inwendig bilden dieſe Theile die Bruſthöhle. Von der Erhabenheit des Bruſtbeines und von der Biegung und Wölbung der Rippen hängt die Ausbreitung und Geſtalt der Bruſt ſelbſt ab. Sie erſcheint demnach breit, oder ſchmal, flach, gewölbt, erhaben, hoch, eingedrückt, kielförmig, rinnenartig.

d) Die Seiten und der Bauch, welche zuſammen die Bauchhöhle ausmachen, und ſo den Rumpf von der Bruſt an bis zum Schwanze bilden. Die am Rückgrathe befeſtigten kurzen oder falſchen Rippen, welche hinter den langen mehr oder minder ſich ausdehnen und ausbreiten, beſtimmen vorzüglich die Wölbung der Bauchhöhle; dieſe aber wird durch die zu beiden Seiten ſich ausdehnende knochenleere, häutige Fleiſchmaſſe — Wammen oder Weichen genannt — geſchloſſen.

e) Der Nabel. Er ſteht, bei beiden Thiergeſchlechtern etwas hervorragend, unten faſt in der Mitte des Bauches und dient dazu, dem Thiere, ſo lange es noch im Mutterleibe ſich befindet, vermittelſt der Nabelſchnur Nahrung zuzuführen.

f) Das Geſäuge (das Euter). Es ſtellt bei dem weiblichen Geſchlechte einiger Säugthierwildarten, dem Unterbauche entlang ſich ausdehnend, bei andern blos zwiſchen den Hinterfüßen aufgetrieben und meiſt nackt ſich dar. Im erſten Falle heißt es Bauchgeſäuge, im andern Schamgeſäuge oder Weichengeſäuge. Einige unſerer Haarwildſäugthiere haben auch nebſt dem Bauchgeſäuge ein Bruſtgeſäuge. Man bemerkt an jedem Geſäuge die verlängerten Zitzen, und

am äußerſten Ende derſelben die Säugwarzen, aus denen die Jungen die Muttermilch ſich aneignen. Auch am Bauche des männlichen Geſchlechtes findet man Andeutungen von Zitzen — in welcher Beziehung der Hamſter jedoch eine Ausnahme macht.

g) Die Schamtheile, oder Zeugungswerkzeuge des männlichen Geſchlechts. Sie ſtehen zwiſchen dem Nabel und dem After, und man bemerkt an ihnen die meiſt mit einer dünn oder dicht behaarten, bebüſchelten oder nicht bebüſchelten Scheide — welche, wenn ſie dicht anliegt, Vorhaut, ſchlaff und erweitert aber Schlauch heißt — umſchloſſene Ruthe. Bei einigen Arten liegt die Ruthe auch im Bauche verſteckt. Sie beſteht aus einer zellig ſchwammigen Maſſe, von welcher die darin befindliche Harn- und Samenröhre umſchloſſen wird. Bei einigen Säugthierarten — beſonders bei reißenden — iſt ein Knochen in der Ruthe.

Man unterſcheidet an derſelben die Wurzel, das Mittelſtück und den Kopf — Eichel genannt. Letztere iſt bei einigen Thierarten ſpitzig, bei andern abgerundet, bei andern flach, bei noch andern rundlich platt gedrückt. Die zwei Hoden beſtehen aus Häuten, Nerven, Puls- und Blutadern und andern zarten Gefäßen. In ihnen erhält der männliche Samen ſeine erſte Zubereitung. Bei vielen Säugthieren liegen die Hoden in einem beſondern Hodenſack, bei vielen im Bauche; bei manchen treten ſie erſt in einem gewiſſen Alter des Thieres aus dem Bauche in den Hodenſack.

h) Der Eingang zu den Schamtheilen, oder Zeugungs- und Geburtstheilen des weiblichen Geſchlechts. Er wird mit dem Namen Schamlefze belegt, und befindet ſich hinten

zwiſchen den Keulen, etwas höher hinauf, als bei dem männlichen Geſchlechte der Hodenſack.

i) Der After — die Oeffnung, durch welche die Exkremente (der Unflath) abgehen. Er liegt zunächſt unter dem Schwanze. Bei einer Säugthierwildart, — beim Dachſe, — befindet ſich zwiſchen dem After und dem Schwanze eine Queröffnung, die zu einem verhältnißmäßig großen, inwendig haarigen, mit weißer, ſtrengflüſſiger, klebriger, übelriechender Materie angefüllten Beutel führt; bei einer andern — dem Biber — bemerkt man in der Nähe des Afters ein aufgetriebenes Beutelchen, welches das Bibergeil (Castoreum) enthält; bei noch andern Arten — z. B. bei den Mardern — zeigen ſich am Rande des Afters zwei eirunde drüſige Erhabenheiten, welche entweder mit einer moſchusähnlich riechenden, oder ekelhaft ſtinkenden Feuchtigkeit geſchwängert ſind.

B. Innere, im Rumpfe eingeſchloſſene Theile ſind:

a) das Herz. Das Allgemeine von der Beſchaffenheit und von den Funktionen des Herzens, ſo wie von der Organiſation des Aderſyſtems, von dem Blute und deſſen Umlaufe im thieriſchen Körper iſt bereits oben (§. 40. — 42.) erörtert worden. In beſonderer Beziehung auf die Säugthiere iſt hier Folgendes zu bemerken.

Die Geſtalt und Lage des Herzens bleibt ſich bei dieſer Thierklaſſe durchgängig ſehr ähnlich. Es ſtellt ſich nehmlich als ein oben abgerundeter, an der Seite etwas platt gedrückter, unten in einer gleichfalls zugerundeten Spitze verlaufender Kegel dar, und ſteht bei den Säugthieren nicht, wie beim Menſchen, ſchräge, ſondern faſt ſenkrecht, ohne jedoch das Bruſtbein zu berühren. Bei den meiſten Thierarten dieſer Klaſſe ſteht in der früheſten Jugend und beſonders vor der Geburt, die hintere Herzkammer mit der vorderen durch

eine eiförmige Oeffnung (*ovales Loch*, foramen ovale) und die Lungenpulsader mit der großen Pulsader durch einen Gang in Verbindung. Bei Thieren, die anhaltend lange unter dem Waſſer ſich aufhalten müſſen, bleibt das ovale Loch immer offen, bei andern, ſelbſt bei der Fiſchotter, verwächſt es (ſ. Th. III. S. 39.).

b) Die *Lungen*. Sie liegen zu beiden Seiten des Herzens. Oben ſtehen ſie mit der *Luftröhre*, durch die *Mittelhaut* aber mit dem *Bruſtbeine* und dem *Rückgrathe* in Verbindung. Von der Beſtimmung und der Beſchaffenheit derſelben iſt im Vorhergehenden (§. 43.) das Weſentlichſte bereits erörtert worden. Beide unter a. und b. gedachten Theile liegen in der Bruſthöhle.

c) Das *Zwerchfell* — die Scheidewand zwiſchen der *Bruſthöhle* und der *Bauchhöhle*. Es wird durch eine muskulöſe, mit vielen Nerven- und Blutgefäßen durchwebte Haut, die da, wo die langen Rippen aufhören, ringsum angewachſen iſt, gebildet. Das Zwerchfell bewegt ſich beim Athmen rück- und vorwärts, und befördert dadurch wieder mancherlei Bewegungen — vorzüglich bei verſchiedenen Flüſſigkeiten — im Körper. Uebrigens gehen durch das Zwerchfell der *Schlund* und viele Adern, Nerven, auch andere Gefäße, welche aus allen Theilen des Vorderkörpers in den Hinterkörper ſich erſtrecken.

d) Der *Magen*. So heißt der zunächſt hinter dem Zwerchfelle in der linken Seite der Bauchhöhle liegende, nach der rechten Seite ſich mit verbreitende, verhältnißmäßig große, feſte, häutige Sack, welcher alles, was im Schlunde herabkommt, durch den mit dem Schlunde vereinigten *Magenmund* aufnimmt und die erſte Werkſtätte zur Verdauung der Nahrungsmittel iſt. Er hat bei manchen Thierarten eine mehr runde, bei andern eine mehr längliche Geſtalt, und beſteht aus

mehreren über einander liegenden, mit Muskelfa⸗ ſern, Nerven, Blutgefäßen durchwebten Häuten. Er iſt ſtets feucht, dabei aber ſehr warm. In ihm vermiſchen die eingenommenen Nahrungsmit⸗ tel an Speiſe und Trank ſich mit andern Säften. Dieſe Miſchung wird — wie der Magen ſelbſt — durch das wechſelnde Zuſammenziehen und er⸗ weitern der Magenmuskeln, durch das Athmen der Lungen, durch das Pulſiren der Arterien in ſteter Bewegung erhalten, unter Mitwirkung der thieriſchen Wärme, auch anderer, theils ausdehn⸗ barer, theils tropfbarer Flüſſigkeiten in einen breiigen Zuſtand gebracht, und ſo zum ferneren Verdauungsprozeſſe vorbereitet. Iſt der Ma⸗ gen leer an Speiſe, ſo entſteht, bei der fortdau⸗ ernden Bewegung deſſelben, die drückende Empfin⸗ dung des Hungers; mangelt es an einem gnüg⸗ lichen Flüſſigkeitszutritte, ſo wird eben dadurch die noch quälendere Empfindung des Durſtes erregt.

Alle diejenigen zweihufigen Thiere (Thiere mit geſpaltenen Klauen), welche blos von Ve⸗ getabilien leben, eignen ſich die Nahrungs⸗ mittel ſehr haſtig an, und verſchlucken ſie kaum halbgekaut. In dieſem Zuſtande würde in einem Magen, wie andere Thiere ihn haben, die Ver⸗ dauung nicht vollſtändig erfolgen, daher die Er⸗ nährung nicht ſtatt finden und alſo der Lebenspro⸗ zeß nicht Fortgang haben können. Der Magen dieſer Thiere erhielt zur Erreichung dieſes Zweckes vier Abtheilungen — im gemeinen Leben ſagt man: vier Magen — nehmlich 1. den Panſen (Wanſt, Wampe), 2. die Haube (Netz), 3. den Pſalter (Kalender, Buch), 4. den Laabmagen (Fettmagen, Rohm). Die mit einem ſolchen Magen ausgeſtatteten Thiere führen den Namen Wiederkäuer, weil ſie die über⸗ ſchnell in den Panſen geförderten Nahrungsmittel,

nachdem ſie aus ſelbigem, ſobald das Thier zur Ruhe kommt, und wenn daſſelbe vollkommen geſund iſt, dem Munde nach und nach wieder zugeführt werden, noch einmal behaglich mit den Zähnen zermalmen und mit Speichel gnüglich vermengt, wieder verſchlucken.

In dieſem verfeinerten Zuſtande gehen die Nahrungsmittel aus einer Magenabtheilung in die andere über. Hier wird die Verdauung in ſo fern vollendet, als die Nahrungsmittel durch Zutritt des Magenſaftes und durch Einwirkung der thieriſchen Wärme, in Nahrungsbrei verwandelt werden. Nun beginnt der Ernährungsprozeß durch Sekretion und Diskretion, welche in den Därmen vor ſich geht. Bei den meiſten Säugthieren, welche nicht wiederkäuen, bildet der Magen ein Ganzes ohne Abtheilung, und vermittelſt des Blinddarms ſcheint daſſelbe — nur auf anderem Wege — erzweckt zu werden, was die vorgedachten Magenabtheilungen bei den Wiederkäuern gemeinſam bewirken. An einigen Säugthieren findet zwar im Magen durch eine häutige Scheidewand oder — wie bei der Gattung Haſe (Lepus) — durch eine häutige Falte eine Abtheilung ſtatt, doch kann hieraus nicht auf das Vermögen, wiederzukäuen, geſchloſſen werden. Bei gedachten Thieren iſt der Blinddarm länger als bei den wiederkäuenden und kürzer, als bei andern nicht wiederkäuenden.

e) Die Leber — eine mit Faſern, Nerven, Blut- und Fließwaſſergefäßen durchzogene, mit vielen Drüſen verſehene, ſchwammige, bläulich oder braun gefärbte Maſſe — hat ihren Platz dicht hinter dem Zwerchfelle, bedeckt die rechte Seite des Magens, bildet zwei oder drei Lappen, iſt die Werkſtätte zur Abſonderung der Galle aus dem Blute, und enthält die Gallenblaſe — wenn ſie vorhanden iſt — und die Gallengänge,

in welche die Gallenmaterie aufgenommen und in welchen ſie weiter geführt wird.

f) Die Milz — eine bräunlich oder gräulich gefärbte, mit Blutgefäßen durchzogene Subſtanz. Länglich, ſchmal, vorn gewölbt, hinten ausgehöhlt, übrigens plattgedrückt geſtaltet, ſtellt ſie ſich zungenförmig dar. Zur linken Seite des Magens liegt die Spitze der Milz am untern Theile deſſelben an; von hier aus dehnt ſie ſich nach dem Rückgrathe hin aus, und ſteht mit dem Zwerchfelle und der linken Niere in Verbindung.

Noch iſt der eigentliche Zweck dieſes Eingeweidetheiles beim Lebensprozeſſe nicht genau ausgemittelt, jedoch wird behauptet, er befördere die Verdünnung des Blutes. Daß das Thier der Milz entbehren könne, erhellt daraus, daß Verſuche, ſie auszuſchneiden, den Tod nicht nach ſich gezogen haben.

g) Die Därme ſtellen ſich als lange, theils engere, theils weitere ſchlauchartige, häutige, inwendig und auswendig mit Drüſen beſetzte, mit Milchgefäßen verſehene, ſonderbar ſich durchſchlingende Kanäle dar, welche mit dem Magen unmittelbar zuſammenhängen und von gleicher Subſtanz ſind. Ob ſie gleich ein Ganzes bilden, ſo macht man doch einen Unterſchied zwiſchen dünnen und dicken Därmen.

Dünne Därme ſind: α) der Zwölffingerdarm — er geht vom Magen aus und erhielt dieſen Namen von der Länge, die man an ihm beim Menſchen wahrnahm, welche 12″ — zwölf Daumenbreiten — beträgt; β) der leere Darm (Lehrdarm) — er grenzt an den vorigen, iſt gleich vom Anfange an enger, aber viel länger als jener, und hat ſeinen Namen deshalb, weil er des aufgenommenen Nahrungsbreies ſich bald entledigt und daher oft leer iſt; γ) der krumme oder gewundene Darm (Krumm-

darm). Bei einer großen Länge macht er mancherlei Windungen und Krümmungen, daher ſein Name. Die Grenze zwiſchen den beiden letztgenannten Därmen iſt ſo eigentlich nicht zu beſtimmen; annehmen kann man jedoch, daß der Krummdarm da ſich anfängt, wo man den Darm immer wieder mit Nahrungsbrei angefüllt findet.

Im Allgemeinen bemerkt man, daß bei den Wiederkäuern (ſ. d.) die dünnen Därme gewöhnlich noch einmal ſo viel Länge haben und weit mehr Milchgefäße enthalten, als bei andern Säugthieren.

Dicke Därme ſind: α) der Blinddarm. Er heißt ſo, weil er eigentlich nur ein am Ende des Krummdarmes angehängter, ſpitz zulaufender Nebenbeutel iſt, welcher den Nahrungsbrei aus der Oeffnung des Krummdarmes aufnimmt *) und jenen der Oeffnung des folgenden Darmes wieder übergibt. Dies iſt β) der Grimmdarm, — deshalb ſo genannt, weil er vornehmlich der Entſtehungsort der Kolikſchmerzen (des Bauchgrimmens) iſt. Er ſteigt an der rechten Seite der Bauchhöhle bis zum Zwerchfelle hinauf, an der linken Seite aber wieder herab und endigt γ) im Maſtdarme — eigentlich nur eine Fortſetzung des vorigen — der dann in gerader Richtung bis zum After fortgeht, wo er von einem großen elaſtiſchen Muskel, der ſich öffnet und ſchließt, je nachdem es nöthig iſt, begrenzt wird.

Bei der allen Därmen eigenen wurmartigen Bewegung wird aus dem Nahrungsbreie der Nahrungsſaft abgeſchieden und andern Körpertheilen zugeleitet; der Ueberſchuß von Unflath aber durch den After ausgeführt.

---

*) Bei den nicht wiederkäuenden Thieren iſt er von einer verhältnißmäßig viel größern Ausdehnung, als bei den wiederkäuenden.

h) Das Darmfell — eine, die ganze Bauchhöhle umgebende Membran, welche hinten mit dem Rückgrathe verwachſen iſt, in viele Falten ſich ausbreitet und mit ihrem ſaumartigen Rande den ganzen Darmkanal umſchließt. Ueber demſelben iſt

i) das Netz verbreitet, welches, aus zwei Häuten beſtehend, vieles Fett enthält und die Geſtalt eines Sackes hat. Es bedeckt und ſchützt die Därme von allen Seiten bis an den Nabel, legt ſich in ihre Krümmungen und Windungen ein, verhindert auch durch Fettausſonderung die Nachtheile, welche die Reibung verurſachen könnte, und gibt aus den in den Häuten befindlichen Blutgefäßen dünnflüſſig-ölige Säfte zur Bereitung der Galle her. Zwiſchen den Krümmungen der Därme liegt

k) das Gekröſe. — Es ſcheidet gleichſam die im obern Theile der Bauchhöhle befindlichen Därme von denen, welche im untern Theile verbreitet ſind, vermittelt die Verbindung derſelben und hält ſie ſchlüpferig und ſchwebend. So erleichtert es — zu ſtarke Reibung verhindernd — die Bewegung. Zwiſchen den beiden Häuten, aus denen es gebildet iſt, nimmt man eine Menge dünner weißer Röhrchen — Milchgefäße (Milchadern) genannt — wahr, welche einen in den Därmen aus dem Nahrungsbreie bereiteten, milch-weißen Saft einſaugen, den ſie bis zu dem Milchbehälter — einem bei den untern Lendenwirbeln befindlichen häutigen Sack — wo ſie ſich vereinigen, fortleiten. Von hier aus geht der Milchſaft durch den Milchbruſtgang, dem Rückgrath entlang, durch das Zwerchfell in die Bruſt und ergießt ſich in die linke Achſelblutader.

l) Die Drüſen. Es ſind dies theils rundliche, theils kreisrunde, allenthalben im thieriſchen Körper verbreitete Abſonderungswerkzeuge, deren Membran von einer Pulsader und einer Blutader

durchzogen wird und einen Nerven, nebſt vielen durchflochtenen Faſern enthält Jede hat einen Ableitungskanal. Man nennt ſie einfache Drüſen, wenn ſie einzeln ſtehen; zuſammengeſetzte, wenn mehrere mit einander verbunden, in einer Membran eingeſchloſſen, ein einziges Werkzeug ausmachen. Sie ſind ſämmtlich dazu beſtimmt, an jeder Stelle, die ſie einnehmen, den weſentlich nöthigſten und nützlichſten Saft aus den Schlagadern abzuſondern, aufzunehmen, zu vertheilen und dadurch die Nahrung und das Wachsthum des Thierkörpers zu befördern.

Sie ſcheiden ferner mancherlei Subſtanzen, z. B. Thränen, Ohrenſchmalz, Speichel, Galle ꝛc. ab, und tragen zur Abführung anderer überflüſſiger Theile, als Schleim, Harn ꝛc. aus dem Körper bei. Nach der Stelle, welche ihnen angewieſen iſt, und nach ihrer Geſtaltung erhalten ſie verſchiedene Benennungen, z. B. Rückendrüſen, Mandeln ꝛc.

Auch die zwiſchen den letzten falſchen Rippen liegenden, länglich runden, braunen, theils aus markiger, theils aus rindenartighäutiger Subſtanz gebildeten, mit Röhrchen, die von der Mitte aus laufen, und mit andern Gefäßen verſehenen Nieren ſind zwei drüſenartige Körper. Die rechte Niere liegt an der Leber, die Linke an der Milz. Beide werden durch die Därme berührt. Sie ſind dazu beſtimmt, aus dem ihnen durch die Pulsadern zugeführten Blute, überflüſſige, ſcharfe, Feuchtigkeiten an ſich zu ziehen; — ſolche als Harn durch zwei eigene Kanäle in die flaſchenförmige, häutige Harnblaſe zu träufeln, von wo aus ſie, durch die unten am Blaſenhalſe befindliche Oeffnung, den Harngängen zu und durch dieſe aus dem Körper geführt werden. In den Nieren ſowohl, als in der Harnblaſe werden nicht ſelten ſteinartig verhärtete Maſſen gefunden.

In dem vor den Nieren befindlichen Fettgewebe bemerkt man noch die ſogenannten Nebennieren. Ihr Nutzen für den Lebensprozeß iſt noch nicht bekannt.

Zu den Drüſen werden endlich noch die Hoden des männlichen Geſchlechts gerechnet.

m) Die innern Zeugungstheile. Beim männlichen Geſchlechte wird aus den Hoden die noch rohe Samenfeuchtigkeit den etwas höher liegenden Nebenhoden zugeführt. Aus dieſer Verfeinerungswerkſtätte geht er, durch zurück führende Gefäße in die an der Harnblaſe befindlichen, zweihäutigen Samenbläschen über, von wo er bei der Begattung durch die in der Ruthe befindliche Samenröhre ausgeſpritzt wird.

Beim weiblichen Geſchlechte erſtreckt ſich ein Kanal — Scheide genannt — von den Schamlefzen bis zur Gebärmutter — einem verhältnißmäßig großen runden Körper, der aus verſchiedenen Häuten, Faſern, Nerven und andern Gefäßen beſteht, mit vielen Muskeln verſehen und eben deshalb ſehr elaſtiſch iſt. Sie geht in einem Halſe aus, deſſen Oeffnung Muttermund heißt. Zu beiden Seiten des Muttermundes ſchlängelt ſich auswärts und aufwärts ein langer Kanal, deſſen oberes, mehr erweitertes Ende Muttertrompete genannt wird. Mit dieſer ſteht der Eierſtock — eine gleichſam zuſammengereihete Menge kleiner, runder, mit Saft gefüllter, den ungelegten Eiern ähnelnder Bläschen, welche die weibliche Samenfeuchtigkeit enthalten.

Von der Folge der Begattung — der Schwängerung, von der Entſtehung und Ausbildung des Embryo (der Leibesfrucht) in den Zeugungstheilen der Mutter während der Schwangerſchaft, und von der am Ende derſelben eintretenden Geburt des jungen Thieres gibt die Phyſiologie folgende, allerdings nur hypothetiſche, Anſicht.

Die am Ende des Begattungsaktes aus der Sa-

menröhre des Männchens ſich entſchüttende Samenfeuchtigkeit gelangt bis zum Eierſtock, zerſprengt an demſelben ein oder mehrere Bläschen und vermiſcht ſich mit der in dieſen enthaltenen weiblichen Samenfeuchtigkeit. Dieſe Miſchung wird nun zum thieriſchen Bildungsſtoffe, welcher in die auf dem feinen Häutchen der Eierſtocksbläschen verbreiteten noch ſubtileren Gefäßchen übergeht. Dieſe Bläschen ziehen ſich dann bis zur Gebärmutter herab, und hängen ſich in derſelben feſt. Da, wo dies geſchieht, zeigt ſich die erſte Andeutung des Embryo als ein Blutpunkt.

Späterhin nimmt man den Embryo — in die äußere ſchwammige Haut, in die mittlere Lederhaut und in die innere Waſſerhaut (Schafhaut) eingeſchloſſen, und in wäſſeriger Feuchtigkeit ſchwimmend — als eine unförmliche Maſſe wahr, aus welcher die Thierkörpertheile ſich nach und nach entwickeln, ſo daß, wenn die Hälfte der Schwangerſchaft eintritt, das junge Thier in ſeiner ganzen Geſtalt ſichtbar iſt. Dies iſt der Zeitpunkt, wo die Lebenskraft im Embryo zuerſt thätig wird. Schon vorher und während der ganzen Schwangerſchaft zieht dieſer ſeine Nahrung aus dem Blute der Mutter, aber nicht durch den Mund, ſondern durch die von ſeinem Nabel ausgehende, häutige, mit zu- und abführenden Adern verſehene, mit dem an der Gebärmutter befeſtigten ſchwammigen Mutterkuchen in Verbindung ſtehende Nabelſchnur. Je mehr die Geburtszeit herannaht, deſto mehr wird bei zunehmendem Wachsthume der Frucht die Gebärmutter, in welcher ſie liegt, ausgedehnt. Die Geburt ſelbſt aber erfolgt zu ſeiner Zeit, indem durch krampfhafte Reize — Wehen genannt — die Frucht in eine ſolche Lage gebracht wird, daß ſie mit dem Kopfe nach der Scheide hin liegt. Indem ſich dann bei den Wehen die Gebärmutter hinten krampfig zuſammenzieht, wird das junge Thier immer weiter nach vorn getrieben, bis endlich die Geburt und mit ihr die Abſonderung der Nabelſchnur erfolgt. —

Alle Säugthiere, mit denen der Jäger zu thun hat, treiben übrigens Vielweiberei und Vielmännerei. Begattungs- und zeugungsfähig werden die kleineren Arten früher, als die größern.

Die Begattungszeit tritt bei allen Säugthierarten, die in der freien Natur leben, periodiſch ein.

Dieſe Periode aber ſcheint theils von dem Genuſſe der kräftigſten Nahrungsmittel, theils von der Jahreszeit, abhängig zu ſeyn. —

Die Dauer der Schwangerſchaft richtet ſich nach der körperlichen Größe der Thiere. Bei größern dauert die Schwangerſchaft daher verhältnißmäßig länger, als bei kleinern. —

Alle Säugthiere mit Schameutern erzeugen in der Regel nur ein oder zwei, ſelten drei Junge auf einmal; die mit Baucheutern gewöhnlich mehrere.

Die Pflege, der Schutz und die erſte Erziehung der Jungen liegt dem weiblichen Geſchlechte ob, und es beſorgt dieſe Geſchäfte durchgängig mit Liebe und Treue. Das männliche Geſchlecht nimmt an dem allen ſelten Antheil; blos einige Raubthierarten machen hierin eine Ausnahme. Manche Männchen ſtellen ſogar dem Leben der Jungen nach.

Einige Säugthiere — z. B. die Raubthiere — werden blind geboren, und öffnen erſt nach Verfluß mehrerer Tage die Augen; andere hingegen, z. B. die Wiederkäuer — kommen gleich ſehend zur Welt.

§. 56.

Das Vermögen, von einem Orte zum andern ſich zu bewegen, erhalten die Säugthiere durch gewiſſe Werkzeuge, die den Namen Gliedmaßen führen. Sie machen die dritte Abtheilung des Körpers aus. Im gemeinen Leben werden darunter die Beine verſtanden, die in der Jägerſprache Läufe heißen.

Jedes den teutſchen Jäger intereſſirende Säugthier hat zwei Vorder- und zwei Hinterbeine (Läufe.) Bei einigen Arten haben die Vorder- und die Hinterbeine gleiche Länge; bei den mehreſten ſind leztere länger, als erſtere. Unter den bei uns vorkommenden wilden Säugthieren ſind beim Wolf allein die erſtern etwas länger, als die leztern.

Die Vorderbeine (Läufe) beſtehen:

a) aus dem Bug, oder Blatt (Schulterblatt), deſſen Grundlage ein ſchaufelförmiger Knochen iſt, welcher an der Seite des Vorderrückens mit der hervorſtehenden Schulter zuſammenhängt, nach unten zu weniger breit und rundlich wird, bis zum erſten Gelenke — dem Knie — ſich ausdehnt und den Oberarm bildet;

b) aus dem eigentlichen Beine, welches durch zwei vom Knie bis zum zweiten Gelenke — dem Feſſelgelenk — fortgehende Knochen gebildet wird und den Unterarm ausmacht;

c) aus dem eigentlichen Vorderfuße oder dem Fußblatt, welches den unterſten Theil des Beines vom zweiten Gelenk an bildet. Er iſt aus der Fußwurzel, aus dem Mittelfuße, und bei einigen von den uns angehenden Säugthiergattungen aus den Zehen (Klauen), bei andern aus einem Hufe, oder aus zweien — die dann in der Jägerſprache Schalen heißen — zuſammengeſetzt.

Die Hinterbeine (Läufe) theilen ſich ab:

a) in den Schenkel (das Hüftbein) — einem rundlichen röhrenförmigen Knochen, welcher die Grundlage der Keule iſt und bis zum Kniegelenk fortgeht. Das über den Schenkel zu beiden Seiten des Afters verbreitete Fleiſch bildet die Keule, welche gewölbt oder eingedrückt erſcheint;

b) in das Schienbein — lange Knochen, welche

den Raum zwiſchen dem Kniegelenk und dem Ferſengelenk einnehmen;

c) in das Fußblatt oder den eigentlichen Hinterfuß, welcher aus der Ferſe (ſo heißt am Hinterfuße die Fußwurzel), dem Mittelfuße und aus Zehen (Klauen) oder Hufen — wie das vordere Fußblatt — beſteht.

Die Zehen (Klauen) werden aus Gliedern gebildet, welche durch Gelenke mit einander in Verbindung ſtehen. Nach der Zahl der Zehen werden die ganzen Füße benannt, und ſo finden wir z. B. vierzehige und fünfzehige Füße. Bei manchen Thieren ſtehen über den wahren Zehen noch kleinere, die die Erde nicht berühren; ſie heißen Afterzehen.

Die letzten Zehgelenke ſind bei den meiſten Säugthieren mit mehr oder weniger gekrümmten und einer ſchärfern oder ſtumpfern Spitze endigenden Nägeln oder Krallen bewaffnet, die an den verſchiedenen Thierarten verſchiedentlich geſtaltet, und der Lebensweiſe der Thiere gemäß eingerichtet ſind, das vorderſte Zehengelenk aber nie ganz bedecken. Nach der Beſchaffenheit der Zehen, Nägel und Krallen, des Fußblattes und der Beine überhaupt erhalten dann die ganzen Füße der Säugthiere ihre Namen, als α) Gangfüße — ſolche, deren Zehen in ſtumpfen, unbeweglichen Nägeln endigen und ganz oder nur zum Theil getrennt ſind. β) Fangfüße — ſolche, deren Zehen in beweglichen, gekrümmten, ſcharfen, in eine Scheide zurückzuziehenden, und aus derſelben hervorzuſchiebenden Krallen ausgehen und zum Fangen anderer Thiere — zum Rauben — dienen. γ) Kletterfüße — deren ſehr lange, ſtets freiſtehende, ſcharfe Krallen dazu eingerichtet ſind, daß ſie beim Erſteigen der Bäume in die Rinde derſelben eingreifen. δ) Grabefüße — deren ſtarke, ziemlich lange Zehen in ſtarken, langen, ſcharfen, ſehr gekrümmten Krallen endigen und zum Ausgraben der Erde dienen. ε) Schwimmfüße, wenn die Zehen ganz oder zum Theil durch eine Mem-

bran — Schwimmhaut genannt — verbunden ſind. Sie werden nur an ſolchen Thieren gefunden, welche im Waſſer ſowohl, als auf dem Lande leben und Nahrung ſuchen. ζ) Springfüße — ſolche Hinterläufe (Hinterbeine), die viel länger als die Vorderläufe (Vorderbeine) und ſo eingerichtet ſind, daß das damit verſehene Thier weite Sprünge thun kann *).

Bei mehreren unſerer Säugthiere iſt der eigentliche Fuß nicht in deutliche Zehen getheilt, ſondern mit einem ſchuhartigen hornigen Ueberzug ganz bedeckt, welcher Huf genannt wird. Der Huf iſt entweder ungetheilt, und dann heißt der Fuß einhufig, oder geſpalten, und dann heißt er zweihufig. Im letztern Falle bedient man ſich gewöhnlich des Ausdrucks: geſpaltene Klauen.

Endlich ſind noch die Afterklauen (Aftern, Geäfter) zu erwähnen. So werden nehmlich die kleinen hufartigen Auswüchſe genannt, welche bei den zweihufigen Wildarten über dem Hintertheile der eigentlichen Hufe ſtehen, und bei einigen Thieren immer, bei andern nur, wenn ſie flüchtig ſich bewegen, in die Erde eingreifen.

§. 57.

Von den flüſſigen Materien, welche durch alle Theile des Säugthierkörpers ſich verbreiten und von der Rolle, welche jede derſelben beim Lebensprozeſſe des Thieres ſpielt, kürzlich Folgendes:

a) Das Fett, — eine unter der Haut und zwiſchen verſchiedenen Theilen des Thierkörpers in einem nervenloſen Zellgewebe eingeſchloſſene, ölige Flüſſigkeit, die bei einem ſehr geringen Grade von

*) Bei der Polatuſche (fliegendes Eichhorn, sciurus volans *Linn.*) wird das Vermögen, ſehr weite Sprünge zu thun, mittelſt einer Membran, durch welche die Vorderläufe mit den Hinterläufen in Verbindung ſtehen, noch erhöht.

Kälte gerinnt. Es geht in die äußern und innern Theile des Körpers über und macht ſie biegſam und geſchmeidig, gewährt den zärtern Schutz, erhöht dadurch den natürlichen Wärmegrad, trägt auch bei Krankheiten zur Ernährung und Erhaltung des Thieres das Seinige auf einige Zeit bei, und iſt in Rückſicht ſeiner vielfachen Benutzung bekannt. Die Konſiſtenz des Fettes iſt bei den Thieren verſchieden, und dieſe Verſchiedenheit von den Nahrungsmitteln abhängig. Säugthiere, die ſich einzig von Vegetabilien nähren, haben konſiſtenteres Fett, als fleiſchfreſſende oder als ſolche, die fleiſch- und pflanzenfreſſende zugleich ſind. Bei den erſten heißt das Fett Unſchlitt (Talg), bei den letztern Schmalz. — In der Jägerſprache wird bei der Hirſchgattung Unſchlitt mit Feiſt ſynonym gebraucht; bei allen übrigen Haarwildgattungen, die zur hohen Jagd gehören, heißt das Fett Feiſt, bei den zur Niederjagd gehörigen wird Fett beibehalten.

b) Die Drüſenſäfte; ſie werden vermittelſt der Drüſen aus den Pulsadern geſogen, wirken zur Ernährung des Körpers mit, und erhalten die feſten Theile geſchmeidig. Was an denſelben überflüſſig iſt, verdünſtet, oder geht auf natürlichen Wegen ab.

Aus den Magendrüſen z. B. entbindet ſich der Magenſaft, eine ſäuerliche, ſeifenartige, ſchleimige, die Verdauung fördernde Flüſſigkeit; in den Gekrösdrüſen wird der ſpeichelartige Gekrösdrüſenſaft entwickelt, welcher ſich dem Zwölffingerdarme mittheilt, die Miſchung des Nahrungsbreies verdünnt und dadurch gleichfalls zur Verdauung beiträgt Eben ſo verhält es ſich mit dem Speichel.

c) Die Galle — von deren Zubereitung in der Leber und Aufſammlung in der Gallenblaſe ſchon

oben geſprochen worden — iſt eine ſeifenartige, bittere, ſchwarzgrün gefärbte Flüſſigkeit, welche durch die Gallengänge und den Gekrösdrüſengang in den erſten dünnen Darm übergeht. Wegen ihrer Bitterkeit widerſteht ſie der Säure und Fäulniß ſehr kräftig, gibt ein vorzügliches Zerſetzungsmittel des Nahrungsbreies und macht, daß aus dieſem in der Gekröshaut der

d) Milchſaft (Chylus) — ſo wegen ſeiner Milchfarbe genannt — bereitet wird. Er ſcheidet ſich in den andern dünnen Därmen ab, wird durch die Milchgefäße, dem Milchbehälter und von hier aus durch den Milchbruſtgang dem Blute zugeleitet.

In dem Milchbehälter ſammelt ſich gleichfalls

e) das Fließwaſſer — eine wäſſerige Flüſſigkeit, welche aus einer großen Zahl dahin führender Fließwaſſergänge dem Milchſafte beitritt, welcher dann verdünnt, als Bildungsſaft in alle Theile des Körpers übergeht.

f) Das Blut — (in der Jägerſprache Schweiß). Von dem Weſen dieſer zum thieriſchen Leben unumgänglich erforderlichen Flüſſigkeit iſt oben ſchon das Meiſte beigebracht worden. In Rückſicht der Entſtehung des Blutes bemerken wir hier, daß es dieſe dem unter d) erwähnten Milchſafte verdankt, welchen die linke Achſelblutader aufnimmt. Aus der Blutmaſſe aber ſcheidet ſich in eigenen kleinen Gefäßen Bildungsſaft, welcher in die feſte Subſtanz des Körpers übergeht, und da alles das bewirkt, was oben von der thieriſchen Ernährung, dem Wachsthume und der Reproduktionskraft geſagt worden iſt.

g) Der Harn iſt eine wäſſerige ſcharfe flüchtige, Alkali (Ammoniak) und brennbares Weſen enthaltende Flüſſigkeit. Sie ſcheidet ſich in den Nieren aus dem Blute ab und wird auf dem dort

bezeichneten Wege als überflüſſig aus dem Körper geſchafft.

h) Der Schweiß — eine wäſſerige, mit Fett- und Salztheilchen geſchwängerte Flüſſigkeit — ſondert ſich durch Einfluß der äußern Wärme ſowohl, als der eigenen thieriſchen in den äußern Körpertheilen ab, und wird durch die Schweißlöcher theils gas- und dunſtartig verflüchtigt, theils in Tropfengeſtalt ausgetrieben. Beides iſt zur Erhaltung der Geſündheit nothwendig, indem dadurch ſchädliche Materien aus dem Körper getrieben werden. Zu ſtarker erzwungener Schweiß entzieht jedoch dem Körper auch viele nützliche Säfte, ſchwächt alſo und wird dadurch ſchädlich. Bei der ganzen Gattung Hund (canis) erfolgt die Ausdünſtung des Schweißes in Tropfengeſtalt nur durch die Zunge. Durch zufällige Erſchwerung und Unterdrückung derſelben werden bei dieſer Thiergattung häufig Krankheiten erzeugt, unter denen die Tollwuth die ſchrecklichſte und gefährlichſte iſt.

§. 58.

Die bei uns einheimiſchen Säugthierwildarten halten ſich theils im Walde, theils im Felde, einige abwechſelnd hier und dort, über oder unter der Erde, andere periodiſch auf dem Lande oder im Waſſer auf. Viele ziehen ihre Nahrung blos aus dem Pflanzenreiche, andere blos aus dem Thierreiche, wenige im wilden Zuſtande aus beiden zugleich. Einzelne, von früheſter Jugend an zu Hausthieren gezähmte Individuen von den Arten, welche in der Freiheit nur von Vegetabilien leben, gewöhnen ſich bisweilen zum Genuſſe des gekochten oder gebratenen Fleiſches, und eben ſo fleiſchfreſſende Thiere zur vegetabiliſchen Nahrung.

Das Nähere über die eben berührten Gegenſtände, ſo wie über die Ernährung der zur Jagd mittelbar anzuwendenden Säugthiere wird in der Folge bei der Beſchreibung jeder einzelnen Art angezeigt werden.

Unter glücklichen Verhältniſſen in Rückſicht des Aufenthaltes, der Nahrung und der Witterung können die Säugthiere — wie man aus Erfahrung weiß — ein Alter erreichen, welches der ſiebenfachen Zahl ihrer Wachsthumszeit gleich kommt, in ſo fern ihr Leben durch Feinde — unter welchen der Menſch oben an ſteht, und zu denen außerdem noch die Raubthiere und Raubvögel gehören — oder durch Unfälle und unglückliche Meteoreinflüſſe nicht gewaltſam abgekürzt wird.

Gegen die vorgedachten Feinde, ſo wie zum Kampfe mit ihres Gleichen, wurden den meiſten in einem oder dem andern Theile ihres Körpers von der Natur Vertheidigungswerkzeuge verliehen, welche viele im Nothfalle mit eben ſo großer Kraft, als Geſchicklichkeit zu gebrauchen wiſſen. Hierher gehören vorzüglich die Gehörne, die Eckzähne, (Gewehr, Fänge), die Beine (Läufe) überhaupt, und die Krallen (Waffen) und Hüfe insbeſondere.

Geplagt werden die Säugthiere von mancherlei Inſekten und deren Larven, auch von Würmern auf mannigfache Weiſe.

§. 59.

Die Vögel unterſcheiden ſich von den Säugthieren, wie von den übrigen Thierklaſſen, weſentlich dadurch, daß die Fortpflanzung — bei einer gänzlich verſchiedenen Organiſation der dazu beſtimmten Werkzeuge — durch das Eierlegen und Brüten bewirkt wird; daß ihnen der Stimmritzdeckel und die Lippen fehlen; daß ſie einen hornartigen Schnabel, eine befiederte Haut, zwei Beine und zwei Flügel haben; daß ſie endlich — dem Baue und der ganzen Einrichtung ihres Körpers zu Folge — das Vermögen beſitzen, nicht nur gehend auf der Erde, ſondern auch fliegend in der Luft — zum Theil auch ſchwim-

mend auf dem Waſſer, ſich von einem Orte zum andern zu bewegen.

§. 60.

Die Haut iſt an den meiſten Körpertheilen der Vögel mit Federn (Gefieder) bekleidet.

Es ſind dies ſehr elaſtiſche, von der Wurzel an rundliche, hohle, leichte Auswüchſe, welche in regelmäßigen Reihen, je zu fünf in einem Quadrat ſtehend (in quincunce) aus der Haut ſich erheben, und dieſelbe in mehr oder weniger dicht geſchichteten Lagen, bedecken. Durch ihre Leichtigkeit befördern ſie den Flug der Vögel: ſonſt aber dienen ſie dazu, daß die innere Wärme dem Körper nicht ſo leicht entweichen kann. Auch mildern ſie den Einfluß des erhöhten Kälte- und vermehrten Feuchtigkeitsgrades der obern Atmoſphäre, welche die Vögel ſo häufig durchſtreichen, auf den Thierkörper.

Zuerſt nimmt man das eigentliche dachziegelartig über einander geſchichtete Gefieder wahr. Am untern in der Haut befeſtigten Ende jeder einzelnen Feder befindet ſich die hornartige, durchſichtige, rundliche Spule, deren innere Höhlung mit einer häutigen, zelligen Maſſe — Seele genannt — locker ausgefüllt iſt und an der Spitze eine mit jener Maſſe leicht verſchloſſene Oeffnung hat. Durch dieſe Oeffnung nimmt die Seele das Nährende für die Feder auf, und theilt es bis zum Ausfallen allen Theilen derſelben mit. Da wo weiter oben die Spule mit trockenem Marke ſich füllt und dann in einem viereckigen, an der unterwärts gekehrten Seite der Länge nach geriefen, ſtarren, ſtiftartig geformten Stiele ſich zuſpitzt, beginnt der ſogenannte Schaft. Schaft und Spule zuſammengenommen, machen den Kiel aus. Zu beiden Seiten des Schaftes breiten ſich gegen einander über ſtehend, parallellaufend über einander gereihete, mit kleinen Häkchen in einander greifende Faſern aus, welche die meiſt etwas gebogene Fahne bilden. Sie iſt an man-

chen Federn gleichbreit, an andern — wie an den erſten (vordern) Flügelfedern — an der auswärts gekehrten Seite ſchmal; immer aber geht ſie entweder in einer ſchärfern oder in einer kolbig abgerundeten Spitze aus.

Zwiſchen dem eigentlichen Gefieder erhebt ſich an den *meiſten* kurz beſiederten Körpertheilen der Flaum (die Duhnen), welcher zart ſeidenartig oder höchſt feinwollig ſich anfühlt, und das Entweichen des Wärmeſtoffs aus dem Körper vorzüglich verhindert. Deshalb findet man ihn bei Vögeln, welche meiſt auf dem Waſſer und in ganz kalten Erdſtrichen ſich aufhalten, beſonders ſtark verbreitet.

Nach dem Verhältniſſe, in welchem die Länge der Federn zur Größe des Vogels ſteht, unterſcheidet man an deſſen Körper große, mittelmäßige, kleine, lange und kurze; der mehr oder minder ſtarken Seitenausbreitung der Fahne nach breite und ſchmale Federn.

Gewöhnlich ſtellt jede Feder einfach ſich dar, zuweilen aber auch doppelt, wenn — wie beim Falken — aus der Schaftriefe (Rinne) ein flaumartiges Weſen hervorgeht.

Die abweichende Geſtaltung der Federn wird durch ſpitzig, zugeſpitzt, abgerundet, abgeſtumpft, eckig, herzförmig, fadenförmig, linienförmig, pfriemförmig, gekräuſelt, pinſelförmig — letzteres, wenn an der Spitze ein Bart ſich zeigt, — die ſonſtige Beſchaffenheit durch hart, ſtarr, weich, flaumartig, haarig, weitſtrahlig (wie beim Nußheher), engſtrahlig (wie beim Staar) bezeichnet.

Schon am Gefieder vieler bei uns einheimiſchen Vögel (z. B. der Mandelkrähe, des Nußhehers, des Pirols, des Eisvogels) — müſſen wir die Schönheit der Farbe und des Farbenſpiels bewundern; aber immer iſt dies alles nur wenig gegen das lebhafte, hohe Kolorit an Vögeln, die unter den heißen

Zonen leben. Ueberall erſcheint jedoch Farbenſpiel und Farbenglanz zur Paarzeit am prächtigſten.

Mit Ausnahme der Raubvögel ſind ſtets die alten Männchen ſchöner gefärbt und geſtaltet, als die Weibchen. Faſt alle jungen Männchen hingegen ſtellen ſich bis zur erſten Mauſer mit den jungen Weibchen meiſt gleich gezeichnet dar.

Zum Schutz gegen die nachtheiligen Einflüſſe der Näſſe und der Witterung überhaupt erhielt jeder Vogel am Ende des Mittelrückens auf dem Steiße eine mit weiß oder gelblich gefärbter, öliger Flüſſigkeit geſchwängerte Drüſe — Fettdrüſe genannt —. Fühlt nehmlich der Vogel, daß ſeine Federn äußerlich zu trocken werden oder zu viel Näſſe aufnehmen wollen; ſo drückt er mit dem Schnabel aus jener Drüſe etwas von der Flüſſigkeit aus, und vertheilt ſie vermittelſt des Schnabels auf die Federn, ſo weit er reichen kann; wo dies nicht möglich iſt, bedient er ſich der Zehen zum Werkzeuge, indem er mit dieſen das Fett vom Schnabel ſtreicht, und es den Federn zubringt.

Die Waſſervögel haben die größten Fettdrüſen, weil ihr Gefieder des ſtärkſten Fettüberzuges bedarf, um dem Eindrange des Waſſers zu widerſtehen *).

Immerwährende Anſtrengung, ſtetes Einwirken der Meteore und des Raubes auf ſo fein organiſirte Körpertheile, wie die Federn es ſind, machen, daß dieſe, trotz des eben gedachten Erhaltungsmittels, nur eine kurz-periodiſche Dauer haben können. Daher kommt es, daß alle Vögel — Kaſtraten ausgenommen — die

*) Bei eingeſchränkt lebenden Vögeln verſtopft ſich zuweilen dieſe Drüſe und es entſteht daher die unter dem Namen Darre bekannte Krankheit, deren Folge Auszehrung iſt. Durch verroſtetes Eiſen und Safran, welches in das Trinkgeſchirr gelegt wird, verhütet man dieſe Krankheit; durch vorſichtiges Oeffnen der Drüſe mit einer ſcharfen Nadel und darauf folgendes Beſtreichen mit Bleiweißſalbe wird ſie zuweilen geheilt. Gänzliches Wegſchneiden der Drüſe zieht bei der nächſten Mauſer den Tod nach ſich.

alten Federn zu gewiſſen Zeiten verlieren und neue bekommen. Man nennt dieſe Erſcheinung das Mauſern oder Federn. Dies erfolgt, indem die vertrocknenden alten Federn keinen Nahrungsſaft mehr aufnehmen. Letzter ſammelt ſich dann unter der Haut, und bildet in dieſer den Keim des neuen Gefieders, bei deſſen Ausbildung das alte ausgeſtoßen wird.

Bei den meiſten Vögeln erfolgt das Mauſern nur einmal des Jahres, während des Sommers — bei naſſer und kühler Witterung ſpäter, bei anhaltend trockner und heißer früher. Bei den wilden Enten zeichnete ſich in Sachſen aus dem angeführten Grunde in Rückſicht der Mauſerverſpätung das Jahr 1800, in Hinſicht der Beeilung das Jahr 1810 und 1811 aus; einige Vogelarten, z. B. die Wachteln — federn ſich jedoch zweimal, im Frühlinge und im Herbſte.

Während der Mauſer ſind die Vögel traurig, kränklich ſogar, und ſie begeben ſich, da ihnen das Fliegen ſehr beſchwerlich, oft unmöglich wird, einzeln oder in Geſellſchaft an ſolche Orte, wo Schutz gegen Feinde und Nahrung ihnen ſich darbietet. Dieſerhalb findet man im Auguſt wilde Tauben, Finken, Goldammer ꝛc. in Feldhölzern und Hecken häufiger, als ſonſt.

Alte Vögel federn ſich gewöhnlich ganz, und das neue Gefieder erſcheint bei ihnen jedesmal eben ſo, nur anfänglich lebhafter gefärbt, als vorher.

Junge Vögel behalten bei der erſten Mauſer die Flügel- und Schwanzfedern, und verlieren nur das kleine Gefieder. Selbſt noch bei zweijährigen iſt die Gefiederfarbe nach der Mauſer weniger lebhaft, als bei ältern. Die meiſten Waſſer-, Sumpf- und Raubvögel haben während der drei erſten Lebensjahre andere Gefiederfarben, als im ſpätern Alter. Daher die abweichenden Beſchreibungen eines und deſſelben Vogels in verſchiedenen ornithologiſchen Werken. Nur die Beſchreibungen ſind daher zuverläſſig, die im Früh-

linge, während der Paarzeit, von alten Vögeln hergenommen wurden. Farbenabänderungen — z. B. weiße Schwalben, ſchwarze Lerchen, weiß geſchäckte Zippen — ſind gewöhnlicher, als bei den Säugthieren.

§. 61.

Die Hauptabtheilungen des Vogelſkelettes ſind dieſelben, welche oben bei den Säugthieren angegeben wurden, nehmlich: Kopf, Hals, Rumpf und Gliedmaßen.

§. 62.

Wie bei den Säugthieren unterſuchen wir zuvörderſt den Kopf der Vögel, nach ſeinen äußern und innern Theilen.

A. Aeußere Theile.

a) Die Hirnſchale. Die Knochenmaſſe, woraus ſie beſteht, iſt weniger hart, viel leichter und enthält mehr Zellen, als bei den Säugthieren. Sie hat jedoch hinlängliche Feſtigkeit, um das Gehirn gegen Verletzungen von außen zu ſchützen. Sie muß bei den Vögeln leicht ſeyn und viele Zellen haben, in welche Luft aufgenommen werden kann, weil hierdurch das Schweben in der Luft beim Fluge erleichtert wird.

b) Die Stirn — der Knochentheil, welcher vorn an die Hirnſchale grenzt.

c) Der Schnabel — eine hornartige Scheide, deren Wurzel über den Fortſatz des Stirnknochens ſich ausbreitet, und beide Kiefer (die Kinnlade) umſchließt. Der Oberkiefer iſt bei den meiſten Vogelgattungen, wie bei den Säugthieren, unbeweglich; nur bei einigen — z. B. bei den Ammerarten — beweglich. Der Unterkiefer iſt bei ſämmtlichen Vögeln beweglich und bildet hinten einen oberwärts gekehrten Bogen. Er iſt

mit einem ſtabförmigen und einem andern kürzeren Knochen am Schädel befeſtigt.

Der Schnabel dient den Vögeln zum Auf- und Einnehmen der Nahrung, zur Vertheidigung, zum Bauen der Neſter, zum Strafwerkzeuge für die Jungen und zu vielen andern Verrichtungen. Er iſt ein für den Naturforſcher höchſt wichtiger Theil des Vogelorganismus: denn die Geſtalt und Struktur deſſelben dienen, ihrer Unwandelbarkeit wegen, den ſyſtematiſchen Eintheilungen dieſer Thierklaſſe vorzüglich zur Grundlage. In phyſiographiſch-terminologiſcher Rückſicht bemerke man Folgendes:

Er iſt *) nehmlich —

Seiner Geſtalt und Richtung nach: gerade, bogenförmig, hakenförmig, ſcheerenförmig (Kreuzſchnabel), gebrochen (faſt in einem Winkel unterwärts gebogen), verengt (in der Mitte dünner), ausgebreitet, walzenförmig, pfriemförmig, röhrenförmig, fadenförmig, eingedrückt.

Nach ſeinem Umriſſe: rund, eckig, (dreieckig, viereckig, vieleckig), bauchig aufgetrieben (gewölbt) kegelförmig (koniſch), meſſerförmig, löffelförmig, plattgedrückt, dick, dünn.

Nach ſeiner Oberfläche: eben (glatt), gerunzelt, gefurcht (in die Länge oder in die Quere), mit kleinen Erhabenheiten oder mit größern Höckern beſetzt, ringelförmig geſchuppt, mit dünner Haut überzogen.

Nach ſeiner Wurzel: zuſammengedrückt, plattgedrückt, erhaben, dreieckig, abgerundet; bei mehreren Vogelgattungen mit

*) Borkhauſens zool. Terminologie S. 104 u. f.

einer Wachshaut (einem häutigen, glänzenden, verſchieden gefärbten Ueberzuge), bei andern mit Schwielen; bei andern mit Fleiſchwarzen umgeben; bei andern mit wolligem Gefieder oder mit flachliegenden Borſten bedeckt; wieder bei andern mit ſteifen Haaren, wie mit einem Knebelbart beſetzt oder gefranzt (an den Seiten mit ſteifen Haaren beſetzt).

Nach ſeiner Spitze: zugeſpitzt, ſpitzig, ſcharf, ſtumpf, abgeſchnitten, abgerundet, plattgedrückt, löffelförmig, keilförmig, röhrenförmig, rinnenförmig, ausgerandet, gerändert, mit einem Nagel verſehen (Gans), eingebogen, zurückgebogen, ſanft abwärts gebogen, hakenförmig, hart, weich, biegſam.

Nach Maaßgabe des Randes der Kiefer: zahnlos, mit einem Zahn (einer ſcharf hervorſpringenden Ecke (z. B. mehrere Raubvögel), gezähnt, geſägt, kammartig, gefranzt, ausgeſchnitten, verdickt, verengt, verbreitet, eingebogen, offen.

Zu Folge des Verhältniſſes der Kiefer gegen einander: von gleicher Länge, der obere länger als der untere, der obere über den unteren gewölbt, der untere inwendig hohl, in dem obern wie in einer Scheide verborgen.

Seiner Länge nach: lang (länger als der Kopf); mittelmäßig (ſo lang wie der Kopf); kurz (nicht ſo lang wie der Kopf.

Der Farbe nach: ſchwarz, roth, braun, gelb, oder wie ſie ſich dem Auge ſonſt darſtellt.

Bei einigen Vogelarten ändert ſich beim Männchen die Farbe des Schnabels im Frühlinge zur Paarzeit, bei andern ſogleich nach dem Tode.

d) Das Ohr. Die Vögel haben kein äußeres

Ohr, ſondern nur eine Ohröffnung. — Dieſe iſt bei den Nachtvögeln (z. B. den Eulen) ausgezeichnet groß und mit beweglichen Deckeln verſehen, die den Gehörgang, je nachdem es nöthig iſt, mehr oder weniger öffnen und ſchließen. Bei den meiſten andern Vögeln dient ein kleiner Federkranz, welcher die Ohröffnung umſchließt, dem Gehörgange zum Schutz.

Die Ohröffnung wird bekleidet genannt, wenn ſie mit eben ſolchem Gefieder belegt iſt, wie der Kopf — z. B. beim Staar; — bedeckt, wenn ſie mit längerem Gefieder überlegt iſt — wie beim Buntſpecht; — groß und offen, wenn ſie vom Gefieder nicht bedeckt iſt, wie bei der Eule.

e) Die Augen. Nach Verſchiedenheit der Vogelarten, ſtehen ſie näher an der Schnabelwurzel, oder näher an der Stirn, oder mitten inne. Aeußerlich werden ſie durch das obere und untere Augenlied geſchützt. Bei den Eulen ſind beide Augenlieder beweglich; bei den meiſten übrigen Vögeln nur das untere.

Die Wimpern fehlen gewöhnlich; öfters iſt der Augenliederrand mit Wärzchen beſetzt.

Die allen Vögeln eigene, innere Augendecke oder Nickhaut — ein halbmondförmiges, muskulöſes, weißliches, halbdurchſichtiges, zarthäutiges Gewebe — faltet ſich an dem innern Augenwinkel zuſammen, oder bedeckt vermöge ihrer Ausdehnung das Auge ganz oder zum Theil, wenn und in wie fern es nöthig iſt. Durch ſie wird die Einwirkung der Lichtſtrahlen gemäßigt, manche Verletzung abgewendet und der Augapfel von Unreinigkeiten geſäubert.

Der eigentliche Augenkörper zeigt ſich bei den Vögeln nicht ſo weit hervorſtehend aus der Augenhöhle, wie im Allgemeinen bei den Säugthieren, indem die harte Haut nicht, wie bei jenen, eine ganze, ſondern nur eine halbe Kugel bildet.

Die durchſichtige Hornhaut hingegen erſcheint mehr erhaben als bei den Säugthieren, und in Geſtalt einer kleinen Kugel. In der harten Haut bemerkt man einen knochenartigen, aus elaſtiſchen Blättchen beſtehenden Ring, auch einen ſchwarzen dreieckigen Beutel, welcher hinter dem Auge, da wo der Sehnerv liegt, ſich anfängt, in die gläſerne Feuchtigkeit dringt, und, wie einige behaupten, ein paar Fäden der Kryſtalllinſe zuſendet. Auch hierdurch wird die ſonſt zu ſtarke Einwirkung der Lichtſtrahlen gemildert. Die Regenbogenhaut oder der Stern iſt verſchieden gefärbt. Vögel mit orangefarbenem Stern ſollen am ſchärfſten ſehen. Bei der ſcheinbar mikroſcopiſchen und teleſcopiſchen Einrichtung des Auges iſt der Geſichtsſinn an den Vögeln unter allen am ſchärfſten organiſirt. Denn Gegenſtände, die das menſchliche Auge nicht erreicht, nehmen ſie ganz deutlich wahr, z. B. das Rothſchwänzchen, das aus einer großen Höhe ein ſehr kleines, im Staube ſich bewegendes Inſekt erblickt. Auch ſehen die Eulen und andere Nachtvögel bei Nacht wie die Katzen.

f) Die Naſenlöcher liegen im Oberkiefer. Aus der Beobachtung der Lage, Form, Ausdehnung, Bedeckung und Scheidewand derſelben ergeben ſich oft ſehr ſtandhafte Unterſcheidungszeichen der Vogelgattungen und Arten.

Sie haben ihre Lage theils auf dem Rücken des Schnabels, theils zu beiden Seiten deſſelben, und zwar an der Mitte oder an der Wurzel. Nicht ſelten liegen ſie auch hinter der Schnabelwurzel. Der Form nach ſind ſie rund, oval, mondförmig, länglich, röhrenförmig, gerundet, hervorragend, gewölbt.

Der Ausdehnung nach erſcheinen ſie weit geöffnet, eng, linienförmig, als ein kaum ſichtbarer Ritz.

In Rückſicht der Bedeckung ſind ſie freiliegend, ganz bedeckt, halbbedeckt, zum Theil bedeckt. Die Bedeckung macht entweder die Wachshaut — eine oft aufgetriebene, bald weiche, bald knorpelartig-harte häutige Subſtanz —; oder nur ein harter häutiger Rand, zurückgeſchlagenes oder borſtenartiges Gefieder, oder ſteife Borſten.

Zu der Beſchreibung des Kopfes, ſo wie er dem Aeußern nach erſcheint, ſind folgende terminologiſche Bezeichnungen eingeführt:

Bei allen unſerm Himmelsſtriche immer, oder nur periodiſch angehörigen Federwildarten (wilden Vögeln) iſt der Kopf im Verhältniſſe zum übrigen Körper klein. Um aber ſeine Größe möglichſt kenntlich beſchreiben zu können, mußte zur nähern Beſtimmung der beſondern Verhältniſſe der Kopfgröße zur Körpergröße eine Norm feſtgeſtellt werden.

Zu dem Ende wird der Kopf groß genannt, wenn das Verhältniß deſſelben zum Rumpfe ungefähr ſo iſt, wie bei den Eulen; mittelmäßig, wenn es ſo iſt, wie bei den Droſſeln; klein, wenn es iſt, wie bei den Hühnern.

Die Form des Kopfes im Ganzen wird, je nachdem ſie bei der Anſchauung eines Vogels ſich darſtellt, durch die Ausdrücke: rund, erhaben, gewölbt, flachgewölbt, zuſammengedrückt, plattgedrückt, ſpitzauslaufend, katzenköpfig (bei den Eulen) bezeichnet.

Die Stirn und der vordere Theil des Schädels, zuſammengenommen, heißen Oberkopf; der hintere Theil des Schädels bildet den Hinterkopf.

Halfter heißen die äußerſten Federchen am Rande des Schnabels; und zwar iſt die Halfter zurückgebogen, wenn die Federſpitzen ſich nach vorn zu über die Schnabelwurzel legen.

Zügel — die befiederten oder nackten Streifen zwiſchen den Schnabelecken und den Augen.

Augenbraunen — der Ring, welcher die Augen zunächſt umgibt.

Schläfe — die Gegend zwiſchen den Augen und den Gehöröffnungen. Sie ſind befiedert oder nackt und im letztern Falle bald glatt, bald gerunzelt, bald mit Fleiſchwarzen beſetzt.

Geſicht — die Gegend um die Augen bis an die Schläfe, nebſt der Stirn; ſonſt alles, wie bei den Schläfen.

Wangen — die Gegend zwiſchen den Augen und dem untern Rande des Unterkiefers; ſonſt alles, wie bei den Schläfen.

Die Augenlieder ſtellen ſich entweder nackt, oder befiedert, oder borſtig dar.

Uebrigens iſt der Kopf bald ganz oder zum Theil nackt; bald ganz oder zum Theil befiedert.

Bei einigen Federwildarten bemerkt man auf der Stirn, auf dem Scheitel, am Hinterkopfe, auch wohl am ganzen Oberkopfe und Hinterkopfe Gefiederverlängerungen, welche den Namen Holle, Haube oder Federbuſch führen. Solche Hollen beſtehen bald aus gewöhnlichen, bald aus ſchlanken, biegſamen, oder aus borſtigen Federn. Sie ſtellen ſich ſehr verſchieden geſtaltet und gerichtet dar: kugelig, zugeſpitzt, oben ausgebreitet, zuſammengedrückt, plattgedrückt, aufgerichtet, zurückgeſchlagen, herabhängend, pfriemförmig, beweglich, unbeweglich. An den Ohröffnungen ſtehend, heißen ähnliche Verlängerungen Federohren — wie bei den Eulen —, oder Backenkragen — wie beim Ohrentaucher. —

B. Innere Theile.

a) Das Gehirn. — In Rückſicht deſſelben iſt zu bemerken, daß es verhältnißmäßig zum Kopfe kleiner iſt, aus weniger Kreiſen und Windungen beſteht, und in mancher Rückſicht weniger vollkommen organiſirt zu ſeyn ſcheint, als bei den

Säugthieren. Der vordere Theil deſſelben iſt feſt, und aſchgrau gefärbt.

b) Das innere Ohr. Wie früher bereits bemerkt worden iſt, fehlt dem innern Ohre der Vögel die Schnecke; auch mangeln die Muskeln an den Gehörknöchelchen. Bei dieſer einfachen Organiſation der Gehörſinneswerkzeuge iſt es deſto mehr zu bewundern, daß manche Vögel ſo ſcharf hören. Dieſe Wahrnehmung muß uns davon überzeugen, daß unſere Vorſtellungen darüber, wie die Thiere zur Empfindung des Hörens gelangen, nichts weniger als klar ſind.

c) Geruchsorgane. — Sie ſind mit vielen Nerven verſehen; deswegen riechen die Vögel im Allgemeinen, vorzüglich aber die Raubvögel, ſehr ſcharf.

d) Die Zunge. — Bei den Vögeln kommt ſie eigentlich als Organ des Geſchmackſinnes nicht in Betracht; denn obgleich alle Vögel — und in vorzüglichem Maaße die Sumpf- und Waſſervögel — im Oberſchnabel Geſchmacksnerven haben; ſo ſcheint doch bei den meiſten dieſer Sinn der ſchwächſte zu ſeyn. Wahrſcheinlich iſts daher, daß die Zunge mehr dazu nützt, die Nahrungsmittel im Schnabel ſo zu wenden, daß ſie leichter verſchluckt werden können. Nächſtdem erhält durch ſie die Stimme Töne und Modulation und letztere iſt von der Geſtalt der Zunge mit abhängig. Der Naturforſcher nimmt von der Beſchaffenheit derſelben die Gründe zur Beſtimmung der Gattungscharakteriſtik bei mehreren Vögeln her. Er unterſucht die Zunge dann α) der Subſtanz nach, und findet ſie bei manchen Vögeln fleiſchig, bei andern harthäutig, oder knorpelartig; β) der Geſtalt im Ganzen nach, und da erſcheint ſie ganz, oder geſpalten, oder eingeſchnitten, oder ausgezackt, oder zerriſſen; gefranzt, ausgerandet, oder ausgeſchnit-

ten, pfeilförmig, fadenförmig, röhrenförmig, wurmförmig, federartig, an der Wurzel aufgetrieben, flach, breit, ſchmal, gleichbreit, hinten breiter als vorn; γ) der Spitze nach; hier ſtellt ſie ſich ſehr verſchieden geformt dar, nehmlich: ſpitzig, abgeſchnitten, ſtumpf, dolchähnlich, zerriſſen, widerhakig, borſtig, mit einem fadenförmigen Anſatze; δ) der Länge nach, und man nennt ſie hiernach lang, wenn ſie bis zur Spitze des Unterkiefers reicht, kurz im umgekehrten Falle.

§. 63.

Der Hals der Vögel hat im Verhältniſſe zum übrigen Körper nur eine geringe Dicke, aber eine bedeutende Länge. Der Ornitholog nennt ihn kurz bei Vögeln, wo das Verhältniß deſſelben zum Rumpfe ungefähr ſo iſt, wie beim Finken; mittelmäßig bei denen, deren Hals dem der Hühner ähnelt; lang bei denen, wo die verhältnißmäßige Länge deſſelben zum Rumpfe ungefähr ſo iſt, oder mehr beträgt, als bei der Gans und dem Reiher.

Als äußere Theile deſſelben kommen in Betracht:

a) die Wirbelknochen, aus denen er, als Verbindungsglied des Kopfes mit dem Rumpfe, beſteht. Sie ſind ſehr beweglich und bei den Säugthieren den Rückgrathswirbeln analog. Jeder einzelne hat unten am Vordertheile einen Fortſatz, an der obern Abſtutzung eine Aushöhlung, an der untern eine Erhabenheit, — beides der Quere nach ausgedehnt. Die oberwärts gekehrte Seite des dem Kopfe zunächſt ſtehenden Wirbelknochens bezeichnet man mit dem Ausdrucke Genick; das Uebrige des Halſes bis zum Rumpfe durch Nacken und beides zuſammen bildet den Oberhals. Die unterwärts gekehrte Seite der dem Schna-

bel zunächſt liegenden Wirbel wird Kehle genannt. Ungefähr vom dritten Wirbel an, bis zur Bruſt dehnt ſich die Gurgel aus. Kehle und Gurgel bilden den Vorderhals.

b) Die Bedeckung. Sie beſteht entweder aus Federn, oder aus wolligem Flaum. Umgeben lange abſtehende Federn den Hals rundum, ſo wird dies ein Halskragen genannt; ſtehen zu beiden Seiten lange bewegliche Federn, ſo drückt man dies durch geflügelten Hals aus. Lange, längs dem Oberhalſe hin über einander gelegte Federn bilden die Mähne. Stellt ſich an der Kehle eine aus Federn oder aus Haaren beſtehende Verlängerung dar, ſo wird dies durch Federbart oder Haarbart bezeichnet.

B. Innere Theile

a) Die Luftröhre. Sie iſt bei den Vögeln in manchem Betrachte ganz anders eingerichtet, als bei den Säugthieren.

Sie liegt den Halswirbeln weniger nahe, als bei den Säugthieren und erſcheint gewöhnlich groß und ſtark, ohne herunterhängenden Gaumen, ohne Zäpfchen und ohne Kehldeckel — alles Theile, die beim Säugthiere ſich finden. Anſtatt der zwei großen, bei den leztern in der Naſe ſich öffnenden Löcher bemerkt man an den Vögeln eine lange, enge, mit ſtarken Muskeln verſehene Ritze. Sie ſchließt und öffnet ſich, je nachdem es aus irgend einem Grunde nöthig iſt — erſteres vorzüglich deshalb, damit keine Nahrungsmittel in die Luftröhre, ſtatt in die Speiſeröhre, dringen. Auch vertritt ſie die Stelle der Stimmritze. Unten, wo die Luftröhre zwei in die Lungen übergehende Zweige bildet, befinden ſich die Stimmorgane. Am Urſprunge dieſer Zweige bemerkt man zu beiden Seiten der Röhre einen vom Bruſtknochen ausgehenden Muskel, welcher Verengerung und Erweiterung derſelben bewirkt. Auch ſtellt ſich

in eben dieſer Gegend eine in die Bruſthöhle gehende Oeffnung dar. Das eigentliche Organ des Lautes bilden rundherumgehende Knorpelringe; bei den Säugthieren iſt nur ungefähr der vierte Theil der Luftröhre mit einer häutigen Subſtanz ausgefüllt. Durch willkührliche Ausdehnung und Wiederverengerung jener Knorpelringe werden die Modulationen der Geſangmelodien vorzüglich bewirkt.

b) Der Schlund (Speiſeröhre). Er geht an der rechten Seite der Halswirbel herab. Am Ende des Halſes iſt an demſelben der Vormagen oder Kropf — ein häutiger, an der Außenſeite mit vielen Drüſen beſetzter Sack *) befindlich.

Dieſer allen Vögeln eigene Vormagen iſt bei den körnerfreſſenden Vögeln immer verhältnißmäßig größer, als bei den fleiſchfreſſenden. Bei den Raubvögeln iſt er am kleinſten, und liegt unter dem Schlüſſelbeine. Durch den Saft, welchen die vorher erwähnten Drüſen in den Kropf abgeben, werden bei den körnerfreſſenden Vögeln die verſchluckten Samen aufgequellt und zum Theil aufgelöſ't. Gewiſſe Vögelarten füttern mit dieſer Maſſe, die ſie durch die Speiſeröhre wieder in den Schnabel bringen, ihre Jungen bis zur Flugbarkeit aus dem Kropfe, und eignen nur das Nothdürftige ſich ſelbſt zur Nahrung an; andere verwenden ſie blos für ſich und füttern die Jungen nicht. Bei den fleiſch- und inſektenfreſſenden Vögeln werden durch den ſchärfern Drüſenſaft die mitverſchluckten Knochen, Haare, Gräthen, Flügeldecken der Käfer ꝛc. von der Fleiſchſubſtanz gleichſam losgebeitzt und in Geſtalt runder oder rundlicher Ballen (die der Jäger bei den Raubvögeln mit dem Namen Gewölle belegt) durch

*) Der Vormagen liegt, nebſt dem weiter unter zu erwähnenden Peyerſchen Trichter, eigentlich ſchon im Rumpfe. Beide dem Magen Nahrungsmittel zuführende Werkzeuge müſſen jedoch hier des Zuſammenhanges wegen angeführt werden.

den Schlund wieder ausgeworfen. Der Theil der hier ſchon in Brei verwandelten Maſſe, welcher zur Nahrung des Vogels beſtimmt iſt, geht nun aus dem Kropfe durch den Peyerſchen Trichter — welcher eine Fortſetzung des Schlundes und noch häufiger als der Kropf mit Drüſen beſetzt iſt, — mehr aufgeweicht und aufgelöſ't, in den wahren Magen über, wo dann die Verdauung vollendet wird.

§. 64.

Hinter dem letzten Halswirbel fängt der Rumpf an. Im Ganzen ſtellt er ſich faſt eirund geformt, oben etwas platt, bei einigen Vogelarten an den Seiten zuſammengedrückt, bei andern abgerundet, unten — beſonders nach vorn hin — zugeſchärft dar.

A. Aeußere Theile.

1. Das Skelett und an dieſem

a) der Rückgrath, deſſen Wirbelbeine eben ſo, wie die im Halſe ausgehöhlt ſind, ohne jedoch unten die an jenen befindlichen Fortſätze zu haben. Auch fehlt ihnen die Beweglichkeit.

b) Das Schwanzbein. Es ſchließt ſich mit einem beweglichen Wirbelknochen am Rückgrathe an und beſteht gleichfalls aus einigen, an einander verwachſenen Wirbelknochen, deren letzter flach zuſammengedrückt und der größte von allen iſt.

c) Das Becken — am Rückgrathe ſich anſchließend, iſt es vorn offen. Die Seitenknochen breiten ſich weit aus, und am Vorderrande deſſelben nimmt man einen dünnen, ziemlich langen Fortſatz wahr.

d) Die Schlüſſelbeine — ſie ſind gabelförmig verwachſen, liegen vorn am Rückgrathe und ſind zur Befeſtigung der Flügel beſtimmt.

e) Die Rippen. Sie bilden, wie bei den Säugthieren, die Bruſthöhle.

f) Der Bruſtknochen. Er beſteht aus einer weit ſich ausbreitenden, wenig beweglichen, gewölbten

Platte, auf welcher eine andere ſchaarartig geformte, der Länge nach aufgerichtet, ſich hinzieht. Zu beiden Seiten des Bruſtknochens liegen ſtarke Muskeln.

2. Der Fleiſchüberzug. Er iſt blos am Bruſtknochen und in der Gegend der Schlüſſelbeine ſtark und feſt; hinter den Rippen, wo durch ihn die Bauchhöhle gebildet wird, dünnhäutig und ſchlaff, ſonſt überall am Rumpfe faſt nur ſtraffhäutig.

3. Die Bedeckung. Sie beſteht aus Federn und — wie ſchon oben geſagt — beſonders bei den Waſſervögeln, aus darunter und dazwiſchen verbreitetem Flaum. Die angeführten äußern Rumpftheile erhalten bei der Beſchreibung eines Vogels folgende terminologiſche Bezeichnungen.

Rücken — der ganze Rumpftheil, welcher dem Rückgrathe entlang ſich hinzieht. Man unterſcheidet an ihm: den Vorderrücken, den Theil zwiſchen dem Halſe und dem Schlüſſelbeine bis hinter die Stelle, wo die Flügel mit dieſen verbunden ſind; den Mittelrücken — den Theil vom Ende des Vorderrückens bis zum Schwanzbeine; den Steiß oder Hinterrücken, welcher durch das Schwanzbein gebildet wird. Den Mittelrücken und Steiß zuſammengenommen, begreifen einige unter dem Namen Bürzel zuſammen.

Schultern — die Gegend über und an beiden Seiten der Stelle, wo die Flügel mit den Schlüſſelbeinen in Verbindung ſtehen.

Achſeln — die Gegend zunächſt unter der eben gedachten Stelle.

Weichen — die ſchlaffe Haut, welche hinter den Rippen die Seite der Bauchhöhle bildet.

Bruſt — die Gegend vom Ende des Vorderhalſes bis zur vordern Hälfte des Bruſtknochens.

Bauch — die Gegend von der eben bezeichneten Stelle längs den Weichen bis hinter die Füße.

After — die Gegend hinter den Füßen bis zum Schwanzbeine hinauf.

B. Innere Theile.

a) Die Luftbehälter — zwei häutige Säcke, welche durch eine Verlängerung der innern Bruſthaut, da, wo ſie an jeder Seite mit dem Zwerchfelle zuſammenhängt, gebildet werden und — an der innern Fläche des Bruſtknochens und des untern Theiles des Rumpfſkelettes befeſtigt — längs dem Bauche ſich verbreiten. Sie nehmen die Luft auf, welche durch eine an der Luftröhre, da, wo ſie die beiden mit den Lungen in Verbindung ſtehenden Zweige bildet, befindlichen Oeffnung, ohne durch die Lungen zu gehen, in die Bruſthöhle eindringt. Vermehrung und Verminderung des Vorrathes an Luft in dieſen Säcken hängt von der Willkühr des Vogels ab. Die Luftbehälter wirken — wie das muskulöſe Zwerchfell und die Bauchmuskeln bei den Säugthieren — zur Verdauung, zu den Ausleerungen und zum Eierlegen mit; auch tragen ſie dazu bei, daß der Vogel beim Geſange und beim Fluge nicht ſo gar oft athmen muß.

b) Die Lungen — zwei verhältnißmäßig kleine, mit einer nicht dichten, ſondern durchlöcherten Haut — vermittelſt welcher ſie mit den Luftbehältern in Verbindung treten — umſchloſſene, rothe ſchwammige Körper. Sie haben ihre Stelle im oberſten, äußerſten Theile der Bruſthöhle und dehnen ſich bis zum Steiß und den Rippen aus, an welchen letztern ſie angewachſen ſind. Sie ſind faſt wie die menſchlichen geſtaltet.

In der beſondern Organiſation der Lungen und der unter a) beſchriebenen Luftbehälter liegt der weſentlichſte Unterſchied zwiſchen dem innern Bau der Vögel und dem der Säugthiere. Beide Werkzeuge machen, indem durch ſie viele Luft in der Bruſt- und Bauchhöhle ſich verbreitet, daß der Vogelkörper beim Fluge leichter in und von der atmoſphäriſchen Luft getragen wird.

c) Das Herz. — Es unterſcheidet ſich von dem

Herzen der Säugthiere durch ſeine etwas mehr verlängerte, im Breitendurchmeſſer mehr abgerundete, weniger plattgedrückte Form; durch den ungetheilten Bogen der großen Schlagader, durch die an der Oeffnung, welche aus der vordern Vorkammer zur vordern Herzkammer führt, befindliche, nur einfache fleiſchige Klappe, die weit kräftiger, als die häutige Klappe bei den Säugthieren, das Zurücktreten des aus der Vorkammer in die Herzkammer übergegangenen Blutes verhindert, und hierdurch zugleich — bei der zuſammenziehenden Bewegung des Herzens — verurſacht, daß der Trieb des Blutes nach der Lunge ſtärker wird.

d) Das Zwerchfell. Es iſt nicht muskulös, wie bei den Säugthieren, ſondern beſteht aus einer dünnen Haut, die mit dem Herzbeutel zuſammenhängt, und wird deshalb, — wie bereits oben unter a) bemerkt worden — von den Luftbehältern in ſeinen Funktionen unterſtützt.

e) Der Magen. Er liegt bei allen Vögeln vor den Därmen; bei den meiſten ganz vorn an der Bruſthöhle, bei andern in der Mitte des Unterleibes, bei noch andern ganz tief unten, und enthält zwei ſtarke Muskeln, welche auswendig mit einer Membran überzogen und inwendig zum Schutze gegen Verletzungen — z. B. durch verſchluckte harte Körper — dicht und feſt behäutet ſind. Bei den Vögeln vorzüglich, welche zur Beförderung des Verdauens Steinchen und Sand verſchlucken, bemerkt man an dem Ende der beiden behäuteten Magenmuskeln zwei ſackähnliche Behälter, welche wahrſcheinlich dazu beſtimmt ſind, die verſchluckten unverdaulichen harten Subſtanzen, welche ſich beim Uebergange des Nahrungsbreies in die Gedärme abſcheiden, aufzunehmen und zu verwahren.

Unterſucht man von zahmen Hühnern, die mit andern Exkrementen vermengt, durch den Maſt-

darm abgegangenen oder durch den Schnabel zuweilen ausgeſchleuderten Steinchen, ſo findet man ſie an den Ecken rundlich abgeſcheuert. Dies läßt mit Grund vermuthen, daß die Verdauung der im Vormagen eingeweichten und zum Theil ſchon aufgelöſten Nahrungsmittel, wenn ſie in den wahren Magen gelangen, hier durch Reibung befördert werde. Bei den Raubvögeln iſt der Magen weniger muskulös und dünner behäutet, weil die Fleiſchnahrung leichter verdauet werden kann, als die vegetabiliſche.

f) Die Leber. Sie hat mit der Leber der Säugthiere gleiche Beſtandtheile und gleiche Funktionen; liegt aber nicht immer auf der rechten Seite, ſondern läuft durch eine häutige Scheidewand in zwei gleiche Theile getrennt, der Länge nach fort.

g) Die Gallenblaſe liegt weiter von der Leber entfernt, iſt auch verhältnißmäßig länger und überhaupt größer, als bei den Säugthieren. Manchen Vögeln — z. B. den Tauben — fehlt die Gallenblaſe, nicht aber die Galle. Bei ihnen wird dieſe in der Leber ſelbſt abgeſondert und geht aus derſelben durch den Gallengang unmittelbar in die Därme über.

h) Die Milz. — Sie iſt bei den Vögeln rund geſtaltet, und ſtets in zitternder Bewegung. Ausführende Gänge ſind nicht zu bemerken. Sie hat ihren Platz zwiſchen dem Magen, der Leber und dem Rückgrathe.

i) Die Nieren — zwei drüſenartige Körper von gleicher Struktur, wie bei den Säugthieren. Sie liegen an der Seite des Rückgraths in einer Knochenhöhle dicht neben einander, und ſind länglich, rundlich, vorn etwas breiter, faſt zweilappig geſtaltet. In den Nieren ſondert ſich auch bei den Vögeln — die ſämmtlich keine Harnblaſe haben — der Harn als eine weiße Materie ab, und wird aus denſelben durch einen am untern Theile

einer jeden befindlichen bläulich gefärbten Kanal ausgeführt, der mit einer eigenen Oeffnung in die gemeinſchaftliche Kloake ausgeht. Hier legt die Harnmaterie ſich an den aus den Gedärmen abgeſchiedenen Unflath an, geht mit ihm durch den After ab, und wird bei eintretender Verhärtung an der Luft zu einer kalkartigen Subſtanz.

Mit den Drüſen verhält es ſich, wie bei den Säugthieren.

k) Die Därme. Auch bei den Vögeln findet, wie bei den Säugthieren, die Eintheilung in dünne und dicke Därme ſtatt. Ueberhaupt können wir uns hier füglich auf bloße Anführung der Abweichungen beſchränken, welche bei beiden Thierklaſſen in Rückſicht der Einrichtung der Därme ſtatt findet.

Der Zwölffingerdarm tritt nahe am Eingange des Schlundes mit dem Magen in Verbindung. Seine Oeffnung iſt von der Schlundöffnung nur durch eine Scheidewand getrennt, welche bewirkt, daß die verſchluckte Nahrung nicht etwa grade in den Darm, ſondern erſt in den Magen gehen muß, um dort dem Anfange des Verdauungsprozeſſes ſich zu unterwerfen. Aus dem Magen geht der Nahrungsbrei in den Zwölffingerdarm, welcher meiſt an der rechten Seite liegt, loſe im Unterleibe hängt, wieder zur Leber hinaufſteigt und an dieſe ſich anheftet. Zunächſt der Stelle, wo er ſich zu erheben anfängt, wird von ihm der Gallengang aufgenommen.

Die dünnen Därme ſind bei den körnerfreſſenden Vögeln verhältnißmäßig länger, als bei den fleiſchfreſſenden, weil in Folge des Genuſſes fleiſchiger Subſtanzen die Verdauung, die Aneignung des Verdauten und das Fortſchaffen des Unrathes ſchneller vor ſich gehen kann, als nach dem Genuſſe vegetabiliſcher Nahrungsmittel überhaupt, beſonders harthülſiger Samen. Bei den

körnerfreſſenden Vögeln ſchließt ſich am Ende des letzten dünnen Darmes zu jeder Seite ein verhältnißmäßig großer Blinddarm an. Dieſe beiden Blinddärme — welche die Raubvögel aus eben dem Grunde nicht haben, aus welchem die dünnen Därme bei ihnen kürzer ſind — nehmen den nach Vollendung des Verdauungs-, und beim Fortgange des Ernährungs- und Bildungsprozeſſes abgeſchiedenen Unrath auf und führen ihn nach und nach in den Maſtdarm und bis in die am Ende deſſelben, nahe am After befindliche gemeinſchaftliche Kloake — welche dieſen Namen deshalb führt, weil in ihr die Ausführungsgänge des Unraths, der ſich aus den Därmen, den Harngefäßen und den Zeugungsorganen abſondert, zuſammenlaufen und hier ſich entleeren. Aus der Kloake geht endlich alles durch den After ab.

l) Das Gekröſe. Es beſteht aus weit lockerer Maſſe und die Blutgefäße deſſelben ſind weniger von Fett umhüllt, als bei den Säugthieren. Durch daſſelbe hängen die kleinen Därme zuſammen. Die Gekrösdrüſe liegt zwiſchen zwei Falten des Zwölffingerdarmes und läßt den Gekrösdrüſenſaft durch zwei oder drei Kanäle, nahe beim Gallengange in den Zwölffingerdarm übergehen.

m) Das Mittelfell — eine häutige Subſtanz, durch welche die Bruſthöhle und der ganze Unterleib der Länge nach getheilt wird. Es hängt mit der Lunge, dem Herzbeutel, der Leber, dem Magen, und mit dem den Magen und die Därme umſchließenden Fette — welches die Stelle des Netzes vertritt — zuſammen.

n) Die Zeugungstheile.

α) Männliche. Von den beiden drüſigen, nierenförmigen Hoden liegt an jeder Seite des Rückenknochens einer. Sie ſind im Verhältniſſe zum Vogelkörper, beſonders während der

Begattungszeit, groß. Der linke übertrifft ſtets den rechten an Größe. Jeder hat ſeinen Nebenhoden. Die aus ihnen entſpringenden Samengefäße gehen erſt gerade aus, dann wellenförmig bis in die Ruthe. Alle hühnerartige Vögel männlichen Geſchlechts haben eine doppelte Ruthe.

β) Weibliche. Der Eierſtock — er beſteht aus vielen, gleichſam an einem äſtigen Stamme hängenden, zart behäuteten Kügelchen von verſchiedener Größe, in welchen die Grundmaſſe zum Dotter des künftigen Eies enthalten iſt. Durch eine eigene, feine Haut ſteht der Eierſtock mit dem Rückenknochen in Verbindung; zugleich aber auch mit der weiter hinterwärts am Maſtdarme liegenden Gebärmutter, deren Oeffnung von dem Eierſtocke abwärts gerichtet ſteht. Von dem Eierſtocke bis zur Gebärmutter führt ein ſchlauchartiger Kanal — Trichter genannt.

Vermöge eines ſehr heftigen, durch die Begattung erregten Reizes, der vorzüglich auf das Häutchen zu wirken ſcheint, durch welches die Gebärmutter mit dem Eierſtocke in Verbindung ſteht, wendet ſich die Oeffnung der Gebärmutter nach der untern Oeffnung des Trichters hin; zugleich reißt ſich eines der größten Dotterkügelchen vom Eierſtocke los, geht in den Trichter, nimmt hier einen dicklichen, gelblichen, aus beſondern Drüſen abgeſonderten Saft auf, und dringt in die Gebärmutter, die dann wieder in ihre vorherige Lage ſich wendet. Hier folgt die Befruchtung des Dotters durch den männlichen Samen; zugleich miſcht ſich der aus dem Trichter mit übergegangene Saft einem andern, in der Gebärmutter vorräthigen bei, und aus dieſer Miſchung entſteht das Eierweiß (Eiweiß) und Eierklar. Sobald nun in der Gebärmutter das Ei ſeine Vollkommenheit erreicht hat, geht es

in die gemeinſchaftliche Kloake über und wird gelegt.

Die Begattungszeit der allermeiſten wilden Vögel tritt im Frühlinge ein; nur wenige machen eine Ausnahme, z. B. der Kreuzſchnabel, welcher — wahrſcheinlich vermöge des häufigen Genuſſes erhitzender Nahrungsmittel — ſein Geheck im Winter macht.

Viele wilde Vögel ſchließen den ehelichen Verein paarweiſe auf Lebenszeit; andere, z. B. die hühnerartigen, treiben Vielweiberei und Vielmännerei (Polygamie). Das Erwachen des Begattungstriebes legt ſich bei den Vögeln, wie bei den meiſten Thieren, durch zum Theil ſehr bizarre Zärtlichkeitsäußerungen des Männchens gegen das Weibchen zu Tage.

Die Vollführung des Begattungsaktes ſelbſt — das ſogenannte Treten, ſo wie das Einbeißen in die Kopfhaut, und das Schlagen mit den Flügeln dabei von Seiten des Männchens, kennt jeder von den Hausvögeln her.

Manche wilde Vögel üben ihn auf der Erde, andere auf Bäumen, noch andere auf dem Waſſer aus. Bei den eigentlichen Singvögeln iſt es nichts ungewöhnliches, daß das Weibchen das Männchen wieder tritt, wenn es von dieſem getreten worden iſt. —

Der nächſte Erfolg der Begattung iſt das Eierlegen. Dann folgt das Bebrüten der Eier, und hierzu treffen die Vögel — mit Ausnahme des Kukuks, welcher nicht ſelbſt niſtet und brütet, ſondern ſein Ei in das Neſt anderer inſektenfreſſenden kleinen Vögel legt — Vorbereitungsanſtalten durch Verfertigung der Neſter, an Orten und aus Materialien, die ſie ihrem Inſtinkte, ihrer Lebensart und dem Bedürfniſſe gemäß, mit Klugheit wählen. Dieſe Wahl des Ortes und der Materialien erbt ganz beſtimmt von den Aeltern auf die Kinder fort und bleibt immer ſich gleich.

Manche Vögel bauen das Neſt demnach zwiſchen die Aeſte hoher Bäume, andere zwiſchen die des dichten Geſträuches, andere in hohle Bäume, andere in

Sümpfe, ins Schilf am Waſſer, andere auf die Erde, noch andere machen gar kein ordentliches Neſt, ſondern legen die Eier zwiſchen Kieſelſteine, oder in eine kleine Erdvertiefung.

Die Wahl der Materialien zum Neſtbau richtet ſich nach der Brutwärme, welche jeder Vogelart eigenthümlich iſt; auch nach dem Schutze und nach der äußern Wärme, in ſo fern beides den Eiern und den Jungen nöthig iſt. Aus dieſen Gründen wird das aus Reiſig, Wurzeln, Flechten, Halmen, Schilf dichter oder leichter geflochtene, tiefer oder flacher ausgehöhlte, äußerlich mehr oder weniger abgerundete Neſt mit Moos, Haaren, Wolle oder Federn inwendig ausgefüttert, auch wohl mit lehmiger Erde ausgekleidet, oder nicht. Die Erdvertiefung im Gegentheile, welche die Stelle des Neſtes vertritt, wird nur ſpärlich mit Halmen oder Laub ausgelegt; der zwiſchen Kieſelſteinen ausgeſuchte Brüteplatz aber gar nicht verwahrt. Bei den Vögeln, welche polygamiſch ſich begatten, trägt das Männchen eben ſo wenig zum Bau des Neſtes etwas bei, als es mit brütet. Bei denen, welche paarweiſe ſich verbinden, und dann auch gemeiniglich abwechſelnd brüten, trägt es wenigſtens die Neſtmaterialien zu, und hilft die erſte äußere Anlage machen. Das Weibchen vollendet dann den Bau, wobei es ſich in die Neſtvertiefung ſetzt und in derſelben im Kreiſe ſich herumdreht, um den nöthigen Raum für ſich, ſo wie für die Eier und Jungen zu beſtimmen.

In dieſen Neſtern brüten einige wilde Vogelarten jedes Jahr nur einmal; andere zwei-, einige auch wohl dreimal. Manche bauen alljährlich neue Neſter; manche ſuchen das alte wieder auf, und bauen dann nur ein neues, wenn das erſte durch Feinde, oder durch Zufall vernichtet wurde.

Gewöhnlich legt das Weibchen an demſelben Tage, an welchem der Bau des Neſtes vollendet wurde — oder doch am folgenden — ein Ei, binnen den nächſten 24 Stunden wieder eins, und ſo — zuweilen

einen Tag ausſetzend — fort, bis das für verſchiedene Vogelarten verſchieden beſtimmte Gelege (die auf einmal zu bebrütende Anzahl von Eiern) vollzählig iſt. Das Gelege einiger Vogelarten enthält nicht über zwei Eier; bei andern iſt es mehrzählig; bei noch andern vielzählig; nie aber iſt es ſtärker, als es ſeyn darf, um völlig bebrütet werden zu können. Manche Weibchen legen auch fort und in daſſelbe Neſt, wenn man die vorher gelegten Eier alle, oder ſicherer, bis auf eins wegnimmt, — z. B. die Meven. Stets tritt beim Legen das obere (ſtumpfere) Ende des Eies zuerſt aus der Kloake hervor.

In Rückſicht der Größe, Geſtalt und Farbe der Eier findet große Verſchiedenheit ſtatt. In der Regel legen große Vögel große Eier. Ausnahme von dieſer Regel machen die Strandpfeifer (Regenpfeifer) und die Strandläufer, die viel größere Eier haben, als andere Vögel von gleicher körperlicher Größe. Im Gegentheile iſt das Ei des Kukuks nicht viel größer als das Ei der Grasmücke.

Die bekannte länglichrunde Form iſt allerdings die gewöhnlichſte bei den Eiern; doch findet man auch, nach Maaßgabe der verſchieden gebildeten Geburtsglieder, an beiden Enden mehr als gewöhnlich zugeſpitzte, auch faſt kugelrunde.

Das Aeußere des Eies erſcheint entweder in einem weißen oder in einem andern überall gleich gefärbten Gewande; oder es ſtellt ſich auf durchaus gleich gefärbtem Grunde mit einfarbigen, oder mehrfarbigen Punkten, Strichen, Flecken gezeichnet dar.

Sonſt ſind an dem Eie folgende Beſtandtheile augenfällig bemerkbar:

α) Die Schale — eine kalkartige, dünne, harte und feſte zerreibliche Maſſe, die mit unzähligen kleinen, ohne Vergrößerungsglas nicht genau zu erkennenden Oeffnungen, durch welche Brutwärme und Luft eindringt, überſäet iſt.

β) Eine dünne, pergamentartige Haut, wel-

che an der inwendigen Seite mit einem feinern Häutchen überzogen iſt.

γ) Noch ein höchſt zartes Häutchen, welches

δ) das Weiße im Eie umſchließt. Die obere Lage deſſelben bildet eine weiße, klare, flüſſige Materie — Eierklar genannt —, die darunter befindliche beſteht aus einer zäheren, ſchlüpfrigen, bei friſchen Eiern gleichfalls durchſichtig weißen, bei bebrüteten gelblich gefärbten Maſſe, welche das eigentliche Eierweiß ausmacht. Dann folgt

ε) wieder ein zartes Häutchen, welches

ζ) den Dotter umſchließt. An demſelben unterſcheidet man die lichter oder dunkler gelb gefärbte ſtrengflüſſige, zähe, ſchlüpfrige Materie, nach welcher das Ganze auch Eiergelb genannt wird; dann oben und unten den Hagel, welcher gleichſam zwei Bänder bildet, die den Dotter ſchwebend halten; ferner an der einen Seite des Gelben die Narbe (Hahnentritt) — einen linſengroßen, weißen Kreis, und in der Mitte derſelben einen kleinen aſchgrauen Körper, in welchem der Embryo (die Frucht) ſich entwickelt. Diejenige Seite des Dotters, wo die Narbe liegt, ſoll leichter ſeyn, als die entgegengeſetzte, und deshalb die letztere im Neſte von ſelbſt nach unten zu ſich kehren. Meinen bei zahmen Tauben oft wiederholten Beobachtungen zu Folge ſcheint dem nicht immer, ſondern nur im Moment des Legens, ſo zu ſeyn; denn nie konnte ich bemerken, daß eine Umwendung des Eies, das ich mit einem Stäbchen aus ſeiner Lage brachte, von ſelbſt erfolgte; wohl aber ſah ich, daß die vorher entfernte Taube, ſobald ſie wieder aufs Neſt kam, das Ei mit dem Schnabel wieder in ſeine erſte Lage wendete, und dies wahrſcheinlich deshalb, weil ſie wahr nahm, daß der durch das Brü-

ten vorzüglich erwärmte Theil des Eies anders als vorher gerichtet war.

Alle wilde Vögel, die in unſern Gegenden ihr Geheck machen — mit Ausſchluß des Kukuks — betreiben und vollenden das Brütegeſchäft vermittelſt der ihrem Körper eigenthümlichen thieriſchen Wärme. Bei denjenigen Arten derſelben, welche in Polygamie leben, liegt dies Geſchäft dem Weibchen allein ob; bei denen, die paarweiſe ſich begatten, nimmt in der Regel das Männchen zwar Antheil am Betriebe deſſelben, der größere fällt aber immer dem Weibchen zur Laſt; bei einigen übernimmt das Männchen blos den Schutz des Neſtes; bei noch andern müſſen die Weibchen allein brüten; bei einigen werden die allein brütenden Weibchen von den Männchen auf dem Neſte gefüttert, in den meiſten Fällen verläßt aber jenes das Neſt nur auf kurze Zeit, um nothdürftige Nahrung zu ſich zu nehmen.

Jeder brütende Vogel beweiſ't ſchon für ſeine Eier ungemeine Liebe und Sorgfalt; er beſchützt ſie ſogar nach allen Kräften, nicht ſelten mit Aufopferung ſeines Lebens. Halb ſitzend, halb ſtehend, ſo daß das Gefieder des Unterleibes und der Flügel ſämmtliche Eier leiſe berührt und überdeckt, verſetzt er dieſe in den erforderlichen Brütewärmegrad. Die erſten drei Viertheile der Brütezeit hindurch geht der Vogel zwar zuweilen, aber dann nur auf kurze Zeit vom Neſte *); gegen das Ende derſelben aber zeigen vorzüglich die Weibchen ſich ſo emſig, daß ſie faſt gar nicht mehr aufſtehen, und Freſſen und Saufen vergeſſen. Nur bei unvorſichtiger Berührung bebrüteter Eier mit Menſchenhänden und bei ganz ungünſtiger Witterung, vorzüglich bei großer Kälte, werden dieſe von Brutvögeln verlaſſen.

Uebrigens richtet ſich die Dauer der Brütezeit in

---

*) Manche Weibchen bedecken dann jedesmal die Eier mit in der Nähe liegendem Geniſt.

der Regel nach der Größe des Vogels. Es brütet z. B. die wilde Gans vier Wochen, die Grasmücke nur vierzehn Tage.

Abkürzung der Brütezeit von ein, zwei bis drei Tagen findet bei warmer Witterung allerdings ſtatt; die von Herrn Bechſtein *) erwähnte Verlängerung derſelben aber bei kaltem Wetter nach meiner Erfahrung nicht. Denn die zahmen Tauben brüten bei gemäßigter Wärme neunzehn bis zwanzig Tage; bei größerer oft nur ſiebzehn, bei der rauheſten Witterung nie über zwanzig.

Während des Brütens entwickelt ſich nach und nach der Vogelembryo im Eie, als gleichſam in einer zweiten Gebärmutter.

Bei den zahmen Tauben geſchieht dies auf folgende Weiſe: Zu Ende des erſten Tages, an welchem das Ei bebrütet wird, fängt die Narbe etwas zu ſchwellen an; am zweiten zeigt ſich an derſelben, als Andeutung des Herzens, ein kleiner Blutfleck und in demſelben ein leiſes Schlagen. Zu Ende des vierten Tages nimmt man ſchon die Umriſſe des ganzen Vogelkörpers, an welchem jedoch der Kopf und an dieſem die Augen unförmlich groß erſcheinen, in einer gallertartigen Maſſe wahr.

Bis zum zehnten Tage bilden ſich die Fleiſchpartien und die Eingeweide nach und nach vollkommen aus, und am Ende deſſelben äußert ſich im Embryo zum erſtenmal wahre Lebensthätigkeit durch Schnappen nach Luft, und durch Bewegung anderer Körpertheile. Am zwanzigſten Tage — in der Regel — bekommt das Ei in der Mitte einen Sprung, und das Junge ſchlüpft oder ſchliefet aus demſelben, indem das untere Ende der Schale durch das Hintertheil des Thierchens zurückgeſchoben, kurze Zeit darauf aber die obere Hälfte derſelben vom Vordertheile des Vogelkörpers abgeſchüttelt wird. Die hühnerartigen Vögel durch-

---

*) Hand. der Jagdw. Th. I. B. 2. S. 27.

picken den obern Theil des Eies mit dem Schnabel, an welchem man einen, wahrſcheinlich zu dieſem Geſchäft allein beſtimmten, knorpelartigen Anſatz bemerkt, der aber meiſt während der erſten 24 Stunden entweder von ſelbſt abfällt, oder vom Geſchwiſter abgepickt wird. Uebrigens zieht der Embryo bis zum Ausſchlüpfen ſeine Nahrung aus dem Dotter und aus dem Eiweiße.

Bei vielen Vogelgattungen iſt der Körper der Jungen, ſo weit er in der Folge beſiedert erſcheint, beim Ausſchlüpfen mit Flaum bedeckt, aus welchem ſpäterhin die Federn hervortreten.

Bei allen dieſen Gattungen laufen die Jungen gleich mit der Mutter aus dem Neſte, und werden von dieſer allein zum Aufſuchen ſchicklicher Nahrungsmittel angeführt, gegen Feinde beſchützt und gegen den Einfluße rauher Witterung unter den Flügeln gehübert.

Bei andern Vogelgattungen hingegen erſcheinen die ausſchlüpfenden Jungen nackt, oder doch nur ſehr einzeln beboſet. Dieſe werden in den Neſtern von den Alten — in einer Stellung, wie beim Brüten — gegen zu großen Einfluß der Meteore ſo lange beſchützt und erwärmt, bis ſie beſiedert ſind; auch gefüttert, bis ſie flugbar werden.

Vögel, welche Gewürm oder kleine Inſekten freſſen, füttern die Jungen unmittelbar aus dem Schnabel; ſolche aber, welche von Sämereien, von Käfern und vom Raube ſich und ihre Jungen nähren, weichen die Nahrungsmittel erſt im Kropfe mit Waſſer ein, und reichen — oft ſelbſt Hunger leidend — jenen, bis ſie flugbar werden, das zur Erhaltung Nöthige — mittelbar durch den Schnabel aus dem Kropfe dar.

Flugbar und vollwüchſig werden die Jungen der wilden Vögel nach Verhältniß ihrer körperlichen Größe, früher oder ſpäter nach dem Ausſchlüpfen — immer aber nach Verfluß einiger Wochen —; begattungs= und zeugungsfähig meiſtentheils mit Eintritt der Begattungszeit im nächſtfolgenden Jahre.

Bei den meiſten Raubvögeln ſcheint die Mann=

barkeit jedoch erſt im zweiten, auch wohl im dritten Jahre einzutreten.

§. 65.

Als Gliedmaßen des Vogelkörpers ziehen wir in Betrachtung:

a) die Flügel. Schon dieſe Benennung deutet darauf hin, daß durch ſie der Vogel das Vermögen erhält, ſich fliegend — d. h. in der Luft ſchwebend — von einem Orte zum andern zu bewegen.

In Rückſicht auf den Bau der Knochentheile ſind ſie den Vorderbeinen der Säugthiere analog. Der oberſte mit einem Gelenk an dem Schlüſſelbeine befeſtigte Knochentheil iſt einfach und bildet den Ober- oder Hinterarm. Dann folgt der aus zwei Knochenſtücken beſtehende Unter- oder Vorderarm. An dieſem ſchließt ſich die Handwurzel mit zwei Knochen, dann mit eben ſo vielen die Mittelhand an. An der letztern bemerkt man den aus einem Knochen beſtehenden Daumen und zwei Finger, von denen einer zwei Knochen, der andere nur einen enthält. Alle dieſe Skeletttheile haben eine ſehr geringe Fleiſchmaſſenumhüllung, aber einen deſto ſtärkern Hautüberzug.

Die Flügel ſind mit Federn beſetzt und überdeckt, welche nach ihrem Zwecke, nach ihrem Stande und nach ihrer Größe verſchieden benannt werden, nehmlich:

α) Schwung- oder Ruderfedern. — Sie haben im Verhältniſſe zum übrigen Gefieder eine lange Spule, einen noch längern Schaft und zu beiden Seiten des letztern, oder doch an einer, eine breite Fahne. Der Name Schwungfeder deutet darauf hin, daß ſie vorzüglich zu Werkzeugen dienen, vermittelſt welcher der Vogel ſich in die Luft aufzuſchwingen vermag. Er

erhält dieſes Vermögen nicht nur durch das Auf- und Niederwärtsſchlagen mit den ganzen Flügeln, ſondern vorzüglich durch die fächerförmige Ausbreitung der Schwungfedern im Moment des Erhebens. Ruderfeder heißen ſie, weil vermittelſt derſelben der Vogel das Vermögen erhält, in der Luft fortzuſtreichen.

Sitzt oder ſteht der Vogel, ſo erſcheinen ſie dicht zuſammen-, und zum Theil über einander geſchoben, an den Seiten des Rumpfes anliegend, über die Gegend des Hinterrückens hinausreichend und dort mehr oder weniger ſich kreuzend. Ihre Zahl bleibt ſich bei den verſchiedenen Vogelarten eben ſo wenig gleich, als ihre Länge an ſich und im Verhältniſſe zu einander.

Zu bemerken iſt es übrigens, daß bei der Unterſuchung eines Vogels und beim Vergleichen mit einer vorliegenden Beſchreibung, die Zählung der Schwungfedern jedesmal von der Flügelſpitze begonnen und nach dem Hinterarme hin fortgeſetzt wird.

Der genaueren Beſtimmung wegen werden ſie eingetheilt in Schwungfedern der erſten Ordnung — unter dieſen ſind die, welche an den Fingern und die, welche an der Mittelhand ſtehen, zu verſtehen; und in Schwungfedern der zweiten Ordnung — auch hintere oder kleine genannt — worunter alle folgenden begriffen werden. Die Zahl der letztern iſt abweichend, und richtet ſich nach der Länge der Arme. Nur bei einigen Vogelgattungen — z. B. bei den Schnepfen und Bachſtelzen — verlängern ſich die Schwungfedern wieder am Hinterarme. In dieſem Falle bilden die wieder verlängerten Federn die dritte Ordnung.

β) Afterflügel — heißen die am Daumen ſitzenden ſteifen Federn;

γ) Schulterfedern — die am Hinterarme ſtehenden, welche länger als die Deckfedern ſind und am Rücken herabliegen;

δ) Achſelfedern oder Baſtardflügel — die ſteifen Federn, welche bei einigen Entenarten unter den eigentlichen Flügeln gefunden werden;

ε) Flügeldeckfedern — heißt daß kurze Gefieder, welches die Schäfte der Schwungfedern zum Theil bedeckt. Je nachdem ſie auf der ober- oder unterwärts gekehrten Seite der Schwungfedern liegen, werden ſie in obere, oder untere Deckfedern eingetheilt. An beiden unterſcheidet man weiter, dem Stande nach, vordere und hintere; der Größe oder Länge nach, kleine und große. Letztere bilden zwei Reihen, liegen zu unterſt und ſind merklich länger und größer, als die obern kleinen.

Um die Längenausdehnung der Flügel und die Beſchaffenheit und Geſtalt der Flügelfedern ſo genau als möglich beſchreiben zu können, wurden folgende terminologiſche Bezeichnungen feſtgeſetzt:

Die zuſammengelegten Flügel werden äußerſt lang genannt, wenn ſie weit über die Schwanzſpitze; ſehr lang, wenn ſie nur ein wenig darüber hinausgehen; lang, wenn ſie reichen bis zur Spitze des Schwanzes; ziemlich lang, wenn ſie reichen bis über zwei Drittheile der Schwanzlänge hinaus; mittelmäßig, wenn ſie reichen bis zur Hälfte derſelben; ziemlich kurz, wenn ſie reichen bis zum Anfange des zweiten Drittheiles derſelben; kurz, wenn ſie reichen bis zum zweiten Viertheile; ſehr kurz, wenn ſie ein wenig über die Schwanzwurzel hinaus, höchſt kurz, wenn ſie nur bis an dieſe, äußerſt kurz, wenn ſie nicht bis dahin reichen. Die Schwungfedern, einzeln betrachtet, ſind entweder hart oder weich, je nachdem ſie ſo, oder ſo ſich anfühlen; breit oder ſchmal, je nachdem die Fahne mehr oder we-

niger ſich ausbreitet; ganz, wenn ſie überall gleiche Breite hat; winklich, wenn in der Mitte derſelben ein Winkel ſich bildet; ſäbelförmig, wenn die Spitze nach einer Seite hin gebogen erſcheint; lanzettförmig, herzförmig, wenn ſie ſo oder ſo geſtaltet ſind; ſägezähnig, wenn an dem Rande der Fahne winklige ziemlich tiefe, nach der Spitze derſelben gerichtete Einſchnitte ſich zeigen; gezähnt, wenn die Einſchnitte weniger tief ſind und nicht gleiche Richtung halten. Als ſpitzig, zugeſpitzt, abgerundet, rundlich, ſtumpf, ſchief, abgeſtumpft, ſtumpfeckig wird die Spitze der Schwungfedern angegeben, je nachdem ſie einer der genannten Formen am meiſten ſich nähert; abgebrochen, wenn die Fahne über die Spitze des Schaftes hinaus reicht; pergamentartig, wenn an der Schaftſpitze ein dieſem Maaße ähnelnder Fortſatz befindlich iſt (wie beim Seidenſchwanz).

Die Länge der Schulterfedern wird als mittelmäßig bezeichnet, wenn ſie die Spitze der zuſammengelegten Flügel mit ihren Spitzen bei weitem nicht erreichen; ziemlich lang, wenn ihre Spitzen faſt bis zur Flügelſpitze reichen; ſehr lang, wenn jene über dieſe etwas, äußerſt lang, wenn jene über dieſe ein gutes Stück hinaus ſich erſtrecken.

Spiegel wird der bei vielen Entenarten auf den Schwungfedern der zweiten Ordnung ſich darſtellende große Fleck von ausgezeichneter, oft ſchön glänzender oder ſchillernder Farbe genannt.

Die Afterflügel werden nach der Zahl der Federn dreifedrig, vierfedrig ꝛc. benannt.

Als eine faſt allgemeine Regel kann endlich Folgendes gelten: Bei den Vögeln, welche ihre Nahrung mühſam ſuchen und weite Reiſen machen müſſen, ſind die Flügel größer, der Bau derſelben iſt überhaupt, und der der Schwungfedern im Beſondern ſtärker, als bei denen, welche ihren Unterhalt ohne Schwierigkeit, ohne

große Anſtrengung und ohne bedeutende Aufenthaltsveränderung finden.

b) Von den Gliedmaßen, welche **Beine** und **Füße** genannt werden, bemerke man Nachſtehendes:

Sie ſind die Werkzeuge, vermittelſt welcher die Vögel ſich ſtehend oder ſitzend zu erhalten, auch kletternd, oder gehend, oder ſchwimmend, von einem Orte zum andern ſich fort zu bewegen vermögen.

In Gemäßheit der genannten verſchiedenen Zwecke, welche durch dieſe Gliedmaßen erreicht werden ſollen, ſtehen ſie bei verſchiedenen Vogelgattungen auch an verſchiedenen Stellen mit dem Vogelkörper in Vereinigung. Bei denen nehmlich, welche klettern oder gehen, ſo wie bei denen, welche abwechſelnd gehen und ſchwimmen, unterſtützen ſie den Rumpf faſt im Mittelpunkte; bei denen aber, welche meiſt ſchwimmen und faſt gar nicht oder doch nur ſchlecht gehen, ſtehen ſie (z. B. bei den Steißfüßen) am Hinterkörper.

Nicht ganz übereinſtimmend mit der oben angegebenen Benennung der Haupttheile an den Beinen der **Säugthiere** werden folgende an denen der Vögel unterſchieden; nehmlich: zu oberſt am Rumpfe der **Schenkel**, dann das **Schienbein** und unten die **Zehen**.

α) **Der Schenkel.** Das Skelett deſſelben beſteht aus zwei mit einander verbundenen Gelenktheilen. Der obere derſelben enthält eine Knochenröhre und heißt **Hüftbein**; der untere wird aus einer etwas längeren Knochenröhre und einem ſchwächeren, gleichſam angehefteten Nebenknochen gebildet, welche zuſammen **Schenkelbeine** genannt werden. Der fleiſchige Theil am Schenkel iſt ſehr muskulös und dunkler von Farbe, als am übrigen Vögelkörper. Die Gefiederbedeckung beſteht entweder aus **wahren**

Federn oder aus wolligem Flaum, und dieſe umhüllt bei den meiſten Vögeln den ganzen Schenkel. Nur bei den Sumpfvögeln und bei den meiſten Schwimmvögeln ſtellt ſich der untere Theil der Schenkelbeine nackt (unbefiedert), oft faſt lederartig behäutet dar. Erſtreckt die Nacktheit ſich nur über einen ſehr geringen Theil der Schenkelbeine, ſo wird dies bei der Beſchreibung, durch faſt befiedert angedeutet; nimmt ſie nicht über den vierten Theil ein, durch kaum nackt; geht ſie weiter, ſo bezeichnet man den Grad derſelben ſo, wie dieſer ſich aus der Meſſung ergibt, als: zum dritten Theile, zur Hälfte nackt; ſtellt ſich mehr als die Hälfte der Schenkelbeine unbefiedert dar, ſo bezeichnet man dies durch den Ausdruck: faſt nackt.

Hat die Haut- oder Federbedeckung an dem Untertheile der Schenkelbeine eine ausgezeichnete Farbe in Vergleich mit den denſelben begrenzenden Theilen — wie bei einigen Sumpfvögeln —; ſo wird die anders gefärbte Fläche mit dem Namen Kniebänder belegt.

Durch den Ausdruck Knie bezeichnet man die ſtärkere oder ſchwächere Erhöhung, welche das Gelenk enthält, das durch den am untern Ende der Schenkelbeinröhre, und am obern der Schienbeinröhre befindlichen Fortſatz gebildet wird.

β) Das Schienbein — auch Fußwurzel genannt — beſteht aus einer meiſtentheils walzenförmigen, bei mehreren Sumpf- und Schwimmvögeln an der Seite breit gedrückten Knochenröhre, welche keinen fleiſchigen, ſondern blos einen ſehnigen und häutigen Ueberzug hat. Bei den meiſten Vögeln erſcheint es nackt, bei wenigen befiedert. Die Beſchaffenheit der nackten Haut wird angedeutet durch ge-

ſchildert; wenn die auf der Haut der Breite nach um die Röhre herumlaufenden Streifen ſich ſchildartig abzeichnen; durch ſägenartig, wenn am zuſammengedrückten Schienbeine hinten die Schilder nicht dicht an an einander ſchließen; durch gepanzert, wenn auf derſelben ſechs- oder achteckige Blätterabtheilungen ſich darſtellen; durch ſchuppig, wenn kleine Blättchen dachziegelartig über einander zu liegen ſcheinen. Bei den Vögeln, welche beſiederte Schienbeine haben, wird die Verbreitung des Geſieders bezeichnet: durch ganz beſiedert, wenn das Schienbein überall mit Federn bedeckt iſt; durch halb beſiedert, wenn dies nur bei der obern Hälfte der Fall iſt; durch vorn beſiedert, wenn der hinterwärts gekehrte Theil nackt iſt.

Uebrigens wird das Schienbein als ſehr lang angegeben, wenn ſeine Länge ungefähr die Hälfte; als lang, wenn ſie das Drittheil; als mittelmäßig, wenn ſie das Viertheil; als kurz, wenn ſie weniger, als den vierten und mehr als den ſechsten Theil; als ſehr kurz, wenn ſie weniger als den ſechsten und mehr als den zwölften Theil; und als äußerſt kurz, wenn ſie den zwölften Theil oder weniger von der Länge des Körpers ohne Schwanz beträgt.

γ) Die Zehen ſind mit dem unterſten Theile des Schienbeins gelenkartig verbunden und breiten ſich von da faſt rechtwinkelig-horizontal aus. Sie bilden das eigentliche Fußgeſtell — den Fuß. Die vorwärts gekehrten beſtehen aus drei, die hinterwärts ſtehenden meiſt aus zwei Gelenkknöchelchen, von denen das vorderſte in hornartigen Nägeln, Klauen oder Krallen ausgeht. Hinten, wo ſie mit dem Schienbeine in Verbindung ſtehen, befindet ſich unten eine

kleinere oder größere Erhabenheit, welche den Ballen bildet.

Sie erſcheinen meiſt nackt, doch zuweilen auch befiedert. Die nackte Behäutung ſtellt ſich eben ſo verſchieden dar, wie bei den Schienbeinen, und zur Andeutung der Beſchaffenheit der Haut bedient man ſich der nehmlichen Ausdrücke, wie bei jenen. Außerdem ſind bei einigen die Zehen kammartig eingeſchnitten — z. B. beim Auerhuhne — und dann nennt man ſie gekranzt. Befiedert ſind ſie ganz — d. h. oben und unten —, wie bei dem Schneehuhne; oder halb — d. h. nur oben —, wie bei der Schleiereule.

In der Zahl, Richtung und Verbindung der Zehen findet große Verſchiedenheit ſtatt.

Die meiſten Vögel haben vier Zehen, drei vorwärts und eine hinterwärts; andere zwei nach vorn und zwei nach hinten gerichtet; einige haben nur drei vorwärts gerichtete Zehen. Zweizehige Vögel werden unter unſern Federwildarten nicht gefunden. Bei vielen Vögeln ſtehen die Zehen von ihrer Gelenkverbindung an ganz frei; bei andern iſt nur die Mittelzehe mit der äußern Seitenzehe an der Baſis verwachſen; bei andern ſind drei derſelben an der Baſis, bei wieder andern bis zur Hälfte, bei noch andern bis zu den Krallen durch eine Membran vereinigt; bei einigen ſind alle vier Zehen ganz durch eine Membran verbunden.

Bei einigen ſind die Zehen durch eine Membran ganz vereinigt und dieſe dehnt ſich zu Lappen aus; bei andern ſind ſie nur an der Baſis verwachſen, und an jeder Zehe kleine, getheilte, unterwärts gebogene Lappen, oder nur ſich ſchmal verbreitende häutige Ränder befindlich.

Dem zu Folge erhalten die Füße folgende Benennungen:

Kletterfüße, wenn zwei Zehen vorwärts und zwei rückwärts; Klammerfüße, wenn alle vier Zehen vorwärts gerichtet ſtehen; Gangfüße, wenn von

vier Zehen drei vorwärts und eine rückwärts und alle vom Fußgelenke an frei ſtehen, oder nur die drei nach vorn gerichteten durch eine ſchmale Membran vereinigt ſind; Schreitfüße, wenn die Mittelzehe mit der äußern Seitenzehe an der Baſis, oder bis zum vorderſten Gelenke durch eine Memban vereinigt und eine Hinterzehe vorhanden iſt; Lauffüße, wenn nur drei Zehen vorhanden ſind und alle nach vorn hin ſich erſtrecken; halbe Schwimmfüße, wenn bei einer Membranverbindung an der Baſis an den Zehen ein häutiger Rand ſich verbreitet (Meerhuhn); Floſſenfüße, wenn eine Membran die Zehen an der Baſis vereinigt, an den Zehen aber kleine, getheilte, abwärts gebogene Lappen vorhanden ſind (Waſſerhuhn); Lappenfüße, wenn die Zehen durch eine Membran ihrer ganzen Länge nach verbunden ſind und an jeder ein großer einfacher Lappen ſichtbar iſt (Steißfuß); Schwimmfüße, wenn die drei vordern oder alle vier Zehen von der Baſis an bis zum Nagel durch eine Membran in Verbindung ſtehen. Erſteres iſt z. B. bei der ganzen Gattung Ente, letzteres bei einigen Taucherarten der Fall.

Die Länge der Zehen wird bei der Beſchreibung folgendermaßen unterſchieden:

Die Mittelzehe — die längſte von allen — heißt äußerſt kurz, wenn ſie nur zum vierten Theil ſo lang iſt, als das Schienbein; ſehr kurz, wenn ſie zum dritten Theil ſo lang; mittelmäßig, wenn ſie halb ſo lang; ziemlich lang, wenn ſie eben ſo lang; lang, wenn ſie um den vierten Theil länger; ſehr lang, wenn ſie ein und ein halbmal ſo lang; höchſt lang, wenn ſie ein und drei viertelmal ſo lang; äußerſt lang, wenn ſie noch einmal ſo lang iſt als das Schienbein.

Die Seitenzehen werden kurz genannt, wenn ſie viel kürzer; lang, wenn ſie eben ſo lang; ſehr lang, wenn ſie länger ſind als die Mittelzehe.

Die Hinterzehe wird als ſehr kurz angege-

ben, wenn ſie mit Einſchluß des Nagels nicht ganz den vierten Theil ſo lang iſt als die Mittelzehe; kurz, wenn ſie den dritten Theil ſo lang; mittelmäßig, wenn ſie halb ſo lang; ziemlich lang, wenn ſie nur um ein Drittheil kürzer; lang, wenn ſie eben ſo lang; ſehr lang, wenn ſie länger; äußerſt lang, wenn ſie noch einmal ſo lang iſt, als die Mittelzehe.

Die Hinterzehe wird ferner Afterzehe genannt, wenn an der Stelle derſelben nur eine wulſtige Erhabenheit ſich zeigt (Wintermeve); verſtümmelt, wenn ſie krallenlos erſcheint; aufſtehend, wenn ſie beim Stehen, Gehen oder Sitzen bis an die Erde reicht; erhöht, wenn ſie den Boden nicht berührt.

Die Nägel, Krallen oder Klauen, welche in der Jägerſprache bei verſchiedenen Vögeln verſchiedentlich benennt zu werden pflegen, heißen in Beziehung auf ihre Länge kurz, wenn ſie nicht halb ſo lang; mittelmäßig, wenn ſie halb ſo lang; lang, wenn ſie nicht um die Hälfte kürzer; ſehr lang, wenn ſie, was jedoch ſelten der Fall iſt, eben ſo lang oder länger ſind, als die Zehen. Der Geſtalt nach ſind ſie ſtark gekrümmt, wenig gekrümmt, faſt gerade, gerade, flach, ſpitzig, zugeſpitzt, abgeſtumpft, ſtumpf, rund, keilförmig, zuſammengedrückt; am Rande ſchneidig, gezähnelt oder ſägezähnig (Reiher), kammartig (Nachtſchwalbe).

Manche hühnerartige Vögel haben über der Hinterzehe nach eine zehenartige, mit einem Nagel bewaffnete, nie bis zur Erde reichende Hervorragung, welche Sporn genannt wird.

§. 66.

Das Vermögen, ſelbſt bei ſtarkem Winde fliegend nach jeder Richtung willkührlich ſich bewegen zu können, erhält der Vogel vorzüglich durch den Schwanz. Einige Taucherarten abgerechnet, haben alle un-

ſere wilden Vögel einen deutlich zu unterſcheidenden Schwanz.

Die Federn, aus welchen er gebildet wird, heißen Steuerfedern — und mit Recht in Beziehung auf die durch den Schwanz zu bewirkende Direktion des Flugs. Sie gehen aus dem Steiße hervor. Der Kiel derſelben ähnelt dem der Schwungfedern ſehr; nur iſt die Spule weniger lang, und dieſe, wie der Schaft, weniger ſtark als bei jenen. Die Fahne erſcheint an beiden Seiten meiſt gleich breit, am vordern Ende meiſt ſtumpf abgerundet.

Am häufigſten findet man deren zwölf Stück im Schwanze; doch ſteigert ſich dieſe Zahl bei unſern wilden hühnerartigen Vögeln; bei andern Vogelarten (Kukuk) iſt ſie auch geringer.

Sie werden von beiden Seiten nach der Mitte zu gezählt, und dann die beiden letzten die mittelſten oder mittleren genannt.

In terminologiſcher Rückſicht iſt vom Schwanze im Ganzen, und von den Steuerfedern im Einzelnen Folgendes zu bemerken:

Der Schwanz wird in Beziehung auf ſeine Länge, kurz genannt, wenn er nicht ſo lang iſt als die Füße, im entgegengeſetzten Falle lang. In Rückſicht der Form, die vermöge des Verhältniſſes, welches zwiſchen den Federn in Beziehung auf ihre Länge, Breite und Stellung ſtatt findet, erſcheint er ganz (ungetheilt), getheilt (Hänfling), gabelförmig (Schwalbe), herzförmig (Zippe), ausgebreitet, aus einander gezogen (Birkhuhn), keilförmig, abgerundet, zugeſpitzt, flach (wenn die Federn horizontal liegen), zuſammengedrückt (Haushuhn).

Wenn die Vögel ruhig ſitzen und den Schwanz zuſammengelegt haben, ſo werden gewöhnlich die äußern Steuerfedern von den innern verdeckt. Die einzelnen Steuerfedern werden bei der Betaſtung und Anſchauung unterſchieden: als hart, federhart (Specht), weich, ſehr weich, breit, keilförmig, zuge-

ſpitzt, an der Spitze rund, abgerundet, abgeſchnitten (eckig), abgebrochen (Specht), herzförmig, geſchnörkelt, ſeitwärts gekrümmt (Birkhahn), gekräuſelt, nach oben gekrümmt (die zwei mittelſten am Entvogel), ſchmal, halbbärtig, pinſelförmig, borſtenförmig, nadelförmig. Auch der Schwanz hat ſeine obern und untern Deckfedern. Erſtere heißen kurz, wenn ſie über das erſte Viertheil; mittelmäßig, wenn ſie über die Hälfte; ziemlich lang, wenn ſie über drei Viertheile des Schwanzes, von der Wurzel an gerechnet, ſich verbreiten; lang, wenn ſie gleiche Länge mit den Steuerfedern haben; ſehr lang, wenn ſie etwas über dieſelben hinausreichen. Die untern Deckfedern heißen kurz, wenn ſie bis zur Hälfte, mittelmäßig, wenn ſie bis zum äußerſten Viertheile, lang, wenn ſie — wie bei der Wachtel — bis zur Spitze des Schwanzes reichen.

§. 67.

In Rückſicht der flüſſigen Materien, welche durch alle Theile des Vogelkörpers ſich verbreiten, bemerken wir kürzlich Folgendes:

Die ältern Thierphyſiologen behaupteten, die aus dem Nahrungsbreie ausgeſchiedenen Bildungsſäfte würden bei den Vögeln nicht durch eigne Gefäße, ſondern durch die zurückführenden Adern eingeſaugt und den Körpertheilen zugeführt. Jetzt weiß man, daß durch beſondere Milchgefäße, die aus den Därmen entſpringen und an einigen Stellen erweitert ſind, der farbenloſe klare Milchſaft, ſeiner Beſtimmung gemäß, im Körper vertheilt wird. Lymphatiſche Drüſen aber bemerkt man an den Milchgefäßen eben ſo wenig, als an den im Unterleibe der Vögel vorhandenen lymphatiſchen Gefäßen und an den beiden Bruſtröhren, welche in die zurückführenden Hohladern ausgehen. Auch dieſe Bruſtröhren erweitern ſich an einigen Stellen. Bei den lymphatiſchen Gefäßen der Vögel überhaupt tritt

dieſer Fall mehr und öfter ein, als bei den Säugthieren, und gemeiniglich haben die des Halſes bei den Vögeln zuſammengenommen gleiche Stärke mit ihrem in die lymphatiſche Drüſe ſich öffnenden Stamme.

§. 68.

Nachdem bisher das Hauptſächlichſte über die Organiſation des Vogelkörpers erörtert worden, ſoll der gegenwärtige Paragraph noch einige Gegenſtände berühren, welche auf die Lebensweiſe dieſer Thierklaſſe im Allgemeinen Bezug haben.

Es mag demnach die Rede ſeyn:

a) vom Aufenthalte der bei uns vorkommenden wilden Vögel.

Beobachten wir unſere Federwildarten, ſo ergibt ſich, daß einige ſtets oder doch meiſtentheils im Walde, andere meiſtentheils im Felde, wieder andere meiſt in Sümpfen, noch andere meiſt am Strande der Gewäſſer, noch andere meiſt auf dem Waſſer ſich aufhalten.

Daher die Eintheilung derſelben in Waldvögel, Feldvögel, Sumpfvögel, Strandvögel und Waſſervögel.

Von den genannten Vögelarten behalten einige den einmal gewählten Aufenthalt immerwährend bei, weil es ihnen daſelbſt zu keiner Jahreszeit an Nahrung fehlt, und weil ihnen das örtliche Klima ſtets zuſagt; dieſe heißen Standvögel.

Andere können zwar das Klima fortdauernd ertragen, aber nicht zu jeder Jahreszeit an einem und demſelben Aufenthaltsorte Nahrung zur Genüge finden; ſie müſſen daher kleine Reiſen machen. Dieſe werden Strichvögel genannt.

Noch andere kommen entweder im Frühlinge bei uns an, bleiben den Sommer da, machen ihr Gehecke, eilen im Herbſte, wenn Froſt und Mangel an Nahrungsmitteln eintritt, ſüdlichern Gegen-

den zu und überwintern dort; oder ſie treffen im Herbſte, nachdem ſie während des Sommers im hohen Norden geniſtet haben, bei uns ein, überwintern und machen im Frühlinge die Rückreiſe; oder ſie beſuchen uns nur im Herbſte und im Frühlinge auf der Durchreiſe, bringen den Winter im Süden, den Sommer aber, um ihr Geheck zu machen, im Norden zu. Dieſe belegt man ſämmtlich mit dem Namen Zugvögel.

Zu bemerken iſt jedoch, daß mancher Vogel bei uns ein Strich- oder Zugvogel iſt, welcher in andern Gegenden als Standvogel lebt.

Mit dem Aufenthalte der wilden Vögel und mit der periodiſchen Veränderung deſſelben — wo ſie ſtatt findet — ſteht der regelmäßige Betrieb der Jagd und des Fangens in Rückſicht dieſer Thierklaſſe in der genauſten Beziehung; deshalb muß der Jäger die Natur und Lebensweiſe der verſchiedenen Gattungen und Arten, aus welchen jede Gattung beſteht, auf das emſigſte beobachten.

Sehr merkwürdig ſind daher folgende, durch vielfältige Erfahrung beſtätigte, beſondere Wahrnehmungen über die Zug- und Strichvögel.

α) Die Herbſtwanderung der Zugvögel heißt in der Kunſtſprache der Zug, ſo wie die Frühlingsreiſe der Wiederzug. Eins wie das andere erfolgt bei den verſchiedenen Vögelarten zu verſchiedenen, jedoch — in ſo fern beſondere Ereigniſſe in Rückſicht der Witterung nicht eintreten — alljährlich faſt zu denſelben Zeiten. Gewöhnlich kommen die, welche uns im Herbſte am ſpäteſten verlaſſen, im Frühlinge am zeitigſten wieder an.

β) Die Zugvögel ſowohl, als die Strichvögel bilden — jede Art für ſich — auf ihren Wanderungen ſtark- oder ſchwachzählige Geſellſchaften — Flüge genannt — und ſonderbar iſts, daß beim Zuge, wie beim Wiederzuge die zu-

erſt eintreffenden Flüge faſt nur aus Männchen, die um einige — oft mehrere — Tage, ja, Wochen ſpäter ankommenden meiſt aus Weibchen allein beſtehen.

γ) Die Zugvögel — beſonders die, welche zu den Waldvögeln gehören — nehmen ein Jahr wie das andere denſelben Weg, und auf demſelben die nehmlichen Einfallsplätze (Ruheſtätten) immer wieder.

In Gebirgsgegenden wird der erſtere faſt immer durch die Thäler vorgezeichnet, die letztern hingegen durch die angrenzenden Abhänge oder Vorberge beſtimmt. In ebenen Waldungen zeigen Flüſſe, lange ſchmale Wieſen und junge Holzſchläge den Weg, die den Anfang und das Ende des Waldes begrenzenden Vorhölzer aber die Einfallsplätze an. Neu angelegte Holzſchläge, zum Theil auch widrige Winde während der Zugzeit verändern den Weg und den Einfall allerdings einigermaßen; aber den erſteren doch nie gänzlich. Wenigſtens kommen doch die Reiſenden immer wieder auf den alten Weg.

Herr Dr. Gall glaubt den Grund hierzu in der bei allen Zugvögeln vorzüglich ſtarken Ausbildung des Ortſinnorganes — zwei Erhabenheiten am Schädel, deren eine an der linken, die andere an der rechten Seite der Naſenwurzel, über den Augenhöhlen bemerkbar wird — aufgefunden zu haben.

δ) Die meiſten Zugvögel machen endlich ihre Reiſen zur Nachtzeit und fallen in der Morgendämmerung ein; nur wenige nehmen bei ihren Wanderungen den Tag zu Hülfe.

Noch größere Aufmerkſamkeit, als auf den Aufenthalt der Vögel hat der Jäger

b) auf die Nahrung derſelben zu richten; denn durch die Nahrungsmittel, welcher das Thier zu

ſeinem Unterhalte bedarf, wird die Nützlichkeit oder Schädlichkeit deſſelben für den Naturhaushalt und hierdurch die Hegung oder Verminderung vorzüglich bedingt.

Die Vögel ziehen ihre Nahrung entweder aus dem Pflanzenreiche allein, oder aus dem Thierreiche allein; verſchiedene — unter dieſen beſonders die Krähenarten — aus beiden zugleich.

Viele verſchlucken auch Produkte des Mineralreichs — Sand und kleine Steinchen —; aber nicht, um damit ſich zu nähren, ſondern um dadurch die Verdauung zu befördern.

Nach Verhältniß der Körpergröße haben die Vögel weit ſtärkere Eßluſt, als die Säugthiere, und vielleicht werden ſie in dieſer Rückſicht nur von den Raupen übertroffen; daher das bei ihnen vorzüglich bemerkbar ſchnelle Zunehmen an Fleiſch und Fett bei guter und häufiger Nahrung und das eben ſo ſchnelle Abzehren im Gegenfalle.

Die meiſten Vögel ſuchen und finden ihre Nahrung bei Tage, einige andere aber zur Nachtzeit. Viele verſchlucken die gefundenen Nahrungsmittel ganz, wie ſie ſind, oder doch in möglichſt große Stücken zerriſſen, ohne weitläuſige Vorbereitung; viele Samenfreſſende — beſonders die kleineren — löſen erſt vermittelſt des Schnabels die Schale ab; einige — wie die Meiſen — nagen alles in kleine Stückchen und nehmen jedes derſelben einzeln ein.

Zum Getränke bedürfen ſie alle des friſchen Waſſers, und ſuchen es — manche zu beſtimmten Tageszeiten — emſig auf — in der Jägerſprache: ſie beſuchen die Tränke. — Nur die Raubvögel können das Getränke ſo lange entbehren, als ſie friſchen Raub haben. Einige Vögel ſaufen gleichſam pumpend, viele ſchlürfend.

Das Baden wirkt bei den Vögeln als Stär-

kungs- und Reinigungsmittel auf die Erhaltung der Geſundheit. Viele bedienen ſich zu dieſem Zwecke des Waſſerbades, andere des Sandbades, andere baden ſich abwechſelnd im Waſſer und im Sande.

Bemerkungswerth ſind auch die Erfahrungen, welche man

c) über die Lebensdauer dieſer Thierklaſſe zu machen Gelegenheit gefunden hat. Sie ſteht nehmlich bei den Vögeln in einem ganz anderen Verhältniſſe zum Wachsthume, als bei den Säugthieren; denn ſie leben 15, 20, 30 und mehreremal länger, als ſie wachſen. Der Reiher z. B. ſoll ein Alter von mehr als 100 Jahren erreichen; Ringe mit der Andeutung des Jahres, in welchem Reiher zum erſtenmale gebeizt worden waren, bezeugten dies, als ſie zum zweitenmale in die Hände der Falkoniere kamen. Der Uhu wird, ſelbſt eingeſchränkt und bei ſehr magerer und ſparſamer Koſt, nicht ſelten über 50 Jahre alt. Stieglitze und Finken leben eingeſchränkt 20 — 24 Jahre.

Dieſe ausgezeichnet lange Lebensdauer leiten die Phyſiologen aus der lockern und leichten, viel länger, als bei den Säugthieren porös und unverhärtet bleibenden Knochenmaſſe her. Wem indeſſen dieſer Grund nicht genügt, der wird einen triftigern leicht in Folgendem finden. Den Vögeln wurde von der Natur durch die Flugwerkzeuge das Vermögen verliehen, einen weit größern Raum zu durchſtreichen und in demſelben überflüſſige Nahrungsmittel aller Art aufzuſuchen; in den höhern Regionen der Atmoſphäre athmen ſie reinere Luftarten ein, als die Säugthiere. Schon hieraus läßt ſich das Phänomen erklären. Berückſichtigt man aber auch noch das, daß eben jener, auf der ganzen Erdfläche verbreitete Ueberfluß an Nahrungsmitteln es weniger nöthig macht, daß die ältere

Generation der jüngern weichen muß; bedenkt man, daß natürliche Feinde aller Art der übergroßen Vermehrung Schranken ſetzen: ſo ſieht man ein, warum den Vögeln ein längeres Lebensziel geſetzt werden konnte und durfte, als den meiſten der übrigen Thierklaſſen.

d) Die Feinde der Vögel, deren ſo eben gedacht würde, gehören theils zu dieſer Thierklaſſe ſelbſt, theils zu der der Säugthiere. Sie ſind unter den Namen Raubvögel, Eulen, Krähen, Würger auf der einen Seite und der Raubthiere auf der andern bekannt genug. Obenan ſteht wieder der Menſch! Allen dieſen Feinden dienen die Alten, die Jungen, die Eier entweder Jedes allein, oder alle zuſammen zur einzigen oder theilweiſen Nahrung. Nächſt dieſen wahren Feinden gibt es auch noch — daß ich mich ſo ausdrücke — Quälgeiſter für die Vögel. — Die Zahl derſelben iſt nicht gering und ſie gehören ſämmtlich zu den Thierklaſſen, deren eine durch Inſekten, die andere durch Würmer namentlich bezeichnet wird.

e) Waffen zum Kampfe auf Leben zum Tode haben freilich die Vögel nicht — man müßte denn die Fänge (Krallen) der Raubvögel — bei dem Haushahne auch den Sporn — dahin rechnen wollen. — Deshalb verlieh ihnen der Schöpfer in den Flugwerkzeugen ein Rettungsmittel, deſſen ſich jede Vogelart mit angeborner Behendigkeit oder Schlauheit bedient. Wo es jedoch darauf ankommt, ſich ſelbſt oder Junge und Eier gegen nicht allzuüberlegene Kraft nach Möglichkeit zu vertheidigen, da wenden die meiſten Vogelarten den Schnabel, andere die Flügel, noch andere die Nägel oder Krallen an den eigentlichen Zehen, und noch andere die uneigentliche Zehe — den Sporn — dazu oft mit bewundernswürdiger Beherztheit und Kraft an.

B. Anleitung zum Selbſtſtudium der Syſtemkunde, rückſichtlich der bei uns einheimiſchen, oder periodiſch vorkommenden jagdbaren und zum Jagdbetriebe anwendbaren Thiere *).

§. 69.

Wer über den Jägertroß ſich erheben und den Ehrennamen Weidmann verdienen will, der muß — beſonders rückſichtlich der in der vorſtehenden Ueberſchrift Lit. B. benannten Thiere — dem Studium der Syſtemkunde, d. h. der ſyſtematiſchen Eintheilungen (Klaſſifikationsmethoden), deren es bekanntlich viele gibt, mit Ernſte und anhaltendem Eifer obliegen.

Die ſyſtematiſchen Eintheilungen der Thiere — d. h. ein unter verſchiedenen Abtheilungen genau geordnetes Verzeichniß derſelben — haben den Zweck, jedem Thiereinzelweſen die ihm gebührende Stelle, zu Folge angeſtellter Vergleichung ſeiner Eigenſchaften mit den Eigenſchaften anderer Thiere, anzuweiſen, um jedes vorkommende, auch das dem Unterſuchenden noch unbekannte, den von ſeinen körperlichen Eigenthümlichkeiten hergenommenen Abtheilungskennzeichen gemäß, der Geſtalt oder dem Bilde und dem Namen nach kenntlich zu machen.

In Rückſicht unſerer Säugthierwildarten, deren Zahl verhältnißmäßig nur gering iſt, bedürfen wir nur der Ordnung wegen einer Klaſſifikation. Anders verhält es ſich mit den wilden Vögeln, beſonders mit den Zugvögeln, deren es nicht wenige Gattungen und Arten gibt, und von welchen manche nur ſelten vorkommen. Bei letztern iſt ein Leitfaden zum Aufſuchen und Erkennen derſelben und ein Hülfsmittel, die aufgefaßten Bilder und Namen nicht zu verwech-

*) v. Wildungens Taſchenbuch 1809—1812. S. 62 ff.

ſeln, oder aus dem Gedächtniſſe zu verlieren, unentbehrlich. So gehört z. B. wenig dazu, einen Raubvogel als ſolchen zu erkennen; aber es iſt oft ſchwer, die Gattung und Art zu beſtimmen, zu welcher ein zu unterſuchendes Individuum gehört. Mit den Sumpf- und Waſſervögeln verhält es ſich eben ſo.

§. 70.

Soll eine ſolche Klaſſifikation oder Eintheilung dem angegebenen Zwecke entſprechen; ſo müſſen für die verſchiedenen Abtheilungen derſelben Eintheilungsgründe und Erkennungszeichen gewählt werden, welche auf der natürlichen Annäherung, die wir an den verſchiedenen Thierarten bemerken, und auf untrüglichen, unwandelbaren, an äußern oder innern Körpertheilen aufgefundenen Eigenſchaften beruhen. Zugleich aber müſſen die verſchiedenen Abtheilungen eine möglichſt leichte Ueberſicht gewähren und gleichſam eine Stufenleiter bilden, auf welcher der Anfänger bei ſeinen Unterſuchungen gemächlich und, ohne öfteres Schwanken, ſicher fortſchreiten kann.

Schwierigkeiten und zweifelhafte Fälle werden deſſen ungeachtet öfters vorkommen. Am leichteſten kann ſolche ein erfahrner Lehrer allerdings heben; aber auch dem eigenen Studium ſind ſie bei ſorgſamer Vergleichung aller, auch der kleinſten Umſtände ſelten unüberwindlich.

§. 71.

Für die verſchiedenen Klaſſifikationsabtheilungen oder Stufen haben die Naturforſcher die Benennungen Klaſſen (Classis), Ordnung (Ordo), Gattung (Genus), Art (Species) faſt durchgängig angenommen. Einige weichen jedoch in ſo fern ab, daß ſie im Teutſchen ſtatt Gattung Geſchlecht und ſtatt Art Gattung ſetzen.

Das Charakteriſtiſche, wodurch jede der genannten Stufen von den übrigen ſich unterſcheidet, wird ſich aus

näherer Prüfung der weiter unten folgenden Eintheilungen am deutlichſten ergeben.

Von der erſten Stufe jeder Eintheilungsmethode — von den Klaſſen — bemerke man, daß der große Linné deren für das Thierreich ſechs aufgeſtellt hat, nehmlich: 1. Säugthiere (Mammalia); 2. Vögel (Aves); 3. Amphibien (Amphibiae); 4. Fiſche (Pisces); 5. Inſekten (Insecta); 6. Würmer (Vermes).

Neuerlich wurde die Zahl der Klaſſen, beſonders von franzöſiſchen Naturforſchern, aus triftigen Gründen bis auf neun (ſ. Dumeril's analyt. Zool. Ueberſ. v. Froriep, S. 2.), von andern ſogar bis auf zwölf (vergl. die dieſem Theile beigefügte Klaſſifikationstabelle von Cuvier) vermehrt.

Uns intereſſiren gegenwärtig die beiden erſten Klaſſen der ältern und neuern Syſteme einzig.

Im Betreff der zweiten Stufe — der Ordnungen — genügt es zu ſagen, daß die Zahl derſelben von den bei den Klaſſifikationsentwürfen für ſelbige gewählten Eintheilungsgründen abhängt. Iſt eine Ordnung zu viel umfaſſend, oder wird es nöthig, noch genauere Beſtimmungen in Rückſicht der Ordnungsverwandten zu machen; ſo werden ſelbige in Unterordnungen oder Abſchnitte (Sectiones) zerfällt.

Die dritte Stufe — die der Gattungen — iſt bei jeder Eintheilungsmethode höchſt wichtig. Deshalb wendete ſchon Linné auf die Beſtimmung der Gattungscharaktere vorzügliche Sorgfalt, ſo daß die von ihm aufgeſtellten Gattungen von den neuern Naturforſchern meiſt beibehalten werden konnten. Nur bei einigen Säugthier- und Vogelgattungen wurde die Linnéiſche Zuſammenſtellung der dazu gerechneten Thiere unnatürlich und unzweckmäßig gefunden, und daher eine Trennung für nothwendig erachtet.

Die vierte und letzte Stufe — die Arten — erhält ihre Beſtimmung nach Kennzeichen, die meiſt immer von äußern Theilen hergenommen werden, z. B.

vom Längenmaaße des Körpers im Ganzen, oder einzelner Theile deſſelben, ſo wie von der Geſtalt und Farbenzeichnung eines oder einiger von jenen einzelnen Theilen, welche ſich in dieſer Rückſicht vorzüglich und ſtandhaft auszeichnen. An der Feſtſtellung der Arten wird fortwährend immer noch berichtigend gearbeitet. Und dem darf auch nicht anders ſeyn, da die richtige Beſtimmung derſelben auf vielfältigen und lange fortgeſetzten, genauen, oft ſchwierigen Beobachtungen einzig beruht.

Hauptpunkte, auf welche bei Beſtimmung der Kennzeichen der Art Rückſicht genommen werden muß, ſind folgende:

Einzelweſen, nach deren möglichſt oft wiederholter Beobachtung und Vergleichung dieſe Kennzeichen feſtgeſetzt werden ſollen, müſſen

a) lebend oder kurz vorher getödtet,
b) vollkommen geſund und gut organiſirt,
c) völlig ausgewachſen ſeyn,
d) im ſchönſten und in ſtandhaftem Farbenſchmucke des Haares und Gefieders ſich darſtellen.

In beſonderer Hinſicht auf die Klaſſe der Säugthiere tritt, wenn die Bedingungen von a, b und c erfüllt ſind, die Beobachtungsperiode in Beziehung auf d bei den edlern Wildarten dann ein, wenn ſie im Spätfrühlinge ſich ausgehärt haben, d. h. wenn ſie ganz im Sommerkleide erſcheinen; bei den Landraubthieren — z. B. Fuchs und Marder — im Winter ein. Auf die Säugthiere hingegen, welche viel im Waſſer ſich aufhalten — z. B. Biber, Fiſchotter — hat die Jahreszeit keinen bedeutenden Einfluß; der Winter behält jedoch immer einigen Vorzug.

Für die Klaſſe der Vögel iſt die einzig wahre Beſtimmungsperiode der Arten nach dem Gefiederkolorit, nach der Farbe des Schnabels und der Schienbein- und Fußbehäutung — wobei die Form des Erſteren und die Beſchaffenheit der Letzteren noch beſonders ins

Auge zu faſſen iſt — die Paar- und Begattungszeit. Sie tritt bei allen unſern wilden Vögeln — den Kreuzſchnabel ausgenommen — im Frühlinge ein.

Volle Beſtätigung und Zuverläſſigkeit erhalten ſämmtliche Kennzeichen der Art beider Klaſſen durch den erfahrungsgemäßen Beweis, daß Männchen und Weibchen freiwillig ſich begattet haben und daß aus dieſer Begattung Junge von gleicher Beſchaffenheit fortwährend erzeugt worden ſind.

Wo auf vorbeſagtem Wege Gewißheit nicht zu erlangen iſt, da muß die vergleichende Anatomie aushelfen; alſo zu vorſichtiger Zergliederung und Unterſuchung ſolcher innern Körpertheile geſchritten werden, die bei wirklichen Artverwandten gleich organiſirt ſeyn müſſen. Dahin gehört bei den Säugthieren die Rückgrathsſäule in Hinſicht auf die Zahl der Wirbelknochen, die Geſtaltung und Größe des Blinddarms, die Zahl der Rippen ꝛc., bei den Vögeln der Luftröhrenbau *) ꝛc. Vollkommen gleiche Organiſation konſtanter innerer Theile an dem in Unterſuchung befangenen Thierkörper mit der Beſchaffenheit der nehmlichen Theile eines andern Thierkörpers, welcher dem unterſuchten in Rückſicht vieler anderer, ſtändiger, äußerer Theile gleich oder doch ſehr ähnlich iſt, entſcheidet für, weſentliche Abweichung im innern Organismus gegen die Artverwandtſchaft.

Doch geſtattet ſich die Natur in Rückſicht minder weſentlicher, nicht organiſcher Eigenthümlichkeiten, von welchen die Kennzeichen der Art zum Theil hergenommen werden müſſen, immer noch Abweichungen, aus welchen die ſogenannten Halbarten (Unterarten — nach Linné ſtändige Varietäten), die Abarten (Spielarten, Abänderungen, Varietäten) und die Baſtardarten oder Baſtarde hervorgehen.

*) Durch die Herren Wolf und Meyer iſt dargethan, daß die ſonſt angenommene Verſchiedenheit des Luftröhrenbaues bei einigen Vögeln — z. B. beim Kranich — nicht ſtatt findet.

Halbart nehmlich wird eine Säugthier- und Vogelfamilie (Race) genannt, die, ob ſie gleich ihr Daſeyn Stammältern einer gewiſſen Art unzweifelhaft verdankt, von dieſen doch in Rückſicht der Größe oder der Haar- und Gefiederfarbe verſchieden iſt und dieſe Verſchiedenheit — in ſo fern die örtlichen Verhältniſſe, unter welchen die Familie (Race) entſtanden iſt und lebt, in Beziehung auf Klima und Nahrung ſich gleich bleiben — bei fernerer Fortpflanzung unter ſich beibehält. Zum Beiſpiele kann das weiße und das Bläſſenedelwild oder das weiße und ſchwarze Damwild dienen. Bemerkenswerth iſt hierbei, daß in Folge der Begattung zwiſchen männlichen und weiblichen Individuen von einer Halbart mit Individuen der Hauptart die Jungen mehr nach dem Vater, als nach der Mutter zu ſchlagen pflegen.

Abart hingegen iſt ein Thier, das, obwohl von Aeltern einer und derſelben Art erzeugt, dieſen in Rückſicht der Haar- und Gefiederfarbe nicht gleichend erſcheint; dieſe Abweichung jedoch — ſelbſt wenn es ſtets unter gleichen örtlichen Verhältniſſen lebt — auf ſeine Nachkommenſchaft nicht ſtändig fortpflanzt, wie dies z. B. bei überall einzeln vorkommenden weißen oder geſcheckten Rehen, Haſen, Rebhühnern, Schnepfen ꝛc. der Fall iſt.

Baſtardart oder Baſtard endlich heißt dasjenige Thier, welches aus der unnatürlichen Begattung, die zwiſchen Gattungsverwandten von verſchiedenen Thierarten erzwungener Weiſe ſtatt gefunden hat, erzeugt worden iſt. Merkwürdig iſt es, daß der Baſtard zwar begattungsfähig, aber — höchſt ſeltene Fälle bei Maulthieren abgerechnet — nicht ſchwängerungsfähig iſt.

§. 72.

In den nächſtfolgenden Paragraphen ſoll der lernbegierige Leſer mit verſchiedenen Eintheilungsmethoden der Säugthiere und Vögel bekannt gemacht werden und zwar hier zuerſt mit der Linnéiſchen, welche

ſich bis auf den heutigen Tag in gebührendem Anſehen erhalten hat.

I. Säugthiere.

Sie haben ein Skelett; rothes, warmes Blut; ein Herz mit zwei Kammern und zwei Vorkammern; athmen durch Lungen; gebären lebende Junge und ſäugen ſelbige eine Zeit lang mit Milch an ihren Brüſten.

Der fernere Haupteintheilungsgrund beruht auf der Beſchaffenheit der Füße und vorzüglich der Vorderzähne.

Die Säugthiere haben:

A. Wahre Füße.

Erſte Ordnung. Menſchenähnliche Thiere (Primates).

(Vier Vorderzähne, einzelne Eckzähne.)

Gattungen: 1. Der Menſch ſelbſt (Homo). 2. Der Affe (Simia). 3. Die Fledermaus (Vespertilio).

Zweite Ordnung. Thiere ohne Schneidezähne (Bruta).

(Es fehlen die Vorderzähne in beiden Kiefern.)

Gattungen: 1. Elephant (Elephas). 2. Wallroß (Trichecus). 3. Faulthier (Bradipus). 4. Ameiſenfreſſer (Myrmecophaga). 5. Schuppenthier (Manis). 6. Gürtelthier (Dasypus).

Dritte Ordnung. Raubthiere (Ferae).

(Sechs ſpitzige Vorderzähne, einzelne Eckzähne.)

Gattungen: 1. Robbe (Phoca). 2. Hund (Canis). 3. Hyäne (Hyaena). 4. Katze (Felis). 5. Stinkthier (Viverra). 6. Wieſel (Mustela). 7. Bär (Ursus). 8. Beutelthier (Didelphys). 9. Igel (Erinaceus). 10. Maulwurf (Talpa). 11. Spitzmaus (Sorex).

Vierte Ordnung. Nagethiere (Glires).
(Zwei Vorderzähne in jedem Kiefer, welche weit von den Backzähnen abſtehen, keine Eckzähne.)
Gattungen: 1. Stachelthier (Hystrix). 2. Scavie (Cavia). 3. Biber (Castor). 4. Maus (Mus). 5. Murmelthier (Arctomys). 6. Schläfer (Myoxus). 7. Springer (Dipus). 8. Eichhorn (Sciurus). 9. Haſe (Lepus).

Fünfte Ordnung. Wiederkäuende Thiere (Pecora).
(Nur in dem untern Kiefer ſechs oder acht Vorderzähne, welche von den Backzähnen abſtehen, meiſt keine Eckzähne.)
Gattungen: 1. Kameel (Camelus). 2. Biſamthier (Moschus). 3. Hirſch (Cervus). Antilope (Antilope). 5. Ziege (Capra). 6. Schaf (Ovis). 7. Ochs (Bos). 8. Giraffe (Camelopardalis).

Sechste Ordnung. Thiere mit dem Pferdegebiß (Belluae).
(In jedem Kiefer ſtehen ſtumpfabgeſchnittene Vorderzähne.)
Gattungen: 1. Pferd (Equus). 2. Flußpferd (Hippopotamus). 3. Schwein (Sus). 4. Nashorn (Rhinoceros). 5. Tapir (Tapir).

B. Verwachſene Füße zum Schwimmen, welche den Floſſen der Fiſche ähnlich ſind.

Siebente Ordnung. Säugende Seethiere (Cetacea).
Gattungen: Narwall (Monodon). 2. Wallfiſch (Balaena). 3. Kachelot (Physeter). 4. Delphin (Delphinus).

II. Vögel.

Sie haben ein Skelett; rothes, warmes Blut; ein Herz mit zwei Kammern und zwei Vorkammern; athmen durch Lungen und legen Eier.

Linné gründet ſeine Eintheilung derſelben vorzüglich auf die Beſchaffenheit des Schnabels; nimmt aber auch auf die der Füße Rückſicht.

Erſte Ordnung. Raubvögel (Accipitres).

(Der Schnabel hakenförmig unterwärts gekrümmt; an jeder Seite des Oberkiefers öfters eine hervorſtehende Ecke.)

Gattungen: 1. Geier (Vultur). 2. Falke (Falco). 3. Eule (Strix). 4. Würger (Lanius).

Zweite Ordnung. Waldvögel (Picae).

(Der Schnabel zuſammengedrückt; mehr oder weniger gekrümmt; faſt allezeit oben erhaben; bald länger, bald kürzer.)

A. Mit Kletterfüßen.

Gattungen: 1. Pfeffervogel (Rhamphastos). 2. Kuruku (Tragon). 3. Papagei (Psittacus). 4. Madenfreſſer (Crotophaga). 5. Muſafreſſer (Musaphaga). 6. Specht (Picus). 7. Wendehals (Iynx). 8. Kukuk (Cuculus). 9. Bartvogel (Bucco).

B. Mit Gangfüßen.

Gattungen: 10. Ochſenhacker (Buphaga). 11. Lappenvogel (Glaucopis). 12. Krähe (Corvus). 13. Rakke (Coracias). 14. Azel (Gracula). 15. Paradiesvogel (Paradisea). 16. Wiedehopf (Upupa). 17. Pirol (Oriolus). 18. Kleiber (Sitta). 19. Baumlaufer (Certhia). 20. Kolibri (Trochilus).

C. Mit Schreitfüßen.

Gattungen: 21. Hornvogel (Buceros). 22. Eisvogel (Alcedo). 23. Plattſchnabel (Todus). 24. Bienenfreſſer (Merops).

Dritte Ordnung. Schwimmvögel (Anseres).

(Der Schnabel mit einer zarten Haut überzogen;

an der Spitze meiſtentheils mit einem Nagel verſehen; Schwimmfüße.)

A. Mit gezähneltem Schnabel.

Gattungen: 1. Ente (Anas). 2. Tauchente (Mergus). 3. Tropikvogel (Phaeton). 4. Schlangenvogel (Plotus).

B. Mit ungezähneltem Schnabel.

Gattungen: 5. Verkehrtſchnabel (Rhynchops). 6. Schiffsvogel (Diomedea). 7. Pinguin (Aptenodytes). 8. Papageitaucher (Alca). 9. Sturmvogel (Procellaria). 10. Pelikan (Pelecanus). 11. Meve (Larus). 12. Meerſchwalbe (Sterna). 13. Taucher (Colymbus).

Vierte Ordnung. Sumpfvögel (Grallae).

(Der Schnabel etwas walzenförmig, an den meiſten lang; lange, über dem Knie kahle Füße.)

A. Mit vierzehigen Füßen.

Gattungen: 1. Flamant (Phoenicopterus). 2. Löffelreiher (Platalea). 3. Anhima (Palamedea). 4. Jariku (Mycteria). 5. Nimmerſatt (Tantalus). 6. Reiher (Ardea). 7. Storch (Ciconia). 8. Kranich (Grus). (9. Kurrier (Corrira) *). Waſſerſäbler (Recurvirostra). 11. Schnepfe (Scolopax). 12. Strandläufer (Tringa). 13. Waſſerhuhn (Fulica). 14. Meerhuhn (Gallinula). 15. Spornvogel (Parra). 16. Ralle (Rallus). 17. Scheidenſchnäbler (Vaginalis). 18. Trompetenvogel (Psophia). 19. Holzſchnabel (Cancroma). 20. Schattenvogel (Scopus). 21. Sandhuhn (Glareola).

*) Erdichteter Vogel, ſ. Okens Zool. Th. III. Abth. II. S. XII. u. 1245.

B. Mit dreizehigen Füßen.

Gattungen: 22. Auſternfiſcher (Haematopus). 23. Regenpfeifer (Charadrius).

Fünfte Ordnung. Hausvögel, Hühnerartige (Gallinae).

(Der Schnabel erhaben; die obere Kinnlade ſo gewölbt, daß der Rand derſelben über die untere hervorſteht; die Naſenlöcher halb bedeckt.)

Gattungen: 1. Trappe (Otis). 2. Strauß (Struthio). 3. Dudu (Didus). 4. Pfau (Pavo). 5. Truthuhn (Meleagris). 6. Penelope (Penelope). 7. Hocko (Jaku) (Crax). 8. Faſan (Phasianus). 9. Perlhuhn (Numida). 10. Waldhuhn (Tetrao).

Sechste Ordnung. Singvögel (Passeres).

(Der Schnabel kegelförmig und zugeſpitzt; die Naſenlöcher offen.)

A. Mit dicken Schnäbeln.

Gattungen: 1. Kernbeißer (Loxia). 2. Kegelſchnäbler (Colius). 3. Fink (Fringilla). 4. Pflanzenmäher (Phytotoma). 5. Ammer (Emberiza).

B. Mit krummſpitzigen Schnäbeln.

Gattungen: 6. Tagſchwalbe (Hirundo). 7. Nachtſchwalbe (Nachtſchatten, Caprimulgus). 8. Manakin (Pipra).

C. Mit ausgeſchnittenen Schnäbeln.

Gattungen: 9. Droſſel (Turdus). 10. Seidenſchwanz (Ampelis). 11. Merle (Tanagra). 12. Fliegenfänger (Muscicapa).

D. Mit dünnen Schnäbeln.

Gattungen: 13. Meiſe (Parus). 14. Motazille (Gal, Motacilla). 15. Lerche (Alauda). 16. Staar (Sturnus).

17. Taube (Columba).

§. 73.

Ein anderes merkwürdiges Eintheilungsſyſtem für Säugthiere und Vögel hat Herr Profeſſor Blumenbach in Göttingen aufgeſtellt *).

I. Säugthiere.

Erſte Ordnung. Der Menſch, mit zwei Händen (Bimanus).

Zweite Ordnung. Thiere mit vier Händen (Quadrumana).

Gattungen: 1. Affe. 2. Maki.

Dritte Ordnung. Thiere, welche an den Vorderfüßen zwei, mit langen hakenförmigen Krallen bewaffnete Zehen haben. Ihr ganzer Bau verräth Trägheit und Langſamkeit (Bradypoda).

Gattungen: 1. Faulthier. 2. Ameiſenfreſſer.

Vierte Ordnung. Thiere mit ſonderbaren Decken ſtatt der Haare, und zwar mit Schuppen, Schildern oder Stacheln (Sclerodermata).

Gattungen: 1. Schuppenthier. 2. Gürtelthier. 3. Igel. 4. Stachelthier.

Fünfte Ordnung. Säugthiere mit zum Fluge eingerichteten Vorderfüßen (Chiroptera).

Gattung: Fledermaus.

Sechste Ordnung. Nagende vielzehige Säugthiere (Glires).

Gattungen: 1. Eichhorn. 2. Winterſchläfer. 3. Murmelthier. 4. Maus. 5. Spitzmaus. 6. Maulwurf. 7. Beutelthier. 8. Springer. 9. Haſe. 10. Fettthier. 11. Scavie. 12. Wieſel. 13. Stinkthier. 14. Dachs.

Siebente Ordnung. Größere reißende Thiere oder Raubthiere (Ferae).

Gattungen: 1. Bär. 2. Hund. 3. Hyäne. 4. Katze.

---

*) S. deſſen Handb. d. Naturgeſch.

Achte Ordnung. Thiere mit Hufen (Solidungula).

Gattung: Pferd.

Neunte Ordnung. Thiere mit geſpaltenen Klauen (Biscula).

Gattungen: 1. Kameel. 2. Ziege. 3. Schaf. 4. Antilope. 5. Ochſe. 6. Giraffe. 7. Hirſch. 8. Biſamthier. 9. Schwein.

Zehnte Ordnung. Große, plumpe, dickfüßige Thiere (Belluae).

Gattungen: 1. Tapir. 2. Elephant. 3. Nashorn. 4. Flußpferd.

Eilfte Ordnung. Säugthiere mit kurzen Schwimmfüßen (Palmata).

A. Mit deutlichen Zehen.

Gattungen: 1. Biber. 2. Otter.

B. Mit undeutlichen Zehen.

Gattungen: 3. Robbe. 4. Wallroß.

Zwölfte Ordnung. Wallfiſchartige Thiere (Cetacea, Cete).

Gattungen: 1. Narwall. 2. Wallfiſch. 3. Kachelot. 4. Delphin.

Bei der Eintheilung der Vögel weicht Herr Prof. Blumenbach in Folgendem vom Linnéiſchen Syſteme ab:

Nach ſeiner Methode zerfällt die zweite Linnéiſche Ordnung (Waldvögel) in drei, nehmlich: a) in Großſchnäbel (Levirostres). Hierher gehören die Vögel mit kurzen Füßen, meiſt ſehr großen, dicken, aber größtentheils hohlen und daher ſehr leichten Schnäbeln, z. B. Papageien, Pfeffervögel, Nashornvögel u. dgl., b) in Spechte (Pici), wobei nachſtehende Erkennungszeichen angegeben werden: Kurze Füße, mittelmäßig lange, ſchmale Schnäbel; theils wurm-, theils fadenförmige Zungen, z. B. Wendehals, Specht, Baumläufer, Kolibri u. a. m.; c) in Krähen (Coraces), mit kurzen Füßen und mittelmäßig langem, ziemlich

ſtarkem, oben erhabenem Schnabel, z. B. am Raben, an den Krähen ꝛc.

Auch aus der fünften Linnéiſchen Ordnung macht Blumenbach zwei, deren eine die hühnerartigen Vögel (Gallinas) umfaßt, die andere Laufvögel (Struthiones, Cursores) in ſich begreift, wozu die zum Fluge ungeſchickten Landvögel, z. B. Strauß, Caſuar, Dudu ꝛc. zu rechnen ſind.

§. 74.

Für die Klaſſe der Säugthiere kann die Pennantiſche Eintheilung, welche auf die Verſchiedenheit der Füße ſich gründet, noch immer als eine der beſten gelten. Der Verfaſſer des gegenwärtigen Werkes wählte ſie daher — mit Rückſicht auf die Bechſteiniſchen Abänderungen *) und mit Vorbehalt einiger ſonſt nothwendig gewordenen — zur Grundlage bei dem Verſuche, die teutſchen Haarwildarten möglichſt lückenlos zu ordnen. Um das Aufſuchen einer oder der andern dieſer Arten nach vorliegender Eintheilung dem Anfänger zu erleichtern, ſollen die Gattungscharaktere und Kennzeichen der Art, welche in der erſten Auflage des gegenwärtigen Werkes der Burgsdorf-Bechſteiniſchen Eintheilung untergelegt waren, ſo viel als möglich vervollkommnet und berichtigt jetzt hier ihre Stelle finden.

Teutſche jagdbare und zur Jagd anwendbare Säugthiere (Mammalia).

Rückgrathige Thiere, mit Brüſten (Geſäuge, Euter), Lungen, rothem warmen Blute und vier Füßen.

Erſte Ordnung. Mit Hufen, Ungulata.

I. Unterordnung: Einhufige, Solidungula (Solipedes).

---

*) S. Bechſteins Ueberſetzung von Pennants allgemeiner Ueberſicht der vierfüßigen Thiere, I, S. XXI.

Nr. 1. Gattung: Pferd, Equus.

Charakter. Vorderzähne in jedem Kiefer ſechs, im Oberkiefer ſenkrecht und parallel, im untern mehr vorwärts gerichtet; abgeſondert ſtehende kurze Haken (Eckzähne), beim männlichen Geſchlecht der uns angehenden einzigen Art durchgängig, beim weiblichen nur zuweilen vorhanden. Backenzähne oben und unten ſechs, mit wellenförmigen Vertiefungen; Ohrmuſchel groß, aufrecht, nach vorn und hinten bewegbar. Schlund in die Quere. Ueber dem Hufe eine Daumenwarze. Scham- (Weichen-) Euter mit zwei Zitzen. Nahrung Vegetabilien.

Art: Hauspferd, Equus caballus, *Linn.*

Kennzeichen. Die Ohren aufgerichtet, kurz, zugeſpitzt; die Mähne am Oberhalſe harthaarig, zur Seite herabhängend; der Schweif durchaus langbehaart.

II. Unterordnung: Mit geſpaltenen Klauen und zwei Hufen, Biscula.

a) Wiederkäuende (mit vier Magen).

Nr. 2. Gattung Hirſch, Cervus.

Charakter. Acht oder ſechs Schneidezähne im Unterkiefer allein; bei einigen Arten im Oberkiefer einzeln ſtehende, ſtumpfe, kleine Haken (Eckzähne); Backenzähne oben und unten auf jeder Seite ſechs. Das männliche Geſchlecht ein alljährlich abfallendes und ſich wieder erneuerndes Gehörn von poröſer, knochenartig feſter Subſtanz, welches während der Erneuerung (dem Aufſetzen) mit rauher Haut (Baſt) überzogen iſt, welche nach dem Verecken an Stangen weicher Holzarten abgefeget (abgerieben) wird. Gallenblaſe fehlt. Scham- oder Weichengeſäuge (Euter) mit vier Zitzen. Nahrung Vegetabilien.

Erſte Art: Rothwild (Edelwild), Cervus elaphus, *Linn.*

Kennzeichen. Vorderzähne acht unten; Haken zwei oben; Backenzähne zwölf oben und zwölf unten. Die rundlichen Stangen der Geweihe ſtehen etwas rückwärts, ſind bauchig gekrümmt, mit Augenſproſſen und überhaupt mit mehr oder weniger Enden beſetzt. Blume kürzer als bei der zweiten Art; Thränenhöhlen.

Zweite Art: Damwild, Cerv. dama, *Linn.*

Kennzeichen. Vorderzähne acht unten; Haken fehlen; Backenzähue zwölf oben und zwölf unten. Die Stangen ſind faſt eben ſo geſtellt wie bei der erſten Art; haben Augenſproſſen; breiten ſich, wenn die Hirſche ein gewiſſes Alter erreichen, oberwärts ſchaufelförmig aus und bekommen

ſehr viele endenartige Fortſätze nach hinten zu. Die Blume iſt länger als bei der erſten Art; Thränenhöhlen.

Dritte Art: Elenwild, Cerv. alces, *Linn.*

Kennzeichen. Vorder- und Backenzähne wie bei der erſten und zweiten Art; Haken fehlen. Der Hirſch ein ſchaufelförmiges, bei alten mit vielen endenartigen Fortſätzen beſetztes Geweih, welches mehr nach den Seiten bauchig gebogen, als aufwärts gerichtet iſt. Die Stangen kurz und ſtark, ohne Augenſproſſen; die Schaufeln der Stangenwurzel näher als beim Dammwild. Unter der Droſſel (Kehle) eine ſteif und lang behaarte, häutige Warze; am Oberhalſe ein mähnenartiger Schopf, welcher dem Thiere fehlt. Beide Geſchlechter Thränenhöhlen. Blume kürzer als bei der zweiten Art.

Vierte Art: Rehwild, Cerv. capreolus, *Linn.*

Kennzeichen. Sechs Schneidezähne in der untern Kinnlade; keine Thränenhöhle; keine äußerlich ſichtbare Blume; ein aufrechtſtehendes, ſelten mit mehr als ſechs Enden beſetztes Handgehörn ohne Augenſproſſen. Um das Weidloch her eine bis auf die Keulen ſich verbreitende weiße Scheibe.

b) Nicht wiederkäuende (mit einem Magen).

Nr. 3. Gattung: Saue, Sus.

Charakter. Der Kopf lang, mit dem kurzen Halſe in einer Flucht, in einem berandeten vorn ſcharf abgeſchnittenen Rüſſel — in der Jägerſprache Gebreche genannt — ausgehend. In dem Oberkiefer vier einander zugekehrte, im Unterkiefer ſechs vorwärts gerichtete Vorderzähne; unten längeres, oben kürzeres, auswärts gerichtetes, mehr oder weniger gekrümmtes Gewehr (Eckzähne), in jedem Kiefer ſechs höckerige Backenzähne auf jeder Seite. Leib plump, zuſammengedrückt. Die Haut mit ſtarren Borſten behaart. Bürzel (Schwanz) kurz und ſehr dünne. Bauchgeſäuge mit fünf bis ſechs Paar Zitzen. Läufe kurz; Zehen geſpalten; Schuhe (Schalen) ganz. Nahrung meiſt Vegetabilien, auch Erdmaſt (Gewürm, Inſektenlarven, Schmetterlingspuppen).

Art: Wilde Saue (Schwarzwild). Sus scrofa, Aper, *Linn.*

Unterſcheidungszeichen von dem zahmen Schweine. Kürzeres, mehr abgerundetes Gehör (Ohren); mehr eingebogenen Vorderkopf; kürzeres Gebreche; ſtärkere

Eckzähne; ſchärfere Schalen; die Haut auf dem Grunde ſtark bewollt.

Zweite Ordnung: Mit Zehen und Nägeln, Digitata.

I. Unterordnung: Die ganze Fußſohle beim Gehen ſich auf die Erde ſtützend; Plantigrada. An den Augen eine Nickhaut.

Nr. 4. Gattung: Bär, Ursus.

Charakter. Vorderzähne oben und unten ſechs, die beiden äußerſten die dickſten; im Unterkiefer liegen die zwei mittleren Vorderzähne mehr einwärts, als die mittelſten und äußerſten; Waffen (Eckzähne) oben und unten ſtark, lang, kegelförmig, von den Backenzähnen entfernt; Backenzähne fünf oben und unten auf jeder Seite, die vordern kleiner, die hintern ſtumpf gezackt. Der Rachen lang und beweglich; Bruſt- und Bauchgeſäuge, erſteres mit vier, letzteres mit zwei Säugwarzen. Läufe kurz und ſtark; Fuß fünfzehig, der Daumen nicht abgeſondert. Aufenthalt in großen bruchigen Waldungen. Nahrung liefert theils das Pflanzen-, theils das Thierreich; zu den reißenden Thieren gehörig.

Erſte Art: Schwarzer Landbär, Ursus niger, Arctos, *Oken*.

Kennzeichen. Gehör (Ohren) klein und rundlich; Hirnſchale gewölbt; Stirnbein flach, vom geraden Geſicht und von den Schläfen abgeſetzt, Naſenſtirnwinkel beiläufig 160°; Kopfleiſten und Kamm groß; die Unterlippe kurz und dick; der Leib ſtark; Hals und Pürzel (Schwanz) kurz; die Läufe gleich hoch; die Fänge (Klauen) der Vorderfüße länger als die der hintern.

Zweite Art: Brauner Landbär, Ursus, fuscus, Arctos. *Oken*.

Kennzeichen. Schädel gewölbt, Hirnſchale nicht vom Geſichte, und Wirbel nicht von den Schläfen abgeſetzt; Naſenſtirnwinkel und Leiſten kaum merklich; Hinterhauptskamm weit hinten; ſonſt außer der Farbe alles mit der erſten Art gemein.

Nr. 5. Gattung: Dachs, Taxus (*Dumeril*).

Charakter. Schneide- (Vorder-) Zähne oben und unten ſechs, unten jeder erſte länger, der zweite dicker und etwas eingerückt; Fänge (Eckzähne) oben und unten einer an jeder Seite, dicht an den Backenzähnen ſtehend, obere gerade, untere rückwärts gebogen; Backenzähne oben fünf, unten

ſechs auf jeder Seite. Schnautze kurz, ſpitz, rüſſelartig; Lauſcher kurz; Haut auf dem Grunde kurzwollig, borſtenartig behaart. Bruſt- und Bauchgeſäuge, jenes mit zwei, dieſes mit vier Zitzen. Ueber dem After ein in die Quere geöffnetes Fettloch. Läufe kurz, ſtark, mit fünf Grabklauen. Aufenthalt in Bauen (unterirdiſchen Höhlen); Nahrung liefert meiſt das Pflanzenreich, das Thierreich theilweiſe, vorzüglich durch Mäuſe.

Art: Gemeiner Dachs, Gräving, Taxus meles.

Kennzeichen. Kopf breit, faſt wie beim Fuchſe dreieckig; Naſe vorn aufgeworfen, chagrinartig ſchwarz behäutet, ſtets feucht und kalt, nach der Wurzel hin eingerückt. Der ganze Körper von der Schnautze an bis zu den Keulen koniſch ſich verſtärkend. Von der Schnautze über die Seher und Lauſcher (Augen und Ohren) eine ſchwarze Binde ſich ausdehnend; die Läufe ſchwarz; der Rumpf auf dem Rücken weißgrau mit Schwarz melirt, an den Seiten gelbgrau, am Bauche ſchwarz.

II. Unterordnung: Nur die Zehen beim Gange die Erde berührend, Digitigrada.

a) Raubthiere, Ferae.

Lange oder doch ziemlich lange, mehr oder weniger hakenförmige Klauen an den Zehen.

Nr. 6. Gattung: Hund, Canis.

Charakter. An den Vorderläufen (Vorderfüßen) fünf, an den hintern vier Zehen mit ſtarken, ſtumpfen, unzurückziehbaren Klauen (Nägeln). Vorderzähne ſechs in jedem Kiefer; im obern die äußerſten von den übrigen etwas abſtehend und verlängert. Fänge (Eckzähne) oben und unten, vom übrigen Gebiß abgeſondert, lang, etwas gekrümmt zugeſpitzt; Backenzähne ſechs oben, ſieben unten auf jeder Seite. Bruſt- und Bauchgeſäuge, erſteres gewöhnlich mit vier, letzteres mit ſechs Säugwarzen; beim männlichen Geſchlechte nur Andeutungen von den letzteren allein. Das männliche Zeugungsglied — Pfrieme genannt — in einer knochenartig wulſtigen Eichel endigend, höckerig. Alle hierher gehörigen Thiere binden ſich (trivial: hängen) bei der Begattung. Aufenthalt der im Zuſtande der Wildheit befindlichen Gattungsverwandten meiſt in Wäldern, zum Theil auch in Bauen. Nahrung, Fleiſch von lebend geraubten Thieren und Aas, bei einigen auch Beerenfrüchte und Honig (Fuchs, C. vulpes); daß der geſellige Hund (C. familiaris) auch andere vegetabiliſche Nah-

rung — jedoch in der Regel nicht roh — zu ſich nimmt, iſt bekannt.

α) Sehloch rund, Ruthe (Schwanz) aufwärts gebogen.

Erſte Art: Geſelliger Hund, Canis familiaris.

Kennzeichen. An den Hinterläufen eine Daumwarze, ſelten eine vollkommene Afterklaue; Ruthe (meiſt) links aufwärts gebogen. Sehr verſchieden an Geſtalt, Größe, Behaarung und Neigungen; ſo daß man die vielfältigen Familien (Racen) für eben ſo viele verſchiedene Arten zu halten verſucht werden könnte, wenn die Identität der Art, zu welcher ſämmtliche Familien Racen) gehören, nicht durch freiwillige und fruchtbare Begattung derſelben unter einander und durch ſtete Schwängerungsfähigkeit der erzeugten Jungen ſich nicht unzweifelhaft ausſpräche.

Dem Jäger ſind folgende Familien beſonders merkwürdig; die meiſten derſelben zum Jagdbetriebe unentbehrlich.

1. Leithund, Can. fam. indagator et indicans.

Raceneigenheiten. Mittlere Stärke; ſchwarz, rothbraun oder wolfsgrau von Farbe; oft der untere Theil der Läufe gelb; dichtes, feſtes, nicht zu langes Haar. Kopf ſtark, nicht zu kurz; Behänge gut (lange und breite Ohren); Lappen ſtark (weit herabhängende Oberlefzen); Bruſt breit; Läufe ſtark, mäßig hoch; Ruthe lang, am Leibe ſtark, hinten zugeſpitzt, von der Wurzel an gerade, von der Mitte an aufwärts gebogen.

2. Der Schweißhund, C. f. cruori subsequens.

Es gibt Hunde von faſt allen Familien, welche zu Schweißhunden zu gebrauchen ſind; doch haben die mehreſten von reiner Race gefallenen faſt immer gleiche Farben mit dem Leithunde und im Bau viel Aehnliches mit ihm, nur weniger ſtarke Lappen und Behänge.

3. Der Jagdhund (polniſcher oder teutſcher), C. f. venaticus exagit. Polon. s. Germ.

Etwas ſchwächer als Nr. 1. Meiſt bunt, oft die Grundfarbe braun oder ſchwarz, die Flecken weiß. Der teutſche glatthaarig, der polniſche rauhhaarig. Bruſt ſtark; Leib ſchlank; Behänge gut; Lappen mäßig; Läufe und Ruthe ſpielend und hochſtehend.

4. Der Parforcehund (engliſcher oder franzöſiſcher Jagdhund), C. f. venaticus exagit. Angl. s. Gallic.

Etwas ſchwächer (kleiner) als Nr. 1, aber ſtärker als Nr. 3; weiß mit braunen, grauen oder gelben Flecken. Haar kurz; Kopf mäßig ſtark und lang; Behänge gut; Lappen

ſtark; Bruſt ſtark; Leib ſchlank, Läufe mäßig ſtark, nicht lang; hochſtehende ſpielende Ruthe.

5. Der Saufinder, C. f. aprinus.

Hat keine ſtandhaften Unterſcheidungszeichen, da jeder Bauernhund, wenn er ſonſt natürliche Anlagen hat, dazu angeführt und gebraucht werden kann.

6. Der Hetzhund oder Saupacker, C. f. moloſſus ſagax.

Roth, blau, grauſtramig, ſchwarz, oft bei einer von dieſen Grundfarben weiß geſcheckt; 2 bis 2½' Höhe; in die Länge geſtreckt und ſchlank; Kopf ſtark; Rachen lang, nicht aufgeworfen; das natürlich kurze Behänge gemäuſelt (abgeſchnitten); Hals ſtark; Bruſt ſtark; Läufe ſtämmig, doch nicht unförmlich dick; Ruthe lang, glatt geſenkt; Körperbau im Ganzen leicht.

7. Der Windhund, C. f. grajus, ſagax.

Farben wie der vorige, etwas kleiner als ein mäßiger von jenen. Schnautze lang, ſchmal, ſehr geſpitzt; Naſe etwas gebogen; Behang ſchlecht, halb aufgerichtet ſtehend. Hals ziemlich lang, nicht ſtark; Leib ſchlank, hinten ſehr dünn; Ruthe lang, dünn, faſt geringelt; Läufe nach Verhältniß der Höhe proportionirt ſtark; Körperbau im Ganzen zum ſchnellen Laufe eingerichtet.

8. Der Hühnerhund, C. f. aviarius, ſ. avicularius.

Weiß; weiß mit braunen Flecken geſcheckt oder getigert; braun, auch braun mit weißen Abzeichen; dies die gewöhnlichſten Farben. Schwarz- und weißbunte ſind ſelten, ſeltner noch ganz ſchwarze von reiner Race. Aſchgraue und gelbe von reiner Race. Aſchgraue und gelbe von reiner Race ſehr rar. Kopf muß mäßig ſtark, die Schnautze nicht zu ſchmal, doch nicht aufgeworfen ſeyn. Je länger und breiter das Behänge und die Lappen, deſto beſſer. Mittlere Größe iſt die vorzüglichſte; immer aber ſei Hals, Bruſt und Laufgebäude ſtark; der Leib ſchlank, in den Dünnungen mäßig eingezogen; der Rücken gerade. Starke, kurze Keulen und eine etwa 9 bis 10'' lange, in der Jugend verſtutzte Ruthe, gehören, wie ein durchaus leichtes, aber ſtarkes Gebäude und egale Zeichnung, zur Vollkommenheit und Schönheit. Auch gibt es Racen mit geſpaltener Naſe.

9. Der Dachshund, C. f. vertagus.

Meiſt ſchwarz oder roth von Farbe; oft mit gelben Extremitäten. Läufe kurz, im Kniegelenk gekrümmt. Je niedriger, je ſchlanker und länger der Hund iſt, deſto beſſer. Der Kopf darf nicht zu ſtark, die Schnautze muß lang und ſpitzig das Behänge gut, die Ruthe dünne und lang ſeyn, letztere im Gange hochgetragen und ſpielend erſcheinen.

β) Sehſpalt rund, Ruthe hängend.

Zweite Art: Wolf, Can. lupus.

Kennzeichen. Kopf dick, Rachen geſtreckt und ſpitzig; die Oeffnung der Augenlieder mehr ſteif als beim Hunde; die Lauſcher (Ohren) kurz; die Läufe ziemlich lang; die Standarte (der Schwanz) lang, langbehaart.

γ) Sehſpalt ſenkrecht, Ruthe gerade ausgeſtreckt.

Dritte Art: Fuchs, Can. vulpes.

Kennzeichen. Kopf breit; der Rachen ſpitz und ſchmal; die Spitzen der Lauſcher und die Läufe ſchwarz; die Spitze der langen, geraden, langbehaarten Ruthe meiſt weiß.

Nr. 7. Gattung: Katze, Felis.

Charakter. An den Vorderläufen fünf, an den hintern vier Zehen mit zurückziehbaren, krummen ſcharfen Krallen. Vorderzähne in jedem Kiefer ſechs in einer Reihe; die obern länger als die untern; oben und unten die äußerſten verlängert. Fänge (Eckzähne) oben und unten keilförmig gefurcht, ſcharf geſpitzt, die obern von den Vorderzähnen, die untern von den Backzähnen abgeſondert, viel länger als die Vorderzähne; im Oberkiefer vier, im Unterkiefer drei Backzähne auf jeder Seite. Der Hinterſchädel niederer als die Stirn. Schläfmuskel groß. Die Zunge feilenartig-rauh. Die Schnautze weniger geſtreckt als bei andern Raubthieren, mit langen Barthaaren beſetzt. Die Seher (Augen) mit ſenkrechtem Sehſpalt, leuchtend, der Schnautze näher, als den kleinen aufrecht ſtehenden, inwendig ſtark und ſtramm behaarten Lauſchern (Ohren). Leib walzenförmig; Ruthe (Schwanz) dünn, ſchnell abgeſetzt; am After ein Drüſenbalg; männliches Glied weit nach hinten ſtehend. Eichel rauh. Das Weibchen bringt mehrere Junge. Aufenthalt in Wäldern; Nahrung Fleiſch von geraubten Thieren.

Erſte Art: Luchs, Felis lynx.

Kennzeichen. Hauptfarbe milchchocolatenartig, hier und da mehr oder minder undeutlich braunſchwarz gefleckt und geſtreift; Lauſcher geſpitzt, an der Spitze ein aufrechtſtehender ſchwarzer Haarpinſel. Der Schnurrbart aus drei Haarreihen an der Oberlippe beſtehend. Die Ruthe (Schwanz) kurz, gegen das Ende ſchwarz. Vier paar Zitzen.

Zweite Art: Wilde Katze, F. catus ferus.

Kennzeichen. Körperhauptfarbe grau; auf dem Rücken ein bis drei ſchwarze Längsſtreifen; an den Seiten ſchwarze geſchlängelte Querſtreifen; die Ruthe lang, überall gleich dick, ſchwarz geringelt. Vier Bruſt- und vier Bauchzitzen; der Schnurrbart aus fünf Haarreihen beſtehend.

Nr. 8. Gattung: Wieſel, Mustela.

Charakter. An allen vier Läufen fünf an der Baſis durch eine Membran verbundene Zehen mit ſehr wenig einziehbaren mäßig gekrümmten dünnen, ſcharf geſpitzten Krallen. Vorderzähne in jedem Kiefer ſechs, die mittlern verkürzt; die obern ſämmtlich länger als die untern und bei dieſen die vorletzten etwas mehr nach innen gerichtet als die übrigen. Fänge (Eckzähne) lang, gekrümmt, ſpitzig, die obern länger als die untern. Backzähne oben fünf oder vier, unten ſechs oder fünf auf jeder Seite. Die Zunge glatt da, wo die Mehrzahl an Backzähnen, warzig da, wo die Minderzahl derſelben vorhanden; der Kopf klein, glatt, länglich. Der Rumpf lang, ſchlank. Der Schwanz buſchig. Behaarte Ballen, keine dergleichen Sohlen, kein Stinkloch, Afterblaſen, in welchen eine Biſam ähnlich riechende Flüſſigkeit ſich abſondert; kein Blinddarm; Bauchgeſäuge mit vier bis acht Zitzen. Aufenthalt im Walde, in hohlen Bäumen, zum Theil auch in Gebäuden, dann aber ſehr verborgen. Nahrung vorzüglich Eier, Blut und Fleiſch von geraubten Thieren, auch Obſt, als Kirſchen, Aprikoſen, Pflaumen und Zwetſchen (vorzüglich gedörrte).

Erſte Art: Steinmarder, Must. foina, *Linn.*

Kennzeichen. Der Körper ſchwarzbraun, auf dem Grunde röthlichgrau; Kehle, Unterhals und Bruſt weiß; Bauch dunkelbraun; Schwanz ſchwärzlich; acht Bauchzitzen; 1½′ lang, 10″ die Ruthe.

Zweite Art: Baummarder, Must. martes, *Linn.*

Kennzeichen. Etwas größer als der Steinmarder; Kopf dicker; Pelz feiner; Leib ſchlanker; ſchönglänzend kaſtanienbraun; Kehle, Unterhals und Bruſt gelb; acht Bauchzitzen; 1′ 6″ lang, Ruthe 11″.

Dritte Art. Iltis, M. putorius, *Linn.*

Kennzeichen. In jedem Kiefer ein Backzahn weniger; Kopf dicker; Lauſcher (Ohren) breiter und abgerundeter; Hals länger; Läufe und Ruthe kürzer als bei der erſten und zweiten Art. Die Grundwolle des Balges hellgelb, das längere Haar kaſtanienbraun; die Schnautze und der Rand der Lauſcher weiß. Das ganze Thier ſehr übelriechend; vier Bauchzitzen; Länge 1′ 6″.

Vierte Art: Kaninchenwieſel, Frett, M. furo, *Linn.* (M. viverra.)

Kennzeichen. Der Leib ſchlank; Kopf ſpitziger als bei der

dritten Art; der Rücken gekrümmt; der Augenſtern roth; die Farbe überall blaßgelb mit Weiß überlaufen; übelriechend, doch weniger als die dritte Art; acht Zitzen, 1′ 2″ lang, Ruthe 7″.

Fünfte Art: Großes Wieſel, M. erminea, *Linn.*

Kennzeichen, Farbe braunroth; unten weiß, in kalten Gegenden im Winter überall weiß; Ruthe buſchig, die Spitze derſelben allezeit und überall ſchwarz. Kinn, Ohrrand und Zehenſpitzen gelblichweiß; acht Bauchzitzen, 1′ lang, Ruthe 5″.

Sechste Art: Kleines Wieſel, M. vulgaris, *Linn.*

Kennzeichen. Die Ruthe mit dem Oberleibe gelbröthlich braun gleichfarbig; Unterleib weiß; Ruthe kurz, wenig oder gar nicht buſchig; Ruthenſpitze gelblich; brauner Fleck an den Backen; acht Zitzen, 6″ lang; Ruthe 2″.

Nr. 9. Gattung: Otter, Lutra. (Latax.)

Charakter. Fünf fingerartig lange, durch eine lappige Schwimmhaut verbundene, an den Vorderläufen unbehaarte Zehen. Krallen unbeweglich, ausgekehlt, an den Vorderläufen lang und ſpitzig, an den hintern kurz, breit und ſtumpf. Vorderzähne ſechs in jedem Kiefer, wovon die mittlern verkürzt, die obern länger als die untern, von den untern die verletzten etwas nach innen gerichtet. Eckzähne oben und unten zwei, lang, gekrümmt, ſcharf, inwendig kantig. Backzähne oben und unten fünf, zackig, auf jeder Seite die vorderſten ſehr klein. Der Kopf verhältnißmäßig klein, dick, plattgedrückt; die Schnautze klein, breit, abgeſtumpft mit aufgeworfenen Lippen umſchloſſen; Lauſcher klein; Zunge rauh, doch weniger als bei den Katzen. Hals kurz, unförmlich dick. Der Rumpf geſtreckt, dicklich, oben platt, gleichſam in der Ruthe vorlaufend; dieſe faſt halb ſo lang wie der Rumpf. Läufe ſehr kurz und ſtark; Sohlen zum Theil nackt; Afterdrüſen; das Weibchen Bauchgeſäuge mit vier Säugwarzen; unterm Geburtsgliede eine Falte. Aufenthalt an und im Waſſer, meiſt ſehr verborgen. Nahrung vorzüglich Fiſche, aus Noth Fröſche, Waſſermäuſe (kleine Vögel und Eier derſelben, wollen Einige — der Verfaſſer hat dies nie bemerkt).

Erſte Art: Flußotter, Lutra vulgaris.

Kennzeichen. Seher (Augen) ſehr klein; Läufe ſehr kurz; Klauen an den unbehaarten Zehen an den Vorderläufen länger als an den Hinterläufen; Ruthe (Schwanz) am Ende ſpitzig; Oberleib dunkelbraun; Bruſt und Bauch graulich ge-

färbt. Kurzwildbret (Hoden) im Bauche, zwei Drüſenſäcke neben dem Maſtdarme, ohne beſonderes Stinkloch.

Zweite Art: Sumpfotter, Lutra minor.

Kennzeichen. Kopf klein; Vorderläufe länger als die hintern; Schwimmfüße rauhhaarig und breit. Die Ruthe rauh und langhaarig; Körper ſchwärzlichbraun, Schnautze weiß.

b) Nagethiere, Glires.

Weniger gekrümmte Nägel an den Zehen als die Raubthiere (a). Keine Eckzähne; in jedem Kiefer zwei, mehrentheils beiſammenſtehende, von den Backzähnen entfernte Schneidezähne. Die Weibchen durchgängig mehr als zwei Säugwarzen.

Nr. 10. Gattung: Haſe, Lepus.

Charakter. An den Vorderläufen fünf, an den hintern vier Zehen. Oberlippe geſpalten (Haſenſcharte); in jedem Kiefer zwei Nagezähne, an der vorwärts gekehrten Fläche gefurcht, hinter den obern noch zwei kleinere, hinten gefurchte. Backzähne auf jeder Seite des Oberkiefers ſechs, des Unterkiefers fünf. Löffel (Ohren) lang; Seher (Augen) groß; Blume kurz; Fußſohlen behaart, Magen durch eine Falte getheilt; Blinddarm ſehr lang. Alle Gattungsverwandte gänzlich wehrlos und daher furchtſam; bewegen ſich hüpfend, laufen ſchnell; ſind ſehr fruchtbar. Bauchgeſäuge mit vier bis zehen Zitzen, Zitzenſack mangelnd. Aufenthalt im Walde und Felde. Nahrung Vegetabilien.

Erſte Art: Feldhaſe (gemeiner Haſe), Lepus timidus, *Linn.*

Kennzeichen. Die Löffel länger als der Kopf, an der Spitze ſchwarz; der obere Theil der Blume (des Schwanzes) größtentheils ſchwarz; die Hinterläufe viel länger als die vordern.

Zweite Art: Veränderlicher Haſe, Lep. variabilis.

Kennzeichen. Die Löffel kürzer als der Kopf, an der Spitze ſchwarz. Der Körper im Winter weiß; die kurze Blume zu allen Zeiten weiß; die Fußſohlen ſchwarz oder gelb behaart.

Dritte Art: Wildes Kaninchen, Lepus caniculus ferus.

Kennzeichen. Löffel kürzer als der Kopf, dünn behaart, an den Spitzen ſchwarz; die Hinterläufe kürzer als bei der erſten und zweiten Art. Eigentlicher Wohnort Baue (unterirdiſche Höhlen).

Nr. 11. Gattung: Eichhorn, Sciurus.

Charakter. An den Vorderläufen vier lange Zehen und eine Daumenwarze mit Nagel; an den Hinterläufen fünf Zehen ſo lang wie die vordern. Nägel lang, etwas gebogen, ſcharf, uneinziehbar; Nagezähne oben und unten zwei, beim lebenden Thiere beweglich, keilförmig; die untern ſchmaler und ſpitziger als die obern; Backzähne oben fünf, unten vier auf jeder Seite, von den obern der vordere ſehr klein. Schnautze ſpitzig; Oberlippe überhangend, geſpalten; Seher groß; Lauſcher (Ohren) aufrecht. Rumpf ſchlank, oberwärts gekrümmt. Läufe kurz, die vordern kürzer als die hintern. Schwanz an den Seiten langhaarig gefächert. An der Bruſt zwei, am Bauche ſechs Zitzen. Aufenthalt in Wäldern und Gehölzen. Nahrung Vegetabilien.

Erſte Art: Gemeines Eichhorn, Sc. vulgaris, *Linn.*

Kennzeichen. Lauſcher an der Spitze mit einem Haarbüſchel beſetzt; Schnurrbart aus fünf Haarreihen beſtehend; Rücken und Fahne (Schwanz) gleichfarbig braunroth; Bauch weiß; Körper 9″, Fahne 10″ lang.

Zweite Art: Nördlich-europäiſches fliegendes Eichhorn (Poletuch), Sc. volans, *Linn.* (Pteromys Russica.)

Kennzeichen. Kopf runder und kürzer als am gemeinen; Lauſcher faſt nackt und ohne Büſchel; Fahne nur 4″ lang. Die Haut am Körper loſe, faſt faltig, zum Theil mit weißgrauen, zum Theil mit weißen Haaren beſetzt. Zwiſchen den Vorder- und Hinterläufen eine dünne, ſchwarzbraune, ſehr dehnbare Spannhaut, durch welche das Vermögen zu ſpringen vermehrt wird. Körperlänge 6″.

Nr. 12. Gattung: Biber, Castor.

Charakter. An den Vorderläufen fünf an der Baſis durch eine Membran verbundene, an den Hinterläufen eben ſo viele durch eine Schwimmhaut vereinigte Zehen. Von letzteren hat die vierte dem Anſcheine nach zwei Nägel. In jedem Kiefer zwei keilförmig zugeſchärfte gelbe Nagezähne, im Oberkiefer ſtehen ſie ſchiefwinklich gegen einander gerichtet, ſo, daß zwiſchen beiden eine Hohlung ſich bildet; im untern erſcheinen ſie ſeitwärts aus einander gebogen eine Kümme (Lücke) bildend, in welche die obern paſſen. Oben und unten auf jeder Seite vier, bisweilen unten fünf Backzähne, von denen nur der vordere gewechſelt wird, obere auswendig mit drei, inwendig mit einer Furche, untere inwendig mit drei, auswendig mit einer dergleichen. Schnautze

ſtumpf; Lauſcher klein, abgerundet; Leib auf der Haut mit wolligem Haar, aus welchem längeres, nicht ſehr ſtarres, dichtſtehend hervortritt. Vier Zitzen, davon zwei auf dem Bruſtmuskel zwiſchen der zweiten und dritten Rippe, die zwei andern 4″ vor jenen. Der Schwanz lang und ſehr breit; von der Wurzel an das erſte Viertheil der Länge rund und behaart, dann platt gedrückt, geſchuppt, zwiſchen den Schuppen einzelne Borſten, weiterhin gewölbt, an der Spitze eiförmig abgerundet. Ruthe (Zeugungsglied), Scheide und Harnröhre in einer Kloake ſich öffnend, ſo daß von außen das Geſchlecht nicht zu erkennen iſt, indem Ruthe und Hoden unter und an dem Maſtdarme in einem hohlen Muskel liegen. Weibliche Geſchlechtstheile wie beim Haſen Aufenthalt in Höhlen und Bäumen am Waſſer. Nahrung Vegetabilien.

Art: Europäiſcher Grubenbiber, Castor fiber europ., *Linn.*

Kennzeichen. Schädel plattgedrückt; Kopf lang und breit; Hinterhauptfläche ſenkrecht; Vorderläufe verkürzt gegen die hintern; Gang langſam; guter Schwimmer und Taucher. Pelz meiſt gelblich-graubraun. Körperlänge 2′ bis 2′ 6″; Schwanzlänge 1′.

§. 75.

Herr Bechſtein erklärt in ſeinem Handbuche der Jagdwiſſenſchaft *) die von Latham **) aufgeſtellte Eintheilung der Vögel — obgleich, beſonders in Rückſicht der Waſſervögel, nicht von Unvollkommenheiten frei — für die vorzüglichſte; ſie wird deshalb nach Herrn Bechſteins Abänderung hier mitgetheilt.

Erſte Abtheilung. Landvögel.

Erſte Ordnung. Raubvögel (Accipitres).

Der Schnabel krumm, wenigſtens an der Spitze hakenförmig gebogen; die Füße meiſt kurz, ſtark, muskulös und mit großen, gebogenen, ſcharfen Krallen beſetzt.

Gattungen: 1. Geier. 2. Falke. 3. Eule.

Zweite Ordnung. Großſchnäblige Vögel (Levirostres).

Die großen Schnäbel meiſtentheils hohl, und des-

*) Th. I. Bd. I. S. 36.

**) *Lath* index ornithologicus, II Vol. Londoni 1790. Borkhauſens Fauna Teutſchlands I, S. XX.

halb ſehr ſehr leicht, nach vorn gekrümmt; die Füße kurz und ſtark.

A. Mit Kletterfüßen.

Gattungen: 1. Papagei. 2. Pfeffervogel. 3. Fratzenvogel (Scythrops).

B. Mit Schreitfüßen.

Gattungen: 4. Momot (Momotus). 5. Hornvogel.

Dritte Ordnung. Spechtartige Vögel (Pici).

Der Schnabel meiſt gerade, ſelten etwas gekrümmt, nicht dick, mittelmäßig lang; die Füße kurz, meiſt zum Klettern geſchickt.

A. Mit Kletterfüßen.

Gattungen: 1. Specht. 2. Wendehals. 3. Jacamar (Galbula).

B. Mit Gangfüßen.

Gattungen: 4. Kleiber. 5. Wiedehopf. 6. Baumläufer. 7. Kolibri.

C. Mit Schreitfüßen.

Gattungen: 8. Plattſchnabel. 9. Bienenfreſſer. 10. Eisvogel.

Vierte Ordnung. Krähenartige Vögel (Coraces).

Der Schnabel oben erhaben, meiſt meſſerförmig und von mittelmäßiger Größe; die Füße kurz.

A. Mit Kletterfüßen.

Gattungen: 1. Bartvogel. 2. Kuruku. 3. Madenfreſſer (Crotophaga). 4. Kukuk.

B. Mit Gangfüßen.

Gattungen: 5. Würger. 6. Krähe. 7. Racke. 8. Lappenvogel (Glaucopis; Callaeas). 9. Atzel. 10. Pirol. 11. Paradiesvogel.

Fünfte Ordnung. Sperlingsartige Vögel (Passeres).

Der Schnabel kegelförmig, zugeſpitzt, meiſt ſtark; beide Kinnladen ſind beweglich, um die Samenkörner ſchälen zu können.

Gattungen: 1. Kernbeißer. 2. Ammer. 3. Fink. 4. Pflanzenmäher (Phythotoma). 5. Kegelſchnäbler (Colius).

Sechste Ordnung. Singvögel (Oscines).

Der Schnabel kegelförmig, bei einigen dem Walzenförmigen ſich nähernd, zugeſpitzt, meiſt ſchwach; die obere Kinnlade unbeweglich.

A. Mit ausgeſchnittenem Schnabel.

Gattungen: 1. Droſſel. 2. Seidenſchwanz. 3. Merle. 4. Fliegenfänger.

B. Mit unausgeſchnittenem Schnabel.

Gattungen: 5. Staar. 6. Waſſerſchwätzer (Cinclus). 7. Lerche. 8. Bachſtelze (Motacilla). 9. Sänger (Sylvia). 10. Bergſänger (Accentor). 11. Meiſe. 12. Manakin.

Siebente Ordnung. Schwalbenartige Vögel (Chelidones).

Der Schnabel klein, ſpitzig, an der Spitze der obern Kinnlade gekrümmt; an der Wurzel platt und breit; der Rachen ſehr weit. Die Füße kurz.

Gattungen: 1. Tagſchwalbe. 2. Nachtſchwalbe.

Achte Ordnung. Tauben (Columbae).

Der Schnabel dünn, nur an der Spitze gekrümmt, an der Wurzel häutig und aufgetrieben; die kurzen Füße haben bis an die Wurzel getrennte Zehen.

Gattung: Taube.

Neunte Ordnung. Hühnertige Vögel (Gallinae).

Der Schnabel erhaben; die obere Kinnlade ragt zu beiden Seiten über die untere hinaus; die Naſenlöcher ſind mit einer knorpligen Fleiſchhaut, welche die Wurzel des Schnabels überzieht, zur Hälfte bedeckt.

Gattungen: 1. Pfau. 2. Truthuhn. 3. Penelope. 4. Perlhuhn. 5. Hocko. 6. Faſan. 7. Tinamu (Tinamus). 8. Waldhuhn (Te-

trao). 9. Rebhuhn. 10. Trompetenvogel. 11. Trappe.

Zehnte Ordnung. Laufvögel (Struthiones s. Cursores).

Der Leib groß; die Flügel zum Fluge ungeſchickt; die Füße ſtarke Lauffüße.

Gattungen: 1. Dudu. 2. Tuju (Rhea). 3. Kaſuar. 4. Strauß.

Zweite Abtheilung. Waſſervögel.

Eilfte Ordnung. Sumpfvögel (Grallae).

Der Schnabel faſt walzenförmig, bald lang, bald kurz; die Füße lang, über dem ſogenannten Knie mehr oder weniger befiedert.

Gattungen: 1. Löffelreiher. 2. Anhima. 3. Jabiru. 4. Hohlſchnabel. 5. Schattenvogel. 6. Reiher. 7. Ibis (Tantulus). 8. Brachvogel (Numenius). 9. Schnepfe. 10. Strandläufer. 11. Regenpfeifer. 12. Läufer (Cursorius). 13. Auſterfiſcher. 14. Sandhuhn. 15. Ralle. 16. Spornflügel. 17. Meerhuhn (Gallinula). 18. Scheidenvogel (Vaginalis).

Zwölfte Ordnung. Halbſchwimmer (Pinnatipedes).

Der Schnabel gerade, an den Seiten etwas zuſammengedrückt, zugeſpitzt; die Füße ſind theils geſpaltene Schwimmfüße (Fissopalmoti, auch Floſſenfüße genannt, d. h. ſolche, die in kleine abwärts gebogene Lappen getheilt ſind, wie beim Waſſerhuhn), theils Lappenfüße (Pinnati, d. h. ſolche, die größere Lappen haben, wie z. B. der Steißfuß.)

Gattungen: 1. Baſtardwaſſerhuhn (Phalaropus). 2. Waſſerhuhn (Fulica). 3. Steißfuß (Podiceps).

Dreizehnte Ordnung. Schwimmvögel (Palmipedes).

Der Schnabel bei den meiſten mit einer zarten Oberhaut bedeckt, bei vielen ſtumpf, an der Spitze

mit einem Nagel, inwendig gezähnelt, bei vielen aber auch ungezähnelt und ſpitzig; die Füße ſind Schwimmfüße, d. h. ſolche, deren Zehen durch eine Schwimmhaut verbunden ſind.

A. Mit langen Beinen.

Gattungen: 1. Säbelſchnäbler. 2. Kurrier. 3. Flamant.

B. Mit kurzen Beinen.

Gattungen: 4. Albatroß. 5. Papageitaucher. 6. Taucherhuhn (Uria). 7. Taucher (Colymbus). 8. Verkehrtſchnabel. 9. Meerſchwalbe. 10. Meve. 11. Sturmvogel. 12. Tauchente. 13. Ente. 14. Pengwin. 15. Pelikan. 16. Trepikvogel. 17. Schlangenvogel.

§. 76.

Seit dem erſten Erſcheinen des gegenwärtigen Werkes ſind, bei dem gemeinſamen Streben der verdienſtvollſten Naturforſcher, auch zur Erweiterung der Ornithologie (Vogelkunde) ungemein große Fortſchritte gemacht worden.

Was hierzu Bechſtein, Becker, Leisler, Meyer, Naumann, Temmink, Wolf u. a. m. in und für Teutſchland beigetragen haben, ſpricht ſich in den Werken und Schriften dieſer vortrefflichen Männer aus.

Rückſichtlich des in Teutſchland heimiſchen oder nur periodiſch vorkommenden Federwildes (der wilden Vögel) haben Meyer und Wolf in ihrem Taſchenbuche der teutſchen Vögelkunde eine neue Eintheilung aufgeſtellt, welche viele, in andern Klaſſifikationsmethoden eingeſchlichene unnatürliche Zuſammenſtellungen und Trennungen, in Beziehung auf Gattungen und Arten, berichtigend und auf unſere wilden Vögel ſich beſchränkend, für den Weidmann beim Studium der Syſtemkunde als die zweckmäßigſte unter allen erſcheint.

Aus dieſem Grunde findet ſie hier ihre Stelle. Eigenmächtige Abänderungen erlaubt ſich der Verfaſſer des gegenwärtigen Werkes durchaus nur da, wo eigene Beobachtung eines Andern ihn überzeugt hat; wohl aber hält er dazu ſich verbunden, ſolche eintreten zu laſſen, welche durch die noch neueren Unterſuchungen und Entdeckungen des für die Naturkunde viel zu früh verſtorbenen Leisler*) und des ehrwürdigen Temmink**) veranlaßt werden. Wie in Rückſicht des Haarwildes §. 74. geſchehen, werden auch hier die Eintheilungsgründe und Erkennungszeichen beigefügt. Dies ſcheint dem Verfaſſer um ſo nöthiger, da im Werke ſelbſt nur diejenigen Federwildarten ausführlich beſchrieben werden, bei welchen eigentlicher Jagd- und Fangbetrieb ſtatt findet, nicht ſolche, welche nur zufällig erlegt werden; der Jäger aber, wenn er als ſolcher auch der Naturkunde nützen und nicht als ganz gemeiner erſcheinen will, alle ihm vorkommende Wildarten kennen, oder doch erkennen lernen muß.

Syſtematiſche Eintheilung der in Teutſchland zeither entdeckten und unterſuchten wilden Vögel.

Rückgrathige, eierlegende Thiere mit Lungen, rothem, warmem Blute, einem Herzen mit zwei Kammern und zwei Vorkammern; der Körper an den meiſten Theilen befiedert; Flügel ſtatt der Vorderläufe.

Erſte Abtheilung.

Landvögel, Aves terrestres.

Haben Lauf-, Gang- oder Kletterfüße, die mindeſtens bis gegen die Ferſe (Knie) befiedert ſind und eine

---

*) S. Annalen der Wetterauiſchen Geſellſchaft, Bd. I. u. II. und Nachträge zu Bechſteins Naturgeſchichte Teutſchlands, Heft I. u. II.

**) S. deſſen Hist. naturelle des Pigeons et des Gallinacés und Manuel d'ornithologie d'Europe.

leichte Federbedeckung. Ihre Nahrung beſteht meiſtentheils in Thieren aus der Säugthier- oder Vogelklaſſe, oder aus der linnéiſchen Klaſſe der Inſekten und Würmer, theils aus mancherlei Pflanzen oder Pflanzentheilen.

Sie halten ſich entweder auf Bäumen und im Geſträuch, oder auf andern über die Erdfläche erhabenen Stellen, oder auf dem Erdboden auf.

Erſte Ordnung. Raubvögel. Accipitres (Rapaces).

Schnabel kurz, ſtark; Oberſchnabel an der Wurzel mit einer Wachshaut, an den Seiten zuſammengedrückt, vorn über den Unterſchnabel herab gekrümmt. Naſenlöcher offen. Füße ſtark, nervig, kurz oder mittelmäßig, bis unter das Knie befiedert. Drei Zehen nach vorn, eine nach hinten gerichtet, (meiſt) gänzlich getrennt, unten warzig, mit ſtarken, krummen, ſcharfen und ſpitzigen Fängen (Nägeln) bewaffnet.

Leben (meiſt) einſam und in Einweiberei (monogamiſch), horſten (niſten) auf unzugänglichen Felſen, oder auf Bäumen und tragen die Horſt- (Neſt-) Materialien nicht, wie andere Vögel, im Schnabel, ſondern in den Klauen haltend, herbei. Die Zahl der Eier iſt nie über ſechs. Ihre Nahrung beſteht meiſt in friſchem Fleiſche, ſelten in Aas und ſie kröpfen (verſchlingen) ſelbige ſtückweiſe mit Haut, Haaren, Federn und Knochen. Im Kropfe eingeweicht geht alles in den Magen über. Hier bildet ſich bei der Verdauung das Gewölle, und dieſes wird, gewöhnlich am folgenden Morgen, in Ballenform durch den Schnabel wieder ausgeworfen; ſie freſſen ſehr viel auf einmal, wenn ſie Gelegenheit dazu finden; können aber auch mehrere Tage — ſogar Wochen lang — faſten. Das Blut des Raubes iſt hinreichend, ihren Durſt zu ſtillen; daher ſaufen ſie in der Freiheit nicht. Dennoch

iſt ihr Unrath dünnflüſſig, und ſie ſpritzen denſelben mit geſträubtem Gefieder und gehobenem Schwanze durch den After weit von ſich weg. Ihr Laut ertönt als widriges Geſchrei und ziſchend. Sie können ſehr hoch, meiſt auch ſehr ſchnell fliegen.

Das Weibchen iſt gewöhnlich größer als das Männchen.

Erſte Gattung: Geier, Vultur.

Oberſchnabel von der Wurzel aus gerade, an der Spitze ſcharf hakenförmig gekrümmt; Unterſchnabel gerade, rinnenförmig, vorn abgerundet. Kopf nackt, oder mit kurzer Wolle und kurzem Flaum bedeckt. Auge mit einer Nickhaut verſehen. Naſenlöcher nackt, an den Seiten des Oberſchnabels ſtehend, in ſchräger Richtung von dem vordern Rande der Wachshaut nach dem hintern ſich neigend. Zunge geſpalten. Füße bis zur Hälfte des Schienbeines behoſ't. Mittelzehe ſehr lang; Fänge (Nägel) mäßig gekrümmt. Flügel abgerundet. Von den Schwungfedern iſt die vierte die längſte; weniger lang als dieſe die zweite und dritte; kurz und der ſechsten an Länge nicht beikommend die erſte.

Der Kropf wird, wenn er gefüllt iſt, am Vorderhalſe ſackähnlich herabhängend, äußerlich ſichtbar.

Der Flug dieſer Vögel iſt zwar langſam; doch können ſie ſich zu einer außerordentlichen Höhe erheben. Dieſe Erhebung erfolgt, wie das Herabſteigen, in Schneckenlinien; ſie äugen (ſehen) ſcharf und wittern (riechen) äußerſt fein. Ihre Stellung iſt niedrig, ihr Gang plump. Sie leben (meiſt) in Heerden beiſammen. Sie nähren ſich einzig von Aas; niſten auf unzugänglichen Felſen, tragen den Jungen die Nahrung im Kropfe zu und ſpeien ſie vor ihnen aus.

Art: Grauer Geier, V. cinereus.

Hinterkopf und Nacken kahl, bläulich; auf dem Unterhalſe ein dreieckiger ſchwarzbrauner Fleck, zu beiden Seiten des Halſes mit ſchräg in die Höhe gerichteten Federn eingefaßt; auf jeder Schulter ein aufrechter Federbuſch; Füße halb behoſ't (befiedert). 3′ 6″ lang, 8′ breit (dies iſt die Größe des Weibchens, das Männchen iſt faſt um ein Drittheil kleiner) *).

*) Nach dem alten Pariſer Maaße hier wie überall die Länge von der Schnabelſpitze bis zur Schwanzſpitze, die Breite von der Spitze des einen ausgebreiteten Flügels bis zu der des andern gerechnet.

Zweite Gattung: Cathart, Cathartes.

Kopf und Hals mit Flaum. Schnabel lang, dünn, zuſammengedrückt, gerade und gegen die Spitze gekrümmt; Wachshaut über die Hälfte des Schnabels ſich verbreitend; Naſenlöcher in der Mitte des Schnabels an dem Rande der obern Schnabelwurzel, der Länge nach ritzförmig; Zunge ungeſpalten. Flügel mäßig geſpitzt. Die erſte Schwungfeder ziemlich kurz, die zweite weniger lang als die dritte, welche die längſte iſt. Schienbeine bis über die Hälfte behoſ't.

Sie leben in Geſellſchaft, nähren ſich von Aas, greifen aber auch kleine lebende Thiere an.

Art: Perknopterus-Cathart, C. percnopterus, *Temmink;* Vultur percnopt. et leucocephalus, *Gmel.*, *Linn.*

Die Flaumbedeckung an Kopf und Hals weiß; Halskrauſe weiß; Schwung- und Schwanzfedern ſchwarz oder ſchwarzbraun; Füße lichtblau. Länge 4′.

Dritte Gattung: Geieradler, Gypaëtos.

Kopf klein, wenig verlängert, ganz befiedert. Schnabel ſtark, lang; Oberſchnabel hakenförmig, an der Wurzel aufgetrieben. Die europäiſche Art an der Unterſchnabelwurzel einen vorwärts gerichteten, bartartigen Federbüſchel. Naſenlöcher länglich, mit ſteifen Borſten bedeckt. Kropf faſt ganz von Federn verhüllt. Füße bis an die Zehenwurzel dicht behoſ't, ſehr kurz; alle drei Vorderzehen durch eine ſchmale Membran vereinigt, die mittelſte ſehr lang. Fänge (Nägel) mäßig gekrümmt; Flügel lang, die erſte Schwungfeder kürzer als die zweite, welche von allen die längſte iſt. Die Geieradler leben nicht, wie die vorhergehenden Gattungen, in Heerden; nähren ſich von lebendigem Raube und verzehren ihn auf der Stelle.

Art: Bärtiger Geieradler, Gypaëtos barbatus, *Cuvier.*

Kopf und Oberhals ſchmutzig weiß; Unterhals, Bruſt und Bauch orangengelb; Rückenfedern graubraun, mit glänzend ſchwarzer, breiter Einfaſſung. Länge 4′ $6\frac{1}{2}$″.

Vierte Gattung: Adler, Aquila.

Kopf oben plattgedrückt, geſtreckt, wie der Nacken, mit pfeilſpitzigen Federn bedeckt; Augen tiefliegend, nach hinten ſchräg unterwärts gerichtet, von einem ſtark hervorragenden Augenknochen geſchützt; Kropf ganz mit Federn bedeckt. Schnabel ſtark hakenförmig, von der Wurzel an ſanft gebogen, mit langer ſehr ſcharfer Spitze. Naſenlöcher zur Seite liegend. Flügel ſehr lang; Umriß der Schultern von den Seitenfe-

dern nicht bedeckt; erſte Schwungfeder ſehr kurz. Füße ſtark, rauhſchuppig, halb oder bis an die Zehenwurzel befiedert; Fänge ſehr gekrümmt und ſpitzig; der vordere innere und der hintere Fang am größten, der mittlere an der innern Seite mit ſcharfkantiger Rinne. Die Adler fliegen ſchneller als die vorhergehenden Gattungen dieſer Ordnung, ſteigen ſo hoch wie jene und höher als die folgenden. Sie äugen ſehr ſcharf, ſind äußerſt raubgierig, fallen aber meiſt nur ſolche Thiere im offnen Kampfe an, die Widerſtand leiſten können. So lange, bis die Jungen flugbar ſind, tragen die Alten ihnen den Raub, mit den Fängen gepackt, ganz ins Neſt, dann aber werden jene ſogleich fortgetrieben.

Das Weibchen iſt um den dritten Theil größer als das Männchen.

Sie leben in Monogamie und einſam.

Erſte Art: Kaiſerlicher Adler, Aquila imperialis, *Temmink.* (Goldadler, A. chrysaëtos, *Leisler.*)

Näſenlöcher zwerch, (diagonal hinterwärts nach unten), hinterer Rand abgerundet, oberer mit einem Einſchnitte; Mundwinkel unter dem hintern Augenrande. Augen ſehr klein; Augenſtern weißgelb. Nackenfedern nicht ſehr lang, wenig zugeſpitzt, an der Spitze einfarbig; Schwungfedern über den Schwanz hinausreichend; Schwanz nicht abgerundet (die Ruderfedern von gleicher Länge); Füße bis zur Zehenwurzel behoſ't; der Rücken der Mittelzehe an der Spitze mit fünf großen Schildern, die andern Zehen an derſelben Stelle nur mit vier Schildern. Hauptfarbe braun, auf der untern Seite des Körpers ins Schwarzbraune, auf der obern theilweiſe ins Goldgelbe übergehend; der Schwanz hellgrau, mit ſchwarzer Binde. Körper dick und breit; Stellung niedrig, dem Horizontalen ſich nähernd. Stimme abweichend von der pfeifenden der andern Adler und Falken, dem Kolkrabengeſchrei ähnlich.

Länge 2′ 6″, Breite 6′ (das Maaß des Männchens *), das zeither noch nicht unterſuchte Weibchen vermuthlich größer).

Zweite Art: Königlicher Adler, Aquila regalis, *Temmink.* Steinadler, Aqu. fulva, *Meyer.*

Naſenlöcher ſchief, hinterer Rand ſcharf, oberer nicht einge-

*) Annalen der Wetter. Geſellſch. Bd. II. Hft. 1. S. 174 u. 181.

ſchnitten; Mundwinkel unter der vordern Augenhälfte; Augen ſehr viel größer als bei der erſten Art; Augenſtern gelb; Nackenfedern ſehr lang und zugeſpitzt, die Spitzen mit hellerem Rande. Schwungfedern die Schwanzſpitze nicht erreichend; Füße bis zu der Zehenwurzel wollig behoſ't; Zehen ſämmtlich auf dem Rücken mit drei Schildern. Schwanz abgerundet (die äußern Ruderfedern bedeutend kürzer als die mittlern), von der Wurzel bis faſt zur Mitte weiß, an der Spitze ſchwarz beim Männchen, dunkelbraun beim Weibchen. Länge 3′ bis 3′ 3″ (Weibchen).

Männchen auf dem Rücken, am Vorderhalſe und an der Bruſt dunkelbraun oder ſchwarz (Falco niger, *Gmel.*). Weibchen meiſt dunkelbraun, mehr oder weniger mit Roſt- oder Bräungelb gemengt (F. fluvus, *Gmel.*; F. chrysaëtos, *Linn.*).

Dritte Art: Weißköpfiger Adler, Aqu. leucocephala, *Wolf*.

Kopf, Oberhals und Schwanz rein oder ſchmutzig weiß; Flügel, Ober- und Unterleib dunkelbraun, letzter einzeln weiß gefleckt; Füße bis zur Hälfte des Schienbeines behoſ't. Schnabel weißlichgelb; Augenſtern und Wachshaut, wie die untere unbefiederte Hälfte des Schienbeines, grünlichgelb. Länge 2′ 8½″, Breite 6′ 9″ Männchen; Länge 3′ 9″, Breite 7′ 6″ Weibchen.

Vierte Art: Schreiadler, Aqu. naevia, *Wolf*.

Tief roſtbraun, oder dunkel ſchwarzbraun, mit bronzefarbenem Schiller; auf den Schultern und Flügeldeckfedern mit eirunden weißen Flecken. Bis an die Zehen behoſ't. Schnabel ſchwarz; Wachshaut und Zehen gelb. Länge 2′ 4″.

Fünfte Art: Kurzzehiger Adler, Aqu. brachydactyla, *Wolf*.

Kopf ſehr dick. Wachshaut und die kurzzehigen Füße graublau; Augenſtern goldgelb; Schnabel ſchwarz; unten an den Augen ein großer halbmondförmiger, weiß bewollter Fleck; Bruſt roſtgrau; Bauch weiß, mit einzelnen hellbraunen oder roſtgrauen Flecken. Länge 2′ 1″ Weibchen; Männchen bei dieſer Art eben ſo groß, oder nur 1 bis 2″ kleiner.

Sechste Art: Flußadler, Aqu. haliaëtus, *Linn.*

Füße und Wachshaut blau; Zehen rauhgeſchuppt; Fußſohlen mit rauhen ſcharfen Warzen; Schienbeine ohne Hoſen, nur vorn etwas über die Ferſe (Knie) herab befiedert; von den Augen an beiden Seiten des Halſes herab ein dunkelbrauner

Fleck; Unterleib weiß, mit einzelnen pfeilförmigen, braunen Flecken auf der Bruſt. Länge 1' 9" Männchen; 2' Weibchen.

Fünfte Gattung: Falk, Falco.

Kopf oben mehr rund als platt; Scheitel= und Nackenfedern weniger ſteif als bei der vierten Gattung, meiſt abgerundet. Oberſchnabel meiſt gleich von der Wurzel an hakenförmig gekrümmt, mit einer Wachshaut, meiſt auch mit einem Zahn. Der Umriß der Flügel von den Schultern an bis zum Grunde des Afterflügels von den Seitenfedern der Bruſt bedeckt. Fußwurzel — d. h. der Theil von der Ferſe (Knie) bis zum Anfange der Zehen — gar nicht oder nur halb behoſ't; Fänge — Nägel — (meiſt) ſehr gekrümmt und ſpitzig, der mittlere (meiſt) ohne ſcharfkantige Rinne. Kropf ganz mit den Halsfedern bedeckt, wird nur dann ſichtbar, wenn er mit dem Gekröpften (Speiſe) angefüllt und ſo angeſchwellt iſt.

Die Raubvögel dieſer Gattung ſind (meiſt) kleiner, als die teutſchen Adlerarten; ſchlagen (packen mit den Fängen) lebendige Säugthiere und Vögel, die ihnen an Kraft nicht überlegen ſind, theils auf der Erde, theils im Fluge; ſind ſcheu und leben in Einweiberei, horſten (niſten) auf Bäumen und legen zwei bis ſechs Eier.

A. Milanen, Milvi.

Schnabel ſchwach und, im Verhältniſſe zum Vogel, klein, von der Wurzel an wenig gekrümmt; Kopf klein; Naſenlöcher ſchräg, am äußern Rande mit einer Runzel; Kopffedern ſchmal, lang zugeſpitzt; Flügel ſäbelförmig gekrümmt und lang *); Füße kurz, bis etwas unter die Ferſe behoſ't; Schwanz mehr oder weniger gabelförmig.

Ihre Haltung im Sitzen iſt ungeſchickt, ihr Anſehen dabei traurig; im Fluge durchſchwimmen ſie gleichſam die Luft mit ſanften, ſchönen Bewegungen. Sie ſind weniger liſtig und behende, als die meiſten andern Falkenarten und vermögen nicht einen fliegenden Vogel, ſondern Alles nur, wenn es auf der Erde ſitzt oder läuft, zu ſchlagen.

Erſte Art: Rother Milan, Falco milvus, *Linn.*

Schnabel von der Wurzel bis zur Mitte faſt unmerklich gekrümmt, ſtumpf gezähnt, nur an der Spitze braun, ſonſt ſchmutzig gelb; Wachshaut wie der unbehoſ'te Theil der Füße

---

*) Erſte Schwungfeder viel kürzer als die ſechste; zweite wenig kürzer als die fünfte, faſt gleich lang mit der vierten, welche die längſte von allen iſt.

gelb; Oberkopf und Kinn weißlich, braun geſtrichelt; Ober- und Unterleib roſtroth, letzter mit ſchwarzbraunen Schaftſtrichen; Schwanz langgegabelt (ſcheerenförmig), roſtroth mit unvollkommenen braunen Bändern. Länge 2′ 2″ (Weibchen).

Zweite Art: Schwarzbrauner Milan, F. fusco-ater, *Wolf.* (Schwarzer Milan, F. ater, *Linn.*)

Schnabel ganz ſchwarz, ohne Zahn; Wachshaut, wie der unbehoſ'te Theil der Füße orangengelb; Augenſtern grauſchwarz; Oberkopf und Kinn weißlich, braun geſtrichelt; Oberleib dunkel graubraun; Unterleib roſtrothgrau, mit ſchmalen, ſchwarzbraunen Schaftſtrichen; Schwungfedern tiefbraun; Schwanz kurz gegabelt, graubraun, mit neun bis zehn weißlichgrauen, vollkommenen Bändern. Männchen 1′ 10″, Weibchen 2′ 2″ lang.

B. Buſſarde, Buteones.

Schnabel ſchwach, theils mit nur ſeicht ausgeſchweiften, theils ohne Zahn; Kopf dick; Körper plump und ſtark; Flügel breit, wenig geſpitzt, mittelmäßig lang, die vier erſten Schwungfedern bogenförmig *); Füße kurz und dick. Ihr Flug iſt träge; auch ſie vermögen es nicht, ſchnell laufende Säugthiere und fliegende Vögel zu ſchlagen. Im Sitzen kauern ſie ſich zuſammen und lauern ſo auf den untern Baumäſten, auf Wegſäulen und andern Steinen auf Raub.

Dritte Art: Mäuſebuſſard, F. buteo, *Linn.*

Schnabel bleifarben, mit gelber Wachshaut. Oberleib, Hals und Bruſt tiefbraun; Kehle und Bauch graubraun mit dunkelbraunen Flecken und Wellenlinien; Schwanz ſchwach abgerundet, mit zwölf ſchwärzlichen und hellaſchgrauen braunen Schwung- und Ruderfedern mit weißen Schäften. Männchen 1′ 10½″, Weibchen 2′ 2″ lang.

Vierte Art: Rauhfüßiger Buſſard, F. lagopus, *Linn.*

Schnabel klein, dunkel hornbraun, nach der Wurzel hin grüngelb, unmerklich ausgeſchnitten; Wachshaut gelb; nackter Augenkreis olivengrün. Auf der Bruſt (oft auch auf der Mitte des Bauches) ein großer dunkelbrauner Fleck; Schwanz an

---

*) Erſte Schwungfeder ſehr kurz, zweite und dritte kürzer als die vierte, allerlängſte.

der Wurzel braun, weiter vor weiß, gegen die Spitze ſchwärzlich oder dunkelbraun. Füße bis an die Zehen behoſ't. Länge 1′ 7″ beim Männchen, 2′ 3″ beim Weibchen.

Fünfte Art: Weſpenbuſſard, F. apivorus, *Linn.*

Schnabel ungezähnt, lang gezogen; Wachshaut dunkelbraun; Schnabelwinkel gelb; Geſicht mit kleinen, dicht auf einander liegenden, abgerundeten Federchen; Augenſtern gelb; Fußwurzel ſehr kurz, halb behoſ't; die andere kahle Hälfte gelb; Vordertheil des Oberkopfes bläulichgrau; Länge beiläufig 2′ (Altes Männchen).

C. Weihen, Circi.

Schnabel klein; Oberſchnabel von der Wurzel an gekrümmt, ſeicht eingeſchnitten, mit ſtumpfem Zahn, an der Wurzel mit aufrecht ſtehenden, die Wachshaut zum Theil verbergenden Borſten dicht beſetzt; Naſenlöcher oval; Körper ſchlank; Flügel lang, erſte Schwungfeder ſehr kurz *). Am Seiten- und Vorderhalſe ein dichter Kreis von kleinen Federn; Schwanz lang, abgerundet; Fußwurzel länger und dünner als bei beiden vorhergehenden Arten. Die Weibchen ſind gewandter, ſchneller und liſtiger als jene, doch nicht in dem Maaße auch ſo verwegen, wie die unter D und E folgenden Raubvögel, und ſchlagen meiſt auf der Erde ſitzende, kriechende und laufende Thiere. Sie leben vorzüglich in Ebenen, an Flüſſen Seen und Teichen und horſten (niſten) gewöhnlich auf der Erde im Geſträuche, Rohr und Getreide.

Sechste Art: Sumpfweihe, F. aeruginosus, *Linn.*

Wachshaut gelbgrün; Füße blaß ſchwefelgelb; Augenſtern gelbröthlich; Scheitel roſtgelb, chocolatenbraun mit einigen gelblichen Flecken. Länge 1′ 7″ Männchen, 1′ 9½″ Weibchen.

Siebente Art: Kornweihe, F. cyaneus, *Linn.*

Augenſtern und Füße gelb. Am Vorder- und Seitenhalſe ein Kreis von dicht gedrängt ſtehenden Federn; Kopf mit einem Schleier umgeben; Schwanzwurzel und Steiß weiß. Beim Männchen Oberleib weißgrau, vordere Schwungfedern ſchwarz; beim Weibchen jener eulenfarbig, dieſe braun mit dunkleren Querbinden. Auf dem innern Theile der Flügel und auf

*) Obige kürzer als die fünfte; zweite wenig kürzer, als die vierte; die längſte iſt die dritte.

dem Schwanze mit mehr oder weniger dunklen Querſtrichen, die nur bei ganz alten Männchen verſchwinden. Länge 1′ 5″ Männchen, 1′ 6″ Weibchen.

D. Habichte, Astures.

Schnabel ſtark; Oberſchnabel mit großem Zahn; Hals kurz; Flügel zugeſpitzt, kurz, zuſammengelegt nur die Hälfte des Schwanzes erreichend, erſte Schwungfeder kurz *); Schwanz lang, Fußwurzel und Zehen lang, von letztern die mittlere bei weitem länger als die Seitenzehen; Fänge (Nägel) ſtark gekrümmt und ſehr ſcharf. Ihr Flug iſt äußerſt ſchnell und gewandt, ohne ſtarke Flügelbewegung. Sie ſind eben ſo geſchickte, als liſtige und beherzte Räuber und ſchlagen fliegende Vögel — ſogar ſehr ſchnelle — mit ausgezeichneter Behendigkeit **). Deshalb werden ſie auch ſchon von den Falkonieren zur Beize gebraucht. Gewöhnlich nur in der Paarungszeit beſchreiben ſie beim Fluge Kreiſe in der Luft. Sie halten ſich am liebſten in bewohnten Waldgegenden auf, beſonders in felſigen.

Achte Art: Hühnerhabicht, F. palumbarius, *Linn.*

Schnabel ſchwarzbraun; Wachshaut grünlichgelb; Augenſtern gelb; über den Augen ein weißer Streif; Oberleib beim Männchen mehr aſchgraubläulich als braun, beim Weibchen mehr braun als bläulich; bei dieſem an der Kehle und über dem Schnabelwinkel viel mehr kleine ſchwarzbraune Wellenlinien als bei jenem; Unterleib auf dem Grunde weiß, mit vielen tiefbraunen Quer- und Längsſtreifen. Schwanz abgerundet, aſchgrau, mit vier bis fünf breiten, braunſchwärzlichen Bändern. Das Weibchen 2′ lang, das Männchen ein Drittheil kleiner.

Neunte Art: Finkenhabicht, Sperber, F. nisus, *Linn.*

Schnabel ſchwärzlich; Wachshaut gelblichgrün; Augenſtern und Füße gelb; erſter beim alten Männchen rothgelb. Im Nacken weiße Flecken; Oberleib aſchgrau; Unterleib weiß, mit braunen Längsſtrichen an der Kehle und dergleichen Querſtrichen an den übrigen Theilen. Schwanz aſchgrau, mit fünf brei-

---

*) Erſte Schwungfeder viel kürzer als die zweite; dritte und vierte faſt gleich lang; letztere die längſte von allen.

**) Sie ſtoßen dabei nie, wie dies mehrere Raubvögel thun, ſenkrecht, ſelten, wie andere, in ſchräger Richtung herab, ſondern gewöhnlich in horizontaler Richtung dem fliehenden Vogel nacheilend.

der Wurzel braun, weiter vor weiß, gegen die Spitze ſchwärzlich oder dunkelbraun. Füße bis an die Zehen behoſ't. Länge 1′ 7″ beim Männchen, 2′ 3″ beim Weibchen.

Fünfte Art: Wespenbuſſard, F. apivorus, *Linn.*

Schnabel ungezähnt, lang gezogen; Wachshaut dunkelbraun; Schnabelwinkel gelb; Geſicht mit kleinen, dicht auf einander liegenden, abgerundeten Federchen; Augenſtern gelb; Fußwurzel ſehr kurz, halb behoſ't; die andere kahle Hälfte gelb; Vordertheil des Oberkopfes bläulichgrau; Länge beiläufig 2′ (Altes Männchen).

C. Weihen, Circi.

Schnabel klein; Oberſchnabel von der Wurzel an gekrümmt, ſeicht eingeſchnitten, mit ſtumpfem Zahn, an der Wurzel mit aufrecht ſtehenden, die Wachshaut zum Theil verbergenden Borſten dicht beſetzt; Naſenlöcher oval; Körper ſchlank; Flügel lang, erſte Schwungfeder ſehr kurz *). Am Seiten- und Vorderhalſe ein dichter Kreis von kleinen Federn; Schwanz lang, abgerundet; Fußwurzel länger und dünner als bei beiden vorhergehenden Arten. Die Weibchen ſind gewandter, ſchneller und liſtiger als jene, doch nicht in dem Maaße auch ſo verwegen, wie die unter D und E folgenden Raubvögel, und ſchlagen meiſt auf der Erde ſitzende, kriechende und laufende Thiere. Sie leben vorzüglich in Ebenen, an Flüſſen Seen und Teichen und horſten (niſten) gewöhnlich auf der Erde im Geſträuche, Rohr und Getreide.

Sechste Art: Sumpfweihe, F. aeruginosus, *Linn.*

Wachshaut gelbgrün; Füße blaß ſchwefelgelb; Augenſtern gelbröthlich; Scheitel roſtgelb, chocolatenbraun mit einigen gelblichen Flecken. Länge 1′ 7″ Männchen, 1′ 9½″ Weibchen.

Siebente Art: Kornweihe, F. cyaneus, *Linn.*

Augenſtern und Füße gelb. Am Vorder- und Seitenhalſe ein Kreis von dicht gedrängt ſtehenden Federn; Kopf mit einem Schleier umgeben; Schwanzwurzel und Steiß weiß. Beim Männchen Oberleib weißgrau, vordere Schwungfedern ſchwarz; beim Weibchen jener eulenfarbig, dieſe braun mit dunkleren Querbinden. Auf dem innern Theile der Flügel und auf

*) Obige kürzer als die fünfte; zweite wenig kürzer, als die vierte; die längſte iſt die dritte.

dem Schwanze mit mehr oder weniger dunklen Querſtrichen, die nur bei *ganz alten Männchen* verſchwinden. Länge 1′ 5″ *Männchen*, 1′ 6″ *Weibchen*.

D. Habichte, Astures.

Schnabel ſtark; Oberſchnabel mit großem Zahn; Hals kurz; Flügel zugeſpitzt, kurz, zuſammengelegt nur die Hälfte des Schwanzes erreichend, erſte Schwungfeder kurz *); Schwanz lang, Fußwurzel und Zehen lang, von letztern die mittlere bei weitem länger als die Seitenzehen; Fänge (Nägel) ſtark gekrümmt und ſehr ſcharf. Ihr Flug iſt äußerſt ſchnell und gewandt, ohne ſtarke Flügelbewegung. Sie ſind eben ſo geſchickte, als liſtige und beherzte Räuber und ſchlagen fliegende Vögel — ſogar ſehr ſchnelle — mit ausgezeichneter Behendigkeit **). Deshalb werden ſie auch ſchon von den Falkonieren zur Beize gebraucht. Gewöhnlich nur in der Paarungszeit beſchreiben ſie beim Fluge Kreiſe in der Luft. Sie halten ſich am liebſten in bewohnten Waldgegenden auf, beſonders in felſigen.

Achte Art: Hühnerhabicht, F. palumbarius, *Linn.*

Schnabel ſchwarzbraun; Wachshaut grünlichgelb; Augenſtern gelb; über den Augen ein weißer Streif; Oberleib beim Männchen mehr aſchgraubläulich als braun, beim Weibchen mehr braun als bläulich; bei dieſem an der Kehle und über dem Schnabelwinkel viel mehr kleine ſchwarzbraune Wellenlinien als bei jenem; Unterleib auf dem Grunde weiß, mit vielen tiefbraunen Quer- und Längsſtreifen. Schwanz abgerundet, aſchgrau, mit vier bis fünf breiten, braunſchwärzlichen Bändern. Das Weibchen 2′ lang, das Männchen ein Drittheil kleiner.

Neunte Art: Finkenhabicht, Sperber, F. nisus, *Linn.*

Schnabel ſchwärzlich; Wachshaut gelblichgrün; Augenſtern und Füße gelb; erſter beim alten Männchen rothgelb. Im Nacken weiße Flecken; Oberleib aſchgrau; Unterleib weiß, mit braunen Längsſtrichen an der Kehle und dergleichen Querſtrichen an den übrigen Theilen. Schwanz aſchgrau, mit fünf brei-

---

*) Erſte Schwungfeder viel kürzer als die zweite; dritte und vierte faſt gleich lang; letztere die längſte von allen.

**) Sie ſtoßen dabei *nie*, wie dies mehrere Raubvögel thun, *ſenkrecht*, *ſelten*, wie andere, in *ſchräger Richtung* herab, ſondern gewöhnlich in *horizontaler* Richtung dem fliehenden Vogel nacheilend.

ten, ſchwärzlichen Binden. Männchen 1′ lang, Weibchen 1′ 2″.

E. Edelfalken, Falcones nobiles.

Schnabel ſtark, ſehr kurz, Oberſchnabel mit einem großen, ſcharf eingeſchnittenen Zahn; Unterſchnabel mit rundem Ausſchnitt; Flügel lang, erſte Schwungfeder kurz *). Fußwurzel kurz und wie die Zehen ſtark, erſtere bis über die Ferſe — meiſt bis zur Mitte des Schienbeines — behoſ't, letztere mit gekrümmten ſcharfen Fängen bewaffnet.

Sie leben von lebendigem Raube, verſchmähen Aas; ſind auch eben ſo kluge, geſchickte und dreiſte, als kraftvolle Räuber. Ihr Flug iſt immer ſchnell, pfeilſchnell bei Verfolgung anderer, ihren Fängen zu entfliehen ſtrebender Vögel. Sie ſchlagen dieſe, in ſenkrechter oder in ſchräger Richtung herunterſtoßend, auch, wie die Habichte in horizontaler Richtung nacheilend. Sie erheben ſich mit großer Leichtigkeit ſehr hoch in die Lüfte, machen dort auch — beſonders in der Paarungszeit — ſchöne kreisförmige Bewegungen. Sie horſten meiſt in Felſen oder in verfallenem Gemäuer.

Zehnte Art: Isländiſcher Falk, F. islandicus, *Linn.*

Schnabel gelblich; Wachshaut grüngelb oder bläulich; Augenſtern lebhaft gelb; Füße gelb; Hauptfarbe mehr oder weniger weiß, auf welcher dunkelbraune oder ſchwärzliche herzförmige Flecken ſtehen. Schwanz mit ſchmalen braunen Bändern. Männchen 1′ 9″, Weibchen 1′ 11″ bis 2′ lang.

Eilfte Art: Wanderfalk, F. peregrinus, *Linn.*

Schnabel bläulich; Wachshaut, Augenrand, Füße und Augenſtern lebhaft gelb; vom untern Schnabelwinkel läuft ein ſchwarzer Streif bis zur Mitte des Halſes herab; Zehen lang. Kopf und Oberhals ſchwarzbraun, Oberleib dunkelgraublau, heller gebändert und gewäſſert; Kehle, Hals und Bruſt reinweiß, mit einigen braunen feinen Längsſtreifen; Bauch ſchmutzigweiß mit dunkelbraunen Querbinden; Schwanz wechſelsweiſe mit grauen und braunen Bändern. Männchen 1′ 6 bis 7″. Weibchen 1′ 10 bis 11″ lang.

Zwölfte Art: Baumfalk, F. subbuteo, *Linn.*

Schnabel bläulich; Wachshaut und Füße gelb; Augenſtern

---

*) S. *Temmink* Man. d'ornith. p. 30. — Erſte Schwungfeder kurz, mit der dritten von gleicher Länge; die zweite von allen die längſte.

orangefarben; Kehle weiß; von den Augen über die weißen Wangen herab ein gekrümmter ſchwarzbrauner Streif; Oberleib ſchwarzbraun, mit helleren Federrändern; Unterleib weißlich mit ſchwärzlichen Längsflecken; After und Hoſen roſtroth; untere Schwanzſeite weißlich mit ſchmalen braunen Bändern; äußere Ruderfedern oben ſchwärzlich, unten weißlich mit braunen Bändern; erſte Schwungfedern auf den innern Fahnen roſtfarben geſtrichelt. Männchen 1′, Weibchen 1′ 2″ lang.

Dreizehnte Art: Blaufalk, F. caesius, *Wolf.*

Schnabel bläulich; Wachshaut, Augenrand und Füße gelb; Augenſtern braun; Scheitel, Oberleib und Schwanz bläulichgrau mit ſchwarzen Schaftſtrichen; letzter mit fünf unregelmäßigen ſchwarzen Querſtreifen, einer ſchwarzen Binde und weißer Spitze; Unterleib roſtgelblich mit dunkelbraunen Schaftſtrichen und länglichen Flecken. Länge $10\frac{1}{2}$″ (altes Männchen).

Das Weibchen etwas größer mit dunkelbraunem Oberleibe und hier die Federn mit roſtrothen Rändern; am Schnabelwinkel ein ſchmaler, brauner Streifen, vordere Augengegend gelblich; Schwanz roſtröthlich mit fünf ſchwarzbraunen Querſtreifen, einem dergleichen breiten Endbande und roſtröthlich weißer Spitze. Ihm ſind die einjährigen Jungen in den Gefiederfarben ſehr ähnlich. An dieſen iſt der Schnabel hellbläulich mit ſchwärzlicher Spitze; die Wachshaut grünlich; die nackte Augengegend graubläulich.

Vierzehnte Art: Thurmfalk, F. tinnunculus.

Schnabel bläulich; Wachshaut, Augenring, Augenſtern und Füße gelb; Scheitel bläulichgrau; Oberleib braunroth, ſchwarz eckiggefleckt; Unterleib weiß, röthlich leicht überflogen, mit braunen, länglichen Flecken; Schwanz aſchfarbig, gegen das Ende mit einem breiten ſchwarzen Bande, in einer weißen Spitze ausgehend. Länge 1′ 2″ (altes Männchen).

Am größern Weibchen der Scheitel roſtröthlich, ſchwarz geſtrichelt; Oberleib heller braunroth, ſchwarzbraun in die Quere geſtreift; Unterleib roſtgelb, mit ſchmalen eirundlichen ſchwarzen Längsflecken. Schwanz roſtröthlich mit neun oder zehn ſchmalen, ſchwarzen Querſtreifen, das breite, ſchwarze Endband nach außen mit weißlichem Rande.

Funfzehnte Art: Rothfüßiger Falk, F. rufipes, *Beseke.*

Schnabel von der Wachshaut bis über die Mitte weißgelb, von da bis zur Spitze ſchwarzblau, ſehr gekrümmt, mit ſcharfem Zahn und Haken; Wachshaut, Augen und Füße ziegelroth

(nach Temmink karmeſin); Augenſtern dunkelbraun; Fußwurzel kurz, bis zur Hälfte behoſ't; Zehen lang, mittlere mit der äußern etwas verbunden; Ober- und Unterleib und Schwingen taubenblau; Hoſen und Afterfedern roſtbraun; Schwanz abgerundet, ſchwarzblau; Länge 1′ 1″ (altes Männchen).

Am größeren Weibchen: Augenrand, Wachshaut und Füße brennend orangefarben; Kopf und Nacken roſtgelb, jener mit ſchwarzen Schaftſtrichen, dieſer mit ſchwärzlichen Federrändern; Oberleib ſchwärzlich, mit blauen Federrändern; hinter dem Schnabelwinkel, an der Seite des Halſes und an der Kehle roſtgelblich; Unterleib roſtgelb mit ſchwarzbraunen Längsflecken; Schwungfedern ſchwarzbraun mit roſtfarbigen ſchmalen Bändern; Hoſen roſtgelb; Schwanz blaugrau mit acht ſchwärzlichen Binden und weißgrauer Spitze.

Sechste Gattung: Eule, Strix.

Schnabel zuſammengedrückt, von der Wurzel an gekrümmt; mit einer Wachshaut, welche ganz oder theilweiſe mit Borſten bedeckt iſt; Zunge geſpalten; Kopf groß, befiedert; Naſenlöcher zur Seite, am Vorderrande der Wachshaut, rundlich, durchgehend, unter nach vorn gerichteten Borſten verſteckt; Augen mit Nickhaut, ſehr groß, in weiten, mit ſteifen Federn umgebenen Augenhöhlen; Augenſtern glänzend; Ohröffnungen ſehr weit, am Rande mit Muskeln und Federn verſehen, vermittelſt welcher ſie zu- und aufgeſchloſſen werden können. Gangfüße ſtark, ganz behoſ't — oft bis zu den Nägeln; die äußere Vorderzehe vor- und rückwärts beweglich; Flügel ein wenig geſpitzt; erſte Schwungfedern an der äußern Fahne gezähnt; erſte kürzeſte, zweite wenig kürzer als dieſe, dritte längſte. Schwanz mittler Länge, faſt viereckig.

Die Eulen ſind Nachträuber, d. h. ſie jagen beim Mondſcheine oder in tiefer Morgen- und Abenddämmerung. Ihr Flug iſt außerordentlich leicht und wegen der ſeidenartig weichen Boſen am Gefieder ſanft und geräuſchlos. In der Ruhe iſt ihre Stellung faſt ſenkrecht. Ihre Augen ſind gegen das Tageslicht ſehr empfindlich; doch ſehen ſie auch am Tage recht gut. Sie vernehmen (hören) äußerſt leiſe. Nahrung Fleiſch von lebendig geraubten Thieren. Das Gewölle wird ausgeworfen. Sie bauen ihr Neſt in alte Thürme, Ruinen und Felsritzen, in hohle Bäume, auch — doch nur ſelten — auf Baumäſte.

A. Ohreulen.

Mit aufrecht ſtehenden langen Federohren (Federbüſcheln) auf dem Kopfe.

Erſte Art: Große Ohreule, Uhu, Strix bubo, *Linn.*

Schnabel und Fänge hornfarbig; Augenſtern lebhaft orangefarbig; Federohren dick, meiſt ſchwarz; Kehle weiß, Ober- und Unterleib ockergelbe Hauptfarbe, erſter ſchwarz geflammt, letzter mit ſchwarzen Längsſtreifen; Füße bis an die Fänge roſtgelb behoſt, Länge 2' (Männchen).

Dem größeren Weibchen fehlt die weiße Kehle, ſonſt bei ihm alle Gefiederfarben heller.

Zweite Art: Mittlere Ohreule, Str. otus, *Linn.*

Schnabel ſchwarz; Augenſtern röthlich; Federbuſch aus ſechs bis zehn ſchwarzen, ockergelb und weißlich berandeten, abgeſtumpften Federn beſtehend; Oberleib roſtgelb, tiefbraun und aſchgrau unregelmäßig gefleckt; Unterleib blaßroſtgelb mit ſchmalen, dunkelbraunen, in Zackenlinien auslaufenden Längsflecken. Länge 1' bis 1' 1" (Männchen).

Beim Weibchen Geſicht und Kinn weiß, erſteres an dem Rande braun gefleckt; am Unterleibe viele weiße Flecken; am Oberleibe auch viel Weißes.

Dritte Art: Kurzöhrige Eule, Str. brachyotos, *Linn.*

Schnabel ſchwarz; Augenſtern ſchön gelb; Kopf klein, auf der Stirn zwei bis vier kurze Federn, wenig bemerkbare Büſchel bildend; Augengegend ſchwärzlich; Oberleibsgefieder dunkelbraun, ockergelb gerandet; Unterleib iſabellfarbig, mit ſchwarzbraunen Längsſtreifen; Schwanz ockergelb, mit ſchwarzbraunen Querbinden und weißem Endrande. Länge 1' ½" bis 1' 1", (Männchen).

Beim Weibchen alle Farben lichter, bei Jungen das Geſicht ſchwärzlich.

Vierte Art: Kleine Ohreule, Str. scops, *Linn.*

Schnabel ſchwarz; Augenſtern gelb; Federbüſchel klein, aus mehreren ſtufenweiſe zuſammengeſtellten Federchen beſtehend. Dieſe ſind, wie das Kopfgefieder, bräunlich, ſchwarz klein gefleckt. Oberleib ſonſt aſchgrau, ins Roſtfarbene ſpielend, mit vielen wellenförmigen, ſchwarzen und braunen, unregelmäßigen Querſtreifen; am Unterleibe alle Farben heller; alle Querſtreifen von Längsſtreifen, die nach den Federſchäften hin gerichtet ſind, durchſchnitten. Zehen nackt. Länge 7".

B. Kauze.

Mit glattem Kopf — ohne Federohren.

Fünfte Art: Schneekauz, Str. nyctea, *Linn.*
Schnabel ſchwarz, an der Wurzel gänzlich unter Borſten verſteckt; Augenſtern ſchön goldgelb; Kopf klein; Gefieder überall ſchneeweiß — im hohen Alter rein ohne alle Flecken, im Mittelalter weniger, in der Jugend mehr braungeſcheckt, oder — vorzüglich beim Weibchen — in die Quere geſtreift. Bis an die Fänge behoſ't. Länge 2′.

Sechste Art: Nachtkauz, Str. aluco, *Linn.*
Schnabel ſchwarz; Augenſtern blauſchwarz; Kopf groß, am Scheitel abgeplattet. Oberleib mit großen tiefbraunen und kleineren roſtfarbenen und weißen Flecken; auf den Schultern große, birnförmige, weiße in Längsreihen ſtehende Flecken; Unterleib ſchmutzig weiß mit braunen zickzackförmig auslaufenden Querſtreifen, welche von einem dunkleren Längsſtrich durchſchnitten werden. Schwung- und Ruderfedern wechſelsweiſe ſchwärzlich und rothgelbgrau geſtreift; bei dieſer Eulenart die vierte und fünfte Schwungfeder die längſte; Füße bis an die Fänge (Nägel) behoſ't. Länge 1′ 2″ bis 1′ 3″ (altes Männchen).

Das Weibchen mehr roſtgelb, öfters heller oder dunkler roſtroth, mit ähnlichen Längs- und Querſtreifen wie beim Männchen; Schwung- und Ruderfedern wechſelsweiſe rothgelb und braun geſtreift. Einjährige Jungen dem Weibchen ſehr ähnlich, der Augenſtern jedoch braun.

Siebente Art: Schleierkauz, Str. flammea, *Linn.*
Augenſtern gelb; Geſicht und Kehle weiß; Oberleib auf wenig hervorſchimmerndem roſtfarbigem Grunde aſchgrau gewäſſert, mit kleinen, ſchnurenartig an einander gereihten, ſchwarzen und weißen Flecken; Unterleib bald gelbweiß mit kleinen braunen Flecken, bald reinweiß bräunlich getüpfelt, bald ganz ungefleckt. Füße bis an die Zehen — ſelten bis an die Fänge — mit Flaum bedeckt; innerer Rand der Mittelzehe gezähnelt. Länge 1′ 1″.

Das Weibchen iſt dicker als das Männchen, auch heller, regelmäßiger und deutlicher gezeichnet; Unterleib roſtroth mit einzelnen ſchwarzen, am Bauche auch weißen Pünktchen.

Achte Art: Kleiner Kauz, Str. passerina, *Linn.*
Schnabel braunweiß; Wachshaut olivenbraun; Naſenlöcher rund; Augenſtern gelb; Augenkreis klein; Oberleib graubraun mit großen, unregelmäßigen, weißen Flecken; Bruſt weiß; Bauch röthlichweiß, beide braungefleckt; bis an die Zehen behoſ't, dieſe wenig und haarig befiedert. Länge 9″ (Männchen).

Das Weibchen unterſcheidet ſich nur durch röthliche Flecken am Halſe und ſonſt durch etwas weniger lebhafte Zeichnung.

Neunte Art: Rauchfüßiger Kauz, Str. dasypus, *Bechstein;* Str. tengmalmi, *Linn.*

Schnabel gelb; Wachshaut ſchwarzgrau; Schnabelöffnung, Gaumen und Zunge röthlich; Augenſtern lebhaft gelb; Augenkreis und Schleier groß, letzter kaſtanienbraun geſprenkelt; Oberleib gelblichrothbraun, ſchwarz ſchattirt, wenig oder gar nicht weiß gefleckt; Unterleib weiß, mit kaſtanien- oder kaffeebraunen Flecken; Schwanz und Flügel lang; Füße bis an die Nägel ſtark behoſ't. Länge 8″ 4‴ (Männchen).

Weibchen ſtärker; Gefieder am Oberleibe braungrau. Auf dem Kopfe und auf den Schwungfedern weiße, rundliche Flecken; zwiſchen den Augen und dem Schnabel ein ſchwarzer Fleck; Unterleib meiſt reinweiß; Hoſen weiß.

Zehnte Art: Zwergkauz, Str. pygmaea, *Bechst.;* Str. acadica, *Linn.*

Kopf klein; Oberleib dunkelrothgrau, mit weißen Flecken und Punkten; Unterleib weiß, mit dunkelbraunen Längsſtrichen, an den Seiten der Bruſt mit dergleichen Querſtreifen; Schwanz mit vier weißen, ſchmalen Querbinden; bis an die Nägel ſtark behoſ't. Länge 6″ (Männchen).

Das Weibchen iſt am Oberleibe dunkler, Hauptfarbe oft chocolatenbraun; die Flecken gewöhnlich gelbweiß.

C. Langſchwänzige Eulen.

Schwanz viel länger als die Flügel.

Eilfte Art: Habichtseule, Str. macroura, *Natterer;* Str. uralensis, *Pallas.*

Schnabel gelb, ganz unter den langen Geſichtsborſten verſteckt; Augenſtern dunkelbraun. Geſicht hellgrau, unregelmäßig dunkelbraun gefleckt; Unterleib weißlich, mit dunkelbraunen Streifen und Längsflecken; Schwanz keilförmig, mit ſieben ſchmutzigweißen Querbinden; mittelſte Federn $10\frac{1}{2}$″ lang; Füße bis zu den Fängen ſtark behoſ't; Fänge (Nägel) ſehr lang, gefranzt. Länge 1′ $9\frac{1}{2}$″.

Zwölfte Art: Sperbereule, Str. nisoria, *Meyer;* Str. funerea, *Gmel., Linn.*

Oberſchnabel bleichgelb von der Spitze bis zum breiten Rande, welcher wie der Unterſchnabel ſchwärzlich iſt; Augenſtern hellgelb; Kopf braun und weiß geſprenkelt; Oberleib dunkelbraun, weiß gefleckt; Kehle ſchwarzgrau; Unterleib weiß, braun in der Quere geſtreift; alle Schwungfedern weiß ge-

fleckt; Schwanz 6″ lang, keilförmig, abwechſelnd weiß und braun geſtreift. Ganze Länge 1′ 2″.

Siebente Gattung: Würger, Lanius.

Schnabel mittelmäßig ſtark, von der Wurzel an gerade, an den Seiten ſehr zuſammengedrückt; Oberſchnabel an der Spitze ſtark hakenförmig gekrümmt, mit einem Zacken; an der Wurzel deſſelben ſechs vorwärts gerichtete ſteife Borſtenfedern. Naſenlöcher auf der Seite, durch ein aufgetriebenes Häutchen halb geſchloſſen, mit vorwärts gerichteten Borſtenfedern zum Theil bedeckt; Zunge geſpalten; Gangfüße mittelmäßig lang und ſtark. Die erſte Schwungfeder iſt mittler Länge, die zweite etwas kürzer als die dritte, die vierte die längſte. Schwanz lang, keilförmig. Die Würger ſind kleine, aber (meiſt) muthige Räuber. Sie bemächtigen ſich des Raubes nicht allein mit den Fängen, wie andere Raubvögel, ſondern auch mit dem Schnabel. Sie gehören zu den Raubvögeln, weil ſie das Räuberhandwerk treiben; ähneln in der Geſtalt und Lebensart den Elſtern und Raben; nähern ſich aber auch wegen des Pfeiflautes, den ſie ausgeben, den Singvögeln; daher die Verſchiedenheit der Stellen, die in den ſyſtematiſchen Eintheilungen der Vögel von den Ornithologen ihnen angewieſen werden. Ihr Flug iſt weder behende, noch regelmäßig. Im Sitzen wippen ſie faſt unabläſſig mit dem Schwanze. Sie halten ſich in Vorhölzern, Feldhölzern, Hecken, Remiſen auf. Ihre Nahrung beſteht in kleinen Säugthieren (Maulwürfe, Haſel- und andere Mäuſe u. dgl.), kleinen Vögeln und Inſekten.

Erſte Art: Grauer Würger (Kriekelſter), Lanius excubitor, *Linn.*

Oberleib aſchgrau, an der Stirn weißlich; Flügel kurz, ſchwarz, mit zwei weißen Flecken; am Schwanze die zwei äußern Federn weiß. Länge 9″.

Zweite Art: Schwarzſtirniger Würger, L. minor, *Linn.*

Stirn ſchwarz; Oberleib aſchgrau; Unterleib weiß, an der Bruſt roſenroth überlaufen; Flügel ſchwarz, mit weißem Spiegel. Länge 8″.

Dritte Art: Rothköpfiger Würger, L. rufus, *Brisson* (*Gmel.*, *Linn.*).

Der Kopf ſtark; Stirn, Ohrgegend und Augen ſchwarz; Hinterkopf und Nacken rothbraun; der Rücken ſchwarzbraun; Flügel ſchwarz mit weißem Spiegel; Rand und Spitze der mittlern Schwungfedern und Unterleib reinweiß; Schwanz wenig abgerundet; zweite Schwungfeder von

gleicher Länge mit der fünften; das Weibchen bläſſer von Farbe. Länge 7″.

Vierte Art: Rothrückiger Würger, L. collurio, *Gmel.*, *Linn.*; L. spinotorquus, *Bechst.*

Das Männchen mit aſchgrauem Kopfe, Rücken und Deckfedern der Flügel ſchön rothbraun; Bruſt und Bauch ſchwach roſenroth. Am Weibchen iſt der Oberleib ſchmutzig roſtbraun, weiß und ſchwarzbraun ſchwach gewäſſert; Hals, Bruſt und Seiten ſind gelblich weiß mit dunkelbraunen Wellenlinien. Zweite Schwungfeder länger als die fünfte; Schwanz faſt gerade abgeſchnitten, nur die äußerſte Feder kürzer als die übrigen. Länge über 6″.

Zweite Ordnung. Rabenartige Vögel. Coraces.

Schnabel von mittelmäßiger Länge, dick, oben erhaben, mehr oder weniger zuſammengedrückt, (meiſt) meſſerförmig gerändert, mehr oder weniger gekrümmt. Theils Gang-, theils Schreitfüße; eine Gattung (Cuculus) falſche Kletterfüße. Mit kurzer Fußwurzel; Flügel mittelmäßig; Schwungfedern am Ende zugeſpitzt.

Die Vögel dieſer Ordnung leben meiſt in Geſellſchaft, alle in Einweiberei; niſten auf Bäume oder in Gemäuer oder Felslöcher, eine Gattung in Baumhöhlen (Coracias), eine im Hängeneſt (Oriolus), eine (Cuculus) legt ihre Eier in fremde Neſter und überläßt das Brütgeſchäft den Neſtinhabern. Mit Ausſchluß der Gattung Cuculus brüten Männchen und Weibchen abwechſelnd. Die hierher gehörigen Vögel nähren ſich von Körnern und Früchten, Inſekten, Gewürm und Unrath anderer Thiere; ein Theil derſelben raubt junges Geflügel und kleine — vorzüglich junge — Säugthiere, ein anderer Theil nimmt auch Aas an.

Achte Gattung: Rabe, Corvus, *Linn.*

Schnabel an der Wurzel gerade, gegen die Spitze hin gekrümmt; Kopf klein oder von mittelmäßiger Größe; Naſenlöcher offen, meiſt mit vorwärts liegenden Borſten bedeckt; Zunge knorpelig, vorn geſpalten. Erſte Schwungfeder mittelmäßig

lang, zweite und dritte kürzer als die vierte, längſte. Weibchen kleiner als Männchen.

Die Vögel dieſer Gattung wittern ſehr fein, leben meiſt in Geſellſchaft und, nach Maaßgabe der Jahreszeit und des Wetters, oft in ſtarkzähligen Flügen vereinigt. Wenn ſie fliegen, ſtehen bei ihnen die Schwungfedern an der Spitze etwas aus einander. Die meiſten Arten haben einen widerlichen Geruch und können den Allesfreſſern beigezählt werden; viele ſchleppen glänzende Körper in ihr Neſt und an andere verborgene Orte; einige verſtecken einen Theil ihres Mundvorrathes, ohne jedoch immer denſelben wieder aufzuſuchen.

Erſte Art: Kolkrabe, C. corax, *Linn.*

Schnabel und Fußwurzel von gleicher Länge, beides ſchwarz; Augenſtern mit zwei Ringen, weißgrau und graubraun. Gefieder ſchwarz, glänzend, mit purpurfarbenem Schiller; Schwanz keilförmig, ſtark abgerundet. Länge 2′ (Männchen).

Zweite Art: Rabenkrähe, C. corone, *Linn.*

Schnabel länger als die Fußwurzel, beides ſchwarz; Augenſtern nußbraun; ſchwarzes Gefieder, ſtahlblau glänzend; Schwanz weniger ſtark abgerundet als bei der erſten Art. Länge 1′ 6″ (Männchen).

Dritte Art: Saatkrähe, C. frugilegus, *Linn.*

Schnabel faſt gerade, ſchärfer geſpitzt, ſtumpfſchneidig, gekerbt; an der Wurzel (bei Alten) mit kahler, ſchäbig rauher, weißlicher Haut umgeben; wie die Füße ſchwärzlich, länger als die Fußwurzel. Naſenlöcher ohne Borſten; Augenſtern grauweißlich. Schwarzes, ſchön ſtahlblau ſchillerndes Gefieder. Länge 1′ 6½″ (Männchen).

Vierte Art: Nebelkrähe (Schildkrähe), C. cornix, *Linn.*

Schnabel und Füße ſchwarz; Augenſtern braun; Kopf, Kehle, Flügel und abgerundeter Schwanz ſchwarz, mit bronzenem Wiederſchein, ſonſt aſchgrau. Länge 1′ 7″ (Männchen).

Fünfte Art: Dohle, C. monedula, *Linn.*

Schnabel viel kürzer, als bei den vorhergehenden Arten, wie die Füße, ſchwarz; Augenſtern weißgrau; Hinterkopf hellgrau; Oberleib ſchwarz, violett ſchillernd; Unterleib etwas heller. Länge 1′ 1½″ (Männchen).

Sechste Art: Alpenkrähe, Schneerabe, C. pyrrhocorax, *Linn.*

Schnabel faſt gerade, goldgelb; Augenſtern braunſchwarz; Füße kochenillroth; Fußſohlen ſchwarz; Hirnſchale zwiſchen den Augen flach; Gefieder überall glänzend ſchwarz, aus purpurfarben ins Grüne ſchillernd; Schwanz faſt unmerklich abgerundet. Länge 1′ 2″ 3‴.

An Jungen vor der erſten Mauſer Schnabel und Füße ſchwarz oder dunkelbraun; Gefieder mattſchwarz ohne Schiller.

Siebente Art: Steinkrähe, Steinrabe, C. graculus, *Linn.*

Schnabel länger als der Kopf, ſchlank, gebogen, wie die Füße vogelbeerroth; Augenſtern braun; Zunge ſaffrangelb; Naſenlöcher rundlich, mit bogenförmigen abgeſtutzten, ſteifen Federn bedeckt; Hirnſchale zwiſchen den Augen vertieft, am Hinterkopfe eben und ſehr abgerundet; Gefieder ſchwarz mit ſtahlblauem Glanze. Länge 1′ 4″.

Achte Art: Holzheher, Eichelrabe (Holzſchreier), C. glandarius, *Linn.*

Schnabel dunkelſchwarzbraun; Augenſtern röthlichblau; Füße bräunlich grüngelb. Das Scheitelgefieder erhebt ſich, wenn der Vogel im Affekt iſt, hallenartig; Flügeldeckfedern des erſten Gelenkes ſchön blau, weiß und ſchwarz abwechſelnd ſchmal gebändert. Länge 1′ 1½″.

Neunte Art: Tannenheher, Nußrabe, C. caryocatactes, *Linn.*

Schnabel wie die Füße ſchwarz, länger, gerader, ſchlanker und ſtumpfer wie bei der achten Art; Augenſtern braun; Hauptfarbe rußbraun mit weißen Tropfen beſprengt; Schwungfedern ſchwarz; Schwanzfedern ſchwarz mit weißen Spitzen. Länge 1′.

Zehnte Art: Elſter (Alaſter), Gartenrabe, C. pica, *Linn.*

Schnabel, Augenſtern und Füße ſchwarz; Gefieder ſchwarz, verſchiedentlich in Grün, Stahlblau und Gelbgrün ſchillernd; Bauch und Schulterfedern weiß; Schwanz keilförmig, lang. Länge 1′ 6″.

Neunte Gattung: Racke, Coracias, *Linn.*

Schnabel mittelmäßig ſtark, ſcharf gerandet; Oberſchnabel von der Mitte an ſanft, gegen die Spitze mehr gekrümmt; Naſenlöcher an der Seite, ſchmal, ritzenförmig, unbedeckt; Zunge knorpelig, lanzettlinienförmig, vorn durchſcheinend, an der Spitze und an den Seiten braun gefaſert; Gangfüße; Flügel lang, die erſte Schwungfeder ein wenig kürzer, als die zweite, längſte. Sie leben (nach des Verfaſſers vielfältiger Erfahrung), zur Erntezeit vorzüglich, geſellig und nicht verſteckt, ſind aber ſehr ſcheu vor Menſchen — nicht vor Thieren — und halten

beſonders gut vor dem Pferde aus. Nahrung Maulwurfs-grillen, Mai- und andere Käfer, Regenwürmer u. dgl., keine Vegetabilien.

Art: Blaue Racke (Mandelkrähe), *O. garrula*, *Linn.*

Schnabel an der Wurzel braungelb, übrigens ſchwarz; Rachen und Zunge gelb; Augenſtern zunächſt des Sehlochs nußbraun, nach außen mit einem grauen Ringe umgeben; hinter jedem Auge ein kahler, dreieckiger Fleck; Füße ſchmutziggelb. Oberkopf und Oberhals hellblau, mit grünem Schiller; Rücken u. Schultern leberfarbig; obere kleine Flügeldeckfedern lebhaft veilchenblau; Unterleib röthlichgrau, blaugrün überlaufen. Länge beinahe 1′ 1″ (Männchen).

Alte Weibchen ſind dem äußern Anſehen nach vom Männchen nicht zu unterſcheiden.

Zehnte Gattung: Pirol, *Oriolus*.

Schnabel ſtark, kegelförmig, ſcharf; Oberſchnabel erhaben gewölbt, an den Seiten ausgeſchnitten, ſcharf gerandet, vorn ſeicht gekrümmt, etwas länger als der Unterſchnabel; Naſenlöcher an der Seite wagrecht liegend, unbedeckt; Zunge ſpitzig, geſpalten; Schreitfüße; Flügel mittelmäßig; erſte Schwungfeder ſehr kurz, zweite kürzer als die dritte, längſte. Sie leben in der Heckzeit paarweiſe vereinzelt. Jedes Paar heftet ſein künſtlich gebautes, meiſt ſackförmiges Hängeneſt an dünne Gabelzweige der Bäume in Gärten und Wäldern. Mit dem Gehecke im Familienvereine bleibend, wird der Herbſtzug gemacht. Nahrung theils Beeren und andere weiche Früchte, theils Inſekten.

Art: Gelber Pirol, *O. galbula*, *Linn.*

Schnabel braunroth; Augenſtern ſchön karmeſinroth bei Alten; bei Jungen jener graulich ſchwarz, dieſer bräunlich oder nußbraun. Nackte Zügel. Füße aſchgrau. Männchen: gelb, Flügel und Schwanz ſchwarz, letzter mit gelben Federſpitzen; zuweilen Hals, Bruſt und Rücken ſchwarz gefleckt. Weibchen: oben zeiſiggrün, unten gelbgrauweißlich, mit braunen Schaftſtrichen; Flügel ſchwarzgrau; Schwanz olivengrün. Sehr alte, wie dies bei andern nicht mehr brütenden Vogelmatronen öfters der Fall iſt, dem Männchen faſt gleich gefärbt. Junge vor der erſten Mauſer ſind dem jüngern Weibchen in der Gefiederfarbe ſehr ähnlich.

Eilfte Gattung: Kukuk, *Cuculus*.

Schnabel ſo lang als der Kopf, rundlich, ſchwach, bogenförmig; Naſenlöcher an der Schnabelwurzel zur Seite, horizontal, länglichrund, mit einem nackten vorſpringenden Rande; Zunge lang, pfeilförmig, ganz und flach. Füße unechte Klet-

terfüße, d. h. vier Zehen, von welchen zwei durch eine Membran verbundene nach vorn ſtehen, eine nach hinten und eine an der äußern Seite mehr auswärts gerichtet iſt; letztere ſind ganz getrennt, und von dieſen iſt die ſeitwärts gerichtete rückwärts beweglich. Schwanz lang, mehr oder weniger ſtufig; Flügel mittelmäßig; erſte Schwungfeder mittler Länge, zweite wenig kürzer, als die dritte, längſte.

Dieſe Vögel ſind ſcheu, leben nicht in Geſellſchaft; nähren ſich von Inſekten und brüten — was die in Teutſchland vorkommenden betrifft — ihre Eier nicht ſelbſt aus, ſondern überlaſſen dies Geſchäft andern Vögeln, denen ſie ein Ei ins Neſt legen.

Art: Aſchgrauer Kukuk, C. canorus, *Linn.*

Schnabel oben ſchwarz, unten bläulich; Schnabelwinkel, Augenrand und Füße gelb; Rachen orangeroth; Augenſtern orangegelb; Oberleib, Vorderhals und Bruſt aſchgrau, am dunkelſten an den Flügeln, hell am Halſe und der Bruſt; Bauch, Schenkel, After und untere Schwanzdeckfedern weißlich, mit ſchwärzlichen Querſtreifen. Schwungfedern braun, auf der innern Fahne mit weißen Flecken. Ruderfedern ſchwarz, auf der Mitte mit eirunden weißen Flecken, und dergleichen Spitzen. Länge 1′ 1/4″ (altes Männchen). Das mannbare Weibchen etwas kleiner, ſonſt in keiner Art vom Männchen gleichen Alters merklich verſchieden *).

Zwölfte Gattung: Wiedehopf, Upupa.

Schnabel ſehr lang, dünne, ſchwach bogenförmig, faſt dreikantig, innere Fläche platt. Naſenlöcher zur Seite, ſehr klein, eirundlich, offen, Stirnfedern darüber hinreichend; Zunge ſehr kurz, ſtumpf, dreieckig, ganz (ohne Einſchnitt); Schreitfüße niedrig; Nägel kurz, wenig gekrümmt, der an der Hinterzehe faſt gerade; Schwanz abgeſtumpft; zehn Ruderfedern. Flügel mittelmäßig, erſte Schwungfeder mittler Länge, zweite und dritte kürzer, als die vierte und fünfte, welches die allerlängſten ſind. Ungeſellig; Aufenthalt Waldgegenden, in der Nähe der Triften und Wieſen, mehr auf der Erde, als auf Bäumen; Nahrung Inſekten und Gewürm; Neſt in Baum- oder Mauerhöhlen und Felsſpalten.

---

*) S. *Temmink* Manuel d'ornithologie S. 232 ff. Der Verf. folgte dieſem Autor hier ausſchließlich, weil eigene Wahrnehmungen ihn dazu aufforderten. Ausführlicheres wird man rückſichtlich dieſes merkwürdigen Vogels im zweiten Theile dieſes Werkes, Kap. Kukuk finden.

Art: Gebänderter Wiedehopf, Upupa epops, *Linn.*

Schnabel an der Wurzel fleiſchfarben, an der Spitze ſchwarz; Augenſtern und Füße braun. Auf dem Kopfe mit einer fächerförmigen Haube geziert, welche aus zwei Reihen langer, orangefarbener, an den Spitzen ſchwarz gefleckter Federn beſteht, die vor- und rückwärts bewegt werden können. Kopf, Nacken, Hals und Bruſt röthlichbraun; der Oberrücken rothgrau, der Unterrücken ſchwarz, gelblich weiß gebändert. Flügel und Schwanz ſchwarz, jene mit fünf weißgelben Querbinden, dieſer mit einem weißen breiten Bande. Sie verbreiten einen nicht angenehmen Geruch um ſich her. Länge beiläufig 1′. Das Weibchen kleiner; deſſen Haubenfedern kürzer; Gefiederzeichnungen weniger rein.

Dritte Ordnung. Spechtartige Vögel, Pici.

Schnabel meiſt gerade, ſelten etwas gekrümmt, nicht dick, mittelmäßig lang. Füße kurz, meiſt bis über die Ferſe befiederte Kletterfüße.

Die meiſten dieſer Vögel leben von Inſekten; eine Gattung derſelben — die Eisvögel — auch von kleinen Fiſchen. Letztere niſten in Erdhöhlen; die übrigen legen ihre Eier in Baumhöhlen. Sie haben einen ſehr muskulöſen Körper, der mit ſtarren Federn bedeckt iſt. Sie halten ſich meiſt auf Bäumen und im Gebüſche auf und klettern ſenkrecht oder in Spirallinien an Bäumen und am Geſtengel, mit faſt ſenkrecht anliegendem Körper hinauf; nur die Gattung Sitta auch rückwärts. Sie leben ungeſellig und ſind meiſt ſcheu und liſtig.

Dreizehnte Gattung: Specht, Picus.

Schnabel pyramidenförmig, vielſeitig, gerade, an der Spitze keilförmig auslaufend; Naſenlöcher eirund, unter vorwärts gerichteten borſtenartigen Federn verſteckt; Zunge ſehr lang, wurmförmig, an der hornartigen Spitze mit Widerhäckchen *); Kletterfüße; die zwei vordern Zehen bis zur erſten

---

*) Ueber den ſonderbaren Zungenbau der Spechte ſ. Wolfs und Meyers Taſchenbuch der Vögelkunde, Th. I. S. 116 — 126 u. Okens Zool. Th. III. Abth. II. S. 490.

Zehgliedhälfte zuſammengewachſen. Schwanz ſteif, elaſtiſch, aus zwölf, ſelten aus zehn, an der Spitze meiſt ausgeſchnittenen, zur Unterſtützung des Körpers, durch Anſtemmen beim Klettern, beſtimmten Federn beſtehend. Flügel mittelmäßig; erſte Ruderfeder ſehr kurz, zweite mittler Länge, dritte und vierte längſte. Kopf im Verhältniſſe zum dünnen Halſe groß; die Bruſt platt rundlich. Gefiederfarben in großen Feldern, lebhaft (ſchwarz, grün, roth). Sie niſten in hohlen Bäumen.

A. Mit vier Zehen.

Erſte Art: Schwarzſpecht, Picus martius, *Linn.*

Schnabel ſtark, weißblau, an der Spitze ſchwarz; nackter Augenkreis ſchwärzlich; Augenſtern weißgelb (bei Jungen grauweiß); Füße ſchwarz. Beim Männchen der Scheitel und Hinterkopf, beim Weibchen nur ein Theil des Hinterkopfes hochkarmeſinroth, ſonſt ganz ſchwarz. Länge 1′ 5″.

Zweite Art: Grünſpecht, P. viridis, *Linn.*

Schnabel ſtark ſchwärzlich; Wurzel des Unterkiefers gelblich; Augenſtern weiß (bei Jungen ſchwärzlichgrau); Füße braungrünlich; Geſicht ſchwarz; Scheitel und Hinterkopf mehr oder weniger karmeſinroth; beim Männchen Rothes auf den Wangen; ſonſt Ober- und Unterleib olivengrün; Schwanzfedern braun ſchattirt und gebändert. Länge 1′ $\frac{1}{2}$″.

Dritte Art: Grüngrauer Specht, P. viridis-canus, *Wolf* et *Meyer*; P. canus, *Linn.*

Schnabel ſchwach, hornbraun, am Grunde der Seiten des Oberſchnabels und am Grunde des Unterſchnabels blaßgelb; auf der Mitte des Scheitelknochens eine Erhöhung; Augenſtern hellroth (bei Jungen am äußern Rande weißgrau, an der Pupille rothbraun). Gefiederhauptfarbe hell, olivengrün, ins Bläuliche ſpielend; Oberkopf grau, mit einigen ſchwarzen Längsſtrichen; am Männchen die Stirn roth; von dem Grunde des Oberſchnabels bis zum Auge und vom Schnabelwinkel am Halſe herab ein ſchwarzer Streifen; nur die beiden mittelſten Schwanzfedern gebändert. Länge 11$\frac{3}{4}$″.

Vierte Art: Bandſpecht (Buntſpecht), P. major, *Linn.*

Schnabel dick, oben ſchwärzlich-, unten braunhornfarben; Augenſtern drachenblutroth (bei Jungen bräunlichroth); Füße bläulicholivengrün. Auf dem Stirnknochen eine längliche Erhabenheit. Schwarz- und weißbunt. Auf der Stirn ein

weißliches, am Hinterkopfe (beim Männchen) ein karmeſinrothes Querband; Oberkopf ſchwarz; After- und Schwanzdeckfedern karmeſinroth; an den Spitzen der vordern Schwungfedern, auf der äußern Fahne ein kleiner, eirunder Fleck. Länge 9″.

Bei den Jungen erſcheint die Stirn grau; der ganze Oberkopf mit matt rothem großen viereckigen Fleck; der Hinterkopf ſchwarz, alles ſchwarze Gefieder in Braun ſpielend, das Weiße an den Untertheilen matt und ſchwarz kleingefleckt.

Fünfte Art: Weißbuntſpecht (Weißſpecht), P. medius, *Linn.*

Schnabel kurz, dünn und zugeſpitzt, dunkelbleifarben; Augenſtern braun mit weißlichem Außenring; die längliche Erhabenheit auf dem Stirnknochen nicht ſo ausgezeichnet, wie bei der vierten Art; Füße ſchmutzig bleifarben, ſchwarz und weißbunt; am Männchen und Weibchen der ganze Scheitel karmeſinroth. Länge $8\frac{1}{4}$″.

Sechste Art: Weißrückiger Specht, P. leuconotus, *Wolf* et *Meyer*.

Schnabel ſtark und lang; Augenſtern orangefarben; weißgelbes Stirnband; Ober- und Hinterkopf hochroth; Mittelrücken bis an den Schwanz weiß; über die Flügel laufen mehrere weiße Flecken und Streifen; Bruſt und Vorderbauch weiß; Seiten roſenroth mit ſchwarzen Längsſtreifen; After und untere Schwanzdeckfedern karmeſinroth. Länge 10″ 8‴.

Siebente Art: Grasſpecht, P. minor, *Linn.*

Der Schnabel ſehr zugeſpitzt, grünlichſchwarz; Augenſtern braunroth; Füße ſchmutzig bleifarben; Scheitel beim Männchen karmeſinroth, beim Weibchen bräunlich weiß; Hinterkopf ſchwarz; Oberleib ſchwarz- und weißbunt; Unterleib ſchmutzig weiß, an den Seiten rothgraulich, ſchwarz geflammt. Länge $5\frac{1}{4}$″.

B. Mit drei Zehen.

Achte Art: Dreizehiger Specht, P. tridactylus, *Linn.*

Zwei Zehen nach vorn, eine nach hinten; ein Theil der Fußwurzel befiedert; Oberſchnabel braun; Unterſchnabel weißlich bis zur Spitze; Augenſtern blau; Oberleib (meiſt) ſchwarz; Unterleib weiß, an den Seiten ſchwarz gewellt; am Männchen der Scheitel goldgelb, am Weibchen glänzend weiß oder ſilberfarben. Länge 9″.

Vierzehnte Gattung: Wendehals, Yunx.

Schnabel kurz, gerade, koniſch, faſt rund, zugeſpitzt; Kiefer ohne Ausſchnitt; hinter dem Schnabelwinkel ein dreieckiger kahler Fleck. Naſenlöcher auf dem Rücken des Oberſchnabels, jedes aus zwei neben einander befindlichen Ritzen beſtehend, unbedeckt. Zunge lang, wurmförmig; Zungenende hart, abgerundet, ohne Widerhacken, ſonſt der Bau derſelben mit dem der wahren Spechte übereinkommend. Kletterfüße; die Vorderzehen verbunden, die Hinterzehen getrennt. Flügel mittelmäßig; erſte Schwungfeder kürzer, als die zweite, längſte. Schwanz nicht ſo ſteif und elaſtiſch, wie bei der Gattung Specht; die Wendehälſe können alſo nicht, wie die Spechte, an den Bäumen hinaufklettern; ſie ſuchen vielmehr ihre Nahrung, die aus Inſekten- und Waſſerkäferlarven, vorzüglich aber aus Ameiſen und Ameiſenpuppen beſteht; an ſtark angegangenen (halb verfaulten) Erdſtöcken gefällter Bäume ſich anklammernd, oder am Ufer der Bäche auf der Ameiſenhaufenhaube herumkletternd. Sie niſten in hohlen Bäumen. Aufenthalt in Laubholzwäldern und Gärten.

Art: Bunter Wendehals, Yunx torquilla, *Linn.*

Schnabel und Füße olivenbraun; Augenſtern braungelb; Rachen und Zunge grau; Oberleib grauſchwarz, weißgelb und roſtfarben geſtrichelt und punktirt; Unterleib roſtgelb, mit feinen ſchwarzen Wellenlinien und dergleichen dreieckigen Flecken. Länge 7″ 2‴. Am Weibchen die Zeichnung ſchwächer.

Funfzehnte Gattung: Kleiber, Spechtmeiſe, Sitta.

Schnabel gerade, mehr als mittelmäßig, faſt rund, kegelförmig, zugeſpitzt; Oberkiefer etwas länger, als der untere; Naſenlöcher an der Seite abgerundet, ſchmal, mit vorwärts gerichteten Federborſten bedeckt; Zunge kurz, gezahnt, am Ende hornartig. Gangfüße, äußere Vorderzehe mit der mittlern an der Wurzel verbunden; Hinterzehe ſehr lang, mit langem gekrümmten Nagel; die Ferſe mit Federn bedeckt. Schwanz zwölf abgeſtumpfte, ſchmale, ſehr ſtarre Federn enthaltend. Flügel mittelmäßig; erſte Schwungfeder ſehr kurz, zweite kürzer, als die dritte und vierte, welche die längſten ſind.

Die Kleiber klettern nicht nur, wie die wahren Spechte, an Bäumen aufwärts, ſondern auch abwärts. Sie leben von Inſekten und deren Larven, niſten in Baumlöchern und haben ſonſt in ihrem Betragen viel Aehnlichkeit mit

den Meiſen. Aufenthalt meiſt im Laubholze und in mit ſolchem gemiſchten Nadelholze.

Art: Bläulicher Kleiber, Sitta caesia, *Wolf*. (Gemeine Spechtmeiſe, europäiſcher Kleiber, Bechſtein; S. europaea, *Linn*.).

Schnabel aſchgraublau; Füße grau; Augenſtern haſelnußbraun; Stirn blau; durch die Augen ein ſchwarzer Streifen; Oberleib bläulichgrau; Unterleib dunkel orangefarbig; Schwanzfedern ſchwarz, die vier äußerſten gegen die Spitze weiß, an derſelben aſchgrau. Länge 5".

Dem kleineren Weibchen fehlt die blaue Stirn; die Farben am Ober- und Unterleibe ſind etwas blaſſer.

Sechzehnte Gattung: Baumläufer, Certhia.

Schnabel lang, ſchmächtig, ſtumpfdreikantig, etwas bogenförmig, ſcharfgeſpitzt. Naſenlöcher nackt, horizontal durchgehend, zur Hälfte durch eine aufgetriebene Haut bedeckt. Gangfüße mit ſtarker, beſonders langer Hinterzehe, und ſehr gekrümmten, verhältnißmäßig langen Nägeln. Schwanz abgeſtumpft, mit ſtarren, ſpitzigen Federſchäften. Flügel mittelmäßig, erſte Schwungfeder kurz, zweite und dritte kürzer, als die vierte, längſte. Er klettert an Bäumen ſehr behende auf- und ſeitwärts, nicht herabwärts; nährt ſich vorzüglich von den Larven und Eiern der Inſekten, aber auch von Sämereien.

Art: Graubunter Baumläufer, C. familiaris, *Linn*.

Schnabel bei Alten mehr gekrümmt, als bei Jungen; bei letzteren faſt gerade; Oberkiefer braun; Unterkiefer gelblich; Augenſtern haſelnußbraun; Füße grau, oben grauröthlich; gelb und ſchwarzbunt, unten weiß. Schwungfedern dunkelbraun, von der vierten bis zur vierzehnten mit gelblichweißem Querbande; Ruderfedern aſchgrau-roſtgelb. Länge 5", 3 bis 6'".

Beim kleineren Weibchen kein Röthlichgelb auf dem Oberleibe; das Querband auf den Flügeln weiß. Neſt in hohlen Bäumen, Baumſpalten und Klüften an den Wurzeln.

Siebzehnte Gattung: Mauerklammerer. Tichodrama *).

Schnabel ſehr lang, ſchwach gebogen, ſchlank walzenförmig,

---

*) S. *Temmink* Man. d'ornith. d'Europe, p. 253.

an der Wurzel eckig, an der Spitze niedergedrückt. Naſenſenlöcher und Füße wie bei Gattung ſechzehn. Schwanz abgerundet; Ruderfedern weniger ſtarr; Flügel groß; erſte Schwungfeder kurz, zweite und dritte ſtufig verlängert, vierte, fünfte und ſechste die längſten. Er klammert ſich an ſenkrechten Felswänden feſt an, ohne zu klettern; indem er nur den Ritzen und Spalten in Felſen und altem Gemäuer, ſelten einem Baumſchafte aufwärts folgt. Er nährt ſich von Inſekten und deren Larven, und niſtet in Felsſpalten. Man ſieht ihn ſelten anderwärts, als auf hohen felſigen Gebirgen und Thürmen; nie im Norden von Europa. Er mauſert ſich im Jahre zweimal und es findet theilweiſer Farbenwechſel am Gefieder ſtatt.

Art: Rothflügeliger Mauerklammerer, T. phoenicoptera, *Temmink* *).

Oberkopf dunkel-, Nacken, Rücken und Schultern hellaſchgrau; Kehle und Vorderhals tiefſchwarz; übrige Untertheile ſchwarzgrau; Flügeldeckfedern und äußere Fahne der Schwungfedern auswendig hoch roſenroth, die vier erſten derſelben mit zwei weißen, runden Flecken beſetzt, übrigens die Flügel ſchwarz. Länge $6\frac{1}{4}''$ **) (Männchen).

Am Weibchen erſcheint der Oberkopf, wie der Rücken, hellaſchgrau; Kehle und Vorderhals weiß, mit Aſchgrau leicht überflogen; ſonſt alles wie beim Männchen.

Achtzehnte Gattung: Bienenfreſſer, Merops ***).

Schnabel mittelmäßig, etwas bogenförmig, zuſammengedrückt, vierkantig, ohne Ausſchnitt; Naſenlöcher an der Schnabel-

---

*) Mauerbaumläufer, Certhia muraria, *Linn.*

**) Nur im Frühlinge und bis zur Herbſtmauſer erſcheint das Männchen mit ſchwarzer Kehle und dunkelgrauem Nacken, im Spätherbſte und Winter, bis auf einige ſchwarze Kehlfedern, wie das Weibchen gezeichnet.

***) Aus dieſer und der nächſtfolgenden Gattung hat Temmink in ſeinem Man. d'ornith. d'Europe eine neue Ordnung gebildet und ſie zwiſchen die Klettervögel (Scansores) und Schwalben (Chelidones) geſtellt. Er benennt ſelbige Alcyones und zwar unter folgender Eigenthümlichkeitsangabe.

„Schnabel mittelmäßig oder lang, ſpitzig, faſt viereckig, ſanft gebogen oder gerade; Fußwurzel kurz, drei Zehen nach vorn, an ihrer Baſis verbunden, eine Zehe nach hinten. Dieſe Vögel fliegen, wie die Schwalben, ſehr ſchnell; ihre Bewegungen ſind haſtig und ungeſtüm. Wegen ihres Fußbaues können ſie weder gehen (?) noch klettern. Sie erhaſchen ihre Nahrung in vollem Fluge, ſetzen ſich ſelten, am ſeltenſten auf die Erde." (a. a. O. p. 259.)

wurzel zur Seite, eiförmig, offen, dünn, mit vorwärts gerichteten Federn bedeckt. Zunge ſchmal, an der Spitze (meiſt) gefaſert. Fußwurzel kurz; drei Zehen nach vorn; von dieſen (nach Temmink) die äußere mit der mittleren am letzten Gelenk verbunden; die hintere breit, an ihr der Nagel kleiner, als an den übrigen. Die erſte Schwungfeder äußerſt kurz, die zweite von allen die längſte. Nahrung Bienen, Wespen, Hummeln, Bremen, Mücken, Fliegen, Heuſchrecken, Maikäfer und andere Inſekten. Machen ihr Geheck in tiefen Löchern, die ſie vermittelſt des Schnabels und der Füße, im lehmig-ſandigen Boden, meiſt an hohen Ufern der Flüſſe und Bäche ausführen, und füttern das Neſt mit Moos aus.

Art (einzige, bis jetzt in Teutſchland bekannte): Gelbkehliger Bienenfreſſer, Merops apiaſter, *Linn.*

Schnabel ſchwarz; Augenſtern roth; Füße braun; Stirn weiß in Grün ſchattirt; durch die Augen bis über die Ohröffnungen ein ſchwarzer Streif; Oberleib hellkaſtanienbraun, mit Grün gemengt; Unterleib grünlichblau; Kehle goldgelb, unten mit ſchwarzer Einfaſſung. Schwanz bläulich graugrün; die zwei Mittelfedern um 1″ länger, als die übrigen. Länge 11″.

Das Weibchen über den Augen gelb; an der Bruſt etwas röthlich; an ihm die Farben ſämmtlich bläſſer. An den Jungen der Augenſtern roſenroth; Oberleib bräunlich grün; über den Augen ein roſtröthlicher Streif; Kehle blaßgelb, ohne ſchwarze Einfaſſung; Unterleib grünlich; Schwanzfedern alle gleich lang.

Neunzehnte Gattung: Eisvogel, Alcedo.

Kopf zuſammengedrückt; Augen nahe am Schnabel ſtehend; dieſer ſtark, lang, dreikantig, gerade, etwas zuſammengedrückt, ſpitzig und ſchneidend; Naſenlöcher ſchrägliegend, durch eine nackte Haut faſt ganz verſchloſſen; Zunge ſehr kurz, fleiſchig, flach, ſpitzig, faſt pfeilförmig; Füße kurz; der Zehen Zahl und Richtung wie bei der vorhergehenden Gattung; die vordere äußere mit der mittleren bis zum zweiten Gelenk, und dieſe mit der innern bis zum erſten Gelenk verbunden. Erſte und zweite Schwungfeder kürzer, als die dritte, längſte.

Die Eisvögel ſind ſcheu, halten ſich meiſt an hohlen, unterwaſchenen, mit überhangendem Weiden- oder Erlengeſträuch beſetzten Ufern der Flüſſe und Bäche auf; nähren ſich vorzüglich von kleinen Fiſchen, Blutigeln, Waſſerinſekten und — nach Temmink — von kleinen Waſſerſchne-

cken. Nach Art der Raubvögel werfen ſie, einige Zeit nach der Mahlzeit, die unverdaulichen Reſte des gierig Verſchlungenen, in Ballenform wieder durch den Rachen aus. Sie niſten, wie die Bienenfreſſer, in tiefe Erdlöcher, die ſie, wie jene ſelbſt ausführen, wenn ſie kein von Waſſerratten verlaſſenes finden.

Art (einzige in Teutſchland vorkommende): Laſurblauer Eisvogel, A. ispida, *Linn.*

Schnabel in der Gegend der Mundwinkel und am Unterkiefer gelbbraun oder roth, ſonſt dunkelhornbraun (bei Jungen ſchwarz); Augenſtern bei Alten dunkelnußbraun, bei Jungen ſchwarzbraun; Füße im Winter roth, im Sommer oben ſchwärzlich, mit durchſchimmerndem Roth, unten röthlich (bei Jungen fleiſchfarben); Oberleib laſurblau, in Grün ſpielend; Kehle und Vorderhals weiß oder weißgelb; Unterleib und Zügel orangeroth; Schwanz kurz. Länge 7¼″.

Das Weibchen hat dunklere Farben, bei ihm fällt das Laſurblaue ins Grasgrüne; die Schultern ſind dunkel grasgrün.

Bei den Jungen der Oberleib ſehr dunkel grünblau; der Unterleib roſtgelb.

Vierte Ordnung. Singvögel, Oscines.

Schnabel kegelförmig, bei einigen etwas walzig, mit unbeweglichem Oberkiefer. Naſenlöcher eiförmig, blos, meiſt offen. Füße bis über die Ferſe befiedert, ſchwach (dünne), mit freien Zehen. Gang hüpfend. Sie leben in Einweiberei, machen ihr Geheck meiſtentheils in künſtlich gebauten Neſtern, auf Bäumen, in Gebäuden, im Geſträuch und an der Erde. Ihre Nahrung beſteht entweder aus Sämereien oder aus Inſekten, oder aus beiden zugleich; die Jungen werden jedoch blos mit Inſekten aus dem Schnabel gefüttert. Ein Theil der Samenfreſſer verſchluckt die Sämereien ganz, ein anderer verſteht die Kunſt, ſie vorher zu entſpelzen. Aus der Nahrung ergibt ſich ſchon zum Theil, warum die meiſten Vögel dieſer Ordnung Zugvögel ſind. Die Stimme iſt bei den meiſten Arten ſchön und biegſam und ertönt bei vielen in reizenden Geſangweiſen; daher die Ordnungsbenennung: Singvögel. Außer der Paar-

zeit gefangen, oder vom Neſte aus erzogen, gewöhnen ſie ſich an Gefangenſchaft im Zimmer, ſelbſt im Käfig; zum Theil auch an Nahrungsmittel, die ihnen im freien Zuſtande fremd ſind. Sie machen mehr als ein Geheck im Jahre.

A. Sperlingsartige Vögel.

Der Schnabel meiſt ſtark, kegelförmig, ſtumpf, zugeſpitzt, oder abgerundet; Oberſchnabel ohne Ausſchnitt, bei einigen Arten an der Spitze über den untern gekreuzt; mehr Samen- als Inſektenfreſſer.

Zwanzigſte Gattung: Kernbeißer, Loxia.

Schnabel ſtumpfkegelförmig, oben und unten gewölbt, an der Wurzel ſehr dick; die untere Kinnlade am Seitenrande eingebogen. Naſenlöcher in der Schnabelwurzel liegend, klein und rund. Zunge ganz am Ende ſchräg abgeſchnitten.

Familie 1. Kreuzſchnäbel.

Erſte Art: Großſchnäbeliger Kernbeißer, L. pytiopsittacus, *Bechstein*.

Schnabel hornbraunſchwarz, ſehr ſtark, kürzer als die Mittelzehe; Unterſchnabel ſtark gewölbt; die Spitzen gekreuzt, ohne daß die untere über den Rücken der obern hinausgeht. Augenſtern tiefbraun; Füße braun, Rücken olivengrün, Scheitel, Bürzel und Kehle olivengelb. Länge 6½″ (Altes Männchen).

Das alte Weibchen grau, auf dem Rücken mit olivenbraunen Flecken; auf der Bruſt und dem Bürzel mit mehr oder weniger olivengelbem Anflug.

Das junge Männchen vor der erſten Mauſer bis zum Jahresalter faſt am ganzen Körper zinnoberroth, mit Grau und ſchmutzigem Olivengelb hier und da durchmengt *).

Zweite Art: Kleinſchnäbeliger Kernbeißer, L. curvirostra, *Linn.*

Schnabel kleiner, ſchärfer gekrümmt, als bei der erſten Art; beide

---

*) Im Zimmer und Bauer erſcheint öfters nach dem 2ſten Mauſer die rothe Farbe nicht, immer aber, wenn der Vogel der freien Luft ausgeſetzt wird.

Mehr über dieſen Vogel findet man in Meyers Taſchenbuche Th. I. S. 108 und in *Temminck* Man. d'ornith. d'Eur. p. 193 und 194.

Kiefer etwas geſtreckt; an der Spitze kreuzweiſe vor einander hingebogen, die Spitze des Unterſchnabels über den Rücken des Oberſchnabels hinausreichend; hornbraun. Augenſtern und Füße braun.

Mannbares und altes Männchen von Hauptfarbe zeiſiggrün; Stirn, Backen, Augengegend graugelblich, weiß gefleckt; Steiß gelb; After grau mit dunklern Flecken; Flügel und Schwanz ſchwärzlich, grünlich geſchnürt. Länge 6″.

Männchen von der erſten Mauſer bis zum vollen Jahresalter mehr oder weniger zinnoberroth, im Nacken mit Grau gemiſcht, anderwärts grüngelblich überflogen.

Junge vor der erſten Mauſer am Oberleibe graubraun, grünlich ſchattirt; Unterleib weißlich, mit braunen und ſchwarzen Längsſtreifen.

Das alte Weibchen unterſcheidet ſich nicht weſentlich vom jungen. Sein Gefieder erſcheint gelbgrünlich. Nie bemerkt man beim Weibchen die dem Männchen von der erſten Mauſer bis zum Jahresalter eigene rothe Farbe.

Familie 2. Eigentliche Kernbeißer.

Mit ſehr ſtarkem, oben und unten gewölbtem, eingeſchnittenem Schnabel.

Dritte Art: Hakenkernbeißer, L. enucleator, *Linn.*

Oberſchnabel weit über den untern herabgebogen, ohne ſich mit dieſem zu kreuzen; Hauptfarbe (faſt) ſcharlachroth und grüngelb; Rücken-, Schulter- und Steißgefieder ſchwarzbraun, orangefarben eingefaßt. Flügel und Schwanz ſchwarz, auf erſteren zwei weiße Binden. Länge 7½″ (Männchen).

Am Weibchen Kopf, Hals, Nacken, Bruſt und obere Deckfedern des Schwanzes orangeroth; Rücken grau und gelbgrünlich gemengt; Unterleib aſchgrau ins Orangefarbige ſpielend; die zwei Reihen der großen Flügeldeckfedern ſchmutzig weiß gerandet.

Vierte Art: Kirſchkernbeißer, L. coccothraustes, *Linn.*

Schnabel und Füße graubraun; Augenſtern blaßroth (im Tode grau). Gefiederhauptfarbe kaſtanienbraun; Kehle, Flügel und Schwanz ſchwarz, (am Weibchen ſchwarzbraun); auf den Flügeln ein weißer Querfleck (am Weibchen ein

hell aſchgrauer); mittlere Schwungfedern an der Spitze ſtumpfeckig abgeſchnitten. Länge 7″.

Fünfte Art: Karmeſinköpfiger Kernbeißer, L. erythrina, *Pallas.*

Männchen: Schnabel licht hornfarbig; Oberſchnabel den untern etwas überreichend; Augenſtern ſchön umbrabraun; Füße bräunlich fleiſchfarben; Scheitel, Kehle, Oberbruſt und Bürzel ſchön karmeſinroth; Rücken und Flügel grau, mit roſenrothem Anſtrich; Bauch und Afterfedern weißlich. Länge 5¼″.

Weibchen: Oberleib grau, bräunlich überlaufen; Unterleib ſchmutzig weiß, Kehle, Hals und Bruſt, mit hellgraubraunen Längsflecken; Schwung- und Schwanzfedern gelbgrünlich gerändert.

Sechste Art: Grüner Kernbeißer (Grünling), L. chloris, *Linn.*

Schnabel und Füße fleiſchfarben; Augenſtern dunkelbraun; Gefiederhauptfarbe gelblichgrün; Backen grau; an den äußeren Schwanzfedern viel Gelbes; die vordern Schwungfedern an der äußeren Fahne gelb. Länge 6″ (Männchen).

Weibchen: Am Oberleibe mehr graubraun, am Unterleibe mehr aſchgrau als gelbgrün; Bruſt unordentlich gelb gefleckt; Bauch und untere Deckfedern des Schwanzes mehr weiß, als gelb.

Anmerk. Außer andern Varietäten hat man auch eine mit gekreuztem Schnabel wahrgenommen.

Siebente Art: Girlitzkernbeißer. L. serinus, *Scopoli.*

Hauptfarbe grüngelb; Oberleib ſchwärzlich, röthgrau gefleckt; über die Flügel eine deutliche hellgrüne und eine undeutliche röthlichgelbe Binde; Männchen am Unterleibe hoch grüngelb; Weibchen blaſſer und dunkelbraun gefleckt. Länge 4¼″.

Anmerk. Leicht mit Fringilla citrinella (Citronenfink) zu verwechſeln, wenn auf den Schnabelbau und auf die Zeichnung des Gefieders an den einzelnen Körpertheilen nicht genau geachtet wird.

Familie 3. Dompfaffen.

Mit ſtark gewölbtem, ſehr ſtumpfem, an der oberen Kinnlade eingeſchnittenem Schnabel.

Achte Art: Rothbrüſtiger Kernbeißer (Gimpel), L. pyrrhula, *Linn.*

Schnabel ſchwarzbraun; Augenſtern kaſtanienbraun (bei Jungen grau); Füße ſchwarz; Kopf, Flügel und Schwanz ſchwarz (im hochzeitlichen Kleide violett ſchillernd); Genick und Mantel aſchgrau; Deckfedern des Schwanzes weiß. Am Männchen Wangen, Hals, Bruſt, Seiten und Bauch bei alten hochzinnober=, im Mittelalter heller roth; bei einjährigen durch leichten, graulichen Anflug bläulichroth. Am Weibchen dieſe Theile bläulichgrau. Länge 6¼″. Junge ſind vor der erſten Mauſer dem Weibchen ähnlich.

Ein und zwanzigſte Gattung: Fink, Fringilla.

Schnabel kegelförmig, gerade, weniger dick und mehr geſtreckt als bei der vorigen Gattung, abgerundet, zugeſpitzt; Ober= und Unterkiefer gleich lang, nicht ausgeſchnitten; Naſenlöcher dicht vor der Stirn, eirundlich, bedeckt. Zunge fleiſchig, ſpießförmig, hinten rundlich, an der Spitze harthäutig, etwas geſchliffen; Leib geſtreckt, nicht ſo kurz und dick, die Gliedmaßen länger als bei den Kernbeißern. Sie nähren ſich entweder von Sämereien allein, oder zugleich von Inſekten, nur ſchälen ſie die Samenkörner, ehe ſie ſelbige verſchlucken.

A. Eigentliche Finken.

Mit im Umfange rundem, geſtrecktem, dickem, an der Spitze etwas abgeſtumpftem Schnabel.

Erſte Art: Edelfink (Buchfink), Fr. coelebs, *Linn.*

Schnabel im Sommer dunkelgraublau, im Winter weißlich; Augenſtern kaſtanienbraun; Füße braunſchwarz; Flügel ſchwarz, mit zwei weißen Querſtreifen; Schwanz ſchwarz, die drei äußerſten Federn mit weißen Längsflecken, der an der dritten ſehr klein iſt. Am Männchen Stirn ſchwarz, Scheitel graublau, Oberrücken kaſtanienbraun, olivengrün überlaufen; Kehle, Bruſt und Bauch weinroth oder weichſelbraun. Am Weibchen Kopf, Hals, Oberrücken graubraun; Unterleib röthlichgrau. Männchen 6″ 4‴, Weibchen kleiner.

Zweite Art: Bergfink (Buchelfink, Rothfink), Fr. montifringilla, *Linn.*

Schnabel im Sommer ſchwarzblau, im Winter ſchmutziggelb, mit ſchwarzbrauner Spitze; Augenſtern braun; Füße bei Alten dunkelgelbbraun, bei Jungen heller. Kopf und Kehle glänzend ſchwarz, das Gefieder in der Jugend dunkelroſtgelb, bei vorrückendem Alter heller, eingefaßt, im hohen Alter ohne Einfaſſung; Genick und Wangen ſweiß bepudert. Rücken

ſchwarz, das Gefieder mit dunkelgelber breiter Einfaſſung; Schultern und Bruſt orangegelb; Unterflügeldeckfedern hochgelb. Das Weibchen iſt einfarbiger und da braun, wo das Männchen ſchwarz iſt; gelbrothgrau, wo das Männchen gelbroth iſt. Schwanz etwas gegabelt; beim Männchen ſammtſchwarz, beim Weibchen tief braun; bei beiden Geſchlechtern die äußerſte Steuerfeder an der Mitte der äußern Fahne mit weißem, alle übrige mit gelbgrauem Rande *).

Dritte Art: Hausfink, Sperling, *Fr. domestica*, *Linn.*

Schnabel im Sommer ſchwarz, im Winter hellbraun; Augenſtern kaſtanienbraun; Füße graubraun; Scheitel grau; Schwung- und Steuerfedern dunkelbraun; über den Flügeln eine weiße Binde. Männchen am Kopfe aſchgrau; am Oberleibe rothbraun und ſchwarz gefleckt; an der Kehle ſchwarz. Weibchen auf dem Kopfe rothgrau; über den Augen eine gelblichweiße Linie, um den Wangen eine dergleichen undeutliche; ſchwarze Kehle fehlend; Flügelbinde röthlichweiß; auf dem Rücken rothgrau, ſchwarz gefleckt; Unterleib ſchmutzigweißgrau. Länge 5″.

Vierte Art: Ringelfink (Feldſperling), *Fr. montana*, *Linn.*

Schnabel ſchwarzbraun; Augenſtern kaffeebraun; Füße bräunlichfleiſchfarben; Kopf kupferrothbraun; Wangen weiß, mit ſchwarzem Fleck; um Nacken und Hals ein weißer unterbrochener Ring; Rücken ſchwarz und roſtfarbig gefleckt; Flügel und Schwanz dunkelbraun; über die Flügel ein weißer Streifen. Länge 5″ (Männchen).

Weibchen heller auf dem Kopfe; ſchwarzer Wangenfleck kleiner; Halsring weniger merklich.

Fünfte Art: Graufink, *Fr. petronia*, *Linn.*

Oberſchnabel braun; Unterſchnabel wachsgelb; Augenſtern braun; Füße bräunlichfleiſchfarben; über den Augen ein roſtgelblicher

---

*) Im Herbſte 1818 und im März 1819 waren die Bergfinken da, wo der Verfaſſer jetzt lebt, in unzählbarer Menge vorhanden, ſo daß auf zwei Schüſſe deren 56 Stück erlegt wurden, und beim Aufſtehen der Flüge die Luft im eigentlichſten Verſtande ſich verdunkelte. Unter andern ſah der Verfaſſer eine Schaar auf dem Fortzuge, welche über eine halbe Stunde weit ſich ausdehnte. Obige Beſchreibung iſt nach 34 vorliegenden Exemplaren aufgenommen, ohne daß eine der vielen Abänderungen, welche von den Ornithologen angeführt werden, bemerkbar war.

Streifen; Oberleib graubräunlich, mit ſchwarzen und roth-weißlichen Längsflecken; Unterleib weißlich, mit bräunlichen Längsflecken; an der Kehle ein großer, lebhaft gelber, an der innern Fahne und gegen die Spitze der Seitenſchwanzfedern ein weißer Fleck. Länge 5″ 8‴.

Sechste Art: Schneefink, *Fr. nivalis, Linn.*

Schnabel gelbbläulich; Füße ſchwarz; Kopf aſchgrau; Rücken, Schultern, nebſt denjenigen zwei Schwungfedern zweiter Ordnung, welche dem Körper am nächſten ſtehen, dunkelbraun; alle Federn heller braun gerändert; Flügeldeckfedern, übrige Schwungfedern zweiter Ordnung, nebſt den Schwanzfedern weiß, alle Seitenfedern des Schwanzes ſchwärzlich endend, die zwei mittelſten, nebſt den Schwungfedern erſter Ordnung tief ſchwarz; Unterleib weiß oder weißlich. Länge 7¼″ (Männchen).

Das Weibchen unterſcheidet ſich vom Männchen dadurch, daß der aſchgraue Kopf röthlich überlaufen iſt und alles, was beim Männchen ſchön ſchwarz erſcheint, bei dieſem mehr ins Braune fällt *).

B. Hänflinge.

Mit im Umfange rundem, kürzerem, kurz zugeſpitztem Schnabel. Sie nähren ſich von öligen Sämereien, die im Kropfe eingeweicht werden. Ihre Jungen füttern ſie aus dem Kropfe.

Siebente Art: Hanffink, *Fr. cannabina, Linn.*

Schnabel ſchwarzbläulich; Augenſtern kaſtanienbraun; Füße dunkler oder heller braunroth. Vordere Schwungfedern und Schwanz ſchwarz, Ränder weiß. Bei alten Männchen die Bruſt blutroth, beim Weibchen röthlich weiß, graubraun gefleckt **). Länge 5″.

Achte Art: Brandfink, *Fr. flammea, Linn.*

Scheitel hochfeuerroth oder karmeſinroth, deſſen Geſieder eine kleine Haube bildend; Oberleib dunkelbraun; Unterleib am Männchen roſenfarben, am Weibchen grau, roth überlaufen. Länge 4″.

(Die Heimath dieſes Vogels iſt der hohe Norden. Zeither wurde er nur in ſehr harten Wintern in Schleſien

*) Vergl. *Temmink* Man. d'ornith. p. 222.

**) Wegen der mehrfachen Abänderungen ſ. Meyers Taſchenb. Th. I. S. 164. Bechſt. Taſchenb. I. 121. *Temmink*, a. a. O. S. 215 sq.

von Borkhauſen — ſ. Rheiniſches Magaz. I. S. 158. Nr. 20. — aber auch in Oberheſſen bemerkt.)

C. Zeiſige.

Mit dünnerem, an den Seiten nach vorn etwas zuſammengedrücktem, ſcharf und lang zugeſpitztem Schnabel.

Sie füttern ihre Jungen mit öligen Sämereien aus dem Kropfe.

Neunte Art: Diſtelfink (Stieglitz, Stechlitz), Fr. carduelis, *Linn.*

Schnabel röthlichweiß, mit hornfarbener Spitze; Augenſtern kaſtanienbraun oder nußbraun; Füße bräunlich; nächſte Schnabelumgebung, Hinterkopf und Genick tief ſchwarz; Stirn und Kehle lebhaft karmeſinroth; Wangen, Vorderhals und untere Theile reinweiß; Schultern, Rücken und Bruſtſeiten dunkelbraun; Schwung- und Steuerfedern ſchwarz, erſtere auf der ſchmalen Fahne mit goldgelber Kante, von letzteren die zwei äußerſten in der Mitte, die übrigen an der Spitze weiß. Länge 5½″ (Männchen).

Am Weibchen das Rothe weniger lebhaft und weniger ausgebreitet; Halfter bräunlich; Wangen mit Hellbraun gemengt; kleine Flügeldeckfedern braun (Hauptunterſchied); Rücken dunkelbraun; Flügel weniger lebhaft ſchwarz und gelb.

Junge vor der erſten Mauſer mit grauem Kopf.

Sonſt mancherlei zufällige Spielarten.

Zehnte Art: Erlenfink (grüngelber, eigentlicher Zeiſig), Fr. spinus, *Linn.*

Schnabel hellaſchgrau, im Winter weiß, mit brauner Spitze; Augenſtern nußbraun; Füße ſchwarz- oder graubraun. Am Männchen Scheitel und Kehle ſchwarz; Körperfarbe lebhaft gelbgrün (zeiſiggrün). Am Weibchen dieſe Farbe blaſſer und matter; Kopf und Rücken grau, ſchwärzlich gefleckt; Kehle und Kinn weißlich; Bruſt und Hals weiß, grünlich und ſchwärzlich gefleckt; Schwung- und Schwanzfedern ſchwarz, erſtere in der Mitte, letztere an der Wurzel gelb. Länge 4¾″.

Eilfte Art: Leinfink (Flachsfink), Fr. linaria, *Linn.*

Schnabel gelb, mit brauner Spitze; Füße braun; zwiſchen Schnabel und Augen, an der Stirn und an der Kehle ſchwarz; Vorderkopf dunkelkarmeſin, Seiten der Kehle, Vorderhals, Bruſt, Bauchſeiten und Steiß hellkarmeſin; Bauchmitte roſenfarben; Obertheile graurörhlich, mit ſchwarzen Längsflecken; Schwung- und Steuerfedern dunkelbraun; Flügel mit zwei weißen Querſtreifen. Länge 5¼″ (Männchen).

Weibchen etwas kleiner, Farben heller; rother Fleck auf dem Scheitel kleiner oder fehlend an der Bruſt kein Roth oder, nur wie am Steiße, röthlicher Anflug; Oberleib weiß, mit dunkelbraunen Flecken.

Zwölfte Art: Citronenfink, Fr. citrinella.

Grüngelb; an der Bruſt ungefleckt; Hinterkopf, Ober- und Seitenhals aſchgrau. Länge 4″ 8‴ (Männchen).

Das Weibchen mit dunkleren Farben. Vorderkopf, Kinn und Unterleib ſchmutziggelb; Kehle grau, mit einigen grüngelben Federn; Oberrücken mit einigen olivenbraunen Längsſtrichen.

(Kommt nur, in ſüdlichern Gegenden heimiſch, auf dem Herbſtzuge in das mittlere Teutſchland).

Zwei- und zwanzigſte Gattung: Ammer, Emberiza.

Schnabel kurz, ſtark, faſt kegelförmig, gerade, ſchneidig; Oberkiefer unausgeſchnitten, an der Spitze ungleich und ein wenig zuſammengedrückt; am Gaumen eine knochenartige Hervorragung (Protuberanz). Unterkiefer breiter als der obere, an den Seiten eingebogen; beide an der Wurzel etwas von einander abſtehend. Schnabelwinkel ſchräg nach unten gerichtet. Naſenlöcher rundlich, an der Schnabelwurzel zur Seite liegend, mit den Stirnfedern zum Theil bedeckt. Zunge geſpalten. Gangfüße; Hinterzehe meiſt kurz und gekrümmt, ſelten lang und gerade. Erſte Schwungfeder ein wenig kürzer als die zweite und dritte, welche die längſten ſind. Schwanz entweder etwas gegabelt, oder ſanft abgerundet. Nahrung beſteht vorzüglich aus mehligen Sämereien — zum Ausſpelzen derſelben dient die Hervorragung am Gaumen —, dabei auch aus Inſekten. Dieſe Vögel leben größtentheils im Geſträuche und in Gärten und niſten im erſteren; die mit langer Hinterzehe halten ſich nicht im Gehölze auf, ſondern leben und niſten in offenen oder Felsgegenden. Alle exotiſche hierhergehörige und mehrere von den in Teutſchland vorkommenden Arten mauſern ſich zweimal; daher oft große Farbenverſchiedenheit.

a) Mit kurzer, gekrümmter Hinterzehe.

Erſte Art: Goldammer (Grünſchling), E. citrinella, *Linn.*

Schnabel im Sommer ſchmutzig dunkelbraun, im Winter aſchfarben; Augenſtern dunkelbraun; Füße gelbbräunlich. Kopf faſt ganz hellgelb, auf dem Scheitel und an den Wangen meiſt dunkelolivenbraun geſtrichelt. Vorderleib ganz oder

theilweiſe goldgelb. Gefieder des Oberrückens ſchwärzlich in der Mitte, braunröthlich an den Seiten, am Steiße kaſtanienbraun, mit graulichen Spitzen. Schwanz ſchwärzlich, die zwei äußern Federn an der innern Seite mit weißem, keilförmigem Flecke. Länge 6½" (Männchen).

Weibchen kleiner; Kopf und Wangen braun; Hals olivenfarben gefleckt, mit wenigem Gelb durchmengt. Deckfedern der Flügel röthlich weiß; Bruſt roſtfarben gefleckt.

Junge Männchen im erſten Frühlingskleide ähneln den alten Weibchen; doch bemerkt man am Scheitel einen gelben Fleck, über den Augen goldgelbe Streifen und gleichfarbige Kehle; Bruſt und Steiß zimmtfarben, ungefleckt. Vor der erſten Mauſer alle Junge faſt lerchengrau.

Zweite Art: Grauammer, Gerſtenammer, E. miliaria, *Linn.*

Schnabel, wie die Füße, graubraun; Augenſtern nußbraun; Oberleib röthlichgrau, mit ſchwarzbraunen Flecken; Flügel ſchwarzbraun; Unterleib roſtgelblichweiß, auf der Oberbruſt mit ſchwarzbraunen Flecken, Unterbruſt und Bauch mit ſchwarzbraunen Schaftſtrichen. Länge 7½" (Männchen).

Weibchen kleiner, etwas heller von Farbe, ſonſt dem Männchen ſehr ähnlich.

Dritte Art: Rohrammer (Rohrſperling), E. schoeniclus, *Linn.*

Schnabel oben ſchwarz, unten weißlich; Augenſtern dunkelbraun; Füße fleiſchfarben, ins Braune übergehend; Kopf und Kehle beim Männchen ſchwarz; erſter beim Weibchen roſtbraun mit ſchwarzen Flecken; Körperhauptfarbe braungrau mit ſchwarzen Flecken; Schwanz ſchwarzbraun, an den beiden äußern Federn mit einem keilförmigen weißen Fleck. Länge 5¾". Junge ſind vor der Mauſer dem Weibchen ähnlich. Im Winter iſt an jungen und ſehr alten Männchen Kopf und Wange rothbraun mit grauen Flecken, das Schwarze an der Kehle graulich gefleckt.

Vierte Art: Gartenammer, E. hortulana, *Linn.*

Schnabel und Füße fleiſchfarben; Augenſtern braun. Kopf, Ober- und Unterhals graulicholivengrün; Kehle ſchwefelgelb; ſonſt am Obertheile des Körpers das Gefieder ſchwarz, röthlichgrau geråndert; Bruſt, Bauch und Steiß rothbraun, mit aſchgrauen Federrändern; Schwanz ſchwärzlich, die beiden Seitenfedern an der innern Fahne größtentheils weiß. Länge 6½" (Männchen).

Das kleinere Weibchen hat mehr Aſchgraues und iſt am Kopfe ſchwarz geſtrichelt. Junge Männchen vor der erſten Mauſer ähneln den jungen Goldammern.

Fünfte Art: Zaunammer, E. cirlus, *Linn.*

Schnabel grau; Füße fleiſchfarben. Kinn und Kehle beim Männchen ſchwarz, beim Weibchen bräunlich (zuweilen ſchwärzlich) gefleckt; Gurgel bei jenem goldgelb, bei dieſem hellgelb; Mantelgefieder bei jenem kaſtanienbraun am Rande, ſchwarz in der Mitte, bei dieſem gelbbraun mit großen ſchwarzen Flecken. Oberbruſt olivengrün; Schwanz ſchwarz, die zwei äußern Federn mit keilförmigem weißen Fleck. Länge $5\frac{3}{4}''$.

Die Jungen vor der erſten Mauſer am Oberleibe hellbraun, mit Schwarz gemengt; am Unterleibe hellgelb, ſchwarz geſtrichelt, an der Bruſt ins Olivengrüne ſchimmernd.

Sechste Art: Zipammer, E. cia, *Linn.*

Oberſchnabel ſchwärzlich, unterer grau; Füße braun. Scheitel grau, mit ſchwarzen Längsflecken; Unterhals und Oberbruſt vorn aſchgrau; ein ſchwarzer Streif geht durch die Augen, umgibt die Wangen, läuft am Schnabelwinkel zuſammen und herabwärts; über den Augen ein weißer Bogenſtreif, welchem ein ſchwarzer folgt, der ſich im Genicke vereinigt; Rücken- und Flügelgefieder braungrau, mit ſchwarzen Längsflecken; Bauch, Seiten und After braunröthlich. Länge 6″ (Männchen).

Am kleineren Weibchen Scheitel und Genick aſchgrau, roſtbräunlich überlaufen, häufig ſchwarz geſtrichelt; Wangenband mehr gerade und weniger ſcheinbar; das Graue an Hals und Bruſt heller, mit kleinen undeutlichen, braunen Flecken; das Rothgelbe an den untern Theilen blaſſer mit einigen braunen Längsflecken.

b) Mit langem, faſt geradem Nagel an der Hinterzehe.

Siebente Art: Lerchenammer, Spornammer, E. calcarata, *Temminck* *).

Schnabel an der Wurzel gelblich, an der Spitze braun; Augenſtern und Füße braun; Nagel an der Hinterzehe 10‴ lang. Scheitel, Kehle und Vorderhals ſchwarz; von der

*) Dem Verfaſſer ſcheint es natürlicher, obigen Vogel den Ammern beizuzählen; deswegen folgte er hier Temmink, nicht Wolf, der ihn, als Fringilla calcarata, zu den Finken gerechnet hat.

Schnabelwurzel aus, über den Augen zieht ſich ein weißes Band hin, welches an den Seiten des Halſes ſich verliert; Genick, Rücken und Schultern braun, mit Roſtfarbe gemiſcht; Flügel und Schwanz dunkelbraun, jene mit zwei weißen Querbinden; die erſte Schwungfeder weiß eingefaßt, an dieſem ſämmtliche Steuerfedern roſtfarben gerändert, die äußerſten in einem weißen keilförmigen Fleck ausgehend. Länge 6½" (Männchen).

Am Weibchen Scheitel, Oberhals, Mantel und Rücken grau und roſtfarbig mit ſchwarzen Flecken; das beim Männchen weiße Band beim Weibchen roſtfarbenweißlich; Kehle weiß, mit brauner Einfaſſung; Oberbruſt grau, ſchwarz gefleckt; Unterleib weiß, an den Seiten mit langen, dunkelbraunen Strichen.

Achte Art: Schneeammer, E. nivalis, *Linn.*

Schnabel wie bei der ſiebenten Art; Füße und Nägel ſchwarz.

Altes Männchen im hochzeitlichen Kleide Kopf, Hals und ganzer Unterleib, nebſt den großen und kleinen Flügeldeckfedern, auch die obere Hälfte der Schwungfedern reinweiß; Oberrücken, drei letzte kleinere Flügelfedern gegen den Körper hin, Baſtardflügel und die untere Hälfte der Schwungfedern ſchwarz; die drei äußern Steuerfedern weiß, mit ſchwarzem Strich am Ende, die vierte oben auf der äußern Fahne weiß, die übrigen ſchwarz. Länge 6½".

Beim Weibchen das Weiße am Kopfe, Halſe und an der Bruſt in Roſtbraun ſchattirend; das ſchwarze Rückengefieder und die kleineren Flügelfedern zunächſt am Körper gehen ſämmtlich weißbräunlich aus; eben ſo die Schwungfedern und die mittleren Steuerfedern, welche auch weißbräunlich gerändert ſind; ſonſt das Weiße wie beim Männchen.

Das alte Männchen im Winterkleide iſt großentheils wie das Weibchen gezeichnet, alle ſchwarze Federn des Rückens, der Flügel und des Schwanzes bekommen eine weiße, mit Hellbraun gemiſchte Einfaſſung; Kopf, Schläfe und Bruſt mit leichtem roſtfarbenem Anfluge; Steiß- und Schwanzdeckfedern mit einigen braunen und braungelben Flecken.

Am Jungen im Herbſte Schnabel gelblich; Scheitel zimmtfarben, über den Augen ein breiter weißlicher Streif; Ohrgegend, Kehle, öfters auch die Bruſt, mehr oder weniger braunroth gezeichnet; alles Gefieder der obern Theile ſchwarz, mit breitem, braungrauem Rande in der Mitte, nur die Mitte der Flügel und die untern Theile reinweiß; Schwung- und mittlere Steuerfedern ſchwarz, hellrothbraun

eingefaßt; die drei äußern Schwanzfedern mit einem großen ſchwarzen Fleck *).

B. Droſſelartige Vögel.

Meiſt mit etwas meſſerförmigem Schnabel, größerem Körper; Inſekten= und Beerenfreſſer.

Drei= und zwanzigſte Gattung: Droſſel, Turdus.

Schnabel gerade, abgerundet, am Grunde zuſammengedrückt; Oberſchnabel an der Spitze niedergebogen und da an der Seite ausgeſchnitten; der Rachen (meiſt) mit ſteifen Härchen beſetzt; oben am Schnabelwinkel ſchräg abwärts gerichtete lange, ſteife Borſten; Naſenlöcher zur Seite, eirund, oben mit einer dünnen Haut halb bedeckt; Zunge faſerig; an der Spitze ausgeſchnitten; Schreitfüße, indem die mittlere Zehe mit der äußeren an der Wurzel verbunden iſt.

Erſte Schwungfeder äußerſt kurz, oder mittelmäßig; bei einigen Arten die dritte, bei andern die vierte (bei einer, Turdus roseus, die zweite und dritte) die längſte.

Gang hüpfend; Geſang melodiſch; Wildbret wohlſchmeckend; Nahrung, bis zur Reife der Herbſtbeerenfrüchte, welche ſie ſehr lieben, Inſekten und kleines Gewürm,

a) Ganz= oder Großvogel.

Erſte Art: Miſteldroſſel (Schnärre), T. viscivorus, *Linn.*

Schnabel hornbraun, mitten an der Wurzel und in den Ecken gelb; Rachen gelb; Augenſtern dunkelkaſtanienbraun; Füße ſchmutzighellgelb; Rücken olivenbraun; große Flügeldeckfedern mit weißen Spitzen; Gurgel und Bauch weißgelblich, jene mit dreieckigen, dieſer mit faſt halbmondförmigen, ſchwärzlichen Flecken; die drei äußern Steuerfedern an der Spitze weiß. Länge 11″ (Männchen).

Am Weibchen die Grundfarbe des Unterleibes mehr gelblichweiß, die Flecken mehr braun als ſchwärzlich.

Zweite Art: Wachholderdroſſel (Ziemer), T. pilaris, *Linn.*

Schnabel gelb, an der Spitze ſchwärzlich; Rachen gelb; Augenſtern dunkelbraun; Augenlieder gelb gerändert; Füße ſchwarzbraun; Kopf und Steiß aſchgrau; Rücken kaſtanienbraun,

---

*) *Temmink* a. a. O. S. 188 u. 189. Dieſe etwas ausführliche Beſchreibung eines im nördlichen Teutſchlande nur vorkommenden Vogels wurde deshalb von beſagtem Schriftſteller entlehnt, weil derſelbe in Holland die beſte und häufigſte Gelegenheit hatte, ſelbigen zu unterſuchen.

weißgrau gewölbt; untere Flügeldeckfedern weißlich; Bruſt braungelb, mit verkehrt herzförmigen, ſchwarzbrauen Flecken; Unterleib weiß, dreieckig ſchwarzbraun gefleckt; Schwanzfedern ſchwarz, die drei äußern am innern Rande und an der Spitze weißlich. Länge 10″ (Männchen).

Am Weibchen Kopf und Steiß mehr fahlgrau, erſter mehr braun gefleckt; Kehle weißlich; Rücken ſchmutzigroſtfarbig.

Dritte Art: Ringdroſſel, T. torquatus, *Linn.*

Schnabel ſchwärzlich; Rachen gelb; Augenſtern nußbraun; Füße braunſchwarz; Gefieder ſchwärzlich, mit grauen und weißen Rändern; auf der Oberbruſt ein weißlicher halbmondförmiger Fleck. Länge 10½″ (Männchen).

Beim Weibchen die Federränder am Oberleibe hellgrau; der halbe Mond auf der Bruſt ſchmaler, undeutlicher, röthlichaſchgrau, braun gewölkt; bei jungen Weibchen dieſer Halbmond kaum wahrnehmbar. Bei jungen Männchen die Rückenfarbe wie am Weibchen; der Bruſtring röthlich weiß.

b) Halbvogel.

Vierte Art: Singdroſſel (Zippe), T. musicus, *Linn.*

Schnabel hornbrau, unten an der hintern Hälfte gelblich; Rachen gelb; Augenſtern nußbraun; Augenliederrand gelblichweiß; Füße gelblichgrau; Oberleib olivengrau; obere Deckfedern der Flügel mit roſtgelben Spitzen, untere Deckfedern blaßgelb; Kehle weiß; Gurgel und Bruſt weißgelb, mit verkehrt herzförmigen, der Bauch mit eirunden, dunkelbraunen Flecken. Länge 8½″ (Männchen).

Beim kleineren Weibchen die Bruſt heller, die roſtgelben Spitzen an den großen Flügeldeckfedern kleiner.

Fünfte Art: Rothdroſſel (Weindroſſel), T. iliacus, *Linn.*

Schnabel ſchwärzlich, nur die Wurzel des Unterkiefers und die Ecken hellgelb; Augenſtern nußbraun; Fußwurzel blaßgraugelblich; Zehen hellgelb; Oberleib olivenbraun; Bruſt mit dreieckigen dunkelbraunen, an den Seiten mit olivenbraunen Flecken; untere Deckfedern der Flügel orangeroth; Bruſt, Seiten des Halſes und Bauches mit ſchwärzlichen Längsſtrichen, die ſich auch hin und wieder auf dem weißen Bauche andeuten. Länge 8″ (Männchen).

Am Weibchen die Farben heller; die Flecken auf der Bruſt und an den Seiten des Bauches hellbraun und größer

Sechste Art: Schwarzdroſſel (Amſel), T. merula, *Linn.*

Augenſtern und Füße ſchwarz.

Männchen (altes): Schnabel und Augenlieder goldgelb; Gefieder tief ſchwarz. Länge 9½″.

Weibchen: Schnabel ſchmutziggelb; Oberleib ſchwarzbraun; Kehle hell- und dunkelbraun gefleckt; Bruſt roſtgrau; Bauch aſchgrau.

Junge: Schnabel braun bis zur Mannbarkeit, dann dem Geſchlechte nach wie bei den Alten; Gefiederfarben bis zur erſten Mauſer faſt wie beim alten Weibchen, nach derſelben die Männchen ſchwarz.

Siebente Art: Steindroſſel, T. saxatilis, *Linn.*

Männchen: Kopf und Hals aſchblau; Oberrücken dunkelbraun; Mittelrücken weiß; Unterleib orangeroth; Schwanz gelbroth. Länge 7½″.

Weibchen: Oberleib dunkelbraun, mit graulichweißen Federrändern; Kinn weiß; Unterleib ſchmutzigroſtroth, mit weißen Wellenlinien; After und Schenkel weißlich; die zwei mittelſten Schwanzfedern braun roſtfarben gerändert, die übrigen röthlichgelb.

Nach der Mauſer im Winterkleide beide Geſchlechter faſt gleich gefärbt.

Junge vor der erſten Mauſer — nach Temmink *) —: Alle obere Theile hellbraungrau, jede Feder in einem mehr oder weniger breiten, weißgrauen Flecken ausgehend; Schwungfedern mit weißen Spitzen; Flügeldeckfedern grau gerändert, weiß geſpitzt; Unterleib beinahe wie am alten Weibchen, nur mit mehrerem Weiß untermengt und von braunen Linien unterbrochen.

Achte Art: Roſenfarbige Droſſel, T. roseus, *Linn.* **).

Oberſchnabel und Spitze des Unterſchnabels hellröthlichgelb; Augenſtern dunkelbraun. Auf dem Kopfe ein blauſchwarzer,

---

*) a. a. O. S. 93.

**) Dieſer in Rußland, beſonders aber in Weſtaſien — wo er als Zerſtörer der Zugheuſchreckenſchwärme heilig gehalten wird — einheimiſche Vogel kommt nur ſelten in Teutſchland vor; doch wurde er im Altenburgiſchen bei Ronneburg, im Odenwalde und im Solms-Laubachiſchen geſchoſſen und gefangen. Am öfterſten traf man ihn unter Staarenflügen an, ſo daß man im Jahre 1784 bei Ronneburg deren drei aus einer Staarenſchaar herausſchoß. In Rückſicht der Lebensart hat er

grün und purpurfarben ſchillernder Federbuſch; Hals und Oberbruſt wie der Federbuſch; Rücken, Steiß und Bauch ſchön roſenroth; Flügel und Schwanz braunſchwarz, mit purpurfarbenem und blauem Schiller; Flügeldeckfedern hellroſenroth eingefaßt; untere Deckfedern des Schwanzes und der Schenkel ſchwarz, mit weißlichen Querſtrichen. Länge 8″ (Männchen im Mittelalter)

Beim Weibchen ſind die Haubenfedern kürzer; die Gefiederfarben durchgängig weniger lebhaft; die roſenrothen Theile hellfleiſchfarbig; auf der Bruſt einige (zuweilen) undeutliche braune Wellenlinien.

Bei ſehr alten Männchen ſind die Haubenfedern ſehr lang und herabhangend, die roſenrothen Theile faſt blutroth.

Bei Jungen fehlt der Schiller an den dunkelgefärbten Theilen; die Theile aber, die einſt roſenroth werden ſollen, ſtellen ſich hellbraun dar.

Neunte Art: Rohrdroſſel, T. arundinaceus, *Linn.*

Schnabel gelb an der Wurzel, braun an der Spitze; Augenſtern braun, mit einem hochgelben Außenringe. Stirn und Schnabelwurzel breit gedrückt. Ueber den Augen ein roſtgelblichweißer Streif; Gefieder des ganzen Oberkörpers, mit Einſchluß des abgerundeten Schwanzes, dunkelroſtgrau; Kehle weißlich; Bruſt und Vorderbauch weißgelb; Hinterbauch und After roſtröthlich. Länge 8″ (Männchen).

Das Weibchen iſt etwas kleiner; auf dem Rücken dunkler; Oberkopf roſtgelb überlaufen. Kehle reinweiß; Unterleib heller als am Männchen.

Bei Jungen iſt der Oberleib röthlichgrau und röthlichweiß gefleckt.

Zehnte Art: Zweideutige Droſſel, T. dubius, *Bechſtein.*

Oberleib olivenbraun; Bruſt weißgrau, ſchwarzbraun gewölkt;

Alles mit den Staaren gemein, weshalb ihn Scopoli und Andere unter dem Namen: Sturnus roseus, der Gattung Staar als Art beigeſellten. Bechſtein, Becker und Meyer rechnen ihn mit Gmelin zu den Droſſeln; Temminck macht eine neue Gattung unter der Benennung Pastor daraus, die ſich von den Droſſeln dadurch unterſcheiden ſoll, daß keine einzelne Härchen am Rachen ſtehen und daß die zweite und dritte Schwungfeder die längſten ſind. Der Verfaſſer hat dieſe geringe Abweichung in der Charakteriſtik der Gattung Turdus eingeſchaltet, um Gattungsvermehrung zu umgehen, wo es möglich iſt.

große Deckfedern der Unterflügel hellorangefarben. 8½″ lang *).

Eilfte Art: Blaue Droſſel, T. cyanus, *Gmel.*

Schnabel, Füße, Schwung- und Steuerfedern ſchwarz; Augenſtern braun; Rachen und Augenlieder orangegelb; alle übrige obere Theile dunkelblau, die Untertheile heller blau; an Kehle und Vorderhals ganz fleckenlos, ſonſt an allen Federn der Untertheile ein halbmondförmiger, gerade nach dem Ende der Federn hin gerichteter, ſchwarzer Fleck; an den Spitzen ein ebenfalls halbmondförmig geſtalteter weißlicher. Länge 8½″ (Männchen).

Beim Weibchen das Blaue an den obern Theilen mit Braun und Aſchgrau gemiſcht; Flügel und Schwanz braunſchwarz; die untern Theile weniger rein.

An den Jungen obere und untere Körpertheile aſchgraubraun, mit kleinen weißlichen Flecken; auf dem Rücken und auf dem Halſe ein leichter bläulicher Anflug; Flügel und Schwanz braunſchwarz.

Vier und zwanzigſte Gattung: Seidenſchwanz, Ampelis; Bombycivora (franzöſiſch Jaseur), *Temmink* **).

Schnabel gerade, kurz, erhaben, der längere Oberkiefer gegen das Ende ſchwach gekrümmt, an beiden Seiten ausgeſchnitten; Naſenlöcher eirundlich, offen, mit Borſten bedeckt; Zunge knorpelig und geſpalten; Schreitfüße, durch die Verbindung der äußeren Zehe mit der mittleren; Flügel mittelmäßig; unter den Schwungfedern die erſte und zweite die längſten. Nahrung Beeren und Inſekten.

---

*) Bechſteins Naturgeſch. Teutſchl. zweite Aufl., B. III. S. 396; deſſen Abbildung naturhiſtoriſcher Gegenſtände I. Taf. 95; deſſen ornithol. Taſchenb. Th. I. S. 147. Nach Farbe, Größe und Geſtalt ein Mittelding zwiſchen der zweiten und fünften Art. In Wolfs und Meyers Taſchenbuch der teutſchen Vögelkunde, Th. I. S. 203, wird dieſer Vogel für eine Abart der Wachholder- oder der Rothdroſſel gehalten, in Temminks Man. d'orn. gar nicht angeführt. Der Verfaſſer hält ihn, da nach Bechſtein derſelbe ſich öfters flugweiſe gezeigt hat, für eine eigene Art.

**) *Temmink* orn. d'Eur. p. 76, mit der Bemerkung, daß die hierher gehörigen Vögel ſich zu weſentlich von denen unterſcheiden, welche die Gattung Cotinga (Ampelis) bilden, um eine Vereinigung zuzulaſſen.

Art: Röthlichgrauer Seidenſchwanz, Ampelis garrulus, *Linn.*; Bombycivora garrula (Grand Jaseur), *Temmink.*

Schnabel von der Wurzel bis zu den Naſenlöchern weißlich, von da an dunkelhornfarbig; Augenſtern rothbraun; Füße ſchwarz; am Hinterkopfe das Gefieder haubenartig verlängert; Naſenlöcherborſten; Band über den Augen und Kehle tief ſchwarz; obere und untere Körpertheile grauröthlich, erſtere dunkler als letztere; untere Deckfedern des Schwanzes kaſtanienbraun; Schwungfedern ſchwarz, in einem eckigen gelben und weißen Fleck ausgehend, die acht oder neun hinterſten weiß geſpitzt und mit ſcharlachrothen, pergamentartigen Fortſätzen; Steuerfedern ſchwarz, mit gelben Spitzen, bei ſehr Alten auch hier pergamentartige Fortſätze. Länge 7½" (Männchen).

Am Weibchen der ſchwarze Kehlfleck kleiner; das Grauröthliche heller; nur an vier oder höchſtens fünf Schwungfedern heller rothe pergamentartige Fortſätze; bei Jungen fehlen dieſe vor der erſten Mauſer ganz.

Fünf und zwanzigſte Gattung: Schwätzer, Cinclus.

Schnabel mittelmäßig, ſchwach, gerade, ſchmal zulaufend; an den Seiten zuſammengedrückt, hochrückig, ſchneidig, vorn abgerundet; obere Spitze nach unten gebogen; Naſenlöcher ritzenförmig, von oben mit einer flachen Haut bedeckt, am Grunde und obern Ritzenrande von haarartigen Federchen begrenzt; Zunge geſpalten; Gangfüße. Kopf klein, oben ſchmaler als unten; Stirn lang geſtreckt, bis an die Naſenlöcher reichend; Augen hochliegend; Leib ſtark, dicht mit Federn bekleidet; erſte Schwungfeder ſehr kurz, zweite kürzer als die dritte und vierte, welches die längſten ſind.

Die Schwätzer gehören der Geſtalt nach zu den Singvögeln; nähern ſich aber rückſichtlich ihrer Nahrung und Lebensart den Strandvögeln. Sie halten ſich das ganze Jahr hindurch an hellen Flüſſen und Bächen auf, gehen ſelbſt in ſeichtes Waſſer, tauchen auch den Kopf unter, wenn es ſeyn muß, um ihre aus Waſſerinſekten beſtehende Nahrung ſich zu verſchaffen. Sie machen ihr Geheck an Flüſſen und Bächen. Das Neſt ſteht an einſamen Orten in Ufermauerritzen und Spalten hölzerner Mühlwehre und ungangbarer Mühlräder. Der Grund, wie die gewölbte Oberdecke, beſteht aus Moos, das mit Grashalmen feſt und künſtlich durchflochten iſt.

Art: Waſſerſchwätzer, Cinclus aquaticus, *Bechst.*

Schnabel ſchwärzlich; Augenſtern perlfarbig; Füße hornbraun; Oberkörper braunſchwärzlich, mit Aſchgrau überlaufen; Kehle, Vorderhals und Bruſt reinweiß; Bauch roſtbraun. Länge 7″ (Männchen).

Weibchen auf dem Kopfe und am Hinterhalſe graubraun; weniger Weißes an der Bruſt; Bauch und After braungelb.

Sechs und zwanzigſte Gattung: Staar, Sturnus.

Schnabel gerade, eckig, niedergedrückt, etwas ſtumpf, am Oberkiefer mit glattem, etwas aufklaffendem Rande; Rücken des Oberſchnabels faſt in einer Flucht mit dem Scheitel. Naſenlöcher zur Hälfte mit einer aufgetriebenen Haut verſchloſſen; Zunge ſpitzig, ausgerandet; Schreitfüße, durch Verbindung der mittleren Zehe mit der äußern bis auf das erſte Gelenk.

Die Nahrung beſteht meiſt aus Inſekten. Die Staare leben ſehr geſellig, machen ihre Reiſe in ſtarkzähligen Schaaren; halten ſich gern in der Nähe von und unter Viehheerden auf und niſten in Baum- und Mauerhöhlen.

Art: Bunter Staar, St. varius, *Wolf.*; St. vulgaris, *Linn.*

Schnabel im Sommer grüngelb, an der Spitze und an den Seiten blauſchwärzlich, im Winter überall ſchwärzlich; Füße braunröthlich oder dunkelfleiſchfarbig; überall ſchwärzlich, mit purpurrothem, grünem und gelblichem Schiller; obere Theile mit dreieckten weißbräunlichen Schmitzen; Unterleib ſtärker weißgetüpfelt; untere Schwanzdeckfedern weiß eingefaßt. Länge $8\frac{1}{2}$″ (Männchen).

Am Weibchen hat der Schnabel im Sommer weniger Gelbes. Bruſt und Bauch mehr und größere weiße Tupfen. Alte Männchen haben weniger weiße Zeichnung als jüngere.

C. Pfriemenſchnäbler.

Mit ziemlich kleinem, ſchlankem Körper, meiſt Inſekten freſſend.

Sieben und zwanzigſte Gattung: Fliegenfänger, Muscicapa.

Schnabel mittelmäßig lang und ſtark, an der Wurzel breit, faſt dreieckig, Oberkiefer an der Spitze etwas nach unten gekrümmt, längs dem hintern Rande mit ſteifen, ſchräg vorwärts gerichteten Federborſten beſetzt, ausgeſchnitten. Na-

ſenlöcher hinten zur Seite ſtehend rundlich, zum Theil und nicht dicht mit ſteifen Federhaaren verdeckt. Drei Zehen, von denen die äußere mit der mittleren an der Wurzel kaum merklich verbunden iſt, nach vorn; eine nach hinten und an dieſer der Nagel ſtärker gekrümmt als an den vordern.

Die in Teutſchland bekannten Arten kommen als Zugvögel ſpät an und gehen frühzeitig wieder fort; ſie machen daher bei uns nur ein Geheck. Sie leben einſam in Wäldern, Feldhölzern und Gärten, ſitzen in den Spitzen der Bäume, höchſt ſelten auf Seitenzweigen, faſt nie auf der Erde und fangen von da aus Fliegen und andere fliegende Inſekten, worin ihre Nahrung einzig beſteht, mit großer Geſchicklichkeit und faſt immer im Fluge, ſelten auf Baumblättern, nie wenn jene Inſekten an der Erde und an Baumſtämmen verweilen *).

Erſte Art: Gefleckter Fliegenfänger, grauer Fliegenfänger, M. grisola, *Linn.*

Alle obere Theile des Körpers dunkelgrau, etwas bräunelnd; Stirn in Weiß ſpielend; Kopffedern mit dunkelbraunen Längsſtreifen; Kehle und Mitte des Bauches weiß; Seiten des Halſes, Bruſt und Flanken mit graubraunen Längsſtreifen. Länge über $5\frac{1}{2}''$.

Männchen und Weibchen nicht merklich unterſchieden. Junge vor der erſten Mauſer den Alten ähnlich bis auf den vielfach weißgefleckten Kopf, die röthlichweiß breitgeränderten Flügeldeck- und hintern Schwungfedern und die ſchöne weiße Magengegend, die bei den Alten ſchmutzigweiß ſich darſtellt.

Zweite Art: Fliegenfänger mit weißem Halsbande, M. albicollis, *Temmink;* M. collaris, *Bechst* **).

Scheitel, Wangen, Rücken, kleine Flügeldeckfedern und ſämmtliche Steuerfedern tief ſchwarz; Stirn, ein breites Band über das Genick und alle untere Theile reinweiß; Steiß ſchwarz und weiß; an der Wurzel der Schwungfedern ein weißer Spiegel; mittlere und große Flügeldeckfedern weiß, an den

---

*) Nach des Verfaſſers Dafürhalten hat Temmink die Arten dieſer Gattung genauer und richtiger beſtimmt als einer ſeiner Vorgänger; nach dieſen Beſtimmungen werden ſie daher hier aufgeführt. S. Man. d'ornith. S. 99—104.

**) S. d. Taſchenb. I. 158. Da Latham die Bechſteiniſche lateiniſche Benennung bereits einer ausländiſchen Art beigelegt hat, ſo ſcheint die Temminkiſche paſſender zu ſeyn.

letztern die Spitze der innern Fahne oben ſchwarz. Länge 5″ (Alte im hochzeitlichen Kleide).

An Jungen vor der erſten Mauſer das Halsband auf dem Genicke weißlich; alles bei mannbaren Vögeln dieſer Art ſchwarze Gefieder bräunlichgrau; zwei oder drei Seitenfedern des Schwanzes an der äußern Fahne weiß gerandet. Dieſer weiße Rand verſchwindet bei zunehmendem Alter des Vogels nach und nach, ſo daß am ſehr alten keine Spur davon mehr wahrnehmbar iſt.

Dritte Art: Fliegenfänger ohne Halsband, M. luctuosa, *Temmink.*

Alle obere Körpertheile und die Schwanzfedern tief ſchwarz; Stirn und der ganze Unterkörper reinweiß; Flügel ſchwarz, die mittleren und großen Deckfedern derſelben weiß, letztere an den innern Fahnen ſchwarz eingefaßt. Länge 5″ (Alte im hochzeitlichen Kleide; Muscic. atricapilla, *Linn.*; Schwarzrückiger Fliegenfänger, *Bechst.*).

Vor vollſtändigem Eintritt der ſchwarzen Farbe bemerkt man auf ſchwarzem Grunde graues und braunes Gemeng; Flügel- und Schwanzfedern ſind dann ſchwärzlich, von letztern die beiden äußerſten weiß gerandet. Junge vor der erſten Mauſer überall wo Alte am Oberkörper ſchwarz ſind, aſchgrau; bei ihnen iſt die weiße Einfaſſung der drei Seitenfedern des Schwanzes mehr ausgebreitet (M. muscipeta, Schwarzgrauer Fliegenfänger, *Bechst.*).

Anmerk. Dieſe Art unterſcheidet ſich ſtandhaft von der vorhergehenden durch ſteten Mangel des Genickbandes, welches den Vögeln jeden Alters und jeden Geſchlechtes bei jener (zweiten Art) eigen iſt.

Vierte Art: Kleiner Fliegenfänger, M. parva, *Bechst.*

Haarfedern an der Schnabelwurzel ſehr lang; am Kopfe viel Braunes; oberwärts gekehrte Körpertheile aſchgraurôthlich, am Steiße roſtfarbig gefleckt; Schwungfedern in- und auswendig mit roſtfarbenem Rande; große und mittlere Deckfedern in einem kleinen roſtgelben Fleck ausgehend; Augenring und Kehle weißgelblich; Bruſt und Seiten ſehr hell röthlichgelb; Bauch weißlich; Schwanzfedern bis auf die mittelſte von der Wurzel an über die Hälfte weiß, übrigens alle ſchwarz, auf der äußern Fahne roſtfarbig gewölkt. Länge $4\frac{1}{2}$″ (Männchen).

Beim Weibchen (nach Wolf) Kopf weniger braun; Vorderhals und Bruſt heller röthlichgelb; an den Flügeldeck-

federn die roſtgelben Spitzen fehlend; Schwanzfedern da ſchwarzbraun, wo ſie beim Männchen ſchwarz ſind.

Bei Jungen das Gefieder mehr roſtfarbig gezeichnet.

Acht und zwanzigſte Gattung: Bachſtelze, Motacilla.

Schnabel gerade, dünn, walzenförmig, mit pfriemförmiger Spitze; Unterſchnabel am Rande zuſammengedrückt. Naſenlöcher zur Seite, eirund, zur Hälfte durch ein nacktes Häutchen verſchloſſen; Zunge ſchmal, an der Spitze gefaſert; Schreitfüße, durch Verbindung der äußern Zehe mit der mittleren; Nagel der Hinterzehe krumm, länger als die ſehr kurzen der Vorderzehen; Schwanz ſehr lang, wagerecht; faſt immer auf- und abwärts in Bewegung; zweite Schwungfeder die längſte; große Flügeldeckfedern bis an das Ende der Schwungfedern reichend.

Die Bachſtelzen ſind Zugvögel; als ſolche bei uns Verkündiger des Frühlings durch ihre Ankunft und der rauhen Herbſtwitterung durch ihren Wegzug. Am liebſten halten ſie ſich in der Nähe von Teichen (Weihern), Bächen, Flüſſen und in feuchten Wieſen und Hutplätzen auf, folgen den Viehheerden und leben von Inſekten. Sie niſten in Klüften und Höhlen und mauſern ſich jährlich zweimal, einmal im Frühlinge, das anderemal im Herbſte. Nur im Hochzeitkleide ſind die Geſchlechter dem Aeußern nach unterſcheidbar.

Erſte Art: Weiße Bachſtelze, M. alba, *Linn.*

Stirn, Wangen, Seitenhals und unterwärts gekehrte Theile reinweiß; Hinterkopf, Genick, Kehle, Bruſt, Schwanz und obere Deckfedern deſſelben tief ſchwarz — am Schwanze die zwei äußern Federn bis über die Hälfte ſchief abgeſchnitten weiß; Rücken und Bauchſeiten aſchgrau; Flügeldeckfedern ſchwärzlich, weiß eingefaßt. Länge 7″ (Männchen im Hochzeitkleide).

Weibchen im Hochzeitkleide: Stirn und Wangen weniger reinweiß; ſchwarze Kopfplatte weniger groß; die Einfaſſung der Flügeldeckfedern weißgrau.

Winterkleid: Kehle und Vorderhals weiß, mit ſchwarzem Ringkragen.

Junge bis zur erſten Mauſer haben am Unterleibe ſchmutzigweiße Farbe; auf der Bruſt einen mehr oder weniger großen, grauen oder graubraunen halbmondförmigen Fleck; grauen oder aſchgrauen Oberleib. Bei der Herbſtmauſer legen die Jungen des erſten Gehecke das oben beſchriebene allgemeine Winterkleid an; die des zweiten Geheckes

treten den Herbſtzug im Jugendkleide an und wechſeln daſſelbe oft erſt nach der Rückkehr im nächſten Frühlinge.

Zweite Art: Graue Bachſtelze, M. sulphurea, *Bechst.* (M. boarula, *Linn.*).

Oberleib dunkelaſchgrau; Steiß gelb, ins Olivenfarbige ſich ziehend; über den Augen und über den Seitentheilen der Kehle ein weißes Band; Kehle tief ſchwarz, Bruſt und Bauch hochgelb; ſechs mittlere Steuerfedern ſchwarz, weiß und olivenfarbig berandet; von den drei Seitenſteuerfedern die erſte ganz weiß, die zweite und dritte auf der äußern Fahne ſchwarz; Schwanz 2½″ über die Spitzen der zuſammengelegten Flügel hinausreichend. Länge etwas über 7″.

Weibchen und Männchen haben nach der Herbſtmauſer keine ſchwarze Kehle, ſondern dieſe erſcheint dann weiß, mit Roſtfarbe überflogen; der Streif über den Augen mehr gelblich; Oberleib grau, mit olivenfarbigem Anflug; Unterleib mehr blaßgelb.

Beim Männchen in der Mauſer iſt das ſchwarze Kehlgefieder mit weißem untermengt.

Anmerk. Nur während der Paarzeit und bis die Jungen flügge ſind, hat das Männchen die ſchwarze Kehle; dann verſchwindet das Schwarze an derſelben nach und nach und wenn dies geſchehen, iſt der Unterſchied der Geſchlechter äußerlich nicht mehr wahrnehmbar *).

Dritte Art: Gelbe Bachſtelze, M. flava, *Linn.*

Kopf und Nacken graubläulich; übriger Oberleib grau, mit Olivengrün überzogen; ein weißer Streif vom Schnabel aus über den Augen, ein anderer vom Unterkiefer aus unterhalb der Ohröffnungen ſich hinziehend; ganzer Unterleib ſchön gelb; Flügel und Mittelfedern des Schwanzes braunſchwarz, gelblich eingefaßt, zwei äußere Federn des letztern weiß; Schwanz wenig abgerundet, nur 1¾″ über die Spitzen der zuſammengelegten Flügel hinausreichend; Kralle der Hinterzehe lang, wenig gekrümmt. Länge 6½″ (Männchen).

Beim Weibchen Kehle weiß; Oberleibsfarbe mehr in Aſchgrau ſich ziehend; am Bauche das Gelbe weniger lebhaft; nach und an der Bruſt roſtfarbig geſprenkelt.

Junge ähneln dem Weibchen rückſichtlich der Oberleibsfarbe ſehr; ſind am Unterleibe mehr weißgelblich, an der Bruſt oft mit einem halbmondförmigen, braunen Flecke gezeichnet.

---

*) Temmink a. a. O. S. 146.

Neun und zwanzigſte Gattung: Sänger, Sylvia.

Schnabel gerade, ziemlich dünn, pfriemenförmig geſpitzt, an der Wurzel weniger breit als hoch; Oberſchnabel meiſtentheils mit einem Ausſchnitte; Unterſchnabel jenem faſt gleich an Breite und Länge; Naſenlöcher zur Seite liegend, verkehrt eirund, durch eine Membran halb verſchloſſen; Zunge häutig, vorn zerſchliſſen; Schreitfüße durch Verbindung der Außenzehe mit der Mittelzehe an der Wurzel; Hinterzehe mit einem bogenförmigen Nagel, deſſen Länge nicht mehr beträgt als die der Zehe; erſte Schwungfeder ſehr, theils äußerſt kurz; zweite faſt oder eben ſo lang als die dritte; große Deckfedern um Vieles kürzer als die Schwungfedern.

Aufenthalt im Walde, im Geſträuche, in Hecken, in ſteinigen Gegenden und am Ufer der Gewäſſer. Nahrung Inſekten, die ſie nicht im Fluge und fliegend fangen, ſondern von Blättern und andern Körpern ableſen; ſie freſſen auch Würmer und Beeren. Es ſind Zugvögel, die unſere Gegend verlaſſen, wenn bei eintretender Kälte die Inſekten verſchwinden, und zurückkehren, wenn jene im Frühlinge wieder zum Vorſchein kommen.

A. Grasmücken.

Schnabel ſtärker als bei den folgenden Familien, rund, bis zur Spitze faſt gleich ſtark; Füße ſtark; Gefieder weich. Aufenthalt Gebüſch und Hecken. Nahrung Inſekten und Beeren.

Erſte Art: Nachtigallgrasmücke, S. luscinia, *Lath.*

Oberleib röthlichgrau; Kehle beim Männchen mehr, beim Weibchen weniger weißlich; Unterleib hellgrau; Schwanz braunroth; erſte Schwungfeder kurz, zweite 3‴ kürzer als die dritte, mit der fünften gleichlang. Länge 6″ 2‴.

Zweite Art: Sproſſergrasmücke, S. Philomela, *Bechst.*

Oberleib ſchmutziggraubraun; an der Bruſt hellgrau, dunkelgrau gefleckt; Kehle weiß, ſchwarzgrau eingefaßt; Schwanz ſchmutzig roſtbraun; erſte Schwungfeder äußerſt kurz, zweite faſt gleichlang mit der dritten, länger als die vierte. Länge 6½″.

Dritte Art: Schwarzköpfige Grasmücke, S. atricapilla, *Lath.*

Schnabel und Füße ſchwarz; Oberkopf, Stirn und Nacken tief ſchwarz; Raum zwiſchen dem Schnabel und den Augen, Hals und Bruſt aſchgrau; übrige Oberleibstheile, Flügel und Schwanz grau, wenig ins Olivenfarbige ſpielend; Bauch und Kehle grauweißlich. Länge 5″ 10‴ (Männchen).

Beim Weibchen der Scheitel roſtbraun; Wangen und Kehle hell aſchgrau; Oberleib mehr als beim Männchen ins Olivenfarbige ſpielend; Bruſt, Seiten und Schenkel blaß-grau, olivengrün ſchimmernd; Bauch röthlichweiß; Schwung- und Steuerfedern dunkelbraun, röthlichgrau geſäumt.

Junge haben vor der erſten Mauſer eine olivenbraune Kopfplatte.

Vierte Art: Graue Grasmücke, S. hortensis, *Bechst.*

Schnabel braun, deſſen Ausſchnitt ſehr klein; Wurzel des Unterkiefers gelblich; Augenſtern braun; Füße bleifarbig; Oberleib graubraunröthlich, mit ganz ſchwachem olivenfarbigen Anflug; Augengegend weiß; am Seitenhalſe ein rein aſchgrauer Fleck; Kehle weißlich; Bruſt und Flanken roſtgrau, (beim Weibchen dieſe Theile heller als beim Männchen); Bauch und untere Schwanzdeckfedern graulichweiß, letztere mit ſchwachem roſtfarbenem Anflug. Länge $5\frac{1}{2}''$.

Fünfte Art: Roſtgraue Grasmücke, S. fruticeti, *Bechstein.*

Oberleib roſtgrau; Unterleib röthlichgrau; von den Naſenlöchern bis zu den Augen ein ſchmutzig weißgelber Strich; Schwanz gerade; Füße gelbgrau. Länge $4\frac{3}{4}''$.

Sechste Art: Fahle Grasmücke, S. cinerea, *Bechstein.*

Oberkopf und Raum zwiſchen Auge und Schnabel aſchgrau; übrige Theile, vorzüglich der Oberrücken, grau, mit ſtarkem, roſtfarbigem Anflug; Flügeldeckfedern lebhaft dunkelroſtfarbig gerändert; die Schwungfedern ſchwärzlich, erſte weiß, die übrigen dunkelroſtfarbig umſchnürt; Kehle und Mittelbauch reinweiß; Bruſt weißlich mit roſenfarbigem ſchwachen Schimmer; Seiten und After graubraunroth; Schwanz dunkelbraun; deſſen Federn gleich lang, außer der äußerſten viel kürzeren; dieſe letztere mit großem, keilförmigem, die zweite mit kleinem weißem Fleck; die dritte nur mit weißer Spitze. Länge $5\frac{1}{2}''$ (Männchen).

Beim Weibchen die Farben weniger rein; Oberleib mit ſtärkerem, roſtfarbigen Anflug, das Weiße an der Kehle und an der äußerſten Steuerfeder roſtbräunlich ſchattirt; an der Bruſt kein röthlicher Schimmer.

An Jungen die oberen Theile noch mehr ins Roſtfarbige fallend; Raum zwiſchen Schnabel und Augen weiß; die roſtfarbige Einfaſſung der Flügeldeckfedern breiter;

erſte Schwungfeder nicht weiß, ſondern roſtröthlich umſchnürt *).

Siebente Art: Plappergrasmücke, S. garrula, *Bechstein*. (S. curruca, *Latham*).

Oberkopf rein aſchgrau (beim Weibchen dunkler als beim Männchen); übriger Oberleib aſchgraubraun; Unterleib weiß, an Bruſt, Seiten und After mit leichtem roſtbräunlichen Anfluge; Flügel braun, graubraun gerändert; Schwanz ſchwärzlich; erſte Feder an der äußern Fahne ganz, an der innern zum Theil weiß, das Uebrige aſchgrau; die zweite und dritte nur mit kleiner weißer Spitze. Länge 5″.

Achte Art: Geſtreifte Grasmücke **), S. nisoria, *Bechstein*.

Schnabel braun; Augenſtern goldgelb; Oberleib aſchgraubräunlich; Schulter und Steiß durch einen braunen und einen weißen ſchmalen Streif begrenzt; Flügel hell-, Schwanz dunkelaſchgrau; äußerſte Steuerfeder mit einem keilförmigen weißen Fleck, die übrigen (außer den zwei mittelſten) mit weißer Spitze; Bauch reinweiß, übrige unterwärts gekehrte Körpertheile weißlich, mit aſchgrauen Querſtreifen; untere Schwanzdeckfedern aſchgrau mit breitem, weißen Rande. Länge faſt $5\frac{1}{2}$″ (Männchen).

Am Weibchen die obern Theile ſich ins Braune ziehend; Schulter und Steiß ohne braunen und weißen Streif; Seiten mit ſchwachen roſtbräunlichen Anflug; erſte Schwanzfeder mit kleinerer ſchmutzig weißer Spitze, die übrigen an der Spitze weißbräunlich gerandet.

B. Rohrvögel.

Scheitel flach und niedrig; Flügel kurz, etwas bogenförmig; Schwanz ziemlich lang, durch die verkürzten äußern Federn abgerundet.

Aufenthalt an Teichen, Flüſſen und Sümpfen, im Rohr und Schilf.

Neunte Art (?): Flußſänger, S. fluviatilis, *Wolf*.

Schnabel an der Wurzel dreieckig abgerundet, von der Mitte gegen die Spitze hin ſchmäler, faſt gleich breit; Oberſchna-

---

*) Temmink a. a. O. S. 112.

**) Nach Temmink, welcher dieſer Art die Benennung Bec-fin rayé gegeben hat, weil ſie durch die Menge brauner Querſtreifen an den Untertheilen von allen übrigen Grasmücken ſich unterſcheidet. Man. d'ornith. p. 108 u. 109.

bel glänzend hellbraun, an der Spitze gekerbt; Füße blaß fleiſchfarbig; Kopf, ganzer Oberleib dunkel olivengrün; Flügel und Schwanz mehr olivenbraun, nur die beiden äußerſten Schwanzfedern verkürzt; Kinn und Kehle weißlich, mit olivenbraunen länglichen Flecken; Seiten der Oberbruſt und des Unterleibes olivenbraun; Bauchmitte weißlich; untere Schwanzdeckfedern hell olivenbräunlich, mit weißlichen ſehr breiten Rändern an den Spitzen. Länge 5″ 8‴. (Männchen).

Anmerk. Dieſer in Ungarn und in Oeſterreich am Ufer der Donau zeither nur wahrgenommene Vogel wurde in Wolfs und Meyers Taſchenb. S. 229. zuerſt beſchrieben; die Farbenzeichnung des Weibchens, Neſtbeſchaffenheit und Eier kennt man noch nicht. Bechſtein hält ihn für eine Altersvarietät von ſeinem Sumpfſänger, S. palustris, S. d. ornith. Taſchenb. I, 186. und III. 562. Vergl. Art 14.

Zehnte Art: Heuſchreckenſänger, S. locustella, *Latham*.

Oberleib olivenbraun; auf dem Scheitel mit kleinen, auf dem Rücken mit größeren länglich runden, dunkelbraunen Flecken; Schwanz und jede Feder desſelben abgerundet; Kinn, Kehle und Mitte des Unterleibes weiß; Unterhals mit wenigen, kleinen, rundlichen, dunkelbraunen Flecken; untere Schwanzdeckfedern roſtgelblich mit ſchwarzbraunen Schaftſtrichen. Länge 5″. (Männchen).

Weibchen hat — nach Temmink — weniger lebhafte Farben.

Anmerk. Naumann, Wolf und Temmink halten dieſen Vogel, welcher dem vorhergehenden ſehr gleicht, demſelben aber — wie alle unter B. folgende Arten — an Größe bedeutend nachſteht, für eine eigene Art. Letztgedachter Schriftſteller gibt auch Unterſcheidungsmerkmale der Geſchlechter an. Hierdurch ſowohl, als durch das von Wolf bemerkte Ausſpreitzen und etwas in die Höhe halten des Schwanzes, durch das Schnippen mit demſelben und durch das ſtete Bewegen der beim ſitzenden Vogel herabhangenden Flügel, ſo wie durch ſeinen ganz eigenen Geſang, wird denn wohl die Identität der Art zur Genüge erwieſen; dagegen Bechſteins

Vermuthung, er ſei eine Altersvarietät ſeines Schilfſängers, S. phragmitis, (S. u. Art 12). zweifelhaft.

Eilfte Art: Binſenſänger, S. salicaria, *Bechstein.* (S. aquatica, *Latham*).

Ueber jedem Auge hin ein weißgelblicher Streif, ein ähnlicher, breiterer von der Schnabelwurzel aus über die Mitte des Scheitels gehend; die Räume zwiſchen dieſen drei Streifen ſchwarzbraun; Oberleib, roſtgelb mit ſchwarzbraunen Längsflecken; Unterrücken lohgelb; Kinn, Kehle und Bauch gelblichweiß; Oberbruſt und Seiten roſtgelb, mit feinen ſchwarzbraunen Schaftſtrichen; Schwanz abgerundet, deſſen Federn zugeſpitzt, in der Mitte dunkelbraun, an den Rändern weißgrau; die äußerſte weißgrau, weiß eingefaßt. Länge 4½" (Männchen).

Am Weibchen die Geſiederfarben heller. Variirt auch dem Alter nach mit dunkleren und helleren Grundfarben.

Zwölfte Art: Schilfſänger, S. phragmitis, *Bechstein.*

Zunächſt über den Augen ein breiter gelblichweißer Streif, dann ein tiefſchwarzbrauner; Nacken und Oberrücken roſtgelblich mit verloſchenen dunkelbraunen Flecken; Unterrücken roſtfarbig; Schwanz abgerundet, braungrau; Unterleib roſtgelblichweiß, Seiten roſtgelblich. Länge 4½".

Dieſer Vogel erſcheint mit mehrern Abänderungen, als: a) mit mehr olivenbraunem, oder b) mit umbrabraunem Oberleibe; c) mit mehr dunkelbraunen Flecken auf dem Oberleibe; d) mit mehr oder weniger weißen Rändern an den hintern Schwungfedern, iſt der S. salicaria (zweiten Art) ſehr ähnlich. Der Hauptunterſchied zwiſchen beiden beſteht darin, daß der Schilfſänger keine dunkelbraunen Striche auf dem Unterleibe, wie der Binſenſänger, hat; daß ferner die ſchwarzbraunen Flecken auf dem Rücken bei dem Schilfſänger weniger lang und weniger dunkel ſind, als beim Binſenſänger, und daß bei dieſem der Unterrücken ganz ungefleckt erſcheint, jener aber an dieſem Theile gefleckt iſt *).

---

*) Der Verf. iſt hier Herrn Wolf genau gefolgt, weil er obigen Vogel nicht kennt, und derſelbe in den ornithologiſchen Werken ſo ſehr verſchieden beſchrieben wird. Vergl. Bechſteins Nat. Geſch. Teutſchl. zweite Aufl. Bd. IV. S. 633. Nr. 20. Naumanns Vögel I. p. 251. T. XLVI. F. 107. und *Temminck* Man. d'ornith. p. 132.

Dreizehnte Art: Rohrſänger, S. arundinacea, *Latham*.

Augenſtern bei Alten gelbbraun, bei Jungen graubraun; Füße bei Alten fleiſchfarbig mit roſtgelben Sohlen, bei Jungen bis zur erſten Mauſer bleigrau mit gelblichen Schuppenrändern.

Oberleib olivenbraun; über den Augen ein roſtgelblich weißer Streif; Kehle reinweiß, übriger Unterleib roſtgelblich weiß; Schwanz etwas keilförmig. Länge 5″ 2‴ (Männchen).

Weibchen jenem in Allem gleichend; Junge haben keinen weißlichen Streifen über den Augen, und an den unterwärts gekehrten Theilen ſtärkern roſtgelben Anflug.

Anmerk. Hierher rechnet Temmink (Man. d'Ornith. Synon.) den von Herrn Wolf (Taſchenb. Art 14) und von Herrn Bechſtein (Nat. Geſch. Teutſchlands B. III. S. 639. Nr. 21. u. Taſchenb. S. 186 Nr. 21.) folgendermaßen als eigene Art beſchriebenen Sumpfſänger, S. palustris, *Bechstein*, als Abänderung. „Oberleib grau, grün überlaufen; über den Augen ein großer ſchmutzig weißer Streifen; Unterleib ſchmutzig weiß, an den Seiten röthlich gelb überlaufen, Schwanz etwas keilförmig abgerundet. Länge 5″."

C. Wurmfreſſer.

Mit an der Spitze weniger breitem, dann rundem (walzenförmigem), ſehr ſpitzig auslaufendem Schnabel

Nahrung Inſekten, Würmer und Beeren. Neſt meiſt in Löchern.

Vierzehnte Art: Rothbrüſtiger Sänger (Rothkehlchen), S. rubecula, *Latham*.

Oberleib ſchmutzig olivengrün; Stirn, Augengegend, Kehle, und Bruſt tief orangeroth; das Orangeroth an den Halsſeiten mit Aſchgrau umgeben; dreieckige gelbe Punkte an den Spitzen der vordern großen Flügeldeckfedern; Füße und Augenſtern ſchwarzbraun. Länge 5¾″ (Männchen).

Weibchen etwas kleiner; orangerothe Theile blaſſer; dreieckige gelbe Punkte an den Flügeldeckfederſpitzen nur bei ſehr alten zuweilen vorhanden; Füße fleiſchfarben bräunlich.

Junge vor der erſten Mauſer: Oberleib olivengrau, mit ſchmutzig gelben Strichen und Federſpitzen;

Kehle und Vorderhals ſchmutzig roſtgelb mit olivenbraunen Rändern; Bauch ſchmutzig weiß, mit olivengrauen Rändern.

Funfzehnte Art: Blaukehliger Sänger (Blaukehlchen), S. cyanecula, *Wolf* et *Meyer*.

Männchen im Mittelalter: Oberleib aſchgraubraun; Kehle und Unterhals laſurblau, in der Mitte dieſer Farbe ein weißen Fleck, an der Bruſt erſt ein ſchwarzer Gürtel, dann ein weißes Band und endlich eine breitere roſtrothe Binde; Bauch und After weiß; Schwanz an der Wurzel roſtroth, am Ende ſchwärzlich. Länge 5½″.

Sehr alte Männchen: Erſt ein weißer Strich über den Augen, dann ein ſchwarzer; Raum zwiſchen dem Schnabel und den Augen bläulich; blaue Vordertheile ohne weißen Fleck; roſtrothe Bruſtbinde breiter und, wie die Schwanzwurzel, brennender gefärbt.

Weibchen: An den Obertheilen dem Männchen gleichend; an jeder Seite des Halſes ein ſchwarzer, mit Aſchgrau überlaufener Längsſtreif, welcher auf der Oberbruſt breiter wird und hier ſich vereinigt; mitten auf dem Halſe ein großer rein weißer eck; Bauchſeiten mit olivenfarbigem Anflug; Unterbauch und After weißlich. Sehr alte haben zuweilen eine unrein hellblaue Kehle.

Junge haben einen weißen Kehlfleck; das ganze übrige Gefieder iſt braun, weißlich geſpenkelt.

Sechzehnte Art: Schwarzbäuchiger Sänger (Hausrothſchwänzchen), S. thitys, *Scopoli*.

Männchen: Oberleib bläulichgrau; Augengegend, Wangen, Kehle und Bruſt ſammetſchwarz; Bauch graubläulich; Steiß, untere Schwanzdeckfedern und Schwanz lebhaft gelbroth, zwei mittelſte Steuerfedern dunkelbraun; große Flügeldeckfedern weiß gerandet.

Weibchen: Oberleib dunkel aſchgrau; Unterleib heller, röthlich überlaufen, gegen den After hin ins Weißliche übergehend; Flügeldeckfedern und Schwungfedern ſchwärzlich, weißgrau gerandet; Steiß und Steuerfedern matter und heller gelbroth als beim Männchen; erſte Schwungfeder kurz, zweite mit der ſiebenten von gleicher Länge und bis 6‴ kürzer, als die vierte und fünfte, längſte. Länge 5″ 3‴.

Junge gleichen bis zum nächſten Frühling dem Weibchen, unterſcheiden ſich aber (unter ſich) dem Geſchlecht nach, dadurch, daß die Weibchen an den obern und untern Körpertheilen blaſſer aſchgrau und am Steiß weniger lebhaft gelbroth erſcheinen, als die Männchen.

Siebzehnte Art: Schwarzkehliger Sänger (Gartenrothſchwänzchen), S. phoenicurus, *Latham.*

Stirn weiß; kleiner Streif am Schnabelwinkel; Gegend vor den Augen, Kehle und Vorderhals tief ſchwarz; Scheitel und Oberrücken dunkelaſchgrau; Bruſt, Flanken, Steiß und Seitenſteuerfedern lebhaft gelbroth, von letzten die zwei mittelſten braun; untere Schwanzdeckfedern rothgelb; After weißlich. Erſte Schwungfeder kurz, zweite mit der ſechsten gleich lang, 4‴ kürzer als die dritte, längſte. Ganze Länge des Vogels 5″ 3‴ (Männchen).

Am Weibchen die oberwärts gekehrten Theile grau, ſtark mit Roſtgelb ſchattirt; große und kleine Flügeldeckfedern röthlich, weiß eingefaßt; Kehle weißlich, im hohen Alter ſchwärzlich weiß gewäſſert; Bruſt und Flanken röthlich weiß; Bauch weißlich; After blaß röthlichgelb. Junge Weibchen würden leicht für die Nachtigallgrasmücke, S. luscinia, (erſte Art) gehalten werden können, wenn ſie nicht ſchwarzen Schnabel und ſchwarze Füße, und die zwei Schwanzmittelfedern braunſchwärzlich hätten.

Achtzehnte Art: Schieferbrüſtiger Sänger, S. modularis, *Latham.*

Oberleib hellroſtfarbig, mit ſchwarzbraunen Längsſtrichen; Flügeldeckfedern mit weißen Spitzen; Unterhals und Bruſt ſchieferblau; Bauch weiß; Flanken und Steiß graubräunlich; untere Schwanzdeckfedern braun, weiß breit gerandet; Schwanz matt braun. Länge $5\frac{1}{4}$″ (Männchen).

Das Weibchen hat eine blaſſere Bruſt, und auf dem Kopfe mehr braune Flecken.

D. Laubvögel.

Meiſt mit kleinerem Körper, grünlichem und gelblichem Gefieder und langen Füßen. Nahrung kleine Inſekten, die ſie in der Luft fangen, aber auch von Blättern ableſen. Aufenthalt Laub- und Nadelholz.

Neunzehnte Art: Gelbbäuchiger Sänger, S. hippolais, *Latham.*

Oberleib olivenfarbig aſchgrau; Raum zwiſchen Schnabel und Augen und ein kleiner Kreis um die Augen gelb; große Flügeldeckfedern weißlich breit eingefaßt; Schwung- und Steuerfedern braun, von erſteren die hintern grüngelblich, weiß eingefaßt; ganzer Unterleib hellgelb; Unterſchnabel weiß; Schwanz abgeeckt. Länge 5″ 4 bis 5‴. So das

Männchen, von dem ſich das Weibchen nur durch etwas blaſſere Farbe am Unterleibe unterſcheidet.

Zwanzigſte Art: Grüner Sänger, S. sibilatrix, *Bechstein*.

Ueber den Augen ein gelber Streif, durch die Augen ein dunkelbrauner; Oberleib ſchön zeiſiggrün; innerer Flügelrand gelb, dunkelbraun gefleckt; Kopfſeiten, Kehle, Vorderhals rein gelb; übrige untere Theile rein weiß; Schwung- und Steuerfedern ſchwärzlich, hellgrün gerandet. Erſte Schwungfeder äußerſt kurz, zweite gleich lang mit der vierten; Schwanz gabelartig nur ſehr wenig ausgeſchnitten, bis 7''' über die zuſammengelegten Flügel hinausreichend. Füße gelb, ſchwarz überlaufen. Länge 4½'' (Männchen).

Beim Weibchen hat der Rücken mehr olivengrüne Farbe und der Streif über den Augen iſt blaßgelb.

Ein und zwanzigſte Art: Fitisſänger, S. fitis, *Bechstein*. S. trochylus, *Latham*.

Ueber den Augen ein weißgelber Streifen; Wangen gelblich; Oberleib olivenfarbig; Unterleib gelblich, auf der Mitte des Bauches weißlich; untere Flügeldeckfedern ſchön gelb; Schwung- und Steuerfedern graubraun, mit olivenfarbigem Rande. Schwanz 12''' über die zuſammengelegten Flügel hinausreichend; die zwei mittelſten Schwanzfedern wenig kürzer als die äußern. Erſte Schwungfeder kurz, zweite eben ſo lang oder wenig kürzer als die ſechste; Füße gelblichfleiſchfarben. Ganze Länge des Vogels 4'' 2''' (Männchen).

Das Weibchen iſt am Unterleibe weniger rein, und, wie unter den Flügeln, blaſſer gefärbt.

Zwei und zwanzigſte Art: Weidenſänger (Weidenzeiſig), S. rufa, *Latham*.

Wangen und Flügeleinſchnitt bräunlich; Oberleib graubraunroth, mehr oder weniger olivenfarbig angeflogen; über den Augen ein ſchmutzig gelber Streifen; Flügel und Schwanz braun; äußerſte Steuerfeder weißgrau ſchmal gerändert; Bauch weiß, mit Hellbraun und Gelb beſpritzt; untere Flügeldeckfedern ſtrohgelb; Schwanzfedern von gleicher Länge, 12''' über die zuſammengelegten Flügel hinausreichend. Erſte Schwungfeder kurz, zweite 3''' kürzer als die dritte und von gleicher Länge mit der ſiebenten. Füße ſchwarzbraun. Länge 4¼'' (Männchen).

Beim Weibchen der Oberleib röthlichgrau; Unterleib weniger mit Gelb beſpritzt.

Drei und zwanzigſte Art: Gekrönter Sänger (Goldhähnchen), *S. regulus, Latham.*

Scheitel ſafrangelb, feuerfarbig eingefaßt, vorn und an den Seiten mit einem ſchwarzen Bande umgeben, Federn zu einem kurzen Buſch verlängert; über den Augen ein weißer Strich, unter denſelben ein weißer Punkt. Oberleib zeiſiggrün, an den Seiten des Halſes ins Gelbliche übergehend; auf jedem Flügel zwei weiße Bänder; Kehle gelblichweiß, übriger Unterleib ſchmutzig weiß. Länge $3\frac{1}{2}''$ (Männchen).

Das Weibchen hat einen kürzern, zitronengelben Federbuſch, der bei dem ganz alten auch mit ſchwarzem Bande umgeben iſt, und über den Augen iſt der weiße Strich ſchmaler; Oberleib lichter zeiſiggrün als beim Männchen; Halsſeiten aſchgraulich.

Junge Männchen gleichen bis zur erſten Mauſer den Weibchen.

Abänderungen: 1. Azurblau am Kopfe, ſtatt gelb; 2. Kopf, Kehle, Stirn und über den Augen weiß, Scheitel blaß goldgelb.

Vier und zwanzigſte Art: Zaunſänger (Zaunkönig), *S. trochlodytes, Latham.*

Ueber den Augen ein ſchmaler röthlich weißer Streif; Oberleib ſchmutzig roſtbraun, auf dem Rücken mit undeutlichen Querſtreifen; Schwungfedern äußerlich mit abwechſelnden ſchwarzen und rothbräunlichen Flecken; Steuer- und Deckfedern des Schwanzes mit ſchwarzen Querbinden; Kehle und Bruſt weißbläulich, übriger Unterleib röthlich grau, am Bauche weiß, an den Seiten und am After mit ſchwärzlichen Querſtreifen; Füße graubraun. Länge $3\frac{1}{2}''$ (Männchen).

Das etwas kleinere Weibchen iſt mehr rothbraun; die Querſtreifen allerwärts, wo ſie ſich finden, undeutlicher.

Dreißigſte Gattung: Steinſchmätzer, Saxicola.

Schnabel an der Wurzel breit, mit pfriemförmiger Spitze; am Schnabelwinkel ſtramme, ſtarke Federborſten; Naſenlöcher eirund, offen; Zunge an der Spitze gefaſert; Schwanz wenig über die zuſammengelegten Flügel hinausreichend; äußere Steuerfedern faſt unmerklich länger als die mittleren. Die Steinſchmätzer bewegen den Schwanz häufig nach unten und breiten ihn dabei aus.

Aufenthalt in bergigen, ſteinigen Gegenden; Nahrung Inſekten; Neſt auf der Erde oder in Löchern.

Erſte Art: Graurückiger Steinſchmätzer, S. oenanthe, *Linn.*

Die Stirn und über den Augen weiß; durch die Augen, nach den Ohröffnungen hin ein ſchwarzer Streif; Oberleib grau; Flügel ſchwarz; Schwanz von der Wurzel an bis zu drei Viertheilen ſeiner Länge weiß, das Uebrige ſchwarz, 6‴ über die Spitzen der zuſammengelegten Flügel hinausreichend; Vorderhals weißgelblich mit leichtem roſtfarbenem Anflug; übriger Unterleib weiß. Länge 5″ (Männchen).

Am Weibchen iſt die Stirn und der Streif über den Augen ſchmutzig weiß, letzter ſehr ſchmal; der Streif durch die Augen ſchwarzbraun und kürzer; der Rücken röthlich grau; Kehle, Gurgel und Oberbruſt ſchmutzig roſtgelblich; Unterleib weniger rein weiß; das Weiße an der Schwanzwurzel erſtreckt ſich nicht ſo weit, bei den mittelſten Federn nur bis zur Hälfte.

An Jungen vor der erſten Mauſer Oberleib roſtbraun oder braun; Steißfedern weiß, mit ſchwarzen Strichen; Kehle und Unterleib roſtgelb; Rand der Flügeldeckfedern roſtfarbig.

Abänderungen: Motacilla stapazina, *Gmel.*, *Linn.*; M. oenanthe major, *Linn.*; Vitiflora supra alba, *Scopoli*; Vitiflora rufescens, *Brisson*; Cul blanc cendré und Cul blanc gris, *Buffon etc.*

Zweite Art: Braunkehliger Steinſchmätzer, S. rubetra, *Latham.*

Scheitel, Seitenhals und obere Körpertheile ſchwarzbraun, mit breiten roſtgelben Rändern; über den Augen ein bis zum Nacken fortlaufender weißer Streif; Kehle, nebſt einem Längsſtrich an jede Seite des Halſes rein weiß; Vorderhals und Bruſt braunröthlich; auf den Flügeln und auf dem Schwanze ein großer weißer Fleck; das Ende des Schwanzes, ingleichen die zwei mittelſten Steuerfedern und die Schäfte an allen dieſen ſchwarzbraun. Länge 4″, 8 bis 10‴.

Die nach vorſtehender Beſchreibung am Männchen rein weißen Theile ſind am Weibchen gelblich; der weiße Fleck auf den Flügeln iſt bei dieſem weniger groß; Unterhals roſtgelb, mit weißlichen Federrändern und einzelnen ſchwarzbraunen Tupfen; die Ruckenfedern haben roſtgelblich weiße Spitzen.

Junge ſind am Bauche ſtark weiß gefleckt, am Oberleibe blaßgrau gemengt.

Anmerkung: Herr Wolf hat am Oberſchnabel inwendig eine halbmondförmige Erhöhung — faſt wie bei den Ammern — bemerkt *).

Dritte Art: Schwarzkehliger Steinſchmätzer, S. rubicola, *Linn.*

Kopf, Kehle und Schwanz tief ſchwarz; am Seitenhalſe und auf den Flügeln ein weißer Streif; Oberleib ſchwarz, mit roſtgelblichen Federrändern; Flügelfedern ſchwärzlich, roſtfarbig gerändert; Bruſt dunkel roſtfarben; übrige untere Theile roſtgelblich weiß. Länge 4″ 8‴ (Altes Männchen).

Am Weibchen — auch an jüngern Männchen zwiſchen der erſten und zweiten Mauſer — Kopf und Oberleib ſchwarzbraun, roſtgelblich gerandet; Flügel und Schwanz ſchwarzbraun; Kehle ſchwarzbraun, mit Weiß gemengt; der weiße Streif am Halſe und auf den Flügeln, weniger ausgebreitet und undeutlicher; die Roſtfarbe an der Bruſt weniger lebhaft.

Ein und dreißigſte Gattung: Flüevogel, Accentor.

Schnabel mittelmäßig lang und ſtark, gerade, ſcharf zugeſpitzt; Rand des Ober- und Unterſchnabels eingedrückt, erſter gegen die Spitze hin ausgeſchnitten; Naſenlöcher unbedeckt, in einer großen Haut liegend; Füße ſtark; Schreitfüße, durch Verbindung der äußern Zehe mit der mittleren an der Wurzel; Nagel der Hinterzehe länger, ſtärker und gekrümmter als die übrigen. Erſte Schwungfeder äußerſt kurz, zweite gleicher Länge mit der dritten, allerlängſten.

Art: Alpenflüevogel, A. alpinus, *Bechſtein.*

Schnabel an der Wurzel gelb, ſchwarzbraun an der Spitze; Füße gelbbräunlich; Nägel braun; Kopf, Hals, Bruſt und Rücken aſchgrau; letzter mit großen dunkelbraunen Flecken; Kehle weiß, braun gemuſcht; Bauch und Flanken roſtgelb, mit Grau und Weiß durchſprengt; Flügel- und Schwanzfedern ſchwarzbraun, ſämmtlich aſchgrau gerändelt; mittlere und kleine Flügeldeckfedern mit weißen Spitzen. Länge 6″ 8‴ (Männchen).

---

*) S. Taſchenb. I. S. 252 b.

Am Weibchen ſtellen ſich alle Farben und Zeichnungen weniger lebhaft dar; auch der Kehlfleck iſt weniger deutlich.

Zwei und dreißigſte Gattung: Pieper, Anthus, *Bechstein*.

Schnabel ſehr dünn, pfriemenförmig, faſt walzenförmig; oben auf der Spitze ſeicht ausgeſchnitten (an der Wurzel kantig — Temmink —), unten nach vorn etwas eingezogen; Naſenlöcher zur Seite liegend, eirundlich, unbedeckt, in einer etwas aufgetriebenen Erhöhung liegend — nach Temmink: mit einer aufgetriebenen Membran zur Hälfte verſchloſſen —; Zunge geſpalten oder faſerig; Füße dünn, drei geſpaltene Zehen nach vorn, eine nach hinten — nach Temmink von den Vorderzehen die äußere mit der mittleren an der Wurzel in Verbindung —, Nagel an der Hinterzehe groß, mehr oder weniger gekrümmt. Kopf klein und ſpitzig, Körper ſchlank, auf den Flügeln zwei helle Bänder. Sie laufen ſchnell, bewegen häufig den Schwanz, halten ſich gern am Waſſer auf, baden ſich auch in demſelben, aber nie — wie die Lerchen — im Sande; freſſen keine Sämereien, ſondern blos Inſekten; niſten auf der Erde *).

a) Mit kurzem, merklich gekrümmtem Nagel an der Hinterzehe.

Erſte Art: Baumpieper, A. arboreus, *Bechstein*. (Spießlerche, Alauda trivialis, *Linn.*)

Oberleib lerchengrau mit Olivenbraun verwaſchen, auf der Mitte der Federn — ausgenommen am Steiß —, in Schwarzbraun übergehend; auf den Flügeln ein durch die weißgelben Spitzen der kleinen und mittleren Deckfedern gebildetes weißgelbes Doppelband; gerade unter dem Schna-

---

*) Von den meiſten Ornithologen wurden dieſe Vögel zu den wahren Lerchen gerechnet, von denen ſie ſich jedoch ſowohl durch ihre Lebensweiſe, als durch beſondere Eigenthümlichkeiten unterſcheiden. Denn, wenn ſie dieſen nach der Geſtalt der Nägel, der Flügel und des Schwanzes, ingleichen nach den Gefiederfarben allerdings ſehr ähneln; ſo nähern ſie ſich doch durch ihren Habitus und durch ihre Nahrung eben ſo ſehr den Bachſtelzen. Mit Recht bilden ſie daher in den neueren Eintheilungen eine beſondere Gattung.

bel die Kehle rein weiß; Seiten- und Vorderhals, Bruſt und Flanken ſchön roſtgelb, oder ockerfarbig; Bruſt mit ſchwarzen Flecken, Flanken mit dergleichen ſehr ſchmalen Längsſtrichen; Bauchmitte rein weiß; untere Schwanzdeckfedern weißgelb; Nagel an der Hinterzehe kürzer als dieſe, die Krümmung deſſelben den vierten Theil eines Zirkels betragend. Länge 5½″.

Anmerk. Temmink — von dem dieſe und die folgenden Beſchreibungen, ihrer Genauigkeit wegen, entlehnt ſind — ſagt (Man. d'Ornith. p. 154), er habe im Herbſte Exemplare geſehen, an welchen das Gefieder am Oberleibe braungrau verwaſchen, das Ockerfarbige weniger lebhaft, die Einfaſſung der Federn weniger breit geweſen wäre. Er vermuthet daher, nicht ohne Grund, daß ſich dieſe Art wohl auch zweimal im Jahre mauſern möge, wodurch dann auch die Verſchiedenheit der Beſchreibungen dieſes Vogels erklärbar wird. (Vergl. Wolfs u. Meyers Taſchenb. I. S. 254 b.; Bechſteins Taſchenb. S. 203. Nr. 8. deſſen Nat. Geſch. Teutſchl. III. S. 706. T. 36. F. 1.)

Zweite Art: Brachpieper, A. campestris, *Bechstein*. (A. rufescens, *Temmink*; Alauda campestris, *Linn.*)

Schnabel lang; Oberleib grau und iſabellfarbig (roſtgelblich nach Wolf), auf der Mitte jeder Feder bräunlicher Anflug; über den Augen ein breiter gelbweißlicher Streif, Kehle eben ſo gefärbt; Unterleib weißgelblich; an jeder Kehlſeite ein ſchmaler ſchwarzgrauer Strich; auf der Bruſt acht bis zehn dergleichen ſehr kleine Punkte; Flügeldeckfedern braun, roſtgelblich gerändert; die äußerſte Steuerfeder faſt ganz weiß, die zweite ſchmutzig weiß und deren Schaft, äußere Fahne und Spitze (zum Theil) bräun; Nagel an der Hinterzehe kürzer als ſelbige, ſehr wenig gekrümmt. Länge 6½″.

An Jungen iſt das Gefieder am Oberleibe zuweilen weißlich gerändert, der Strich über den Augen mehr oder weniger breit.

b. Mit langem, faſt geradem Nagel an der Hinterzehe.

Dritte Art: Wieſenpieper, A. pratensis, *Bechstein*. (Alauda pratensis, *Linn.*

Oberleib olivengrünlich, mit großen ſchwärzlichen Flecken auf der Mitte der Federn — größer auf dem Oberrücken als anderwärts;

mittlere Flügeldeckfedern mit weißen Spitzen, durch welche ein weißes Doppelband auf den Flügeln gebildet wird; Unterleib weiß, mit ſchwachem roſtgelblichem Anflug, hier und am Seitenhalſe große ſchwarze Flecken — an den Flanken breiter und länger als anderwärts; untere Schwanzdeckfedern längs der Schäfte braun; Schwanzfedern ſchwarzbraun, die äußerſte mit dem Schafte über die Hälfte weiß, die nächſte mit großem keilförmigen, weißen Fleck; Nagel an der Hinterzehe ſehr lang, faſt gerade. Länge 5″, 4 bis 5‴ (Männchen). —

Am Weibchen iſt die Kehle rein weiß, an jeder Seite derſelben ein feiner Längsſtrich.

Anmerk. Temmink fand an vier männlichen Exemplaren nicht nur die beim Weibchen bemerkten Längsſtriche an der Kehle, ſondern auch die Kehle ſelbſt dunkel roſtröthlich. Er hält dafür, daß dies eine Auszeichnung alter Männchen nur im hochzeitlichen Kleide und während der Paarzeit ſei, und folgert daraus, daß auch dieſe Vögel wohl zweimal im Jahre ſich mauſern dürften.

Uebrigens kann zwiſchen dieſer Art und der erſten (A. arboreus) leicht Verwechslung ſtatt finden, wenn die aus den Beſchreibungen ſich ergebenden Unterſcheidungszeichen nicht ſehr ſorgfältig aufgeſucht werden. Vorzüglich iſt auf das Verhältniß der Länge der Hinterzehe zur Länge des Nagels an derſelben, ſo wie auf die verſchiedene Länge und Krümmung der Nägel bei beiden Arten zu achten.

Vierte Art: Waſſerpieper, A. aquaticus, *Bechstein.* (Alauda spinoletta, *Linn.*)

Schnabel und Stirn ſehr geſtreckt; Oberleib graubraun (olivengrau, nach Wolf), auf der Mitte der Federn etwas dunkler; über (vor und hinter, nach Wolf) den Augen ein weißer Streif; kleine Flügeldeckfedern, mit graulichweißen Rändern und Spitzen; Unterleib ſchmutzig weiß; Seitenhals, Bruſt und Flanken mit hell aſchgraubraunen, undeutlichen Längsflecken; am Schwanz die zwei mittelſten Federn aſchgraubraun, die folgenden Seitenfedern ſchwarz; die äußerſte mit einem langen, die zweite mit einem kürzeren, kegelförmigen, die dritte mit einem kleinen weißen Fleck; Füße kaſtanienbraun, groß; Nagel an der Hinterzehe lang, wenig gekrümmt. Länge 6¼″.

Beim Weibchen am Unterleibe die Flecken zahlreicher.

Drei und dreißigſte Gattung: Lerche, Alauda.

Schnabel kurz, dick, kegelförmig, hinten klaffend; Oberkiefer

gewölbt, wenig gekrümmt, unausgeſchnitten, mit dem Unterkiefer gleich lang; Naſenlöcher an der Schnabelwurzel eiförmig, mit vorwärts gerichteten Federn und Borſten bedeckt; Zunge geſpalten; Gangfüße; Nagel an der Hinterzehe länger als ſelbige und faſt gerade. Erſte Schwungfeder äußerſt kurz, oder, als ſolche, für gar nichts zu achten, zweite kürzer als die dritte, längſte; die hinterſten Schwungfedern ſehr lang und zugeſpitzt; die Gefiederfarben ſind ſich bei allen Arten dieſer Gattung höchſt ähnlich und werden im Allgemeinen durch lerchengrau bezeichnet; Kopffedern mehr oder weniger verlängert, können willkührlich aufgerichtet werden. Die hierher gehörigen Vögel hüpfen nicht im Gange, ſondern gehen und laufen recht eigentlich, ohne mit dem Schwanze zu ſchnippen; ſie erheben ſich während der Paarzeit, faſt alle beinahe ſenkrecht, immer dabei ſingend, von der Erde in die Luft, ſchweben da oft kürzere oder längere Zeit, mit den Flügeln ſchnell ſchlagend auf einer Stelle, und ſtechen dann pfeilſchnell herab; ſie baden ſich gern und oft im Sande. Ihre Nahrung beſteht aus Inſekten, Kräutern und Geſäme; von letzterem verſchlucken ſie das kleinere ganz, Hafer aber und anderes harthülſiges ſpelzen ſie aus, indem ſie es mit dem Schnabel auf den Boden ſchlagen. Sie niſten auf der Erde. Es ſind Zugvögel.

Durch ihren ganzen Habitus, wie durch ihre Nahrung, unterſcheiden ſie ſich weſentlich und ſtandhaft von den Piepern.

Erſte Art: Feldlerche, A. arvensis, *Linn.*

Wangen braungrau; beide äußere Schwanzfedern an der äußern und ein Stück der innern Fahne weiß; die mittleren ſpitzig, an der äußern Seite weißgrau, und an der innern roſtbraun eingefaßt. Länge 7″ *).

Zufällige Abänderungen rückſichtlich der Gefiederfarbenzeichnung ſind: reinweiße, gelblich weiße, iſabellfarbige oder roſtgelbe, ſemmelgelbe; mehr oder weniger weißgefleckte, oder auch an ganzen Körpertheilen weiße; roſtbraun oder

*) Nach Bechſtein gelten folgende Unterſcheidungszeichen der Geſchlechter und der Altersverſchiedenheit für ſämmtliche inländiſche Lerchenarten: „Das Weibchen hat hellere, weißlichere Grundfarbe und iſt häufiger und dunkler gefleckt; das Männchen iſt an der Bruſt mehr roſtgelb und ſparſamer, ſchmaler und heller gefleckt. Junge haben vor der erſten Mauſer am Oberleibe, bei ſchwärzlicherem Grunde, weiße und roſtgelbe Federſäume.“ Ornith. Taſchenbuch S. 193.

dunkelbraun, mehr oder minder ins Schwärzliche fallend, am Oberleibe gefärbte Feldlerchen.

Zweite Art: Kalander-Lerche, A. Calandra, *Linn.* *)

(Differentia specifica von allen übrigen in Teutſchland bekannten Lerchen, nach Leisler: die an der Stirn gemeſſene Höhe des Schnabels übertrifft weit die Hälfte ſeiner von hier aus gemeſſenen Länge).

Schnabel gelblich, auf dem Rücken des Oberkiefers braun, an der Stirn 4''' hoch, von da bis zur Spitze in gerader Linie gemeſſen, 6''' lang, am Mundwinkel 5''' breit, von hier bis zur Spitze 8''' lang; Füße ſchmutzig fleiſchfarben, gelblich überlaufen. Nagel an der Hinterzehe gelblich, $5\frac{1}{2}$''' lang — $\frac{1}{2}$''' länger als die übrige Zehe —. Der ganze Oberkörper hat ſehr große Aehnlichkeit mit der Zeichnung der Feldlerche, doch ſind die Farben bei der Kalander-Lerche etwas dunkler. Der Schwanz iſt etwas abgerundet und 2'' lang; die äußere Schwanzfeder weiß, nur auf der innern Fahne, nach der Wurzel zu, ein brauner Längsfleck; alle übrige Schwanzfedern ſchwarz, die zweite von außen mit weißer Spitze und Einfaſſung auf der äußern Fahne, die dritte und vierte mit weißer Spitze, die vier mittelſten mit großem grauen Saume; die Schwungfedern dunkelbraun, die erſte am Rande weiß, die kleineren an der Spitze weiß; der Schwanz reicht $\frac{1}{2}$'' über die zuſammengelegten Flügel hinaus; Kehle und Vorderhals bis zur Kropfgegend weiß, an den Seiten braun gefleckt, die Kropfgegend von dem obern Theile des Vorderhalſes durch ein breites, in der Mitte unterbrochenes ſchwarzes Band geſchieden; die Kropfgegend gelblichbraun mit Weiß untermengt; Bruſt, Bauch und Afterfedern weiß. Ganze Länge 7'' (Männchen).

---

*) Dieſe Lerche wurde in Teutſchland von Herrn Hofrath Doctor Meyer zuerſt entdeckt. Er erhielt ſie den 19. Oktober 1808 aus der Gegend von Frankfurt, wo ſie Abends unter vielen Feldlerchen gefangen wurde. Sie niſtet — nach Temminck — im nördlichen Afrika, im mittäglichen Europa und Aſien. Nur auf dem Zuge wurde ſie in den Mittelprovinzen Frankreichs mitunter getroffen.

Die Beſchreibung derſelben wird hier nach denen geliefert, welche Hr. Hofrath Meyer in den Annalen der Wetterauer Geſellſ. Bd. I. Heft I. S. 48. u. Leisler in ſ. Nachtr. z. Bechſt. N. G. T. Heft 1. gegeben haben.

Das Weibchen iſt zu Seiten der Kehle weniger gefleckt, an ihm iſt das ſchwarze Band über der Kropfgegend kürzer und ſchmaler, und die Kropfgegend mehr mit Braun überlaufen; ſonſt iſt es dem Männchen in Allem ähnlich.

Anmerk. Nach La Peirouſe (in Nov. act. Stockh. III. p. 100.) ſoll dem Weibchen das ſchwarze Band an der Kehle ganz fehlen. Vermuthlich iſt dies eine Altersverſchiedenheit.

Dritte Art: Waldlerche (Heidelerche), A. nemorosa, *Linn.*

Kopfgefieder mehr verlängert als bei andern Arten; Scheitel von einem Auge zum andern weißlich umkränzt; Wangen roſtbraun, vorn ein dreieckiger weißer Fleck auf denſelben; an den Flügelrändern mit einigen weißen Flecken; Schwanz kurz, äußerſte Steuerfeder graulich, weiß gerändert, drei folgende ſchwarz mit weißen Spitzen; Nägel gelblich. Länge 6″ (Männchen).

Am Weibchen der Scheitelkranz deutlicher; Backeneinfaſſung heller; Steißfedern olivenbraun; weiße Unterleibstheile ohne gelblichen Anflug; Bruſt mehr mit tieferem Schwarz beſprengt.

Zufällige Abänderungen, wie bei der Feldlerche, mancherlei und häufig.

Vierte Art: Kurzzehige Lerche, A. brachydactila, *Leisler* *).

Kennzeichen der Art: Große Flügeldeckfedern mit den Schwungfedern von gleicher Länge; Zehen ſehr kurz; Schnabel kurz, ſtark und röthlich.

Nähere Beſchreibung: Ganzer Oberkörper lerchenfarbig; Kehle und Augengegend weißlich; an jeder Seite des Halſes und nach der obern Bruſtgrenze hin zwei oder drei braune Querflecken; Bruſt und Flanken hell roſtgelb; Bauch und After weißlich, mit Roſtgrau leicht überlaufen; zwei mittelſte Schwanzfedern braunſchwarz, in der Mitte dunkel roſtgelb breit eingefaßt; drei folgende braun-

---

*) In den Beiträgen der Wetter. Geſellſch. B. I. Heft 2. S. 133. wurde dieſer Vogel von Leisler zuerſt bekannt gemacht und beſchrieben, zugleich auch bemerkt, daß derſelbe, mit der Kalander-Lerche in Frankreich und Italien in Geſellſchaft lebend, wie dieſe auch wohl zuweilen nach Teutſchland kommen und hier bisher nur überſehen worden ſeyn möge. Die kurze Beſchreibung folgt hier, um aufmerkſam zu machen und ſo vielleicht zur Entdeckung eines neuen teutſchen Vogels beizutragen.

ſchwarz mit hellroſtgelben Rändern und Spitzen; die vierte roſtgelblich weiß an der äußern Fahne; die äußerſte faſt ganz hellroſtgelblich weiß, nur gegen die Spitze hin roſtbräunlich. Länge 5″, 6 bis 7‴ (Männchen).

Am Weibchen die braunen Flecken am Halſe weniger groß und deutlich; Unterleib und Augengegend mehr rein weiß *).

Fünfte Art: Haubenlerche, A. cristata, *Linn.*

Mit einem kleinen ſtumpfſpitzigen Federbuſch auf dem Scheitel; deſſen Gefieder in der Mitte ſchwarz, mit aſchgrauer Umgebung; Schwanzfedern ſchwarz, die beiden äußern nach außen roſtgelb. Länge 7″ (Männchen).

Am Weibchen der Federbuſch kleiner; die Bruſt mit mehreren und runderen ſchwarzen Flecken beſetzt.

Sechste Art: Berglerche, A. alpestris, *Linn.*

Kehle und Hals, Augenlieder und hintere Augengegend hellgelb; Strich über den Augen, Bart und breiter Ringkragen an der Oberbruſt tief ſchwarz; äußerſte Schwanzfeder mit keilförmigem, die ganze äußere Fahne einnehmendem weißem Fleck; die übrigen mit ſchmaler weißer Einfaſſung an den Spitzen. Länge 7″ (Männchen).

Am Weibchen Stirn weißgelblich; Kopf ſchwarz und braungefleckt; die ſchwarzen Theile gelblich geſtrichelt; Ringkragen kleiner; Schwanzfedern ſchwarzweiß endigend.

Vier und dreißigſte Gattung: Meiſe, Parus.

Schnabel kurz, gerade, halbkegelförmig, zuſammengedrückt, ſchneidig, ſpitzig, ohne Ausſchnitt, an der Wurzel mit Borſten beſetzt; Naſenlöcher mit darüber liegenden Federn bedeckt; Zunge abgeſtumpft, am Ende mit vier borſtenartigen Faſern; Gangfüße, ganz getrennte Zehen, hintere ſtark; Nägel ſpitzig und gekrümmt. Erſte Schwungfeder mittelmäßig oder äußerſt kurz, zweite viel kürzer als die dritte und etwas kürzer als die vierte und fünfte, welche beide letztere die längſten ſind.

---

*) Die Beſchreibung iſt meiſt aus *Temmink* Man. d'ornith. p. 164 entlehnt, indem ſelbige mit der Abbildung, welche auf T. XIX. z. Bd. I. Heft 2. der Beitr. d. Wett. Geſellſch. ſich findet, am meiſten übereinſtimmend zu ſeyn ſchien.

An Seitenäſten und Zweigen klettern ſie mit gleicher Leichtigkeit wie die Spechte, hängen ſich auch ſeithalben und unterwärts an. Ihr Gefieder iſt geſchliſſen und dicht auf einander liegend. Außer der Paarzeit halten ſie ſich in gering= oder ſtarkzähligen Flügen (Geſellſchaften) zuſammen.

Sie ſind munter, nicht ſcheu, poſſierlich, herzhaft, auch auf ihre Weiſe mordgierig.

Ihre Nahrung beſteht vorzüglich aus Inſekten, und ſo ſtiften ſie durch Verminderung derſelben weſentlichen Nutzen; ſie freſſen aber auch mancherlei Sämereien und Früchte.

Ihr Eiergelege iſt ſtarkzählig.

Erſte Art: Kohlmeiſe, P. major, *Linn.*

Mit ſchwarzem Kopfe, weißen Schläfen und olivengrünem Oberleibe; Unterleib gelb, mit breitem ſchwarzen Streif bis zum After. Länge 5¾″ (Männchen).

Beim Weibchen iſt Kopf und Unterleib weniger lebhaft gefärbt und der ſchwarze Streif reicht nur bis zur Mitte des Bauches.

Zweite Art: Tannenmeiſe, P. ater, *Linn.*

Scheitel, Nacken, Kehle und Vorderhals tief ſchwarz; im Nacken ein großer weißer Fleck; am Seitenhalſe ein weißer breiter Streifen; Oberleib aſchblau; zwei weiße Querbänder auf den Flügeln; Seiten und After weißgrau; Bauch weiß; Schwanz ſeicht gegabelt. Länge 4″ (Männchen).

Am Weibchen das Weiße am Seitenhalſe weniger ausgedehnt; weniger Schwarzes an den Vordertheilen.

Dritte Art: Blaumeiſe, P. coeruleus, *Linn.*

Stirn, Schläfe und Kranz am Hinterkopfe weiß; Scheitel hellblau; Querſtrich längs der Schläfe und Band um den Unterhals dunkler blau; Oberleib olivengrün; Flügel und Schwanz bläulich; erſtere mit weißem Querbande, deren große Deckfedern und mittlere Schwungfedern mit weißer Spitze; Kehle und Längsſtrich auf der Bauchmitte ſchwarzbläulich; Bruſt, Bauchſeiten und After ſchön gelb; Schwanz eckig abgeſtutzt. Länge 4½″ (Männchen).

Am Weibchen der Längsſtrich am Bauche undeutlich; die blauen Farben mit aſchfarbigem Anflug.

Vierte Art: Laſurmeiſe, P. cyanus, *Linn.*

Schnabel ſtark, Stirn, Schläfe, großer Fleck im Nacken und ganzer Unterleib ſchneeweiß; Scheitel weiß, laſurfarbig

überflogen; vom Schnabelwinkel aus durch die Augen ein dunkelblauer Streif, welcher den ganzen Kopf umgibt und im Nacken etwas breiter wird; Rücken, Steiß und Schultern laſurblau; große Flügeldeckfedern ſehr dunkelblau, heller blau geſäumt, mit weißen Spitzen. Schwanz lang, keilförmig, ſchön laſurblau, nach Temmink *) die Seitenfedern mit weißen Spitzen, nach Meyer **) die vier mittelſten auf der äußern Fahne an der Spitze mit einem fünf Linien großen weißen Längsfleck. Länge 5½″ (Männchen).

Beim Weibchen ſind die blauen Farben weniger ſchön und lebhaft und das blaue Nackenband iſt ſchmaler; der Scheitel aſchblau weißlich.

Fünfte Art: Haubenmeiſe, P. cristatus, *Linn.*

Auf dem Scheitel eine Holle (Federbuſch) aus ſtufenweiſe verlängerten, zugeſpitzten, ſchwarzen weißgeſäumten Federn beſtehend; Wangen und Seitenhals weißlich; Oberhals, Kehle, ein ſchmaler Streif über den Schläfen und ein Halsring tief ſchwarz; übriger Oberkörper röthlich braungrau; Bruſt und Bauch weißlich; Seiten roſtröthlich; Flügel und Schwanz graubraun. Länge 4½″ (Männchen).

Am Weibchen die Holle weniger verlängert; der ſchwarze Kehlflecken kleiner.

Sechste Art: Sumpfmeiſe, P. palustris, *Linn.*

Oberkopf ſchwarz; Schläfe weißlich; Oberleib graubraun röthlich; Kehle ſchwärzlich; Unterleib weißlich, an der Gurgel ſchwarz beſprengt, an den Flanken und am After mit röthlich ſchwachem Anflug. Flügel und Schwanz ſchwärzgrau. Länge 4¼″ (Männchen).

Das Weibchen hat eine kleinere ſchwarze Kopfkappe; die kaum merklich ſchwärzliche Kehle iſt grau gefleckt.

Siebente Art: Schwanzmeiſe, P. caudatus, *Linn.*

Schnabel ſehr kurz; Schwanz keilförmig, länger als der Leib; Kopf, Hals, Kehle und Bruſt rein weiß; Rücken und ſechs mittelſte Schwanzfedern tief ſchwarz; Schultern und Steiß

---

*) Man. d'ornith. p. 172.
**) Beitr. d. Wetter. Geſellſch. Bd. I. Heft 1. S. 41.

ſchwarz, mit durchſchimmernden röthlichen Flecken; große Flügeldeckfedern aſchfarbig, weiß geſäumt; Schwungfedern ſchwarz; äußere drei Schwanzfedern an der äußeren Fahne und an der Spitze weiß; Bauch und After weißröthlich. Ganze Länge faſt 6″ (Männchen).

Beim Weibchen geht ein breiter ſchwarzbrauner Streif über die Augen, zieht ſich durch den Nacken und läuft in das Schwarz des Oberrückens; zuweilen bemerkt man auch ſchwärzliche und bräunliche Striche auf den Wangen.

Bei Jungen vor der erſten Mauſer die Wangen mit kleinen ſchwarzen Flecken; die ſchwarze Rückenfarbe matt (ohne Glanz).

Achte Art: Bartmeiſe, P. biarmicus, *Linn.*

Schnabel ſtark, oben gewölbt und etwas gekrümmt, und — wie der Augenſtern — ſchön gelb. Von der Wangengrenze an ein ſchwarzer langer Knebelbart zu beiden Halsſeiten herabhängend; Kopf graubläulich; Oberleib braungelb; große Flügeldeckfedern tief ſchwarz, an der äußeren Fahne dunkel roſtroth, an der innern roſtgelb gerandet; Schwungfedern weiß gerandet; Kehle und Vorderhals rein weiß; Bruſt und Bauch weißröthlich; Bauchſeiten hellroſtbraun; Steiß und untere Schwanzdeckfedern ſchwarz; Schwanz lang, keilförmig, am Ende abgeſtumpft, deſſen Mittelfedern ſchön rothbraun einfarbig, Seitenfedern mit weißgrauen Rändern und Spitzen. Länge 6″ 3 bis 4‴ (Männchen).

Das Weibchen keinen Knebelbart; an ihm Kehle und Vorderhals ſchmutzig weiß; Oberkopf und Oberleib rothgelb in Braun fallend; auf dem Mittelrücken einige ſchwarze Längsſtreifen; untere Schwanzdeckfedern hell rothgelb.

Junge vor der erſten Mauſer ſind dem Weibchen ziemlich ähnlich *).

Neunte Art: Beutelmeiſe, P. pendulinus, *Linn.*

Schnabel ſchwarz, gerade, etwas verlängert und an den Seiten zuſammengedrückt; Augenſtern gelb; Hinterkopf und Hals rein hellgrau; Stirn, Gegend zwiſchen dem Auge

---

*) Temmink a. a. O. p. 174. Der Verf. folgte dieſem Schriftſteller hier deshalb vorzüglich, weil, ſeiner Angabe nach, die Bartmeiſe nirgends häufiger als in Holland iſt, er ſie daher auch am öfterſten und genauſten unterſuchen konnte.

und Schnabel, Band, welches unter dem Auge ſich hinzieht und das Gefieder an der Ohröffnung tief ſchwarz; Rücken und Schultern grauröthlich; Steiß aſchfarbig; Kehle weiß, übriger Unterleib weißlich, mit röthlichem Anflug; Flügeldeckfedern kaſtanienbraun, roſtgelblich und weiß an den Rändern und Spitzen; Flügel und Schwanz ſchwärzlich, roſtgelb weißlich eingefaßt; Schwanzfedern mit weißen Spitzen. Länge 4¼" (Männchen).

Das etwas kleinere Weibchen hat keinen ſo großen ſchwarzen Stirnfleck; einen ſchwarzbräunlichen Augenſtreif; weniger rein grauen Hinterkopf; der Oberleib iſt dunkler (nach Wolf heller) grauröthlich; der Unterleib braungelblich weiß, Bauchmitte gelblich.

Junge haben vor der erſten Mauſer den ſchwarzen Stirnfleck nicht, der Augenſtreif iſt ſchwärzlich, und überhaupt die Farbenzeichnung heller.

Fünfte Ordnung. Schwalbenartige Vögel, Chelidones.

Schnabel ſehr kurz, ſpitzig, an der Wurzel ſehr breit, und daher der Rachen groß; Oberſchnabel an der Spitze gekrümmt; Hals kurz; Schlund weit; Füße kurz, mit ſcharfen Nägeln; Flügel lang.

Der Flug dieſer Vögel iſt ſchnell, ungeſtüm und anhaltend; ihr Geſicht ſehr ſcharf; der Schnabel — beſonders im Fluge — gemeiniglich halb geöffnet (klaffend).

Nahrung einzig und allein Inſekten, die ſie im Fluge, aus der Luft, von der Oberfläche des Waſſers und an andern Körpern ſitzend oder kriechend, fangen, und meiſt ganz verſchlingen; den Jungen im Neſte aber, breit im Schnabel haltend, zutragen, die Jungen auch aus dem Schnabel füttern. Sämmtlich bei uns Zugvögel.

Fünf und dreißigſte Gattung: Schwalbe, Hirundo.

Schnabel kurz, dreieckig, an der Wurzel breit und niedergedrückt, bis nahe vor den Augen geſpalten; Oberſchnabel an der Spitze mäßig gekrümmt; am Schnabelwinkel keine Borſten; Naſenlöcher länglich rund, durch eine Haut zum Theil verſchloſſen und durch die Stirnfedern bis gegen die Hälfte bedeckt; Zunge kurz, breit, an der Spitze geſpalten;

Füße kurz und breit, bis an oder über die Ferſen (Knie) befiedert; Schreitfüße, durch Verbindung der äußern Vorderzehe mit der mittleren bis zum erſten Zehgelenke; Zehen und Nägel ſchlank. Flügel ſehr lang, auf dem Schwanze ſich kreuzend; erſte Schwungfeder die längſte. Schwanz meiſt gabelförmig, aus zwölf Federn beſtehend.

Aufenthalt in angebauten und bewohnten Gegenden, wo es an Waſſer und Waſſerinſekten nicht fehlt. Sie trinken, indem ſie im Fluge auf das Waſſer herabſtechen und mit dem Schnabel etwas davon aufſchnappen; auch baden ſie ſich gern, theils am Waſſer ſtehend, theils im Fluge mit dem Unterkörper ſich hineintauchend. Ihre Neſter bauen ſie künſtlich und feſt aus bindigen Erdarten, mit Stroh- und Grashalmen durchflochten; eine Art in Erdhöhlen; alle füttern ſelbige mit Federn aus.

Erſte Art: Rauchſchwalbe, H. rustica, *Linn.*

Stirn und Kehle kaſtanienbraun; Oberleib, Seitenhals und ein breites Bruſtband ſchwarz, mit violettem Schimmer; Unterleib weißlich, an den Flanken ſtärker, in der Bauchmitte und am After weniger, mit roſtbräunlichem Anflage; Schwanzfedern ſchwarz, auf der innern Fahne — die zwei mittelſten ausgenommen — mit einem großen weißen Fleck; die äußerſte auf jeder Seite ſehr lang und ſchmal. Länge $6\frac{1}{2}''$ (Männchen).

Das Weibchen hat weniger Braun an der Stirn; ein weniger breites ſchwarzes Bruſtband; heller weißen Unterleib; auch iſt die äußerſte Schwanzfeder kürzer.

Zweite Art: Hausſchwalbe, H. urbica, *Linn.*

Kopf, Nacken und Oberrücken ſchwarz, mit violettem Schimmer; Flügel, Schwanz und große Schwanzdeckfedern ſchwarz, ohne Glanz; Schwanz gabelförmig; Unterleib und Steiß rein weiß; Füße und Zehen mit einzeln ſtehenden Federchen beſetzt. Länge 5'' (Männchen).

Das Weibchen iſt an der Kehle ſchmutzig weiß.

Dritte Art: Uferſchwalbe, H. riparia, *Linn.*

Augenſtern nußbraun; Oberleib aſchgraubraun; Kehle, Bauch und After weiß; Füße nackt, bis auf vier oder fünf an der Hinterzehenwurzel ſtehende Federchen. Länge 5'' (Männchen).

Am Weibchen die Farben matter.

Vierte Art: Felſenſchwalbe, H. rupestris, *Scopoli.*

Augenſtern hellaurorfarben; Oberleib ſtahlgraubraun; Stirn und Kinn kaſtanienbraun; Schwanz halbkreisförmig gegabelt; Fußwurzel mit graulichem, braungefleckten Flaum bedeckt. Die fünf äußern Federn mit einem länglichrunden weißen Flecken. Länge 5″ 2‴ *).

Sechs und dreißigſte Gattung: Segler, Brachypus, *Wolf*; Cypselus, *Temmink*.

Schnabel kurz, dreieckig, an der Wurzel breit, niedergedrückt, bis unter die Augen geſpalten; Oberſchnabel an der Spitze etwas gekrümmt; Unterſchnabel vorn ſtark niedergebogen; Rachen groß, hinten geſenkt; Naſenlöcher eirund (nach Temmink oben am Schnabel zunächſt den Zügeln der Länge nach geſpalten — geſchlitzt, fendues), offen, mit erhabenen, häutigen, befiederten Rändern; Augen groß, in einer muſchelförmigen Vertiefung liegend, die nach dem Schnabel hin mit einer Reihe kammförmig geſtellter Borſten beſetzt iſt. Füße ſehr kurz, (faſt) bis an die Zehen beſiedert; alle vier nach vorn gerichtete Zehen gänzlich getrennt, dick und — wie die gekrümmten Nägel — kurz. Schwanz gabelförmig, zehn Federn enthaltend. Flügel ſehr lang, ſäbelförmig nach innen gekrümmt, auf dem Schwanze ſich kreuzend; erſte Schwungfeder ein wenig kürzer als die zweite.

Die Segler haben einen ſehr hohen, ſchwimmenden, doch ſchnellen, kreiſenden und noch mehr anhaltenden Flug als die Schwalben, bei dem ſie die Schwingen nur ſelten bewegen. Sie ſetzen ſich nie auf die ebene Erde und nur ſelten auf erhabene Stellen, weil, bei dem Mißverhältniſſe der langen Flügel zu den kurzen Füßen, ihnen das Wiederauffliegen ſehr ſchwer wird. Sie niſten in Mauerlöcher und Felsritzen.

Erſte Art: Alpenſegler, B. (C.) alpinus (Hirundo melba, *Linn.*).

Augenſtern nußbraun; bis auf ein dunkelbraunes Halsband einfarbig braunbefiederte Füße, weiße Kehle und weißen Mittelbauch; der Körper graubraun, mit röthlichem Schiller. Länge beinahe 9″ (Männchen).

---

*) Dieſer früher von Herrn Wolf (Taſchenb. I. S. 279) für eine Abart der Uferſchwalbe gehaltene Vogel wurde in den Beiträgen d. Wetter. Geſ. Bd. I. Hft. 2. S. 130 von ihm ſelbſt für eine eigene Art erklärt, und als ſolche beſchrieben. Ein Gleiches hat Temmink (Man. d'ornith. p. 268) gethan, und ſomit iſt Scopoli's und Bechſteins frühere Annahme beſtätigt.

Beim Weibchen iſt das Halsband ſchmaler, die Gefiederfarbe etwas heller *).

Zweite Art: Mauerſegler, B. (C.) murarius (Hirundo apus, *Linn.*)

Augenſtern dunkelbraun; Kehle weißgrau; ſonſt überall mattſchwarz — nach Temmink rußfarbig. Länge 7¼".

Männchen und Weibchen ſind äußerlich kaum von einander zu unterſcheiden. An Jungen vor der erſten Mauſer der Augenſtern grau; ganzes Geſicht und Kehle weiß oder etwas ins Gelbliche ſpielend; die ſchwarze Farbe heller; vorderer Flügelrand und hintere Schwungfedern weiß geſäumt; untere Flügeldeckfedern weiß gerandet.

Sieben und dreißigſte Gattung: Tagſchläfer, Caprimulgus.

Schnabel kurz, an der Wurzel niedergedrückt, bis hinter die Augen geſpalten; Oberſchnabel ſcharf geſpitzt, an der Spitze gekrümmt; Rachen ſehr weit, außen mit einer Reihe ſteifer und langer, vorwärts gerichteter Borſten beſetzt; Naſenlöcher etwas röhrig, durch eine Membran verſchloſſen, von den Stirnfedern bedeckt. Zunge ſpitzig, ganz, herausſtreckbar; Augen und Ohren groß; Füße kurz; drei Zehen nach vorn, eine nach hinten; die vordern durch eine Membran bis zum erſten Gelenke verbunden; Nägel kurz, der an der Mittelzehe breit gerandet, bei den meiſten kammförmig. Schwanz ungetheilt, zehn Federn enthaltend. Flügel lang, erſte Schwungfeder kürzer als die zweite, längſte.

Sie können das Sonnenlicht nicht ertragen und kommen daher nur in der Morgen- und Abenddämmerung und in mondhellen Nächten zum Vorſcheine, um Nachtſchmetterlinge und Nachtinſekten — wovon ſie einzig leben — in dem beim Fluge offenen Rachen zu fangen. Dieſer ihr Raub bleibt an einer aus den Drüſen abgeſonderten zähen, klebrigen Feuchtigkeit hängen, mit welcher eingewickelt er dann im Schlunde hinabgleitet.

Art: Getüpfelter Tagſchläfer, C. punctatus, *Wolf* (europäiſche Nachtſchwalbe, C. europaeus, *Linn.*).

Schnabel ſchwarz; Augenſtern blauſchwarz; Füße braun; Grund-

---

*) Nach Herrn Bechſtein (Nat. Geſch. Teutſchl. III. S. 935) ſoll dieſer Vogel, welcher ſonſt nur — und zunächſt — auf den tyroler und ſchweizer Alpen vorkommt, auch zuweilen nach Thüringen ſich verſtreichen.

farbe des Körpers ſchwärzlich, dunkelbraun, aſchgrau, roſtroth, roſtgelb geſtrichelt, beſpritzt, gefleckt, in die Länge und Quere geſtreift. Vorzüglich zeichnen ſich ſchwarze Längsſtreife auf dem Kopfe aus. Oben auf den Flügeln ein roſtgelbliches Band; die äußere Fahne der Schwungfedern roſtfarben weitſchichtig gefleckt; an der innern Fahne der drei erſten Schwungfedern ein faſt keilförmiger weißer Fleck; Schwanz ſeicht abgerundet, ſchwarz, im Zickzack roſtfarbig und grau geſtreift; die zwei äußern Federn mit großem weißem, an der Randſpitze ſchwärzlich beſpritztem Endflecken. Länge 10¼" (Männchen).

Beim Weibchen der Flecken an den drei erſten Schwungfedern kleiner, ſtatt weiß roſtgelb; der Endflecken an den zwei äußern Steuerfedern roſtgelblich überall mit vielen ſchwärzlichen Punkten.

Junge ſogleich bei der Flugbarkeit den Alten an Zeichnung gleich; nur der Körper kleiner, der Schwanz kürzer.

Sechste Ordnung. Tauben, Columbae.

Schnabel mittelmäßig, gerade, zuſammengedrückt; Oberkiefer an der Spitze mehr oder weniger gekrümmt, an der Wurzel und bis über die ſchmalen Naſenlöcher hinaus mit einer aufgetriebenen, weichen Haut bedeckt.

Gangfüße kurz.

Nahrung Sämereien, ſelten Beerenfrüchte; wird erſt aus dem Schnabel in den an der Kehle hängenden, weiter Ausdehnung fähigen Kropf übergeführt und geht von da, gewiſſermaßen macerirt, entweder in den Magen zur weitern Verdauung über, oder wird — nicht ohne große Anſtrengung — wieder in den Schnabel heraufgewürgt, um aus demſelben in den Schnabel der Jungen ausgeſpieen zu werden.

Aufenthalt Wald, von großen Bäumen begrenzte Felder und Wieſen, auch Felshöhlen.

Acht und dreißigſte Gattung: Taube, Columba *).

*) Daß hier nur von den bei uns vorkommenden wilden Tauben die Rede ſeyn kann, verſteht ſich.

Schnabel weich; Naſenlöcher faſt an der Mitte des Schnabels; Zunge ganz; Kopf meiſt auf beiden Seiten zuſammengedrückt; Scheitel hoch, nach dem Hinterkopfe zu ſchräg laufend. Füße meiſt roth. Flügel zwiſchen lang und ziemlich lang; erſte Schwungfeder etwas kürzer als die zweite. Schwanz mittelmäßig lang und gerade. Gefiederbedeckung der Körpertheile ſtark.

Die Tauben paaren ſich in der Regel auf Lebenszeit; ſie machen gewöhnlich alljährlich zwei Gehecke und das Weibchen legt ſelten über zwei, nie über drei Eier. Die Gatten betreiben das Brüt- und Erziehungsgeſchäft gemeinſchaftlich.

Sie baden ſich gern im Waſſer und ſtauben ſich wie die Rebhühner; auch verſchlucken ſie zuweilen feinen Sand und Staub, wahrſcheinlich zur Verdauungsbeförderung; Steinchen fand ich bei keiner. Sind ſämmtlich Zugvögel.

Erſte Art: Ringeltaube, C. palumbus, *Linn* *).

Naſenhaut roth, weiß überſtäubt; zu beiden Seiten des Halſes ein weißer Flecken, wodurch der ſogenannte Ring gebildet wird; Schwanzfedern am Ende ſchwarz. Länge 1′ 5½″.

Zweite Art: Holztaube, C. oenas, *Linn.*

Naſenhaut roth; Hauptfarbe aſchblau; auf jedem Flügel ein doppelter ſchwärzlicher Fleck; auch die Spitze des Schwanzes ſchwärzlich. Länge 1′ 1″.

Dritte Art: Feldtaube, C. livia, *Brisson.*

Naſenhaut weißlich; Augenſtern rothgelb; Füße roth; obere und untere Theile graublau; Seitenhals blau, purpurfarben und grün, mit Glanz ſchillernd (taubenhalſig); Steiß rein weiß; auf den Flügeln zwei ſchwarze Binden; Schwung- und Schwanzfedern mit ſchwarzen Spitzen; weißer Flecken auf der äußern Fahne der erſten Seitenfeder des Schwanzes. Länge 1′.

Anmerk. Obwohl bei uns nicht mehr eigentlich wild anzutreffen, verdient dieſe, ſo immer noch auf den Inſeln des mittelländiſchen Meeres, vorzüglich aber im nördlichen Afrika und beſonders auf Teneriffa ſich fortpflanzende Art als Stammmutter unſerer eingebürgerten Feldtaube hier einige Erwähnung.

---

*) Von dieſem und von allen Vögeln, welche im Verfolge des Werkes ausführlicher beſchrieben werden, findet man hier nur die Kennzeichen der Art nach Bechſtein, Wolf, Meyer und Leisler.

Vierte Art: Turteltaube, C. turtur, *Linn.* An den Seiten des Halſes ein ſchwarzer Flecken mit drei bis vier weißen gekrümmten Querſtreifen; die Schwanzfedern an der Spitze weiß. Länge 10½″ (Männchen; Weibchen kleiner).

Siebente Ordnung. Hühnerartige Vögel, Gallinae.

Schnabel ſtark, Oberſchnabel erhaben, etwas gekrümmt und an den Seiten über den Unterkiefer etwas herabgezogen. Naſenlöcher mit einer knorpelartigen Fleiſchhaut bedeckt, welche (meiſt) die Wurzel des Schnabels mit überzieht. Füße mit vier Zehen, drei davon nach vorn gerichtet und durch eine Haut von der Wurzel an bis zum erſten Gelenk verbunden, die vierte hintere etwas erhöht. Flügel legen ſich neben dem Schwanze hin und unter demſelben zuſammen. Schwanz aus mehr als zwölf Steuerfedern beſtehend.

Die hierher gehörigen Vögel haben, wie die Tauben, einen Kropf am Halſe, in welchem die aus dem Schnabel dahin übergegangenen Sämereien, zum Theil auch Beerenfrüchte und Inſekten, mit welchen ſelbige ſich nähren, dem erſten Macerationsprozeſſe unterworfen werden. Einige leben in Vielweiberei, andere in Einweiberei; letztere ſchließen jedoch den ehelichen Bund nicht auf Lebenszeit. Alle machen (bei uns) nur ein Geheck, und die Weibchen ein ſtarkzähliges Eiergelege, welches ſie allein ausbrüten, in ein kunſtloſes, auf der Erde ſtehendes Neſt. Die dem Ei entſchlüpften Jungen laufen ſogleich herum und werden von der Mutter gehübert; bei denen, welche polygamiſch ſich begatten, von ihr allein, bei denen aber, welche in Monogamie leben, von Vater und Mutter geführt und geſchützt. Jene bleiben bis zum Herbſte des erſten Jahres, dieſe bis zur Paarzeit im nächſtfolgenden Frühling familienweiſe beiſammen.

Neun und dreißigſte Gattung: Faſan, Phaſianus.

Schnabel kurz, ſtark, Wurzel nackt, ſanft gebogen. Augengegend farbig, warzig, nackt (federlos). Füße beim Männchen mit einem kegelförmigen Sporn verſehen. Schwanz kegelförmig, ſtark geſtuft, aus achtzehn Steuerfedern beſtehend. Flügel kurz; die drei erſten Schwungfedern gleich geſtuft, kürzer als die vierte und fünfte, welche die längſten ſind.

Es ſind vorlängſt in das alte Griechenland eingeführte, von da nach und nach über faſt ganz Europa, bis hoch nach Norden hinauf verbreitete Fremdlinge, die, in manchen Gegenden aus der Gefangenſchaft entwichen oder entlaſſen, in den Zuſtand der Freiheit oder Wildheit übergegangen ſind.

Aufenthalt in fruchtbaren, vorzüglich ebenen Gegenden, in welchen Felder mit Wieſen und Gehölz abwechſeln und wo fließendes Waſſer nicht fehlt.

Fortpflanzung in der Regel durch Vielweiberei; doch hat der Verfaſſer nicht ſelten wahrgenommen, daß im Zuſtande voller Freiheit der Hahn bei einer Henne bleibt und mit ihr die Sorge der Erziehung der Jungen theilt *).

Standvogel.

Art (einzige in Teutſchland verwildernde): Geränderter (gemeiner) Faſan, Ph. marginatus, *Wolf*; Ph. colchicus, *Linn.*

Augenkreis mit Wärzchen und einzelnen Federchen beſetzt; Schwanz beim Männchen ſehr lang; an dieſem Kopf und obere Theile des Halſes dunkelblau mit grünem und purpurfarbenem Schiller und mit Glanz; Gefieder des Körpers gelbroth, mit ſchwarzen, ſtahlblau ſchillernden und weißlichen Rändern. Ganze Länge 3′.

Beim kleineren Weibchen der Augenkreis enger, Kopf und Oberleib ſchwarzbraun; die Federn mit rothgrauen und weißlichen Rändern; Vorder- und Seitenhals weißgrau und ſchwarz gebändert; Unterleib röthlich, aſchgrau gewäſſert.

Vierzigſte Gattung: Waldhuhn, Tetrao.

Schnabel kurz, ſtark, Wurzel nackt; Oberſchnabel gewölbt, convex, vom Urſprung an gekrümmt; Naſenlöcher klein, rundlich, zur Hälfte durch eine aufgetriebene Haut geſchloſſen, unter Stirnfedern verborgen. Ueber den Augen eine nackte, warzige, rothe Haut. Zunge am Ende ſpitzig. Füße ſtark, bis an die Zehen, zum Theil bis an die Nägel befie-

*) Das Ausführlichere hierüber ſ. Th. I. Abſchn. VI. Abth. II. K. 5.

dert; Zehen gefranzt. Schwanz aus achtzehn oder ſechzehn Steuerfedern beſtehend. Flügel kurz; erſte Schwungfeder kurz, zweite kürzer als die dritte und vierte, welche unter allen die längſten ſind.

Aufenthalt einiger hierher gehörigen Arten in großen, vorzüglich Gebirgswaldungen; anderer in Vorhölzern und auf anſtoßenden Heideplätzen; noch anderer in dem Zwerggeſträuche der höchſten Gebirgsregion, unter Felſenabſätzen und Schneefirnen, von wo aus ſie ſich zur Herbſtzeit in die mittlere Region herabziehen.

Nahrung, der Jahreszeit nach, Kräuter, Beeren, Knospen, auch Inſekten; Geſäme, theils grüne Nadeln von verſchiedenen Nadelhölzern, nur zur Zeit der Noth.

Fortpflanzung bei allen durch Vielweiberei. Von den ſtärkern, größern Arten dieſer Gattung iſt es als Eigenthümlichkeit bekannt, daß die Männchen in der Balzzeit den Begattungstrieb durch poſſierliche Bewegungen und ſonderbaren, weit vernehmlichen Laut kund thun.

Im Sommer Standvögel, im Winter, der Nahrung wegen, Strichvögel.

a) Mit nicht bis über das Zehwurzelgelenk befiederten Füßen; nur einer Mauſer unterworfen.

Erſte Art: Auerwaldhuhn, Auerhuhn, Großes Waldhuhn, T. urogallus, *Linn.* et *Lath.*

Mit ſtark zugerundetem, faſt keilförmigem, achtzehn Federn enthaltendem Schwanze und weißen Achſeln.

Männchen ſchwärzlich; am Kopfe, Halſe, Rücken und Steiße klar weiß geſprenkelt, auf der Bruſt ſtahlgrün ſchillernd; an der Kehle ſtark gebärtet; Schnabel hornfarben-weißlich; Augenſtern hellbraun. Länge 2′ 10″ bis 3′.

Weibchen beinahe um den dritten Theil kleiner; auf dem Oberleibe ſchwarzbraun, mit roſtfarbigen, wellenförmigen Querſtreifen; am Unterleibe roſtfarbig, hin und wieder ſchwarz oder ſchwarzbraun geſcheckt; an der Kehle kürzer gebartet; Schnabel ſchwarzbraun.

Bei jungen Männchen iſt nach der erſten Mauſer und bis zur Mannbarkeit der grüne Schiller auf der Bruſt weniger deutlich und an dieſem Theile Aſchgrau faſt vorherrſchend über Schwarz, und ſelbſt das ſo gefärbte Gefieder oft noch mit einigen roſtfarbenen, ſchwarzgefleckten Federn einzeln durchſprengt. Vor der erſten Mauſer ſind die Jungen beiderlei Geſchlechtes

ſich unter einander und dem alten Weibchen ſehr ähnlich *).

Zweite Art: Mittleres Waldhuhn, Rakkelhahn, T. medius, *Meyer;* T. Rakkelhan, *Temmink* (T. hybridus, *Sparmann*) **).

Schnabel ſchwarz, nicht ſo ſtark wie der des Auerhahnes, aber bedeutend ſtärker wie der des Birkhahnes, dadurch von beiden unterſchieden, daß er geradet und nur der Oberkiefer ſchwach gebogen iſt; Augenſtern nußbraun; Füße ſtark und ſehr dicht befiedert; beſonders die Zehen breiter, auch ſtärker geſchuppt und gefranzt als die des Auerhahnes, grau von Farbe; Nägel hornbraun.

---

*) Rückſichtlich des beim Auerhahn merkwürdigen Luftröhrenbaues ſ. Th. I. Abſchn. I. Abth. II. K. 4. §. 5. Anmerk. und vergl. Reſult. der Luftröhrenunterſ. bei der zweiten Art.

**) Hier die kurze Beſchreibung eines merkwürdigen Vogels, von welchem Klein im April 1756 ein Exemplar aus Hinterpommern — dem alten Herzogthume Kaſſuben —, wo es geſchoſſen worden war, zuerſt, dann aber Herr Hofrath Dr. Meyer zu Offenbach bis z. J. 1814 deren ſieben aus Rußland erhielt. Dieſer höchſt verdienſtvolle Ornitholog beſchrieb ſelbigen genau im Magazin naturf. Freunde z. Berlin; nach ihm Leisler in den Nachträgen zu Bechſteins Nat. Geſch. Teutſchl. Heft 2. S. 196 ff.; ferner Temmink ſowohl in ſeinem Man. d'ornith. d'Eur. Amsterd. 1814, p. 287 ff., als in ſeiner Hist. naturelle générale des Pigeons et des Gallinacés, Amst. 1815, T. III. 129 ff., endlich v. Wildungen im vierten Bändchen ſeiner Weidmanns Feierabende, Marburg, 1816. Ob nun gleich zur Vervollſtändigung der Naturgeſchichte dieſes Vogels Manches, und beſonders das zu wünſchen übrig bleibt, daß es — was bis jetzt, ſo viel der Verfaſſer weiß, noch nicht geſchehen iſt — einem oder dem andern der genannten Naturforſcher gelingen möge, ſich in den Beſitz des weiblichen Tetr. medius zu ſetzen, und durch deſſen Beſchreibung auch das letzte Räthſel zu löſen: ſo kann doch darüber, daß Tetrao medius eine eigene Waldhuhnart, und nicht, wie früher geglaubt wurde, ein Baſtard vom Auerhahne und von der Birkhenne, oder umgekehrt ſei, kaum noch ein Zweifel obwalten; da vollkommene Gleichheit der Größe und Farbenzeichnung bei den ſieben Meyerſchen Exemplaren, abweichender Bau der Luftröhre und völlig verſchiedener Balzlaut von dem des Auerhahnes ſowohl, als von dem des Birkhahnes (ſ. *Temmink* hist. nat. des Pig. et des Gall. III, p. 137) für die Identität der Art ſo deutlich ſprechen. Die obige Beſchreibung des Vogels, ſo wie das weitere Naturgeſchichtliche iſt aus Temminks oben erwähnten Werken überſetzt; nur wenige Zuſätze nach Leisler ſind hinzugekommen.

Kehlfedern bartartig, etwas verlängert; Kopf, Hals und Bruſt dunkelſchwarzbraun oder ſchwarz mit purpurfarbigem und bronzenem Schiller und Glanz; über den Augen ein nackter, warziger, rother Flecken; die Warzen zunächſt dem Gefieder des Oberkopfes ſtehen in der Balzzeit kammartig gezähnt aufrecht; Rücken und Steiß glänzend ſchwarz, aſchfarben ſehr klein punktirt, jede Feder mit einem violett ſchillernden Rande; Flügel ſchwarzbraun, mit kleinen weißen und braunen Punkten und Zickzacks; Schwungfedern der erſten Ordnung ſchwarzbraun, an der äußern Fahne weiß geſäumt; die der zweiten Ordnung von der Wurzel bis zur Mitte weiß, dann ſchwarzbraun, am Ende weiß; Schwanz achtzehn Federn enthaltend, tiefſchwarz, ſeicht gegabelt, die äußere Feder ſchwach nach außen gekrümmt; Bauch mattſchwarz, auf der Mitte einige weiße Flecken; Seiten und After mit kleinen weißen Flecken. Länge 2′ 3 bis 4″ (Altes Männchen).

Junge Männchen nach der erſten Mauſer ſind den alten ähnlich, außer daß bei jenen der Schiller an Hals und Bruſt weniger lebhaft, der Schwanz aber weniger gegabelt, deſſen äußerſte Feder gerade iſt und alle Federn deſſelben eine weiße Endſpitze haben; daß endlich der ganze Unterleib häufiger weißgefleckt und die weiße Endſpitze der Schwungfedern zweiter Ordnung nicht ſo breit iſt, wie bei alten Männchen.

Aufenthalt: Im Norden von Rußland, Schweden und Schottland, in Lappland, ſelten in Liefland, Curland und Finnland. Das mittlere Waldhuhn lebt übrigens nicht wie das Auerhuhn im Walde, ſondern mehr da, wo große Heidflächen einzeln mit Birken beſtanden ſind.

Nahrung unbekannt; vermuthlich der des Auer- und Birkhuhnes gleich.

Fortpflanzung: In der Balzzeit vernimmt man vom Hahne keinen Balzlaut, der dem des Auerhahnes oder des Birkhahnes ähnlich iſt, ſondern nur ein fortgeſetztes eintöniges Ruren (Rülpſen). Die Eier ſollen kleiner und länglicher als die der Auerhenne, hellgelb, auch dunkler und deutlicher roſtfarbig gefleckt ſeyn.

Reſultate anatomiſcher Unterſuchung der Luftröhre: Der Luftröhrenbau beim mittleren Waldhuhne männlichen Geſchlechtes iſt dadurch von dem des Auerhahnes verſchieden, daß die Luftröhre ſich nicht auf ſich ſelbſt zurückbiegt, ſondern in gerader Linie auf die Lungen zugeht; auch iſt der lange Doppelmuskel, welcher beim Auerhahne, vom Kehlkopfe ausgehend, an der Luftröhre herabläuft, beim Rak-

kelhahne nicht vorhanden. (Vergl. Th. I. Abſchn. I. Abth. II. K. 4. §. 5. Anmerk.) Der Verfaſſer bekennt zugleich, daß Temmink in ſeiner Hist. nat. d. Pig. et d. Gallin. T. III. p. 126 das Unſichtbarwerden der Zunge beim Auerhahn im Momente des Verendens (Todes) bei Weitem natürlicher erklärt, als es a. a. O. im gegenwärtigen Werke geſchehen iſt, indem er ſagt:

„Ces muscles servent à alonger ou à racourcir la trachée: après la mort de l'oiseau ils éprouvent une contraction qui entraine le larynx supérieur dans le fond du gosier, ce qui oblige la langue soudée par la queue de l'os hyoïde au cartilage qui porte la glotte, de suivre celle-ci *).“

Dritte Art: Kleineres Waldhuhn **), Birkhuhn, T. tetrix, *Linn.* et *Lath.*

Mit ſtark aus einander gezogenem, ſehr gabeligem Schwanze und ſtark auswärts gekrümmten äußern Schwanzfedern, achtzehn an der Zahl; auf den Flügeln ein weißer Flecken.

Männchen: Schwarz, am Kopfe, Halſe, Rücken und Steiße ſtahlblau glänzend; Schnabel ſchwarz; Augenſtern bläulich; Zehen braun. Länge 1′ 10″.

Weibchen: Kleiner; Schwanz weniger gegabelt und ausgebogen; Kopf und Hals roſtfarben, mit ſchwarzen Querbinden; Rücken, Steiß und Schwanz ſchwarz, mit roſtfarbigen Querbinden, letzter mit weißlicher, ſchwarz beſpritzter Kante.

Vierte Art: Schwarzkehliges Waldhuhn, Haſelhuhn, T. bonasia, *Linn.*

Schwanz abgerundet; ſechszehn Schwanzfedern, dieſe grau und — die beiden mittleren ausgenommen — mit ſchwarzen Punkten und einer ſchwarzen Binde; Füße faſt halb befiedert.

Männchen: Kehle ſchwarz, weiß eingefaßt; Schnabel an der Wurzel gelblich, ſonſt ſchwarz; Augenſtern nußbraun; Füße hellbräunlich. Länge 1′ 1″.

*) Ueberſetzung: Dieſe Muskeln dienen zur Verlängerung und Verkürzung der Luftröhre; beim Verenden des Vogels erleiden ſie eine Zuſammenziehung, durch welche der Kehlkopf und mit ihm die, durch das Ende des Zungenbeines mit dem Knorpel, welcher den Luftröhrenſpalt unterſtützt, in Verbindung ſtehende Zunge verſenkt wird.

**) Die Benennung: Gabelſchwänziges Waldhuhn (Meyer und Büffon), kann, als auf Tetr. medius gleichfalls anwendbar, nicht beibehalten werden.

Weibchen: Kehle hellroſtgelb, dunkelbraun gefleckt, ohne weiße Einfaſſung.

b) Mit bis an die Nägel befiederten Zehen; das Sommerkleid vom Winterkleide — deſſen Hauptfarbe weiß iſt — verſchieden, daher doppelter Mauſer unterworfen.

Fünfte Art: Ptarmigan (Haſenfüßiges Waldhuhn, Schneehuhn), T. lagopus, *Linn.*

Schnabel ziemlich ſtark gebogen, höchſtens ½″ lang, Oberkiefer an der Wurzel 3‴ hoch und beinahe 4‴ breit, Unterkiefer 4‴ lang, an der Wurzel 2‴ hoch; Nägel pfriemförmig gebogen, hornfarbig. Körper im Winter weiß, von der Schnabelwurzel bis hinter die Augen ſchwarze Zügel (vorzüglich — nach Temmink, einzig nur — am Männchen); Schwanz aus achtzehn, — nach Temmink aus ſechzehn — Federn beſtehend, von dieſen ſieben äußere auf jeder Seite, ſchwarz mit weißer Spitze, vier (zwei) mittelſten ganz weiß; im Sommer der Körper weiß und grau geſcheckt, mit vielen ſchwarzen Querflecken und roſtfarbigen und weißen Wellenlinien gezeichnet; die Schwanzfedern wie im Winter; die ſchwarzen Zügel beim Männchen fallen weg. Länge 14″ *).

Sechste Art: Moraſthuhn, Weidenwaldhuhn — Tetras des saules — (weißes Waldhuhn); T. saliceti, *Temmink* (T. albus, *Linn.*).

Schnabel nicht ſehr gebogen, ¾″ lang, der Oberkiefer an der Wurzel 5‴ hoch und eben ſo breit, der Unterkiefer 5‴ lang, an der Wurzel 3½‴ hoch; Augenſtern dunkelbraun; Fußſohlen nackt, Nägel lang, oben erhaben, unten ausgehöhlt, an den Seiten breit, etwas umgebogen — ſo wirklich ſchaufelförmig —, an der Wurzel hornfarbig, übrigens weißlich; Schwanz, nach Meyer aus achtzehn, — nach Temmink aus ſechzehn — Federn beſtehend, davon die vier (zwei) mittelſten ganz weiß, die übrigen dunkelbraun mit weißer Spitze, außer dieſen im Winter alle Körpertheile weiß; im Sommer der Körper weiß, roſt- und orangefarbig geſcheckt, mit vielen dunkelbraunen,

*) Annalen d. Wett. Geſellſch. Bd. I. Heft 2. S. 100 — 109. *Temmink* hist. nat. d. Pig. d. Gallin. III. 185 ff.; deſſen Man. d'ornith. p. 293.

ſchwarzen Querflecken und weißen Wellenlinien gezeichnet. Zu keiner Jahreszeit ſchwarze Zügel. Länge 16''.

Ein und vierzigſte Gattung: Ganga, Sandhuhn, Pterocles, *Temmink* *).

Schnabel mittelmäßig, zuſammengedrückt; Oberſchnabel an der Wurzel gerade, gegen die Spitze gekrümmt; Naſenlöcher bis zur Hälfte mit einer Membran verſchloſſen, und dieſe mit den Stirnfederchen bedeckt, unterwärts offen; Füße mit kurzen Zehen, die hintere derſelben ſehr kurz, hoch über der Fußwurzel ſtehend; die drei vorderen bis zum erſten Gelenk verbunden und häutig gerandet; die Fußwurzel (das Schienbein) vorn mit ſehr kurzem Gefieder bekleidet, ſonſt nackt; Nägel ſehr kurz, der an der Hinterzehe ſcharf, die an den Vorderzehen ſtumpf; Schwanz kegelförmig (bei einigen fremden Arten die zwei mittelſten Federn fadenartig verlängert). Flügel lang, geſpitzt; die erſte Schwungfeder von allen die längſte.

Dieſe Vögel ſind in keinem Theile von Europa häufig anzutreffen, nach Teutſchland verirren ſich höchſt ſelten einzelne als Vagabonden; denn ſie ſind ſehr wanderluſtig, und verändern ſelbſt in ihrer Heimath den Aufenthalt öfters. Zu dem Ende durcheilen ſie große Strecken in ununterbrochenem Fluge. Die einzige in Teutſchland entdeckte Art ſcheint zu denen zu gehören, die volkweiſe (familienweiſe) ſich zuſammenhalten; andere ſollen ſich kettenweiſe (in zahlreichen Flügen) vereinigen. Sie ſollen im Graſe und im Heidekraut niſten.

Art: Ganga mit dem Bruſtbande, Ringelſandhuhn, P. arenarius, *Temmink* (Ringel-Waldhuhn, *Meyer*, Tetrao arenarius, *Linn*) **).

Schnabel bläulich; Augenſtern ſehr dunkelbraun, Pupille blau-

---

*) Der Verf. folgt hier Temmink, welcher aus nachſtehenden Gründen unter der Benennung Pterocles eine eigene Gattung aufgeſtellt hat: „Die Gangas leben in Ebenen; ſind eigentlich in ſandigen Wüſten der heißeren Erdſtriche nur heimiſch, und durchaus keine Standvögel." Nimmt man hierzu den Flügelbau, welcher von dem der Waldhühner (Tetrao) eben ſo ſehr, als von dem der Feldhühner (Perdix) verſchieden iſt; ſo iſt wohl nicht zu läugnen, daß die Zuſammenſtellung der Gangas mit einer der vorgenannten Gattungen nicht natürlich iſt.

**) Hr. Naumann — Gutsbeſitzer in dem Anhalt-Cöthiſchen Orte Ziebigk und als einer der verdienſtvollſten Ornithologen

ſchwarz; Augengegend nackt und graugelblich; Naſenlöcher rund; Oberleib roſtroth, unordentlich hellroſtfarbig, aſchblau und ſchwärzlich gefleckt; Oberbruſt hellfleiſchröthlichgrau mit einem breiten, ſchwarzen Ringe; Unterleib und Schenkel ſchwarz; kurzes Gefieder an dem Vordertheile der Fußwurzel weißgelblich, mit ſchwarzgrauen Strichelchen; übrige Fußwurzel, nebſt den Zehen dunkelgelb behäutet. Schwungfedern der erſten Ordnung grauſchwärzlich, die der zweiten Ordnung aſchgrau mit gelblichen Rändern und Spitzen. Steuerfedern dunkelaſchgrau mit ſchwärzlichen Querſtreifen und weißen Spitzen, die zwei mittleren zimmtbraun mit ſchwärzlichen Querſtreifen. Länge $14\frac{1}{4}''$ (Männchen).

Das Weibchen iſt durchgängig kleiner; deſſen Farbenzeichnung heller; Gefieder am Halſe ohne Glanz; Unterleib ins Braune ſich ziehend; Bruſtband ſchmaler *).

Zwei und vierzigſte Gattung: Feldhuhn, Perdix.

Schnabel kurz, ſtark, bauchig aufgetrieben; Naſenlöcher mit einer Schwiele (hervorſtehender häutiger Rand) bedeckt. Bei den europäiſchen Arten über den Augen kein nackthäutiger Flecken, aber um denſelben kleine warzige Auswüchſe. Schreitfüße, unbefiedert, bei einigen (ausländiſchen Arten) mit einem ſpornartigen Auswuchſe; Schwanz kurz, abgerundet und niedergebogen; Flügel kurz, drei erſte Schwungfedern die kürzeſten, gleichmäßig abgeſtuft, vierte und fünfte die längſten.

Aufenthalt meiſt in Feldern. Nahrung junge Blätter von grünem Getreide, Getreidekörner und andere Sämereien, auch Inſekten und Würmer.

Erſte Art: Graues Feldhuhn (Gemeines Rebhuhn), P. cinerea, *Latham.*

Unter den Augen ein kahler warziger Flecken; Schwanz gelbroth; achtzehn Schwanzfedern.

---

unſerer Zeit bekannt — hatte das Glück, drei Vögel dieſer Gangaart am 21. Aug. 1801 im Anhaltiſchen anzutreffen und einen davon zu ſchießen. S. den erſten Heft des Nachtrags zu deſſen Nat. Geſch. d. Vögel ꝛc. S. 41. T. VII. F. 15.

*) *Temmink* Man. d'ornith. p. 500. Dieſer Schriftſteller gibt die Länge des Männchens zu 12 bis 14'' an, und bemerkt: „bei in dürren unfruchtbaren Gegenden heimiſchen Vögeln ſei durchaus kein genaues Maaß anzugeben; ſie ſeien ſtärker oder ſchwächer (größer oder kleiner), je nachdem am ihrem Aufenthaltsorte der Boden zur ſpärlicheren oder genüglicheren Erzeugung der Nahrungsmittel fähig ſei; im erſten Falle ſeie auch die Gefiederfarbenzeichnung weniger lebhaft, als im letzten.“

Männchen: auf den Flügeldeckfedern rothbraun gefleckt; unter der Bruſt ein großer hufeiſenförmiger, kaſtanienbrauner Fleck.

Weibchen: auf den Flügeldeckfedern ſchwarzbraun gefleckt; unter der Bruſt in der Jugend ganz ohne Flecken, ſpäterhin einige, mit zunehmendem Alter ſich vergrößernde, ſelten und nur im Greiſenalter in Zuſammenhang tretende, kaſtanienbraune Flecken. Länge 12″.

Meiſt Standvogel, zum Theil Strichvogel.

Zweite Art: Steinfeldhuhn, P. saxatilis, *Meyer.*

Schnabel, ein Ring um die Augen und Füße roth; Augenſtern gelbbräunlich. An dem Hintertheile der Fußwurzel eine ſchwielenartige Erhabenheit. Kehle, Wangen und Vorderhals weiß, mit einer großen ſchwarzen Binde eingefaßt; Stirn und Gegend zwiſchen Schnabel und Augen, auch ein ſchmaler Streif über den Augen, der ſich nach dem Genick fortzieht, ſchwarz; Scheitel, Hals, Nacken, Bruſt Oberleib und mittelſte Schwanzfedern bläulich aſchgrau, auf den aſchgrauen Flankenfedern ein breites, weißes, auf beiden Seiten mit einem ſchwarzen Streifen parallel eingefaßtes Querband; einige Flankenfedern am Ende kaſtanienbraun. Länge 13, 14, ſelten 15″ (Männchen).

Das Weibchen mißt 1″ weniger in der Länge; an ihm die aſchgrauen Gefiederfarben weniger rein (ſchwach gelbröthlich überlaufen); die ſchwarze Binde am Vorderhalſe weniger breit *).

Ein Standvogel.

Drei und vierzigſte Gattung: Wachtel, Coturnix **).

Schnabel kurz, weniger hoch als breit, Oberſchnabel ſchwach nach der Spitze gekrümmt, wenig bauchig aufgetrieben; Naſenlöcher durch eine nackte, aufgetriebene Haut zur Hälfte verſchloſſen; Augengegend ganz befiedert (nirgends nackt oder warzig). Schreitfüße durch Vereinigung der Vorderzehen bis zum erſten Gelenk, mittelſt einer Membran; ohne Sporn und ohne Schwiele an der Fußwurzel; Schwanz

*) *Temmink* Man. d'ornith. p. 305. Vom Steinfeldhuhne iſt das eigentliche Rothhuhn (P. rufa, *Latham*;) welches in Teutſchland gar nicht vorkommt, als Art zu ſcheiden.

**) *Temmink* Man. d'ornith. 311., deſſelben Hist. nat. d. P. et d. G. III. 360. ff.

ſehr kurz, niederhängend, vierzehn Steuerfedern enthaltend, faſt ganz durch die obern und untern Deckfedern verſteckt; Flügel mittelmäßig, erſte Schwungfeder die längſte.

Die Wachteln unterſcheiden ſich von den Feldhühnern nicht allein durch äußere Geſtalt, ſondern auch durch Lebensweiſe, Gewohnheiten und andere beſondere Eigenthümlichkeiten. Die Fortpflanzung erfolgt nicht durch Paarung, ſondern der Hahn verläßt die Henne, ſobald dieſe befruchtet iſt. Die völlig erzogenen Jungen werden auch von der Mutter verlaſſen und ſelbſt unter den Jungen eines und deſſelben Geheckes hört der enge Familienverein bald auf.

Sie ſind Zugvögel, jedoch, wie es ſcheint, nicht wegen nachtheiliger Einwirkung klimatiſcher Verhältniſſe auf den Körperorganismus, ſondern um an ſchicklichen Nahrungsmitteln nie Mangel zu leiden. Die Wachteln ſind alljährlich einer zweifachen Mauſer unterworfen: einmal im Auguſt vor ihrer Abreiſe aus unſern Gegenden, das anderemal in andern Gegenden, vor ihrer Wiederkunft zu uns im Frühlinge; Junge des Jahres wechſeln jedoch vor ihrem Wegzuge im Herbſte das Gefieder nicht, ſondern zum erſtenmale vor dem Antritt der Rückreiſe.

Art: Taktmäßig ſchlagende (gemeine) Wachtel, Coturnix tactylisonans, *Temmink* (Perdix coturnix, *Latham.*)

Körperhauptfarbe roſtgrau, ſchwarz gefleckt; über den Augen ein gelblich weißer Strich, auf dem Scheitel drei ſchwarze Längsſtreife; die Schwanzfedern am Rande mit roſtfarbigem Mondsfleck; Kehle ſchwarzbraun; Bruſt blaß roſtfarbig, weiß geſtrichelt. Länge 7″ 3 bis 6‴ (Männchen).

Das Weibchen iſt an der Kehle weißlich, an der Bruſt ſchwärzlich gefleckt; die Rückenfarbe iſt dunkler als beim Männchen.

Achte Ordnung. Laufvögel, Cursores *).

Schnabel mittelmäßig oder lang; Füße lang, unter den Ferſen (dem Knie) nackt, dreizehig.

*) Wenn der Verf., von der Wolf-Meyeriſchen Eintheilung abgehend, hier der Temminkſchen (S. Man. dornith. p. 316 ff.) folgt; ſo hält er dadurch wegen dieſer Abweichung ſich gerechtfertigt, weil 1. die Gattung Otis nur drei Zehen hat und alſo zu den hühnerartigen Vögeln, nach den Eintheilungsgründen der vierten Ordnung (vergl. Taſchenb.

Dieſe Ordnung zerfällt — nach Temmink — in zwei Unterordnungen, deren erſte die Feldlaufvögel (Coureurs des champs), die zweite die Strand- und Ufer-Laufvögel (Coureurs riverains) aufnimmt.

Die zur erſten Unterordnung gehörigen Vögel leben meiſt in ebenen, angebauten Feldern, nähren ſich von junger grüner Saat, Blättern der Winterrübſen (Winterreps, Brassica napus hyberna) junger Kohlpflanzen, Getreidekörnern, andern Sämereien; nebenbei nehmen ſie auch allerhand Inſekten und Regenwürmer an; die zur zweiten Unterordnung zu rechnenden verſchmähen alle vegetabiliſche Nahrung, und nähren ſich blos von Würmern und Inſekten. Jene begatten ſich polygamiſch (in Vielweiberei), dieſe monogamiſch (durch Paarung); alle bewegen ſich im Laufe mit großer Schnelligkeit.

Unterordnung I.

Feld-Laufvögel.

Vier und vierzigſte Gattung: Trappe, Otis.

Schnabel nicht ſo lang wie der Kopf, oder mit dieſem von gleicher Länge, gerade, kegelförmig, zuſammengedrückt; Oberſchnabel an der Spitze wenig gewölbt; Naſenlöcher eiförmig, offen, nahe an einander liegend; Zunge zugeſpitzt, etwas geſpalten; Füße lang, ſtark, über den Ferſen (Knie) nackt, Zehen an der Wurzel vereinigt, häutig berandet. Flügel mittelmäßig; erſte Schwungfeder mittler Länge, zweite ſehr wenig kürzer als die dritte, längſte.

Die Trappen leben unter ſich geſellig, ſind aber ſehr ſcheu gegen den Menſchen. Ihr ſchwerfälliger Körper macht, daß ſie nicht

d. Vögelkunde I. S. 291.) nicht gezählt werden kann, und weil 2. die übrigen von Temmink der Ordnung Laufvögel beigerechneten Gattungen ſämmtlich dreizehig ſind, alſo wirklich Lauffüße haben, auch durch ſchnellen Lauf ſich auszeichnen, und zu den Sumpfvögeln dem Habitus nach ſo ganz natürlich doch wohl nicht zu rechnen ſind.

ſogleich auffliegen können, ſondern vor dem Erheben eine Strecke laufen müſſen; einmal im Fluge, iſt dieſer jedoch raſch und anhaltend. Aufenthalt im erwachſenen Getreide oder mit Geſtrüpp oder Heide bewachſenen Ebenen. Befruchtete Weibchen leben einſam.

Erſte Art: Großer Trappe, O. tarda, *Linn.*

Schnabel kurz; auf dem Scheitel ein ſchwarzer Längsſtreif; Oberleib roſtroth, mit dichter, ſchwarzer, wellenförmiger Zeichnung; an beiden Seiten des Unterkiefers ein langer, faſeriger Federbart. Länge 3′ 3″ (Männchen).

Dem kleineren Weibchen fehlt der Federbart; der ſchwarze Scheitelſtreif iſt weniger merklich, das Aſchgrau am Halſe dunkler als am Männchen.

Zweite Art: Kleiner Trappe, O. tetrax, *Linn.*

Schnabel kurz, und, wie die Füße, grau; Augenſtern orangefarbig; Scheitel und Nacken hellroſtfarbig, braun gefleckt; Kopfſeiten und Vorderhals dunkel aſchgrau, dieſe Farbe am letztgenannten Theile mit einem weißen Bande umgeben. Unterhals mit ſchwarzem Gefieder bedeckt, welches im Genick am längſten iſt; an der Bruſt ein breites weißes Band, unter dieſem ein ſchwarzes; übriger Unterleib, Flügelrand und obere Schwanzdeckfedern weiß; Oberleib hellroſtfarbig, ſchwärzlich geſtrichelt und mit ſchwärzlichen Zickzacks an den Federrändern, hin und wieder mit großen ſchwarzen, hell beſprengten Flecken. Länge 1′ 6″ (altes Männchen).

Das Weibchen iſt kleiner, an ihm und an den ihm ähnlichen Jungen des Jahres die Kehle weiß; Kopfſeiten, Hals und oberer Theil der Bruſt hellgelblich, mit braunen Strichen unterbrochen, auf den Federn ein breiter Längsſtreif, das Halsband fehlend; auf dem Weißen der Bruſt, der Seiten, wie der obern und untern Deckfedern des Schwanzes hin und wieder ſchwarze Querſtriche; Oberleib mehr mit Schwarz gezeichnet*).

Dritte Art: Kragentrappe, O. houbara, *Gmel.*, *Linn.*

Schnabel faſt 2″ lang, oben gegen die Wurzel plattgedrückt; auf dem Scheitel ein faſeriger Federbuſch; an den Seiten des Halſes ſchwanke, 3 bis 4″ lange Federn, welche der Vogel im ruhigen Zuſtande loſe herunterhängen läßt, im Affekt kragenartig erhebt; Schwanz zugerundet, 8″ lang,

*) *Temmink* Man. d'ornith. p. 319.

achtzehn Federn enthaltend. Ganze Länge des Vogels 2′ bis 2′ 1″.

Schnabel hornbraun, oben an der etwas übergebogenen Spitze, wie unten von der Wurzel an bis zur Mitte lichter; Füße und Zehen grünlichgelb; Stirn und Seiten des Kopfes aſchgraulich roſtfarben, mit kleinen braunen Punkten; Hinterkopf, Wangen und Oberhals weißlich, mit braunen und aſchfarbigen Linien durchzogen; Federbuſch auf dem Scheitel weiß; Halskragen aus einer Reihe ſchwarzer Federn, denen einige weiße folgen, und welche ſämmtlich nicht dicht bebärtet ſind, beſtehend; Bruſt und übrige Untertheile weiß; Hinterhals, Rücken und Flügel ockergelb, mit feinen ſchwarzen Strichen dicht durchzogen, doch auf der Mitte jeder Feder eine große Strecke ungeſtrichelt und ungefleckt; Schwungfedern weiß, nach der Spitze hin ſchwarz, die Spitze ſelbſt weiß; Schwanzfedern ockerfarbig, mit drei breiten, ſchwarzgrauen Querbinden, alle — die zwei mittelſten ausgenommen — mit weißen Spitzen (ſehr altes Männchen).

An jungen Männchen ſind die Seiten des Kopfes mehr mit Zickzackſtrichen braun gezeichnet, die weißen Hollenfedern kürzer und gegen die Spitze hin mit ſchmalen aſchfarbigen Streifen durchſchnitten; die ſchwarzen und weißen Halskragenfedern mit dunkelbrauner Zeichnung.

Vom Farbenkleide des Weibchens iſt bis jetzt noch nichts bekannt, da dieſer in der Barbarei und in Arabien einheimiſche Vogel nur ſelten und zufällig nach Spanien, öfter in die Türkei kommt, und als teutſcher Vogel nur durch ein einziges, im Jahre 1800 in Schleſien erlegtes Exemplar, nach der von dieſem genommenen Beſchreibung des Herrn von Minkwitz bekannt geworden iſt *).

*) Obige Beſchreibung iſt aus *Temmink* Man. d'ornith. p. 319 u. 320 entlehnt. Vergl. Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. Th. III. S. 1451 (zweite Aufl.) und deſſen Ornith. Taſchenb. S. 247 ff., wo die von Minkwitziſche ausführliche Beſchreibung ſich findet. Herr von Minkwitz (ſ. Bechſt. T. B. a. a. O.) und mit ihm Herr Doktor Wolf (ſ. T. B. d. teutſch. Vögelk. I, 310) halten den von erſterem beſchriebenen Vogel für ein altes Männchen vom kleinen Trappen (Art 2.). Dem ſcheint jedoch nicht ſo zu ſeyn, wenn man die Temminkiſchen Beſchreibungen beider Vögel mit einander vergleicht. Wenn übrigens Pterocles arenarius (ſ. d. Gatt. 41.) ſich aus der Türkei oder aus Spanien in das Anhaltiſche einmal verirrte, ſo konnte eben ſo leicht Otis houbara auch aus der Türkei und aus Spanien ſich nach Schleſien verſtreichen. Nun trifft aber die von Minkwitziſche Beſchreibung in Rückſicht des Maaßes ſowohl, als der Zeich-

Unterordnung II.

Küſten- und Ufer-Laufvögel.

Sie halten ſich meiſt am Meeresſtrande und an ſteinigen Ufern der Flüſſe auf.

Fünf und vierzigſte Gattung: Steinwälzer, Oedicnemus *), *Temmink*.

Schnabel länger als der Kopf, ſtark, gerade, in der Endgegend zuſammengedrückt; Kante des Oberkiefers aufwärts gezogen, Unterkiefer den Winkel bildend. Naſenlöcher in der Mitte des Schnabels liegend, bis zum hornartigen Theile deſſelben durch eine Membran der Länge nach getheilt, nach vorn zu offen, von einer Seite zur andern durchgehend. Augen ſehr groß und hervorſtehend. Füße lang, ſchlank (mit ſehr dickem Knie), Zehen bis zum zweiten Gelenk durch eine Membran vereinigt, welche den Zehen entlang ſich fortzieht. Schwanz ſtark abgeſtuft. Flügel mittelmäßig; erſte Schwungfeder wenig kürzer als die zweite, längſte.

Aufenthalt. Am Tage — da wenigſtens, wo der Verfaſſer dieſen Vogel lange zu beobachten Gelegenheit hatte — faſt ausſchließlich auf neu angeſchwemmten Sandhegern, die ſtark mit Kieſelſteinen belegt ſind, alſo an flachufrigen Flußſtellen; zur Nachtzeit auf ungepflügten Brachfeldern, auch auf Saatfeldern.

Nahrung: Nächſt Inſekten, Würmern, kleinen Gehäusſchnecken und junger grüner Saat, auch Mäuſe.

Art (einzige europäiſche): Lerchengrauer Steinwälzer, Oed. crepitans, *Temmink*. (Charadrius oedicnemus, *Linn.*)

Schnabel von der Wurzel bis über die Naſenlöcher bleichgelb, der übrige Theil ſchwarz; Augenſtern, Augenliederrand und

---

nung, im Weſentlichen mit der Temminkiſchen vom jungen Männchen des Otis houbara überein; es gebührt demnach dieſem das teutſche Bürgerrecht ſo gut, als dem Pt. aren. — oder beiden eben ſo wenig, als dem Tetr. medius und allen dergleichen Verirrten.

*) In den oben folgenden Kennzeichen ſprechen ſich die Gründe aus, welche Herrn Temmink bewogen haben, die Gattung Oedicnemus aufzuſtellen und die in dieſelbe gehörige Art nicht — wie Latham — der Gatt. Otis, oder — wie Gmelin und Andere — der Gatt. Charadrius beizuzählen. Dieſe Gründe beſtimmten mich, Herrn Temmink zu folgen.
d. Verf.

Füße bleichgelb; Schienbeine etwas gekrümmt *). Gefieder-hauptfarbe lerchengrau; zwei erſte Schwungfedern in der Mitte weiß, übrigens ſchwarz, über und unter den Augen, ſo wie über den Flügeln ein weißlicher Streif. Länge 1′ 4″.

An Jungen des Jahres iſt die Farbenzeichnung undeutlicher, das Lerchengraue dunkler; beſonders aber unterſcheiden ſie ſich — wie dies bei allen Vögeln, die lange und ſchlanke Füße haben, der Fall iſt — durch verlängerte Fußwurzel und verdicktes Kniegelenk.

Sechs und vierzigſte Gattung: Regenpfeifer, Charadrius.

Schnabel kurz, ſchlank, zuſammengedrückt, gerieft, gegen das Ende etwas aufgetrieben. Naſenlöcher in der Schnabelriefe eingeſenkt, der Länge nach durch eine Membran getheilt, welche den Riefen deckt. Augen groß, hervorſtehend; Füße lang oder mittlerer Länge, ſchlank; äußere und mittlere Zehe durch eine kleine Haut verbunden, innere Zehe frei. Schwanz wenig abgerundet, oder eckig abgeſchnitten. Flügel mittelmäßig, erſte Schwungfeder wenig kürzer als die zweite, längſte.

Aufenthalt und Nahrung der beiden erſten Arten wie bei der vorhergehenden Gattung, doch lieben ſie mehr den Moorboden, als den Sandboden; die übrigen Arten leben gewöhnlich an den Meeresküſten und am Ausfluſſe der Hauptſtröme; doch findet man ſie auch in der Zugzeit — denn ſämmtliche hierher gehörige Vögel ſind Zugvögel — an Flüſſen und Bächen, welche mit Sandbänken oder Sandſchollen berandet ſind **).

---

*) Des Verfaſſers neuere Wahrnehmungen ſtimmen mit denen des Hrn. Hofrath Meyer überein, daß die oben erwähnten gelben Theile einige Tage nach dem Tode des Vogels grünlich, ſpäterhin faſt ganz ſchwarz werden. S. Meyers Taſchenb. d. Vögelkunde II, S. 317.

**) NB. Mehrere der hierher gehörigen Vögel — vielleicht alle — mauſern ſich, wie viele Sumpf- und Waſſervögel, zweimal im Jahre. Während und nach jeder Mauſer ändert ſich die Gefiederfarbenzeichnung mehr oder weniger. Dieſer Umſtand hat dazu Veranlaſſung gegeben, daß ein und derſelbe Vogel von den Ornithologen zwei und mehrmals als beſondere Art beſchrieben worden iſt, wozu jedoch auch das beigetragen hat, daß bei vielen — vielleicht bei allen — Sumpfvögeln mit zunehmendem Alter der Schnabel ſich verlängert. Bechſtein, Meyer, Leisler, Becker, Schinz, Temmink und andere ſchätzbare Ornithologen neuerer Zeit haben ſich durch Berichtigung der frühern Irrungen gedachter Art um die ſyſtematiſche Vögelkunde höchſt verdient gemacht und fahren in ihrem ſchönen Streben nach Vervollkommnung fort. Der Ver-

Erſte Art: Goldregenpfeifer, Saatvogel, Ch. auratus, *Suckow.* (Ch. pluvialis, *Linn.*)

Schnabel ſchwärzlich; Augenſtern dunkelbraun; Füße dunkelaſchgrau.

Winterkleid (vollkommnes, nach überſtandner Herbſtmauſer): Scheitel, ganzer Oberkörper, nebſt Flügel- und Schwanzdeckfedern rußſchwarz, mit großen, auf den Federbarträndern vertheilten, goldgelben Flecken; Kopfſeiten, Vorderhals und Bruſt aſchfarbig, braun und gelblich gefleckt; übrige Untertheile, nebſt Kehle weiß; Schwungfedern ſchwarz, mit an der Spitze weißen Schäften. Männchen und Weibchen nicht weſentlich unterſchieden. Länge 10¾ bis 11″.

Junge des Jahres an den Obertheilen ſchwarzgrau, graugelb gefleckt.

Sommerkleid (vollkommnes, hochzeitliches, im Frühling): Obere Theile tief ſchwarz; alle Federbartränder mit kleinen goldgelben, ſehr lebhaften Flecken; an der Stirn und über den Augen rein weiß; am Seitenhalſe, große ſchwarze und gelbe Flecken wechſelnd; Kehle, Vorderhals und ganzer Unterleib ſchwarz. In der Frühlingsmauſer bei alten und jungen Vögeln, nach derſelben nur bei letztern am Unterleibe die ſchwarzen Federn mit weißen untermengt, und dies iſt Ch. apricarius, *Gmel.*, *Linn.*

Zweite Art: Mornellregenpfeifer, Ch. morinellus, *Linn.*

Schnabel hornfarbig ſchwarz; Augenſtern braun; Füße graugrünlich.

Winterkleid: Scheitel und Hinterkopf ſchwärzlichgrau; über den Augen ein breiter, weißgelbbräunlicher, im Nacken zuſammenlaufender Streif; Geſicht weiß, ſchwarz punktirt; Oberkörper ſchwarzgrau, grünlich überflogen, alle Federn roſtfarbig eingefaßt; Bruſt und Flanken graubräun-

---

faſſer wird die ihm zu Gebote ſtehenden Hülfsmittel nach beſten Kräften benutzen, um jeden der in der Folge aufzuführenden Vögel nach ſeinem Winter- und Sommerkleide (letzteres wird auch das hochzeitliche genannt) möglichſt kurz und kenntlich zu beſchreiben und zu dem Ende ſich an Bechſtein, Meyer und deshalb vorzüglich an Temmink halten, weil dieſer, bei ſeinem ſteten Aufenthalte in der Nähe der Meeresküſten, im Beſitz der herrlichſten Vögelſammlung, unterſtützt durch glückliche Verhältniſſe aller Art und ausgerüſtet mit trefflichen Kenntniſſen, in ſeinen Werken unendlich viel geleiſtet hat und leiſten konnte.

lich, erſtere mit einem breiten, weißen Bande; Unterleib weiß; erſte Schwungfeder mit bis gegen die Spitze weißem Schafte; Schwanz am Ende weiß. Länge 8¾ bis 9″.

An Jungen die Grundfarben mehr aſchgrau; der Scheitel roſtbraun, mit ſchwärzlichen Längsflecken; die roſtfarbige Einfaſſung der Federn weniger lebhaft; Unterleib roſtgelb, weiß gefleckt; Schwanz am Ende roſtgelb.

Sommerkleid: Geſicht und Streif über den Augen rein weiß; Scheitel und Hinterkopf ſchwärzlich; Genick und Seitenhals aſchfarbig; Gefieder am Oberrücken und an den Flügeldeckfedern dunkelroſtfarbig eingefaßt; Bruſt mit geradem, braunen Bande, darunter ein breites, weißes, etwas gebogtes; Vorderbauch und Seiten lebhaft roſtfarbig; Bauchmitte tief ſchwarz; After braunröthlichweiß (ſehr altes Männchen).

Am Weibchen das Roſtfarbige an den Flanken oft mit Aſchgrau überflogen; der ſchwarze Fleck am Bauche undeutlich, oder mit weißen Federn durchſprengt.

Während der Mauſer ſehr verſchiedene Abänderungen in der Zeichnung bei verſchiedenen Einzelweſen dieſer Art.

Dritte Art: Halsbandregenpfeiffer, *Ch. hiaticula*, *Linn* *).

Schnabel an der Spitze ſchwarz, ſonſt, wie der nackte Augenliederrand und die Füße, orangegelb; Augenſtern nußbraun; Stirnband, Gegend zwiſchen Schnabel und Auge, ein über den Augen hin bis in den Nacken ſich ziehender, breiter Kranz, auf der Bruſt eine breite Binde, deren Enden im Genicke ſich vereinigen, dies Alles tief ſchwarz; ein zweites breiteres, weißes Stirnband unter dem ſchwarzen ſich ausdehnend; Kehle, Halsband und Unterbruſt, Bauch, Seiten, After und Schenkel rein weiß; Hinterkopf und alle nicht bekränzte und bebänderte, oberwärts gekehrte Körpertheile aſchgraubraun; äußerſte Steuerfeder weiß, die folgenden, bis auf die zwei mittelſten, in der Mitte mit dunkelbraunem Fleck, ſonſt weiß; alle Schwungfederſchäfte gegen die Spitze hin rein weiß, auf den innern Schwungfedern ein weißer Fleck. Länge 7″ (Männchen).

Am Weibchen der Kopf ſchmaler, ſchwarz bekränzt, die Bruſtbinde ſchwarzbraun.

---

*) Unter dieſer und den zwei folgenden Arten kleiner Regenpfeiffer kann leicht Verwechslung ſtatt finden; weshalb auf die angegebenen Kennzeichen bei der Unterſuchung ſehr genau zu achten iſt.

An Jungen vor der erſten Mauſer: alle bei Mannbaren ſchwarze Theile ſchwarzgrau; die Bruſtbände graubraun nur angedeutet; das Graubraun auf den Obertheilen heller, mit gelblicher Federeinfaſſung.

Vierte Art: Weißſtirniger Regenpfeifer, Ch. albifrons, *Meyer;* Ch. cantianus, *Lath.*

Schnabel ſchwarz; Augenſtern nußbraun; Füße dunkelbleifarbig; Stirn, breite Augenbraunen, ein Band im Nacken und alle unterwärts gekehrte Körpertheile rein weiß; Raum zwiſchen Schnabel und Auge, ein großer dreieckiger Fleck auf dem Kopfe, ein großer Fleck an jeder Seite der Bruſt tief ſchwarz; ein großer, ſchwarzgrauer Fleck hinter dem Auge; Scheitel und Genick ſehr hell roſtfarbig; weitere Theile des Oberkörpers aſchgraubraun; alle Schwungfedern mit weißen Schäften; zwei äußere Steuerfedern weiß, die dritte weißlich, die übrigen braun. Länge $6\frac{1}{2}''$ (Männchen).

Am Weibchen der dreieckige Fleck auf dem Kopfe fehlend; Raum zwiſchen Schnabel und Auge und Fleck hinter dem Auge braungrau; das Roſtfarbige am Kopf und Nacken mit grauem Anfluge.

An den Jungen vor der Mauſer nichts Schwarzes; Stirn, Augenbraunen und Nackenband nur weißlich angedeutet; großer brauner Fleck an den Seiten der Bruſt hellbraun angedeutet; alles Geſieder am Oberkörper braungrau, hellaſchfarbig gerändert.

Fünfte Art: Kleiner Regenpfeifer, Ch. minor, *Meyer.*

Schnabel ſchwarz; Augenſtern dunkelbraun; Augenliederrand hochzitronengelb; Füße bräunlichfleiſchfarben.

Sehr ſchmale, ſchwarze Binde an der Stirn, unter derſelben eine breitere, weiße; Gegend zwiſchen Schnabel und Auge, breiter Streif über den Augen in ſenkrechter Linie durch dieſelben herabwallend, unten verlaufend, breite Binde auf der Bruſt, deren Enden im Nacken zuſammenſtoßen, tief ſchwarz, Kehle, Halsband, Unterbruſt und übrige untere Theile weiß; Hinterkopf, Unterhals und alle übrige oberwärts gekehrte Körpertheile braungrau; zwei äußerſte Schwanzfedern weiß, mit rautenförmigem dunkelbraunen Fleck an der innern Fahne, dritte zum Theil weiß, übrige, die zwei mittelſten ausgenommen, mit weißer Spitze; erſte Schwungfeder allein mit weißem Schafte. Länge $5''$ 8 bis $10'''$ (Männchen).

Am Weibchen die Stirnbinde ſchmaler; der ſchwarze Streif über den Augen weniger hervorſtechend.

An Jungen vor der Mauſer: Schnabelwurzel

weißgelblich; die Theile, welche bei mannbaren ſchwarz ſind, ſchwarzbraun; das Braungrau der obern Theile dunkler, die Federn roſtfarbig eingefaßt.

Sieben und vierzigſte Gattung: Sonderling (Sanderling), Arenaria.

Schnabel mittelmäßig dünn, gerade, von der Wurzel zuſammengedrückt, an der Spitze niedergedrückt (abgeplattet), vor derſelben breiter als in der Mitte. Naſenlöcher zur Seite, klein, länglicheirund; Füße ſchlank; Zehen durch keine Membran verbunden. Flügel mittelmäßig; erſte Schwungfeder die längſte.

Zu dieſer Gattung gehört eine einzige Art, die von Linné und von vielen neuern Ornithologen zur Gattung Tringa gerechnet wurde; jedoch wegen ihrer äußern charakteriſtiſchen Unterſcheidungszeichen ſowohl, als wegen ihres abweichenden Habitus mit Unrecht.

Dieſer Vogel macht ſein Geheck im Norden und beſucht auf ſeinen periodiſchen Wanderungen — oft in zahlreichen Flügen — die Meeresküſten eines großen Theiles des Erdballes. Einzeln oder in ſchwachzähligen Flügen trifft man ihn im ſpätern Frühling und im Frühherbſt an den ſandigen Ufern der größern Flüſſe und großen Teiche (Weiher) in Teutſchland. Seine Nahrung beſteht aus Waſſerinſekten und Würmern.

Wenige Vögel erſcheinen — nach Maaßgabe des Alters und der periodiſchen Mauſer — in ſo verſchiedentlich colorirtem Federkleide, als dieſer.

Art: Grauer Sonderling (grauer Sanderling), A. calidris, *Meyer* (A. vulg., *Bechst.*; Tringa arenaria, *Gmel.*, *Linn.*)*).

Schnabel und Füße ſchwärzlich, Augenſtern braun.

Federkleid des Männchens und des Weibchens nach der Herbſtmauſer und im Winter: Alle obere Theile, nebſt den Seiten des Halſes aſchgrauweißlich, auf dem Mittelpunkte jeder Feder ein kleiner, etwas dunklerer Strich; Geſicht, Kehle, Vorderhals und alle untere Theile rein weiß; Mittelgelenk und Rand am Flügel, inglei- chen die Schwungfedern ſchwarz, Urſprung und Schäfte der letztern rein weiß; Flügeldeckfedern weiß gerandet; Steuerfedern aſchgrau, weiß eingefaßt. Länge 7¼″.

*) *Temmink* Man. d'ornith. p. 533—537.

(Gemeiner Sandläufer: Leisler, Nachtr. zu Bechſt. N. G. Teutſch. Heft 1. S. 30 u. 39.)

Männchen und Weibchen im hochzeitlichen (Sommer.) Kleide: Geſicht und Scheitel mit großen, ſchwarzen Flecken, roſtfarbig gerandet, der Rand weiß umſchnürt; Hals, Bruſt und höchſter Theil der Flanken roſtfarbiggrau, auf der Mitte jeder an der Spitze ſchmutzig weißen Feder mit ſchwarzem Fleck; Rücken und Schultern dunkel roſtfarbig, mit großen ſchwarzen Flecken, alle Federn ſchmutzig weiß gerandet und geſpitzt; Flügeldeckfedern braunſchwärzlich, mit roſtfarbigen Kreuz- und Querſtreifen; zwei mittelſte Steuerfedern ſchwarz, mit roſtgrauem Rande; untere Theile rein weiß.

(Gemeiner Sandläufer im hochzeitlichen Kleide, Leisler, Nachtr. z. Bechſt Nat. Geſch Teutſchl. Heft 1. S. 40. Nr. 3 — ein in der Frühlingsmauſer begriffener Vogel.)

Junge vor der erſten Mauſer: Scheitel, Rücken, Schultern und Flügeldeckfedern ſchwarz, alle Federn gelblich klein geſleckt und eben ſo gerandet; Strich zwiſchen Schnabel und Auge braungrau; Nacken, Seiten des Halſes und der Bruſt hellgrau mit feinen geflammten Strichen; Stirn, Kehle, Vorderhals und alle untere Theile rein weiß; Flügelrand, Schwung- und Steuerfedern wie bei den mannbaren Vögeln.

(Junger grauer Sandläufer, Leisler, a. a. O. S. 38. Nr. 1.; Grauer Sonderling, Meyers Taſchenb. II, S. 326 *).)

Acht und vierzigſte Gattung: Strandreuter, Himantopus **).

Schnabel lang, dünn, zylindriſch, an der Wurzel platt, an der Spitze zuſammengedrückt, an der Seite bis zur Hälfte ge-

---

*) „Bei einer Art, bei welcher — nach Maaßgabe des Alters und in Folge der periodiſchen Mauſer — die Gefiederfarben ſo ſehr ſich abändern, kommen begreiflicher Weiſe Exemplare vor, welche noch in voller Mauſer begriffen ſind und welche daher ein und das andere Federkleid theilweiſe tragen. Zu Anfang der Frühlingsmauſer findet man daher Exemplare mit aſchgrauem Gefieder, die große ſchwarze Flecken und wenig Roſtfarbiges auf dem Rücken haben; im Herbſte hingegen haben viele mehr oder weniger noch vom Sommer- oder vom Jugendkleide an ſich. NB. Dieſe Bemerkung gilt für alle Strand- und Schwimmvögel, die zweimal alljährlich ſich mauſern." Temm. a. a. O. S. 336.

**) *Temmink* Man. d'ornith. p. 337 — 339.

rieſt. Naſenlöcher lang, linienförmig. Füße ſehr lang, dünn, zuſammengedrückt, elaſtiſch biegſam; Mittelzehe mit der äußern durch eine breite Membran, mit der innern durch ein ganz ſchmales Häutchen verbunden; Nägel ſehr klein und platt. Flügel ſehr lang; erſte Schwungfeder viel länger als die übrigen.

Wir kennen von dieſer Gattung gleichfalls nur eine in Aſien und Amerika öfter als in Europa (an der Oſtſee) — überall, jedoch nicht häufig — vorkommende Art. Sie wählt zu ihrem Aufenthalt am liebſten Meeresküſten und Ufer ſalziger Seen, doch wird ſie auch, auf dem Zuge begriffen, zuweilen an der Donau, in einigen Gegenden Schleſiens, an den Seen im Mannsfeldiſchen, und an andern teutſchen Strömen und Flüſſen, im Mai, Julius und Auguſt angetroffen. Ihre Nahrung ſoll in Inſekten und deren Larven, kleinem Gewürm und Fliegen, auch in Froſchlaich beſtehen. Ihr Flug iſt außerordentlich ſchnell; der Gang aber muß — wegen der langen, dünnen Füße — unbeholfen und ſchwankend ſeyn. Sie mauſert ſich nur einmal im Jahre, und zwar im Herbſte.

Art: Schwarzflügeliger Strandreuter, H. atropterus, *Meyer*; H. rufipes, *Bechst.* (Charadrius himantopus, *Gmel.*, *Linn.*)

Schnabel ſchwarz; Augenſtern karmeſinroth; Füße blutroth. Stirn und ganzer Unterkörper weiß, an Bruſt und Bauch ins Röthliche fallend; Hinterkopf und Nacken ſchwarz oder ſchwärzlich mit weißen Flecken — bei ſehr Alten erſter zuweilen, letzter öfters ganz weiß; Oberrücken und Flügel ſchwarz mit grünlichem Schiller; Schwanz aſchgrau. Länge von der Schnabelſpitze bis zum Schwanzende 1′ 2″, bis an die Nägel beinahe 1′ 7″ (altes Männchen).

Am kleineren Weibchen fällt das Schwarze des Oberrückens und der Flügel mehr ins Braune, der grünliche Schiller fehlt.

Die gleichfalls kleineren Jungen haben orangefarbige Füße mit unförmlich dicken Knieen, gelbbraunen Augenſtern; Rücken und Flügeldeckfedern lichtbraun, mit weißlichen Federſäumen; Scheitel, Hinterkopf und Oberhals grauſchwärzlich, mit weißlichen Federrändern.

Neun und vierzigſte Gattung: Auſterfiſcher, Haematopus.

Schnabel lang, ſtark, gerade, an den Seiten zuſammengedrückt — an der Spitze am meiſten —, keilförmig zugeſpitzt, in der Mitte des Oberſchnabels etwas niedergedrückt. Naſenlöcher zur Seite, nach der Länge in der Schnabelrinne gleich-

breit eingeſchnitten. Zunge kaum ein Drittheil ſo lang als der Schnabel. Leib ſtark, entenartig. Füße nicht hoch, ſtark, muskulös; Mittelzehe mit der äußern bis an das erſte Gelenk durch eine Membran verbunden, mit der innern durch ein ſchmales Häutchen; alle Zehen häutig ſchmal berändert. Flügel mittelmäßig; erſte Schwungfeder die längſte.

Aufenthalt vorzüglich an Meeresküſten, in Holland und England häufig; in der Heckzeit iſolirt lebend, auf dem Zuge flugweiſe vergeſellſchaftet, im Frühling und Herbſte an den Main, Rhein und andere deutſche Flüſſe einzeln ſich verfliegend.

Nahrung vorzüglich kleines Seegewürm, von Schaalthieren, Auſtern und Tellermuſcheln, die ſie mit ſich an das Land ziehen; auch — ſagt man — an den Strand ausgeworfenes Aas.

Sie fliegen und laufen ſchnell. Ihr Laut ertönt hoch und ſtark ſchreiend. Sie mauſern ſich alljährlich nur einmal, im Herbſte.

Art: Rothfüßiger Auſternfiſcher, H. ostralegus, *Linn.*

Schnabel und Ring um die Augen ſehr lebhaft orangeroth; Augenſtern karmeſinroth; Füße ziegelroth; Kopf, Hals, Oberbruſt, Rücken, Flügel und Schwanzende tief ſchwarz; Steiß, Schwung- und Steuerfedern von der Wurzel an, ein Querband über die Flügel und alle untere Theile, rein weiß. Länge 1′ 3″ 6‴ (Mannbare beiderlei Geſchlechts)*).

An Jungen vom Jahre Schnabel und Augenring braunſchwärzlich; Augenſtern braun; Füße graugelb; das ſchwarze Gefieder ins Braune fallend und braun eingefaßt; alles Weiße ſchmutzig. Bis zur zweiten Mauſer ſind am Schnabel immer noch ſchwärzliche Flecken ſichtbar.

Funfzigſte Gattung: Läufer, Cursorius.

Schnabel kürzer als der Kopf, rundlich, von der Wurzel bis zur Spitze unterwärts gekrümmt, ſpitzig; über den Naſenlöchern eine kleine Erhabenheit; Rachen weit, tief eingeſchnitten; Naſenlöcher eiförmig. Füße lang, dünn; Zehen kurz, faſt ganz getrennt, innere um die Hälfte kürzer als die mittlere; Nägel ſehr klein. Flügel mittelmäßig; erſte Schwungfeder faſt ſo lang als die zweite, längſte.

---

*) So der in Europa vorkommende Vogel dieſer Art. Herr Hofrath Langsdorf fand den Haem. australegus auf den aleutiſchen Inſeln und an der Nordweſtküſte von Amerika ſtets ganz ſchwarz, ohne Spur von Weiß. Meyers Taſchenbuch II, 313.

Dieſe Vögel ſcheinen den heißen Gegenden von Afrika und Aſien anzugehören. Nur vier Exemplare von nachſtehender Art wurden bis jetzt in Europa entdeckt, nehmlich eins in Frankreich, eins in England, eins in der Schweiz und ein am 17. Nov. 1807 bei Braunshard im Darmſtädtiſchen auf flachem Sandfelde geſchoſſenes.

Art: Iſabellfarbiger Läufer, C. isabellinus, *Meyer.*

Schnabel grau, bis auf einen gelben Streif am hintern Grunde des Unterkiefers; Füße gelblichgrau; Körper iſabellfarbig; Flügeldeckfedern grau geſäumt; Kehle weißlich; hinter den Augen ein doppelter ſchwarzer Streif; Schwanzfedern iſabellfarbig, die mittelſten ausgenommen, an der Spitze ſchwarz, mit einem weißen Flecken. Länge 9″.

(Dies die vom Herrn Hofr. Meyer gelieferte Beſchreibung des — muthmaßlich alten — Vogels, welcher in der Schweiz geſchoſſen wurde *).)

Abänderung: Körper iſabellfarbig; hinter dem Auge ein ſchwarzer Streif, über dem Auge ein weißer; Scheitel mit feinen breiten Strichelchen; Kehle und Bauch weiß; Flügeldeckfedern mit bräunlichen, zackigen Wellenlinien; Schwungfedern ſchwarz, mit weißlicher Einfaſſung; äußere Federn des iſabellfarbigen Schwanzes auf der innern Fahne an der Spitze einen braunen Fleck, alle übrige gleichfarbig.

(So beſchreibt Hr. Hofr. Meyer den im Darmſtädtiſchen erlegten Vogel, welchen derſelbe für einen jungen zu halten geneigt iſt.)

Zweite Abtheilung.

Waſſervögel, Aves aquaticae **).

Neunte Ordnung. Sumpfvögel, Grallatores (Grallae).

Schnabel verſchiedentlich geſtaltet. Füße lang, ſchlank, mehr oder weniger nackte Haut über der

*) S. Wolfs und Meyers Taſchenb. II, 328.

**) Die v. Herrn Hofrath Meyer den Waſſervögeln beigezählten Vögel der vorhergehenden II. Unterordnung (Gatt. 44 bis 50) wurden deshalb hier zu den Landvögeln gerechnet, weil ſie auf trocknem Lande eigentlich leben. Wie bei der gedachten II. Unterordnung, wird der Verfaſſer fernerhin die Temminkiſche Eintheilung befolgen. (S. Man. d'ornith. p. 343 ff.)

Ferſe (dem Knie); drei Zehen nach vorn, eine nach hinten geſtellt.

Die unter dieſer Ordnung vorkommenden Vögel halten ſich in der Nähe der Gewäſſer (die meiſten, faſt immer, auf ſumpfigem Boden) auf; nähren ſich durchgängig von Reptilien, von Land- und Waſſerinſekten, mehrere auch von Fiſchen, Fröſchen, vom Laich und von Conchylien — die einzige Gattung Kranich (Grus) auch von grünem Getreide, Getreidekörnern und von Sumpfkräutern. Sie ſind ſämmtlich Zugvögel, welche den Winter im mittäglichſten Europa oder jenſeits des mittelländiſchen Meeres zubringen. Ihre Wanderungen machen ſie in Flüge vereinigt. Mehrere Gattungen ziehen ihrer Nahrung im Moraſte und auf feuchtem Boden, andere am ſeichten Ufer, im Waſſer — ohne jedoch zu ſchwimmen — nach; unter andern Gattungen befinden ſich Arten, die — bei langer, ſchlanker Fußwurzel und bei faſt oder ganz getrennten, oft ſehr langen Zehen — mit gleicher Behendigkeit ſchwimmen und tauchen, wie gewiſſe Arten mit kurzen Floſſenfüßen; noch einige andere Gattungen haben Lappen- oder Floſſenfüße mit langer, ſchlanker Fußwurzel und ſchwimmen doch nie. Männchen und Weibchen ſind, dem Aeußern nach, nicht wohl von einander zu unterſcheiden. Einige Gattungen — oft nur eine oder die andere Art derſelben — mauſern ſich alljährlich zweimal, und es tritt dann periodiſch ein Gefiederfarbenwechſel ein; andere Gattungen ſind alljährlich nur einer Mauſer unterworfen, dann aber vergehen mehrere Jahre, ehe der junge Vogel das ſtandhafte Kleid des mannbaren trägt.

Ein und funfzigſte Gattung: Kiebitz, Vanellus.

Schnabel hart, kurz, dünn, gerade, zuſammengedrückt, vor dem kurz zugeſpitzten Ende etwas höckerig aufgetrieben, Ober-

kiefer an der Wurzel ſehr erweitert; Naſenlöcher zur Seite länglich und ſchmal in die Membran eingelaſſen, welche den Oberkiefer an der Wurzel deckt; Zunge kurz und dünne. Kopf rundlich, mit hoher Stirn, an den Seiten etwas beigedrückt; Füße dünne; zwiſchen der Außen- und Mittelzehe eine ſchmale Membran; Hinterzehe eingliedrig, ſehr kurz, oft nur warzenähnlich mit einem Nagel, hoch ſitzend.

Wie alle wurmfreſſende Vögel unſeres Erdſtrichs, kommen auch die Kiebitze im Frühling zu uns und ziehen im Herbſte, familienweiſe in zahlreiche Flüge vereinigt, wieder ab. Sie leben und niſten vorzüglich gern auf naſſen oder doch ſtets feuchten Stellen, und nähren ſich von Regen- und andern Würmern, von Inſekten und deren Larven.

Erſte Familie.

Hinterzehe äußerſt kurz; Flügel geſpitzt, erſte Schwungfeder die längſte.

Mauſer doppelt im Jahre.

Art: Schwarzbunter Kiebitz (Schweizer Kiebitz), V. melanogaster, *Bechstein.* (Tr. helvet. *Linn.*)

Schnabel dunkel olivenbraun, faſt ſchwarz; Augenſtern tief braunſchwarz; Füße aſchgrauſchwarz.

Beide Geſchlechter im Winterkleide: Stirn, Augenbraunen, Kehle, Mitte des Bauches, After und Schenkel rein weiß; Vorderhals und Seiten der Bruſt weiß, mit aſchfarbigen und braunen Flecken; Oberkörper braunſchwärzlich mit gelbgrünlichen Flecken, die einzelnen Federn aſchfarbig und weißlich endend; untere Schwanzdeckfedern mit ſchmalen braunen Querbändern; Schwanz von der Wurzel an weiß, gegen das Ende roſtfarbig mit braunen Querſtreifen, die an den äußern Federn blaß und geringzählig ſind. Länge 10″ 6 bis 7‴.

Junge vor der Mauſer ſind den Alten oder Jungen im Winterkleide mehr oder weniger ähnlich; Stirn, Augenbraunen, Bruſt- und Bauchſeiten mit größern aber blaſſeren Flecken; Oberkörper mit ſchwachem Anflug von Hellgrau und ſchmutzigem Weiß; an den Enden der Schwungfedern etwas Weiß; Querſtreifen am Schwanze grau.

Hochzeitliches (Sommer-) Kleid (vollkommnes): Gegend zwiſchen Schnabel und Augen, Kehle, Vorderhals, nebſt Grenze an den Seiten deſſelben, Mitte der Bruſt, Bauch und Seiten tief ſchwarz; Stirn und breites Band über den Augen, übrige Seitentheile des Halſes,

Seiten der Bruſt, After und Schenkel rein weiß; Nacken braun, ſchwarz und weiß unter einander; Hinterkopf, Rücken, Schulterfedern und Flügeldeckfedern tief ſchwarz, alle Federn dieſer Theile mit weißen Endflecken, die an den Deck- und Schulterfedern am größten ſind; von der Flügelwurzel bis ans erſte Gelenk, die untern Deckfedern ſchwarz; untere Schwanzdeckfedern mit ſchrägen ſchwarzen Bändern; mittelſte Schwanzfedern ſchwarz und weiß geſtreift.

Anmerkung: In der Mauſerzeit ſind an manchen Exemplaren von Alten die ſchwarzen Untertheile mit weißen Federn, die weißen Untertheile mit ſchwarzen Feder einzeln untermengt.

Zweite Familie.

Hinterzehe kurz; Flügel ausgebreitet, äußerſte drei Schwungfedern gleichmäßig abgeſtuft, kürzer als die vierte und fünfte, welche die längſten ſind.

Jährlich nur einer Mauſer unterworfen.

Art: Gehäubter Kiebitz, Van. cristatus, *Meyer*. (Tr. Vanellus, *Linn.*)

Schnabel ſchwarzbraun; Augenſtern nußbraun; Füße im Sommer fleiſchroth, im Herbſte rothbraun; Federbuſch am Hinterkopf lang, dünnfedrig, von der Wurzel an wagerecht liegend, an der Spitze aufwärts gekrümmt; dieſer, nebſt Scheitel, Vorderhals und Bruſt ſchwarz mit Schiller; Oberkörper dunkel ſtahlgrün mit Purpurſchiller; Seitenhals, Bauch, After und Schwanzfedern von der Wurzel an weiß; letztere — mit Ausnahme der äußerſten — ſchwarz endend; untere Deckfedern roſtfarbig. Länge 12½ bis 13″ (Männchen).

Am Weibchen Kehle und Bruſt weniger tief ſchwarz.

An flugbaren Jungen vor der erſten Mauſer, die Füße ſchmutzig olivengrün; der Federbuſch kürzer; die Gegend über den Augen ſchwärzlich; Kehle und Bruſt — was auch bei Alten, während der Mauſer der Fall iſt — weiß und aſchfarbig gefleckt; das geſammte Gefieder an Ober- und Untertheilen mit gelbröthlichen Spitzen.

Zwei und funfzigſte Gattung: Steindreher, Strepsilas, *Temmink*.

Schnabel kürzer als der Kopf, ſehr hart, an der Wurzel ſtark und breit, an den Seiten etwas zuſammengedrückt, pfriemförmig, beide Kiefer etwas nach oben gebogen (der untere merklicher als der obere); Naſenlöcher zur Seite in einer Rinne liegend, länglich, durch eine Membran halb

verſchloſſen, durchgehend; Kopf klein; Augen groß, tiefliegend; Hals kurz; Leib kurz, wenig zuſammengedrückt; Füße mittelmäßig, ſtämmig, über der Ferſe (Knie) wenig Nacktes, Vorderzehen ganz getrennt, Hinterzehen tiefſitzend; Flügel geſpitzt. Erſte Schwungfeder die längſte.

Dieſe Vögel beſuchen auf dem Frühlings- und Herbſtzuge die gemäßigten Erdſtriche von Europa nur auf kurze Zeit. In Teutſchland findet man ſie im Mai und September vereinzelt (ſelten zu Zwei) am flachen, ſandigen Ufer der Flüſſe, wo ſie, nach Art der Regenpfeifer und der Sonderlinge, hin- und herlaufend, ihre aus Inſekten und Würmern beſtehende Nahrung ſuchen *).

Temmink glaubt, daß die Steindreher alljährlich nur einmal ſich mauſern, und daß erſt nach der zweiten, vielleicht auch erſt nach der dritten Mauſer die Gefiederfarben bei ihnen ſtandhaft werden **).

Art: Halsband-Steindreher, *S. collaris, Temmink.*

Schnabel dunkel grauſchwarz, Unterkiefer nach der Wurzel heller; Augenſtern braun; Füße zinnoberroth, an den Gelenken ſchwärzlich; der nackte Schenkeltheil vorn ſchwärzlich, hinten roth. Hauptfarbe des Ober- und Unterkörpers weiß;

Nebenzeichnung folgende: Glänzend ſchwarz, ein gerades Stirnband, welches ſich nach dem Auge und zum Theil durch daſſelbe zieht, unter demſelben breiter wird, von da einer Seits nach dem Unterkiefer zugeht, anderer Seits, an den Seiten des Halſes fortlaufend, die Kehle umgibt, auf dem Vorderhalſe einen breiten Flecken bildet und die Seiten der Bruſt einnimmt, von da vor den Flügeln hinaufſteigt; roſtröthlich weiß mit ſchwarzen Längsſtreifen der Scheitel; lebhaft dunkelroſtbraun mit großen ſchwarzen Flecken der Oberrücken, die Schultern und die Flügeldeckfedern; braun, ein breites Band auf dem Steiß.

Der abgerundete Schwanz, oben graulich, mit ſchwarzem Bande vor dem weißen Ende, unten weiß mit ſchwarzem Bande; äußerſte Feder weiß. Länge 8″ 2 bis 3‴ (altes Männchen im Hochzeitkleide).

---

*) Aus Obigem ergibt ſich, daß dieſe Vögel, wie die aus der Gattung Glareola, ihrem Habitus nach, nicht eigentlich zu den Sumpfvögeln gerechnet werden können, ſondern daß nur die Beſchaffenheit der Zehen ihnen dieſen Platz angewieſen hat.

**) Man. d'ornith. p. 349.

Das Weibchen unterſcheidet ſich nur durch weniger reine Zeichnung und durch minder tief ſchwarze Farbe.

An Jungen keine Spur von Schwarz und Dunkelroſtbraun. Kopf und Nacken bräunlich aſchgrau, dunkelbraun geſtrichelt; Seiten des Kopfs und Halſes mit weißen Flecken; Kehle und Vorderhals weißlich; Bruſt an den Seiten dunkelbraun mit weißlichen Federſpitzen; übrige Untertheile und Unterrücken weiß; Oberrücken, Schultern und Flügeldeckfedern dunkelbraun, alle Federn gelblich breit gerändert; Querband auf dem Steiß dunkelbraun, roſtfarbig eingefaßt; Füße rothgelblich. Mit zunehmendem Alter des Vogels tritt die ſchwarze Farbe deutlicher hervor und die Zeichnung wird reiner.

Drei und funfzigſte Gattung: Giarol (Sandhuhn), Glareola.

Schnabel ſtark, kurz mit erhabenem Rücken, gegen die Spitze zuſammengedrückt; Oberſchnabel von der Mitte ſeiner Länge an gekrümmt, an der Spitze hakenförmig, ohne Ausſchnitt; Rachen weit, Naſenlöcher zur Seite ſchiefliegend, länglich eirund; Füße faſt bis zur Ferſe (Knie) befiedert; Fußwurzel lang, Zehen eben ſo und dünne, die äußere mit der Mittelzehe durch eine ſchmale Haut verbunden, die innere frei; Nägel ſchwach, wenig gekrümmt, dünne, mittelſter faſt doppelt ſo lang, als die an den Seitenzehen, hinterer ſehr kurz; Schwanz gegabelt; Flügel lang. Erſte Schwungfeder viel länger als die übrigen.

Die Giarol's ſind eigentlich auf heißen und warmen Erdſtrichen, an ſüßen Gewäſſern einheimiſch; die in Teutſchland bekannte Art kommt im Frühling und Herbſt an die ſüdlichen Flüſſe und Seen, z. B. in Oeſterreich, Alt-Baiern, Tyrol, Schleſien, äußerſt ſelten an den Rhein; Meeresküſten beſuchen dieſe Vögel ſehr ſelten. Sie leben von kleinen Würmern und Waſſerinſekten. Sie fliegen ſehr ſchnell und anhaltend, laufen auch mit vieler Behendigkeit. Sie mauſern ſich jährlich nur einmal.

Art: Halsband-Giarol, G. torquata, *Meyer*. (Hirundo pratincola, *Linn.*)

Schnabel ſchwarz, an der Wurzel und in den Ecken zinnoberroth; Augenſtern rothbraun; Füße röthlich grau, nackter Ring um die Augen zinnoberroth; Oberkörper graubraun; Kehle und Bauch weiß, mit röthlichem Anflug, erſtere mit einem ſchmalen ſchwarzen Bande eingefaßt, das nach dem Schnabelwinkel hinaufläuft; Gegend zwiſchen Schnabel und Auge ſchwärzlich; Gurgel und Bruſt rothgrau; untere

Schwanzdeckfedern und Fahnenwurzel der Steuerfedern weiß, das Uebrige der Fahne an letztern ſchwarzbraun. Länge 9¼″. (Beide Geſchlechter ſind gleich gezeichnet.)

An Jungen die obern Theile graubraun, dunkler durchwellt, die Federn mit weißem Saum; Kehle weißröthlich mit häufigen dunkelbraunen Flecken, Bruſt und Bauch aſchgrau mit braunen Flecken.

Gewöhnliche, vielleicht von jugendlichem Alter abhängige Varietäten: dunkler oder heller graubraun an den Obertheilen; das Weiße an der Kehle mehr oder weniger ins Röthliche oder Roſtfarbige fallend. Die ſchwarze Umgebung der Kehle mehr oder weniger tief ſchwarz, bald mit einem ſehr ſchmalen weißen Strich umgeben, bald das ganze Band nur durch ſchwarze kleine Flecken angedeutet.

Vier und funfzigſte Gattung: Kranich, Grus.

Schnabel ungefähr ſo lang als der Kopf, ſtark, gerade, zuſammengedrückt, nicht ſehr ſpitz, an den Seiten von der Wurzel her tief gefurcht, an der Spitze etwas gewölbt; Naſenlöcher in Furche des Oberſchnabels, linienförmig, durchgehend, von hinten herein durch eine Membran verſchloſſen; Zunge ſpitz und fleiſchig, der Hühnerzunge gleich. Am Kopfe verſchiedene Stellen unbefiedert, doch um die Augen keine nackte Haut (dies gilt nur von der europäiſchen Art); Füße lang, ſtark, über der Ferſe weit hinauf nackt; Zehen mittelmäßig, äußere mit der mittleren durch eine ſchmale Membran in Verbindung, innere frei, hintere kurz, nicht bis auf den Boden reichend; Nägel ſpitzig; Flügel mittelmäßig. Erſte Schwungfeder kürzer als die zweite, dieſe faſt von gleicher Länge mit der dritten, längſten.

Der Magen faſt muskulös; zwei lange Blinddärme.

Nahrung grünes Getreide und reife Körner deſſelben, Conchylien, Würmer, Fröſche.

Art: Aſchgrauer Kranich, Gr. cinerea, *Meyer*.

Schnabel ſchwarzgrünlich, nach der Spitze zu hornfarbig, am Urſprunge röthlich; Augenſtern rothbraun; Füße ſchwarz; Vorderkopf ſchwarz mit Borſten beſetzt, Hinterkopf mit nackter, warziger, rother Haut — beim Weibchen dieſe nicht ſo weit ausgebreitet als beim Männchen; Körper aſchgrau; Nacken, Vorderhals und Schwungfedern dunkel-

ſchwarzbraun; am Flügelende ſchöne, lange, faſerige, buſchige, gekräuſelte Federn. Länge 3′ 8 bis 10″.

Den Jungen mangelt bis zur zweiten Herbſtmauſer die kahle Kopfſtelle entweder ganz, oder iſt doch nur wenig ſichtbar; die ſchwarzbraune Farbe am Vorderhalſe iſt entweder gar nicht da, oder nur durch Längsflecken von dieſer Farbe angedeutet.

Fünf und funfzigſte Gattung: Storch, Ciconia.

Schnabel lang, ſtark, gerade, walzenförmig, ſpitzig, ſchneidig, Oberkiefer mit dem Kopfe von gleicher Höhe; Unterkiefer ſich ein wenig nach oben krümmend; Naſenlöcher enge und verlängert, nahe an der Wurzel des Oberkiefers liegend; Augen mit nackter Umgebung, welche nicht bis zur Schnabelwurzel reicht; Zunge klein, ſpitzig, tief im Schlunde liegend. Unter dem Schnabel an der Kehle ein nackter, ausdehnbarer Sack; Füße lang; Zehen kurz, vordere bis zum erſten Gelenk durch eine Membran verbunden, hintere wagerecht mit jenen ſtehend; Nägel kurz, platt, ſtumpf, ungezähnelt; Flügel mittelmäßig. Erſte Schwungfeder kürzer als die zweite, und dieſe faſt ſo lang als die dritte, vierte und fünfte, welche die längſten ſind.

Mit faſt muskulöſem Magen und zwei kurzen Blinddärmen.

Sie ſind bei uns Zugvögel, die gewöhnlich im März ankommen — das Männchen allemal zuerſt —, und im September in Geſellſchaft fortreiſen.

Ihre Nahrung beſteht vorzüglich in Reptilien, Fröſchen und Froſchlaich, auch in kleinen Fiſchen, Mäuſen, Maulwürfen u. dgl., und ſie gehen dieſer in ſumpfigen, mit Buſchwerk einzeln beſtockten Gegenden nach.

Erſte Art: Weißer Storch, C. alba, *Bechstein.*

Schnabel und Füße roth; nackte Haut um die Augen ſchwarz; Augenſtern braun; ganzer Körper weiß; Schulter- und Schwungfedern ſchwarz. Länge 3′ 3″ *).

*) Nach Herrn Hofr. Meyer (ſ. Taſchenb. II. S. 346) ſoll der weiße Storch nicht, wie man bisher glaubte, im Herbſte von uns nach Egypten, ſondern nur bis Aleppo und Spanien ziehen; auch dort — wie bei uns, nur häufiger — ſein Neſt auf Häuſer, Thürme und altes hohes Gemäuer, ſelten auf völlig abſtändige Bäume ſtellen, und da das zweite Geheck machen. Dort werden die Störche, wie bei uns, wegen ihrer Nützlichkeit für den Naturhaushalt, ſorgſam geſchont. In Japan und in der Gegend von Bagdad ſollen ſie kaum Strichvögel, ſondern meiſt Standvögel ſeyn.

Zweite Art: Schwarzer Storch, C. nigra, *Bechstein.*

Schnabel, nebſt nackter Haut um die Augen und unter dem Unterkiefer, karmeſinroth; Augenſtern braun; Füße dunkelroth. Hauptfarbe ſchwärzlich mit purpurfarbigem und grünlichem Schiller; Unterbruſt und Bauch weiß. Länge beiläufig 3′.

An Jungen iſt der Schnabel, die nackte Haut um die Augen und an dem Unterkiefer, ſammt den Füßen olivengrün; Kopf und Hals rußbraun, an letzterm das Gefieder weiß gerändert; Oberkörper, nebſt Flügel- und Schwanzfedern braunſchwarz mit wenigem blauen und grünen Schiller.

Anmerk. Dieſe Art hält ſich mehr als die erſte in abgelegenen, mit Geſträuch beſtockten Sümpfen und an ſeichtufrigen Waldteichen (Weihern) auf; ſtellt ihr Neſt auch auf im Walde benachbarte hohe Bäume, und brütet daſelbſt zwei bis drei ſchmutzig weiße, grün überlaufene Eier aus. Meyers Taſchenb. II. S. 349.

Sechs und funfzigſte Gattung: Reiher, Ardea.

Schnabel länger, oder von gleicher Länge mit dem Kopfe, ſtark, gerade, ſpitzig, etwas zuſammengedrückt; Oberſchnabel an jeder Seite mit ſeichter Längsfurche, vor der Spitze mit kleinem Einſchnitt. Naſenlöcher faſt an der Wurzel des Oberſchnabels in der Seitenfurche liegend, länglich, oben zur Hälfte durch eine Membran bedeckt; Augen nahe an der Schnabelwurzel mit nackter Haut umgeben, welche am Schnabel ſich anſchließt; Zunge lang, ſpitzig, flach, häutig; Füße lang, dünne; über der Ferſe (Knie) mehr oder weniger nackt; äußere Zehe mit der mittleren durch eine kurze Membran verbunden, innere frei mit dieſer die hintere am nehmlichen Kopfe des Ferſenbeines und gleichſam unter der Ferſe vergliedert; Nägel lang, zuſammengedrückt, ſpitzig, der mittlere am innern Rande gezähnelt. Zwei aus wolligem Flaum beſtehende Büſchel zu beiden Seiten der Bruſtmitte und zwei dergleichen zu beiden Seiten des Afters *); Körper klein; Flügel mittelmäßig. Erſte Schwungfeder wenig kürzer als die zweite und dritte; welche die längſten ſind. Magen häutig; Blindarm einfach.

---

*) Die Baſis jeden Büſchels iſt eirundlich und zeichnet ſich in der abgezogenen Haut durch beſondere Conſiſtenz und Farbe

Aufenthalt in Sümpfen, von wo aus ſie die in der Gegend befindlichen flachufrigen Seen und Teiche, der Nahrung halber, welche aus Fiſchen und deren Brut, aus Fröſchen und deren Laich, aus Muſcheln, Waſſer- und Feldmäuſen, auch aus Inſekten, Schnecken und Würmern aller Art beſteht, beſuchen. Die Geſchlechter zeichnen ſich dem Aeußeren nach nicht von einander aus. Die Reiher machen, als Zugvögel, ihre Reiſen in Geſellſchaft mit ihres Gleichen; auch wo ſie häufig ſind, öfters mehrere ihr Geheck in nachbarlichem Verein. Im Fluge und in der Ruhe legen ſie den Hals bogenförmig zuſammen, ſo daß der Kopf ſich auf den Oberrücken ſtützt.

a) Dünnhälſige Reiher.

Schnabel lang, gerade; die ſehr langen Füße hoch über der Ferſe unbefiedert; Hals lang, auf beiden Seiten zuſammengedrückt; die Federn des Vorderhalſes mehr oder weniger über den Hinterhals hinausreichend, letzter der ganzen Länge nach mit ſchmalem, wolligflaumigem Streif.

Nahrung vorzüglich aus Fiſchen beſtehend.

Erſte Art: Aſchgrauer Reiher (gemeiner Reiher), A. cinerea, *Latham.*

Schnabel, nackte Zügel und Augenſtern goldgelb; Füße dunkelbraun, röthlich überlaufen; nackter Theil der Schenkel ziegelroth.

Auf dem Kopfe ein herabhängender ſchwärzlicher Federbuſch; Rücken aſchblau; Unterleib weiß, an den Seiten ſammetſchwarz; am Vorderhalſe und an der Bruſt ſchwarze Längsflecken, am erſteren lange, ſilberweiße Federn. Länge 3′ 1 bis 2″ (über drei Jahr Alte).

(Abänderungen nach dem Alter und zufällige — welche letztere bei allen Küſten- und Meer-Vögeln höchſt ſelten vorkommen —, ſ. Th. II. Abſchnitt III. Abth. 2. Kap. Aſchgrauer Reiher.)

Zweite Art: Purpurreiher, A. purpurea, *Linn.*

Oberſchnabel dunkelbraun, Unterſchnabel, nackte Zügel und Au-

---

aus. Gleich nach der Mauſer erſcheinen auf dieſen Stellen eine Menge ſteifer Fäden, die ſich nach und nach von der Spitze an öffnen und aus welchen der Flaum hervortritt. Dieſer hat einen beſondern Geruch, durch welchen, nach Borkhauſen, Fiſche und andere kleine Waſſerthiere angelockt werden ſollen.

genſtern gelb; vorderer Theil der Füße und die Zehen grünlich braun, hinterer Theil der Füße und nackter Theil der Schenkel ſchmutzig grüngelblich; Scheitel ſchwarz mit einem Federbuſch, der — beim Männchen — zwei lange herabhängende Federn enthält; Oberleib aſchgrau mit olivengrünem Anſtrich; Unterleib rothbraun mit purpurfarbigem Anſtrich. Länge 2′ 9 bis 10″. (Altersverſchiedenheit ꝛc. ſ. Th. II. Abth. II. das hierher gehörige Kapitel).

Dritte Art: Schwarzer Reiher, A. atra, *Linn.*

Mit glattem Kopf, nacktem Geſicht und ſchwarzem Körper. Ungefähr von der Größe des Purpurreihers *).

(Wohnort angeblich Schleſien, vorgekommen im Königreich Sachſen.)

Vierte Art: Großer Silberreiher, Federbuſchreiher, A. egretta, *Linn.*

Schnabel ſchmutzig gelb; nackte Zügel und Augenkreis dunkelgrün; Augenſtern goldgelb; Füße dunkelbraun, fleiſch-

---

*) Teutſchlands Ornithologen, welche obſtehende Art theils ganz ausgeſtrichen, theils bezweifelt haben, mögen es mir zu gute halten, wenn ich, eigner Wahrnehmung zufolge, das Daſeyn des ſchwarzen Reihers noch immer für wahr halte.

Es war nehmlich im Julius des Jahres 1806, als ich Morgens frühe, aus einem zum Rittergute Ober-Nitzſchke (in dem königl. ſächſ. Amtsbezirk Grimma belegen) gehörenden Waldſtücke, an welches ein anſehnlicher Teich ſtößt, heraustretend, neben einem aſchgrauen Reiher einen mir kohlſchwarz ſcheinenden erblickte. Ehe ich ſchußfertig werden konnte, ſtanden beide auf, gaben beide den Reiherlaut aus, ſpritzten beide auch im Aufſtehen nach Reiherweiſe, die Excremente von ſich. Aus großer Ferne ſchoß ich beide Läufe meiner, leider! mit Nr. 4. geladenen Zwillingsflinte auf den raren Mohren, und ihm mit jedem Schuſſe Federn ab, auch den einen Schenkel entzwei. So flogen beide Kameraden in einer weiten Ebene etwa 3000 Schritt in Geſellſchaft fort; dann trennte der Kranke ſich vom Geſunden, ſchwebte noch eine große Strecke weiter und fiel endlich in einer fremden, ſehr großen Kornflur herunter. Folgen konnte und durfte ich nicht, und, obwohl ich eine bedeutende Summe der Dorfſchaft bot, zu welcher die Feldmarkung gehört, wenn der bei der bevorſtehenden Ernte etwa ſich findende Vogel mir gebracht würde, ſo habe ich ihn doch nicht erhalten. Näheres darüber zu ſagen, bin ich daher nicht im Stande, daß aber der ſchwarze Vogel, worauf ich geſchoſſen habe, wirklich ein Reiher, Ciconia nigra, war, deſſen bin ich ſo vollkommen gewiß, daß ich faſt darauf ſchwören wollte. d. Verf.

farbig überlaufen; der Kopf mit kleinem Federbuſch; Gefie-der überall rein weiß; einige ſtark und gerade geſchäftete, lang und ſeidenartig zerſchliſſen bebärtete Rücken- und Schulterfedern reichen — bei einer Länge von 16 — 18″ — weit über den Schwanz hinaus. Länge 2′ 2 bis 4″.

Fünfte Art: Kleiner Silberreiher, Straußreiher, A. garzetta, *Linn.*

Schnabel ſchwarz; nackte Zügel grün; Augenſtern goldgelb; Füße ſchwarzgrün, Zehen gelbgrün. Am Hinterkopf ein langer Federbuſch; ganzer Körper rein weiß; Schulterfedern lang, zart zerſchliſſen, bis über den Steiß hinausreichend. Länge 1′ 10 bis 11″.

b) Dickhälſige Reiher.

Schnabel kürzer, meſſerförmig; Oberſchnabel herabgebogen; Füße kürzer, ſtämmiger, nicht hoch über die Ferſe hinauf nackt; Hals rund; die Federn des Vorderhalſes weit über den Hinterhals reichend, der letztere mit wolligem Flaum in breiter Streife bedeckt.

Nahrung mehr Inſekten, Würmer und Fröſche, als Fiſche.

Sechste Art: Rohrdommel-Reiher, A. stellaris, *Linn.*

Oberſchnabel braun, am Rande gelbgrün; Unterſchnabel und nackte Zügel gelbgrün; Augenſtern gelb; Füße gelbgrün.

Kopf glatt, ſchwarzbraun gezeichnet; Halsfedern ſtark — am untern Vorderhalſe am ſtärkſten und aufgeſchwollen; Rücken, lange Schulterfedern und Flügeldeckfedern roſtgelb, mit ſchwarzbraunen Flecken und Querſtreifen; Bauch bläſſer als der Rücken, ſchwärzlich geflammt. Länge 2′ 3 bis 4″.

Siebente Art: Nachtreiher (Focke), A. nycticorax, *Linn.*

Schnabel ſchwarz, am Grunde etwas gelblich; nackte Zügel ſchwarzgrün; Augenſtern hochroth; Füße grünlich gelb, hinten fleiſchröthlich überlaufen.

Im Genick drei horizontal liegende, 6 bis 7″ lange, weiße Federn; Kopf, Oberrücken- und Schulterfedern ſchwarz mit ſtahlblauem und grünem Glanz; Unterrücken, Steiß, Flügel und Schwanz rein aſchgrau. Gegend zwi-ſchen Schnabel und Augen, Kehle, Vorderhals und übrige untere Theile weiß. Länge 1′ 8″ (Alte beiderlei Ge-ſchlechts).

An Jungen vom Jahre, Schnabel oben braun, übrigens gelblich grün; Augenſtern braun; Füße olivenbraun, grüngelb überlaufen; lange Federn am Genick fehlend; Kopf, Oberrücken und Flügeldeckfedern dunkelbraun mit gelblichweißen Flecken; Kehle weiß mit kleinen braunen Flecken; Gefieder am Vorder- und Seitenhalſe gelblich, mit breiter brauner Einfaſſung; Flügeldeck- und Schwungfedern braungrau, mit großen weißgelblichen Flecken am Ende; Bruſt, Bauch und übriges Untere mit Braun überlaufen *).

Zweijährige Vögel unterſcheiden ſich von den Jungen durch Folgendes: Schnabel hornbraunſchwarz, an den Seiten grünlich; Augenſtern rothbraun; Füße dunkelbraun, in Grün ſpielend; lange Federn im Genick immer noch fehlend; Kopf und Oberrücken dunkelbraun mit grünlichem Schiller; am Halſe wenige braune Längsflecken; Flügeldeckfedern mit kleineren weißen Endflecken, an allen vorerwähnten Theilen oft einige aſchgraue Federn; untere Theile mehr weiß **).

Achte Art: Rallenreiher, A. ralloides, *Scopoli*.

Hinterer Theil des Schnabels blau, vorderer ſchwarzbraun; nackte Zügel graugrün; Augenſtern gelb; Füße gelb, grünlich überlaufen.

Hinterkopf mit ſehr langem, herabhangendem Federbuſch; Rücken braunroth, Schulterfedern gelb, ſehr lang und ſchmal, einige über den Schwanz hinausreichend; Steiß und untere Theile weiß. Länge 15 bis 16″.

Neunte Art: Kleiner Reiher (kleiner Rohrdommel), A. minuta, *Linn*.

Schnabel an der Spitze ſchwarz, ſonſt wie die nackten Zügel gelb, etwas grünlich überlaufen; Augenſtern gelb; Füße gelblich grün; Kopf glatt wie Rücken, vordere Schwungfedern und Schwanz ſchwarz mit grünlichem Schiller; Vorderhals und Flügeldeckfedern rein lehmfarben. Länge 13½ bis 14″.

Sieben und funfzigſte Gattung: Flamingo, Phoenicopterus.

Schnabel länger als der Kopf, dick, höher als breit, höhl-

---

*) Dies Ard. maculata, *Gm.*, *Linn.* (Geſchäckter Reiher).
**) Dies Ardea badia, *Gm.*, *Linn.* (Kaſtanienbrauner Reiher) und Ardea grisea, *Gm.*, *Linn.* (Grauer Reiher).

zellig, gezähnelt, gegen die Spitze kegelförmig, an der Wurzel nackt; Oberſchnabel gefurcht, ſchnell gebogen, an der Spitze des Unterſchnabels über gekrümmt, letzter breiter als erſter; Naſenlöcher länglich, gleichbreit; vor der Schnabelwurzel im Anfang der Furche liegend, durchgehend, oberwärts mit einer Membran bedeckt; Zunge knorpelig, an der Wurzel drüſig, in der Mitte fleiſchig, vorn ſpitzig; Halfter nackt; Leib wie Gänſeleib; Füße ſehr lang; Vorderzehen bis an die kurzen, platten Nägel durch eine halbmondförmig ausgeſchnittene Membran verbunden; Hinterzehe ſehr kurz, hoch an der Fußwurzel ſtehend; Flügel mittelmäßig, am Bug derſelben eine knorrige Hervorragung. Erſte und zweite Schwungfeder die längſten.

Dieſe Vögel leben eigentlich in Afrika, Aſien und Amerika am Meeresſtrande, wo ſie ſich in zahlreichen Flügen zuſammenhalten; nachbarlich beiſammen ihr Geheck machen; von Schnecken, Muſcheln, andern Schalthieren, Inſekten und Fiſchbrut ſich nähren. Sie mauſern ſich alljährlich nur einmal. Erſt im vierten Jahre werden die Gefiederfarben ſtandhaft.

Obgleich die Zehen durch eine ſehr breite Membran verbunden ſind, ſo ſchwimmen ſie doch nie. Nur eine Art beſucht auf dem Zuge die mittäglichen Küſten von Europa, von wo aus ſie zuweilen — in heißen Sommern — bis an den Rhein, bis nach Franken, auch im Jahr 1746 bis an die Edder in Heſſen *), ſich verirrt hat.

Art: Rother Flamingo, P. ruber, *Linn.*

Schnabelwurzel und Gegend um die Augen fleiſchfarben; erſter von der Wurzel bis zur Biegung blutroth, von da bis zur Spitze ſchwarz; Augenſtern rothbraun; Füße roth; Kopf, Hals, Flügel, Schwanz und alle unterwärts gekehrte Theile glühend ſcharlach roth, auf den Flügeln am lebhafteſten; Rücken und Schultern roſenroth; Schwungfedern erſter Größe ſchwarz; die hintern Flügelfedern roth und um

---

*) v. Wildungen Weidmanns Feierabende, Bdch. II. S. 110. Uebrigens verdient dieſer Vogel eben ſo gut das teutſche Bürgerrecht, als viele andere, denen daſſelbe von den Ornithologen zugeſtanden worden iſt, obwohl ſie eben ſo wenig, wie dieſer, alljährlich uns beſuchen, oder gar, wie dies Oken (d. Zool. II. 2. S. 568.) eigentlich wohl nicht mit Unrecht vom teutſchen Vogel verlangt, bei uns ihr Geheck machen.

mehrere Zoll länger als erſtere. Länge von der Schnabelſpitze bis zum Schwanzende 4′ 4″ (Männchen volle 4 Jahr alt).

Eben ſo alte und ältere Weibchen haben auch rothe Gefieder, aber es iſt blaſſer und ins Roſenfarbige ſich ziehend; auch ſind ſie ſtets kleiner.

Junge vor der Mauſer haben aſchgraues Gefieder; an den hintern Flügelfedern und am Schwanze viel Schwarzes.

Nach Verfluß eines Jahres, Schnabelwurzel grüngelb; die Hauptgefiederfarbe ſchmutzig weiß; die Flügelfedern zweiter Größe ſchwarzbraun mit Weiß eingefaßt; die Flügeldeckfedern von der Wurzel an weiß mit roſenfarbigem Anflug, ſchwarz endigend; Schwanzfedern weiß, unordentlich ſchwarzbraun gefleckt. Länge überſteigt ſelten 3′.

Bei zweijährigen Vögeln erhält das Roſenfarbige auf den Flügeln mehr Glanz, und dieſe Theile erſcheinen ſelbſt dann ſchon roth, wenn Hals und Leib noch weißes Gefieder haben.

Dieſe ſcheuen Vögel ruhen, wie der Storch, auf einem Fuße und ſtecken den Kopf auf derſelben Seite unter den Flügel. Sie machen ihr Geheck an den Meeresküſten.

Das Neſt wird aus angeſpültem Schlamme, in ſeichten Sümpfen, pyramidenförmig bis 1½′ über die naſſe Fläche zuſammengehäuft. In der auf dem obern Theile befindlichen Vertiefung erfolgt ein Gelege von zwei länglichen weißen Eiern. Beim Brüten läßt das Weibchen die ſehr langen Stelzenbeine zu beiden Seiten des äußern Neſtrandes herab, in das Waſſer hängen.

Die Jungen laufen bald, werden aber ſpät flugbar.

Das Wildbret iſt eßbar, die Zunge — ſagt man — ein Leckerbiſſen; das Gefieder dient zum Putz *).

Acht und funfzigſte Gattung: Säbelſchnäbler, Recurvirostra.

Schnabel ſehr lang, dünne, flach zuſammengedrückt, pfriemenförmig, nach vorn zu ſtark aufwärts gekrümmt, mit wieder gerad ausgehender, ſehr ſcharfer biegſamer Spitze; Oberſchnabel auf der obern Fläche, Unterſchnabel an den Seiten gefurcht; Naſenlöcher an der Oberfläche des Schna-

*) Nach *Temmink* Man. d'ornith. d'Europ. S. 377. ff.; Okens Zool. Th. III. Abth. II. S. 568. u. Beitr. d. Wetter. Geſellſch. Bd. I. Heft 1. S. 42.

bels, linienförmig, durchgehend; Zunge kurz; Füße lang, dünne; drei vordere Zehen bis zu den Nägeln durch eine bis auf die Hälfte ausgeſchnittene Membran verbunden; Hinterzehe ſehr kurz, hochſtehend; Flügel geſpitzt. Erſte Schwungfeder die längſte.

Eine einzige Art dieſer Zugvögel iſt in Europa einheimiſch. Sie halten ſich vorzüglich an ſchlammigen Meereskũſten die von der Flut beſpült werden und an den Mündungen der Ströme auf. An den teutſchen Flüſſen werden ſie auf dem Zuge — aber überall ſelten — angetroffen. Ihre Nahrung beſteht aus ganz kleinen Inſekten. Ihr Flug iſt ſchnell und anhaltend; der Lauf raſch; ſie ſchwimmen nie.

Art: Blaufüßiger oder ſchwarzgezeichneter Säbelſchnäbler, R. avocetta, *Linn.*

Schnabel ſchwarz; Augenſtern rothbraun; Füße blaßblau; Stirn, Scheitel, Hinterhals, eine Querbinde über den großen Flügeldeckfedern, ein Streif auf dem Rücken, die vordern und die dem Rumpfe am nächſten ſtehenden Schwungfedern ſchwarz, alle übrige Theile weiß. Länge 17½″ (Mannbare beider Geſchlechter).

An Jungen vor der Mauſer ſchon die weiße Farbe überall herrſchend; die ſchwarzen Theile ſchwarzbraun, dieſe Farbe am Hinterhals nicht ſo tief herunter gehend, als bei den Alten; Schulterfedern roſtfarbig geſäumt und mit grauen Federn untermengt; Füße lichtgrau, die Fußwurzel unter dem Kniegelenk ſtark angeſchwollen und vorn gefurcht. Nach der erſten Herbſtmauſer und das ganze erſte Jahr hindurch bleiben die roſtfarbigen Ränder an den äußern Fahnen der Schulterfedern immer noch bemerkbar.

Neun und funfzigſte Gattung: Löffler, Platalea.

Schnabel lang, hart, wagerecht flach, dünne, am Ende ſcheibenförmig gerundet; Oberſchnabel gefurcht, an der Wurzel in die Quere gereifelt; Naſenlöcher gegen die obere Fläche und zunächſt der Wurzel liegend, klein, länglich, offen, häutig berandet; Geſicht und Kopf ganz oder zum Theil nackt; Zunge kurz und zugeſpitzt; an der Kehle ein Sack *); Füße lang; Vorderzehen bis zum zweiten Gelenk

---

*) Okens Zool. III. Abth. 2. S. 569.

durch eine tief ausgeſchnittene Membran verbunden; Hinterzehe lang, den Erdboden berührend. Flügel mittelmäßig, breit. Erſte Schwungfeder faſt von gleicher Länge mit der zweiten, längſten.

Die Löffler ſind Zugvögel; ſie leben in mit Geſträuch einzeln beſtockten Sümpfen, unfern der Flußmündungen; ſelten trifft man ſie am Meeresſtrande, noch ſeltener tiefer landeinwärts an Flüſſen; doch wurden deren am Rhein, Main und an der Donau, auch einer — vor ungefähr 150 Jahren — an einem ſüßen See, welcher ein Pertinenzſtück des der Familie aus dem Winkell zuſtändig geweſenen Rittergutes Schierau, unweit Deſſau iſt, erlegt.

Nahrung: kleine Fiſche und Fiſchbrut (doch keine Seefiſche), Froſchlaich, Amphibien und Inſekten.

Neſt, nach den örtlichen Verhältniſſen, auf Bäumen, im Geſträuch, oder auf mit Binſen beſetztem Boden.

Die Mauſer erfolgt alljährlich nur einmal.

Art: Weißer Löffler, P. leucorodia, *Linn.*

Schnabel 8½″ lang; vordere ſcheibenförmige Stelle deſſelben nach Meyer ſchmutzig gelb (nach Temmink, ockergelb), der übrige Theil deſſelben ſchwarz, in den Vertiefungen zwiſchen den Reifen bläulich; Augenſtern karmeſinroth; kahle Zügel und Augenkreis, nach Meyer weiß (nach Temmink gelblich); Kehle gelblich, unten roth, (nach Temmink blaßröthlich); Füße ſchwarz; der Körper weiß, bis auf eine breite roſtgelbe Binde an der Bruſt, deren Enden bandartig nach dem Rücken hinauf- und da zuſammenlaufen; am Hinterkopf ein dicker, aus langen, dünnen Federn beſtehender Buſch. Ganze Länge 2′ 5 bis 6″ (ſehr altes Männchen).

Das Weibchen iſt kleiner; an ihm die Holle *) weniger lang und ſtark; die Bruſtbinde nur bei alten, als angedeutet, bemerkbar.

An eben flügge gewordenen Jungen iſt der Schnabel höchſtens nur 4½″ lang, ſehr biegſam, und wie mit einer glatten Haut bedeckt; Augenſtern grau; nackte Theile ſchmutzig weiß das Gefieder weiß, bis auf die Schwungfedern, welche ſämmtlich ſchwarze Schäfte, die vorderſten

---

*) „Im Affekt ſträubt ſich der Federbuſch ſtrahlenförmig aus einander, wodurch der Kopf des Vogels ein ganz eigenes Anſehen bekommt.“ Meyers T. B. B. II. S. 331.

längs der Schäfte und an der Spitze, die folgenden nur an der Spitze etwas Braunes haben; der Kopf hinten mit gar nicht oder nur wenig verlängerten, abgerundeten Federn bedeckt, die bei zunehmendem Alter immer mehr Länge erhalten. Die Bruſtbinde wird erſt im zweiten oder dritten Jahre ſichtbar.

Anatomiſche Bemerkung: „Bei dem Männchen geht die Luftröhre an der Speiſeröhre herab bis zwiſchen die Gabelbeine, macht da eine Beugung, ſteigt dann beiläufig 1½″ aufwärts, wendet ſich wieder nach unten, und geht endlich mit ihren Aeſten in die Lungen. Beim Weibchen findet dieſe Luftröhrenbeugung nicht ſtatt.“ *)

Sechzigſte Gattung: Ibis, Ibis, *La Cèpède*, *Illiger*, *Temmink* **); (Nimmerſatt, Tantalus).

Schnabel lang, bogig pfriemenförmig, an der Wurzel dick, mit niedergedrückter, ſtumpf abgerundeter Spitze; Oberſchnabel ſeiner ganzen Länge nach tief gefurcht; am Unterſchnabel eine nackte, ſackförmig ausdehnbare Haut; Naſenlöcher nahe an der Wurzel und an der obern Fläche des Oberſchnabels in der Furche liegend, kleine, länglich, gerade, mit einer Membran umgeben, durchgehend; Zunge kurz und breit; Geſicht bis hinter die Augen, oft auch ein Theil des Kopfs und Halſes, nackt; Füße über der Ferſe (Knie) nackt; Vorderzehen bis an das erſte Gelenk durch eine Membran verbunden; Nagel der Mittelzehe etwas breit und kammartig eingeſchnitten; Hinterzehe lang, ſich auf den Erdboden ſtützend; Flügel mittelmäßig. Erſte Schwungfeder etwas kürzer, oder viel kürzer als die zweite und dritte, längſte.

Bewohner der egyptiſchen Fluß- und Seeufer, die ſich von Gewürm, Inſekten, Schalthieren, auch von Vegetabilien nähren; keineswegs aber — wie man ſonſt fabelte — Schlangen und andere giftige Reptilien annehmen. Sie verlaſſen ihre Heimath, als Zugvögel, die ſehr weite Reiſen machen, periodiſch und kehren auch ſo dahin zurück.

Sie mauſern ſich alljährlich nur einmal.

Teutſchland beſucht nur die eine folgende Art, auf dem Zuge und zwar häufig die Donaugegenden,

---

*) *Temmink* Man. d'ornith. p. 583.

**) Temmink a. a. O. p. 584. Remarque.

einzeln Schleſien und die Ufer der übrigen teutſchen Flüſſe, ſüßen Seen und großen Teiche.

Art: Sichelſchnäbeliger Ibis, Sichelſchnäbler, Ibis falcinellus *), Ibis sacra, *Temmink.* (Sichelſchnäbeliger Nimmerſatt, *Meyer*; Tant. falcinellus, *Linn.*)

Schnabel ſchwarzgrün mit röthlichbrauner Spitze; nackte Augengegend grün mit weißem Bande umgeben; Augenſtern braun; Füße braungrün, an den Gelenken röthlich braun; Kopf ſchwarzbraun; Hals, Bruſt, Oberrücken, Handgelenk am Flügel und alle untere Theile lebhaft kaſtanienbraun; Unterrücken, Flügeldeckfedern, Schwung- und Schwanzfedern ſtahlgrün mit purpurfarbigem und bronzenem Schiller. Länge 1′ 10 bis 11″ (Alte.)

Zwiſchen Männchen und Weibchen kein anderer äußerlicher Unterſchied, als daß letzteres etwas kleiner iſt.

An Ausgewachſenen bis zum dreijährigen Alter das Gefieder an Kopf, Kehle und Hals mit ſchwarzbraunen Längsſtreifen und weißlich eingefaßt; Vorderhals, Bruſt, Bauch und Schenkel ſchwarzgrau; Oberrücken und Schultern graubraun; der Schiller am Flügel und Schwanz minder lebhaft, als bei den ältern Vögeln.

An Jungen vom Jahre hat das Gefieder noch mehr Schwarzgraues und an Kopf und Hals breitere weiße Ränder.

Ein und ſechzigſte Gattung: Grüel **), Numenius.

Schnabel lang, dünne, zuſammengedrückt, rundlich, unterwärts gebogen; Spitze etwas abgeſtumpft, Ränder nicht ſchneidig; Oberſchnabel bis zu drei Viertheilen ſeiner Länge gefurcht; Naſenlöcher ritzenförmig, unfern der Wurzel des Schnabels in der Furche liegend, durchgehend; Zunge weit hinten, klein, ſcharf geſpitzt; Geſicht und Raum zwiſchen Schnabel

---

*) Die Benennung nach Oken Zool. Th. III. Abth. 2. S. 583.

**) Der Verf. hat obige teutſche Benennung von Herrn Pr. Oken (d. Zool. Th. III. Abth. 2. S. 585.) entlehnt, weil die, welche den Vögeln dieſer Gattung beigelegt zu werden pflegt — Brachvogel nehmlich — auf ihren Habitus und Aufenthalt nicht paßt, auch — von den Jägern beſonders — nicht nur dem Steinwälzer (Oedicnemus), ſondern auch den Regenpfeifern (Charadrius) beigelegt wird, alſo keine hinlänglich unterſcheidende iſt.

und Auge befiedert; Augen (faſt) in der Mitte der Kopfſeiten; Füße bis über die Ferſe (Knie) nackt; Vorderzehen durch eine Membran bis gegen das erſte Gelenk verbunden; Hinterzehe mehr als eingelenkig, erhöht ſtehend, doch im Gange die Erde berührend; Flügel mittelmäßig. Erſte Schwungfeder die längſte.

Die Grüels trifft man in unſern Gegenden, die als periodiſch wandernde Zugvögel beſuchen, am Tage meiſt nur in Sümpfen, oder an den ſumpfigen Rändern der Landſeen und Feldlachen an. Von da aus fallen ſie zur Nachtzeit auf Brach- und Saatfelder, und an flache, ſandige Flußufer, der Nahrung halber, welche aus kleinen Gehäusſchnecken und Schalthieren, Regenwürmern, auch aus Land- und Waſſerinſekten beſteht. Sie wandern in Flügen mit ihres Gleichen vereint; während der Heckzeit aber und bis zur Abreiſe leben ſie vereinzelt. Ihr Flug iſt auf der Reiſe hoch, anhaltend und jederzeit ſchnell. Sie ſind ſehr ſcheu vor Menſchen.

Sie mauſern ſich jährlich nur einmal *).

Erſte Art: Großer Grüel (großer Brachvogel), N. arquata, *Latham*.

Oberſchnabel braun, Unterſchnabel fleiſchfarben; Augenſtern braun; Füße graublau (einige Zeit nach dem Tode und dann der Luft ausgeſetzt, ſchwarz; die Membran, durch welche die Zehenverbindung hergeſtellt wird, die Zehen ſelbſt bis zum Nagel — berandend; mittelſter Nagel merklich breiter als die übrigen — Zuſ. d. Verf.). Oberrücken, Schultern und Deckfedern der Flügel bräunlich ſchwarz mit hellgelbbraunen, zackigen Einfaſſungen; Kopf und Hals bleich gelbbraun mit dunkelbraunen Längsſchmitzen; Schwanz mit dunkelbraunen und hellgrauen, an den Federſchäften abgeſetzten Binden. Ganze Länge 2′ 2″; Schnabellänge 5 bis 6″ (drei- und mehrjährige).

---

*) Temmink nimmt in dieſe Gattung nur zwei Arten auf, und ſtellt die übrigen von Latham, Bechſtein und Meyer hierher gerechneten kleineren Vögel unter der folgenden Gattung Tringa auf, ſeine Gründe hierzu ſind folgende: Form der Naſenlöcher; gänzlich getrennte Vorderzehen; doppelte Mauſer, durch welche totale Veränderung in den Gefiederfarben erfolgt; Lebensart und Habitus; alles Eigenheiten, durch welche ſie von den Grüels weſentlich ſich unterſcheiden. S. *Temmink* Man. p. 587. Remarque.

Am Weibchen die Gefiederhauptfarbe mehr aſchgrau, am Halſe und Rücken nur wenig mit Roſtbraun überlaufen.

An Jungen vom Jahre der Schnabel kaum 4″ lang *), faſt gerade, die Krümmung mit dem Alter zunehmend.

Zweite Art: Kleiner Grüel (Regenbrachvogel), N. Phaeopus, *Latham.*

Schnabel ſehr ſtark, bogenförmig gekrümmt, an der Wurzel röthlich, ſonſt ſchwarzbraun; Augenſtern braun; Füße bleifarben; Kopf dunkelbraun, in der Mitte mit weißgeflecktem Streif; Hals und Bruſt braun, grauweiß ſtark gekantet; Schulterfedern dunkelbraun mit grauweiß und roſtfarbig gezackten Kanten; Flügeldeckfedern braun, mit weißen Spitzen; Schwanz braungrau mit dunkelbraunen breiten Streifen. Ganze Länge 15½ bis 16″; Schnabellänge 3″, zuweilen etwas mehr (drei- und mehrjährige).

An Jungen vom Jahre der Schnabel kaum 1½″ lang, faſt gerade; die Krümmung mit dem Alter zunehmend.

Zwei und ſechzigſte Gattung: Knelle **), Tringa (Actitis).

Schnabel mehr oder weniger lang, ſehr ſchwach gekrümmt oder gerade, weich, biegſam, an der Wurzel zuſammengedrückt, oben platt, an der Spitze verdeckt, ſtumpf; Ober- und Unterſchnabel gefurcht; Naſenlöcher zur Seite, kegelförmig, in die Membran, welche die Furche des Oberſchnabels bedeckt, eingeſenkt; Füße dünne, über der Ferſe nackt; Vorderzehen bei den allermeiſten ganz getrennt, ſelten die mittlere mit der äußern an der Wurzel durch eine Membran verbunden; Hinterzehe ſo hochſtehend, daß ſie kaum

*) Alle Sumpfvögel mit mittelmäßigem und langem Schnabel haben das mit einander gemein, daß derſelbe in der Jugend um Vieles kürzer iſt, als im höhern Alter, und dieſe Verlängerung des Schnabels ſcheint bis in das Greiſenalter progreſſiv zu ſeyn; deshalb kann die Länge, und ſelbſt die Beugung des Schnabels — wenigſtens bei dieſen Vögeln — nicht zum Art-Kennzeichen dienen.

**) Da die ſonſtige teutſche Benennung Strandläufer auf dieſe Moraſtvögel nicht wohl anwendbar zu ſeyn ſchien, ſo hat der Verf. die von Oken für die Gatt. Tringa angenommene Knelle gewählt. S. Okens Zool. Th. III. Abth. II. S. 592.

die Erde berührt; Flügel mittelmäßig. Erſte Schwungfeder länger als alle übrige.

Zugvögel, die ihre periodiſchen Wanderungen in nicht ſehr zahlreichen Flügen, auch ihr Geheck geſellig machen.

Aufenthalt in großen Sümpfen, oder an moraſtigen Ufern der Flüſſe und anderem Gewäſſer; ſelten nur zufällig und auf kurze Zeit an ſandigem Meeresſtrande, und an kieſigen Waſſerrändern.

Nahrung ganz kleine Würmer, Inſekten und deren Larven.

Mauſern ſich zweimal im Jahre zu feſt beſtimmter Zeit. Daher die Verſchiedenheit der Farbenzeichnung im Winter und im Sommer; indem ſich gewöhnlich weiße Hauptfarben in Rothbraun oder Rothgelb, Graue in Schwarz abändern.

Erſte Familie.

Mit ganz getrennten Vorderzehen.

Erſte Art: Rothbäuchige Knelle, Tringa subarquata, *Temmink*; (Rothbäuchiger Brachvogel, Num. ferrugineus, *Meyer*; Num. subarquata, *Bechstein*.)

Schnabel ſchwach gebogen, viel länger als der Kopf; zwei mittelſte Schwanzfedern abgerundet; alle von gleicher Länge.

Winterkleid beider Geſchlechter im mannbaren Alter: Schnabel ſchwarz; Augenſtern braun; Füße ſchwarzgrau; Geſicht, Augenbraunen, Kehle, obere Schwanzdeckfedern, Bauch und alle übrige Untertheile rein weiß; zwiſchen Schnabel und Auge ein brauner Streif; Scheitel, Rücken, Schultern und Flügeldeckfedern braungrau, mit ſchmalem dunklerem Strich, längs der Schäfte; Nackengefieder mit braunen Längsſtreifen und weißlichem Rande; Vorderhals und Bruſt eben ſo, nur heller gezeichnet; Schwanz aſchfarbig, weiß eingefaßt, äußere Steuerfedern inwendig weiß. Länge 7′ 6 bis 8‴ *).

Jugendkleid vor der erſten Mauſer: Schnabel ſchon ein wenig gebogen; Füße braun. Farben faſt wie beim Winterkleide der Mannbaren; nur die Mitte der Federn am Rücken, an den Schultern und den Flügeldeckfedern grauſchwärzlich, alle in einem weißgelblichen breiten

*) Num. Africanus, *Latham*, Ind. v. 2. p. 712. sp. 10.

Bande endend und weißgelblich gerändert; die Schwungfedern inwendig mit ſchmalem weißen Endbande; auf der Bruſt keine deutliche Flecken, ſondern blos leichte Schattirung von Gelb, Weiß und Hellbraun *).

Hochzeitliches Kleid beider Geſchlechter: Geſicht, Augenbraunen und Kehle weiß mit braunen Punkten; Scheitel ſchwarz mit roſtfarbigen Federrändern; Nacken roſtfarbig mit kleinen ſchwarzen Längsſtreifen; Hals, Bruſt, Bauch und After braunroth, oft, der Jahreszeit nach, mit kleinen braunen Flecken oder mit einigen weißen Federn untermengt; obere und untere Schwanzdeckfedern weiß, ſchwarz und roſtfarbig in die Quere geſtreift; Rücken, Schultern tief ſchwarz; an den Federrändern eine Reihe winkeliger, lebhaft roſtfarbiger Flecken, die meiſten Federn hellgrau endend; Flügeldeckfedern ſchwärzlich, roſtgelb eingefaßt **); Schwanz grauſchwärzlich, weiß umſchnürt ***).

Anmerk. Je nachdem die Frühlings- oder Herbſtmauſer mehr oder weniger vorgerückt iſt, ſind auch die Farben des Winter- und Sommerkleides mehr rein, oder vermiſcht ****). Dies gilt für ſämmtliche zweimal ſich mauſernde Vögel.

Zweite Art: Veränderliche Knelle (Veränderlicher Strandläufer), *Tr. variabilis*, *Meyer*.

Schnabel faſt gerade, nur an der Spitze wenig gebogen, etwas länger als der Kopf; zwei mittelſte Schwanzfedern länger als die übrigen, ſpitzig.

Vollkommnes Winterkleid beider mannbaren Geſchlechter: Schnabel höchſtens 1″ 1‴ lang, ſchwarz; Augenſtern und Füße ſchwarzbraun; Kehle, Strich vom Oberſchnabel bis ans Auge, alle untere Theile, nebſt den drei äußern Federn der obern Schwanzdecke rein weiß;

*) Numen. pygmaeus, *Bechstein* Nat. Geſch. Teutſchl. IV. S. 148. n. 5.

**) Die Flügeldeckfedern nehmen nur während der Brütezeit dieſe Farbe an, zu jeder andern Sommerzeit ſind ſie dunkelbraun, weißlich gerändert; auch das Alter trägt hierzu vieles bei. *Temmink* Man. p. 394.

***) Num. subarquata, *Bechstein* Taſchenb. II. S. 276. Num. ferrugineus, *Meyer* Taſchenb. II. 356.; Annalen d. Wetter. Geſellſch. Bd. I. Heft 1. S. 53.

****) *Temmink* Man. S 395. Der Verf. erinnert nochmals, daß er, wo eigene Wahrnehmung ihn nicht leiten kann, rückſichtlich der Sumpf- und Schwimmvögel dieſem Autor genau und einzig folgen wird.

Bruſt grauweißlich; Streif zwiſchen Schnabelwinkel und Auge, nebſt allen obern Theilen graubraun; längs der Federſchäfte ein mehr dunkel gefärbter Strich; Steiß, mittlere Schwanzdeckfedern und zwei mittelſte Steuerfedern ſchwarzbraun; übrige Steuerfedern aſchfarbig, weiß eingefaßt. Länge 7″ 1 bis 2‴.

(Cinclus et Cinclus minor. *Briſſon* Orn. V. p. 211 n. 10. T. 19 F. et var. A. p. 215.)

Hochzeitliches Kleid: Kehle weiß; Geſicht, Vorderhals, Seiten des Kopfes und Bruſt weiß, wenig ins Roſtfarbige ſich ziehend, auf allen Federn dieſer Theile ein ſchwarzer Längsſtrich; Bauch und After tief ſchwarz, jedoch ſo nur während der Lege- und Brütezeit, ſonſt oft nach der Jahreszeit mehr oder weniger, mit einigen weißen Federn vermengt; der Scheitelfedern Mitte ſchwarz, lebhaft roſtfarbig gerandet; Rücken, Schultern und große Deckfedern tief ſchwarz, mit breiter roſtrother Einfaſſung bis zu den grauweißlichen Spitzen; von den untern Deckfedern des Schwanzes, die drei äußern nur an den äußern Fahnen weiß; Schwanzfedern grauſchwarz, weiß umſchnürt.

(Tringa Alpina, *Gm.* Syſt. I. p. 676. 11.; *Lath.* Ind. II. p. 736. 37.; Tr. variab. *Meyer* Taſchenb. II. p. 397.; Num. variab. *Bechſtein* Nat. Geſch. Teutſchl. IV. p. 141.; Naumanns Vögel, Nachtr. T. 10. F. 21.)

Herbſtkleid der Jungen — welche zu dieſer Zeit noch einen geraden Schnabel haben — und zugleich Gewand, in welchem auch Mannbare beider Geſchlechter, während der zweifachen Mauſerzeit, am häufigſten erſcheinen: Kehle, Strich vom Oberſchnabel zum Auge, After und untere Schwanzdeckfedern rein weiß; Streif zwiſchen Schnabel und Auge, Hals und Bruſt roſtgelb, mit braunen Längsflecken; auf dem Bauche hin und wieder, bald mehr, bald weniger ſchwarzbraune Flecken; Gefieder des Rückens und der Schultern ſchwarz, hellroſtfarbig und gelblich eingefaßt, mit einigen aſchfarbigen Federn untermengt, deren Erſcheinung im Herbſte den Uebergang zum Winterkleide andeutet; Flügeldeckfedern braun, roſtgelb eingefaßt.

(Cinclus torquatus, *Briſſon;* Dunlin, *Latham* Syn. III. p. 185.; Alpenſtrandläufer, Bechſt. N. G. Teutſchl. IV. S. 322. T. 28. 2.; Naumanns Vögel, T. 21. F. 29.) *).

*) Hierher gehörige Spielarten, oder von der Jahreszeit abhängige Abänderungen, ſind, unter vielfach wechſelndem Namen, als beſondere Arten fälſchlich beſchrieben.

Dritte Art: Plattſchnäbelige Knelle, Tr. platyrincha, *Temmink* (Numenius pygmaeus, *Lath.*; N. pusillus, *Bechst.*) *).

Schnabel länger als der Kopf, ſchwach gekrümmt, an der Wurzel (von unten und oben) plattgedrückt; Seitenſteuerfedern abgeſtuft, alle, bis auf die zwei mittelſten, braungrau. Länge der Fußwurzel 11 bis 12‴. Ganze Länge 6″ 4 bis 6‴.

Winterkleid noch nicht bekannt.

Jugendkleid vor der erſten Mauſer: Schnabel an der Wurzel röthlichgrau, an der Spitze ſchwärzlich; Augenſtern braun; Füße graugrün. Scheitel dunkelgrau, jede Feder mit roſtfarbigem Rande; weißlicher Streif über den Augen; brauner Strich zwiſchen Schnabel und Auge; Seitenhals und Nacken weißlich und graubräunlich im Gemiſch; Rücken- und Schulterfedern ſchwarzbraun, roſtfarbig gerandet und mit dergleichen Flecken an den Bartſeiten; Vorderhals und Oberbruſt mit roſtgelbem Anflug und dunkelbraunen Längsſtrichen; Bauch, Flanken und After rein weiß; Flügeldeckfedern gegen das Ende ſchwarzbraun, weißbräunlich gerandet; Schwung- und äußere Steuerfedern hellaſchgrau gekantet; mittlere Steuerfedern ſchwarz, roſtfarbig gerandet.

(Numenius pygmaeus, *Lath.* Ind. orn. II. p. 713. sp. 11.)

Hochzeitliches und Sommerkleid: Scheitel und Hinterkopf ſchwarzbraun, mit zwei roſtgelblichen Längsſtreifen; Augenbraunen weiß, braun beſchmitzt; Strich zwiſchen Schnabel und Auge ſchwarzbraun; Kopfſeiten weißlich, braun geſtreift; Nacken aſchgrau, mit braunen Längsſtreifen; Rücken- und Schulterfedern ſchwarz, roſtgelb gerandet, roſtroth in die Länge geſtreift; Flügeldeckfedern wie beim Jugendkleide; Kehle, Bruſt, Bauch und After rein weiß; Vorder- und Seitenhals roſtgelblich, mit ſchmalen, braunen Querſtrichen, alle Federn mit weißen Spitzen; an den Flanken einige braune Streifchen; Mittelfedern des Schwanzes ſchwarz, roſtfarbig gerandet, deſſen Seitenfedern, wie die Schwungfedern, hellgrau gekantet.

(Numen. pusillus, Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. IV. p. 152 n. 6; Num. pygm. Meyers Taſchenb. II. 359.

---

*) Temmink, ſonſt mit Recht kein Freund von Art-Benennungsabänderung, hat hier die oben in der Klammer angezeigte Benennung deshalb nicht beibehalten, weil dieſer Vogel keineswegs der kleinſte aus der Gattung Tringa iſt. Man. d'orn. p. 398.

n. 4; Naumanns Vögel, Nachtr. Heft 2. S. 73. T. 10. F. 22.)

Vierte Art: Temminkiſche Knelle (Temminkiſcher Strandläufer), Tr. Temminkii, *Leisler* *).

Schnabel nur an der Spitze ſehr wenig gekrümmt **), kürzer als der Kopf, dünn auslaufend; Steuerfedern abgeſtuft, drei äußere rein weiß. Ganze Länge 5½"; Länge des Schnabels (bei Alten) 7''', der Fußwurzel 8'''.

Winterkleid beider Geſchlechter: Schnabel braun, der Unterkiefer an der Wurzel grüngelb; Füße braun. Alle obere Theile des Körpers hell bräunlichaſchgrau, längs der Federſchäfte ſchwarzbraun; Bruſt und Vorderhals röthlichgrau; Kehle, übrige Untertheile des Körpers, äußerſte Steuerfeder und nur die äußeren Schwanzdeckfedern rein weiß, mittlere Schwanzdeckfedern ſchwarzbraun; zweite und dritte Steuerfeder weiß, mit ſchwachem graulichen Anfluge am äußeren Rande, vierte grau, vier mittleren braun. Schwungfedern erſter Ordnung ſchwarz, nur der Schaft der erſten weißlich; zweiter Ordnung von der Wurzel an weißlich, gegen die Spitze braun, dieſe ſelbſt weiß.

(Tringa Temminkii, *Leisler* Nachtr. zu Bechſteins Nat. Geſch. Teutſchl. Heft I. S. 64, 65 und 70 Nr. 3.)

Jugendkleid bis zur erſten Mauſer: Ganzer Oberkörper dunkel aſchgrau, am Nacken etwas heller, alle Federn, die des Nackens ausgenommen, mit ſchmalen roſtgelben Rändern, an den Schulterfedern vor dem roſtgelben Rande eine ſchmale, ſchwarze Kante; Bruſt und Seitenhals hellgrau, roſtgelb ſchwach angeflogen; Kehle, Augenbraunen und der ganze Unterleib rein weiß; Steiß ungefleckt ſchwarz; Schwungfedern mit weißen Spitzenrändern; dritte Steuerfeder mit ſtärkerem, aſchgrauen Anfluge; alle Schwanzfedern,

---

*) Herr Ritter Temmink beſtimmte dieſe Knellen= (Strandläufer=) Art zuerſt. Mit Recht trägt ſie daher den von dem viel zu früh für ſeine Freunde und Verehrer, wie für die Wiſſenſchaften, verſtorbenen Dr. Leisler zu Hanau nach ihrem Entdecker ihr beigelegten Namen.

**) Die beim lebenden oder eben getödteten alten Vogel ſtets bemerkbare Krümmung des Schnabels kann beim Ausſtopfen leicht verſchwinden, wenn der Schnabel in der Mitte zuſammengebunden wird, in früher Jugend, vielleicht wie bei andern Sumpfvögeln mit krummem Schnabel, auch gar noch nicht da ſeyn.

die äußern ausgenommen, mit roſtgelben Spitzenrändern; Füße braungrünlich (Leisler a. a. O. S. 68. Nr. 2.)

Hochzeitliches Kleid: Geſammtes Gefieder des Oberkörpers in der Mitte tief ſchwarz, mit roſtfarbigem, breiten Rande, nur Unterrücken und Steiß fleckenlos ſchwarz; Stirn, Vorderhals und Bruſt grauröthlich, mit ſehr kleinen ſchwarzen Längsflecken; Kehle und ganzer Unterleib weiß; Flügel und Schwanz wie beim Wintergewande, nur die Mittelfedern des letztern etwas dunkler.

(Leisler a. a. O. S. 65. Nr. 1.)

Männchen und Weibchen ſind weiter nicht von einander unterſchieden, als daß letzteres um ein Weniges größer iſt *).

Fünfte Art: Hochbeinige Zwergknelle, Tr. minuta, *Leisler*.

Schnabel gerade, kürzer als der Kopf (3''' lang); zwei mittelſte Schwanzfedern die längſten, die Enden derſelben werden von den untern Deckfedern (faſt) erreicht, alle übrige gleich lang; ſämmtlich aſchgrau (nach Leisler, die drei äußeren hellgrau); Fußwurzel (Ferſe) 10''' hoch. Ganze Länge 5½''.

Winterkleid beider Geſchlechter: Schnabel und Füße ſchwarz; ganzer Oberkörper aſchfarbig, längs der Federſchäfte ſchwarzbraun; Seiten der Bruſt röthlichgrau, brauner Strich zwiſchen Schnabel und Auge; Mitte der Bruſt, Kehle, Augenbraunen, Vorderhals und übrige Untertheile, nebſt den äußeren obern Schwanzdeckfedern rein weiß; mittelſte zwei Steuerfedern braun, übrige hellaſchfarbig.

(Tringa minuta, Hochbeiniger Zwerg-Strandläufer, Leisler Nachtr. z. Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. Hft. 1. S. 74. Art. X. Nr. 1.)

Jugendkleid vor der erſten Mauſer: Gefieder auf dem Scheitel ſchwarzbraun, dunkel roſtfarbig gerandet; Stirn, Augenbraunen, Kehle, Vorderhals, Mitte der Bruſt und übrige untere Theile weiß; Strich zwiſchen Schnabel und Auge braun; Bruſtſeiten röthlich, braun geſtrichelt; Rücken-, Schulter- und Flügeldeckfedern tief ſchwarz, am

---

*) Dieſe Bemerkung, ſo wie einige vervollſtändigende Zuſätze in der Beſchreibung, ſind aus Leislers Nachtr. l. c. entlehnt. Ebendaſelbſt (S. 72.) wird geſagt, daß der Laut dieſer Knelle ganz genau wie der der Grille (Trrri! Trrri! Trrri!) erklinge; daß auch dieſer Vogel ſo wenig ſchüchtern ſei, daß er ſelbſt durch die Exploſion des Schuſſes ſich nicht verſcheuchen laſſe; daß er endlich im Herbſte das Mainufer ziemlich häufig, im Frühlinge aber höchſt ſelten beſuche.

Oberrücken mit breiter, roſtfarbiger, auf den Schultern mit breiter weißgelblicher Einfaſſung, die Flügeldeckfedern mit gerader, roſtgelber Binde; mittelſte zwei Schwanzfedern ſchwarzbraun, roſtfarbig gerandet.

(Tr. pusilla, *Meyer* Taſchenbuch II. 391. Die Jungen. Tr. minuta, *Leisler* a. a. O. S. 76. Nr. 2.)

Hochzeitkleid: Scheitel ſchwarz, mit roſtfarbigen Flecken; Hals und Bruſt an den Seiten hellröthlich, mit kleinen, eckigen, braunen Flecken; Augenbraunen, Kehle, Mitte der Bruſt und übrige untere Theile rein weiß; Rücken- und Schulterfedern ſchwarzbraun, mit brennend roſtrothen Spitzen und dergleichen großen runden Flecken am Rande; nur die äußeren oberen Schwanzdeckfedern weiß mit einzelnen Flecken; Flügeldeckfedern braungrau, hellgrau eingefaßt, mit ſchwärzlichen Schäften; zwei mittelſte Steuerfedern ſchwarzbraun.

Sechste Art: Aſchgraue Knelle, Tr. cinerea, *Linn.*

Schnabel gerade, wenig länger als der Kopf, gegen die Spitze hin bedeutend aufgetrieben und ausgebreitet; alle Steuerfedern von gleicher Länge. Ganze Länge des Vogels 9½".

Winterkleid beider Geſchlechter: Schnabel — nach Leisler, der dieſen Vogel lebend unterſuchte — an der Wurzel hell-, an der Spitze dunkelgrün; Füße ſchwarzgrün; Augenſtern braun; Kehle, Bauchmitte und After rein weiß; Stirn, Augenbraunen, Seiten- und Vorderhals, Bruſt und Flanken weiß, mit kleinen braunen Längsſtrichen und gezackten, braungrauen Querbändern; Gefieder am Kopfe, Oberhalſe, Rücken und auf den Schultern hell aſchfarbig, mit braunen Schäften; Steiß und obere Schwanzdeckfedern weiß, mit ſchwarzen Kreuz- und Querſtrichen; Flügeldeckfedern und Steuerfedern aſchgrau, jene mit braunen Schäften und weiß eingefaßt, dieſe weiß gekantet.

(Tr. cinerea, grisea, Canutus, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 673, sp. 25, 41, 50; Tr. cinerea, *Bechst.* Nat. Geſch. Teutſchl. IV, S. 318 — *Leisler* Nachtr. z. Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. Hft. I. S. 53. — *Meyer* Taſchenb. II, S. 392.)

Jugendkleid vor der erſten Herbſtmauſer: Wenig von dem Wintergewande der Mannbaren unterſchieden. Unterſchnabel und Füße braungrünlich; das Aſchgraue des Oberkörpers dunkler; alle Federn ſchmutzig gelb ſchmal gerandet; Scheitel und Nacken mit braunen Längsflecken; Strich zwiſchen Schnabel und Auge und Bruſt mit ſchwachem Anfluge von Roſtgelb.

Hochzeit- oder Sommerkleid (vollkommenes der Alten): Breiter Streif über den Augen, Kehle, Seiten-

und Vorderhals, Bruſt, Bauch und Flanken roſtroth oder kupferfarbig; Nacken hell roſtfarben, mit kleinen Längsſtrichen; Scheitel, Rücken und Schultern tief ſchwarz, alle Federn lebhaft roſtfarbig gerandet, auf den Schultern große länglichrunde Flecken von gleicher Roſtfarbe; After weiß, mit roſtfarbigen und ſchwarzen Flecken; obere Schwanzdeckfedern weiß, mit halbmondförmigen ſchwarzen und andern roſtfarbigen Flecken; Schwanzfedern grauſchwärzlich, weiß gekantet.

(Tr. Islandica, *Gmel.* syst. I. p. 682. sp. 24; Tr. ferruginea, *Meyer* Taſchenb. II. S. 395 — im Uebergange begriffenes Exemplar —. Rothbrauner Strandläufer, Meyers und Wolfs Nat. Geſch. der Vögel Teutſchl. Hft. II. T. 4. F. 1.)

Jugendkleid während der erſten Frühlingsmauſer: Alles bei Alten kupferfarbig, bei Jungen, die neun Monate gelebt haben, hell roſtfarbig; Scheitel und Nacken graugelblich, mit braunen Längsſtrichen; Oberrücken hell roſtfarbig und ſchwarzbraun im Gemiſche; auf den Schultern hellroſtfarbige, länglichrunde Flecken; Bauchmitte — zuweilen auch die Bruſt — mit weißen braungefleckten Federn untermengt; auf dem Oberkörper mehr graue Federn, auf dem Unterkörper mehr weiße — alles je nachdem die Mauſer mehr oder weniger vorgerückt iſt.

(Tr. naevia, Tr. Australis, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 681 et 679, sp. 40 et 39; — Tr. calidris, *Gmel. Linn.* I, p. 681, sp. 19.)

Zweite Familie.

Von den drei Vorderzehen die mittlere mit der äußern durch eine Membran verbunden; Männchen zur Begattungszeit mit beſonderm Zierrathe ausgeſtattet.

Siebente Art: Streitſchnelle (Streitſtrandläufer), Tr. pugnax, *Linn.*

Schnabel wenig gekrümmt, gegen die Spitze aufgetrieben; Füße lang; Schwanz abgerundet, deſſen zwei Mittelfedern geſtreift, drei Seitenfedern ſtets einfarbig; Farben — beſonders beim Männchen — ſo verſchieden, daß wohl kaum zwei ganz gleich gezeichnete Exemplare aufzufinden ſeyn möchten.

Herbſt- und Winterkleid:

Altes Männchen: Schnabel bräunlich; Augenſtern braun; Füße gelb, mit grünlichem, bräunlichem oder röthlichem Anſtriche. Geſicht befiedert; Scheitel und Hals mit kurzen Federn bedeckt; Kehle, Vorderhals, Bauch, Flanken und After rein weiß; Bruſt roſtgelblich, mit braunen Flecken; Gefieder des Oberkörpers (am öfterſten) braun, ſchwarz ge-

fleckt, mit roſtgelben Rändern; längſte Flügeldeckfedern und mittelſte Steuerfedern braun, ſchwarz und roſtfarbig geſtreift. Länge 11″ 4—6‴.

Altes Weibchen: Schnabel ſchwarz; Füße dunkler; Gefieder mehr aſchfarbig; Vorderhals ſelten rein weiß. Länge 9″ 1—2‴.

Hochzeit- und Sommerkleid:

Männchen: Schnabel und Füße (meiſt) orangegelb; Geſicht nackt, mit kleinen gelben oder gelbrothen Wärzchen beſetzt; Hinterkopf mit langen Federn und unter der Kehle mit einem ſchönen Halskragen geſchmückt, deſſen Federn, dem Alter des Vogels nach, länger oder kürzer ſind. Die Hinterhaupt- und Kragenfedern ſind auch der Farbenzeichnung nach in der Regel ſehr abſtechend von dem Gefieder des Körpers, welcher gewöhnlich roſtfarbig, aſchgrau, ſchwarz, braun, weiß und gelblich, in immer verſchiedener Zuſammenſtellung geſteckt und geſcheckt erſcheint. Eben ſo mannigfaltige Farbenabänderungen finden beim Halskragen ſtatt.

Weibchen: Schnabel ſchwarzbraun; Füße gelblich oder orangefarbig. Kein Hinterkopf und Halskragenſchmuck. Oberkörper braungrau, mit ſchwarzen, ſtahlblau ſchillernden Federn untermengt, ſo gleichfalls nur mit hellerer Grundfarbe, Hals und Bruſt; Bauch und After weiß.

Jugendkleid vor der erſten Mauſer: Dem Gewande der Weibchen ſehr ähnlich, nur Vorderhals und Bruſt matt roſtgrau gegrundet; Gefieder des Kopfes, des Rückens, der Schultern, nebſt den großen Flügeldeckfedern braun ſchwärzlich, mit breiten roſtfarbigen und gelblichen Rändern, kleine Flügeldeckfedern weiß röthlich eingefaßt; Kehle, Bauch und After rein weiß. Schnabel ſchwarz; Füße grünlich *).

Drei und ſechzigſte Gattung: Waſſerläufer, Totanus.

Schnabel mehr oder weniger lang, gerade oder wenig aufwärts gebogen, hart, feſt, ſchneidig, der ganzen Länge nach zuſammengedrückt, ſpitzig endend; beide Kiefer an der Wurzel gefurcht, oberer am äußerſten Ende ein wenig über den untern gebogen. Naſenlöcher zur Seite, nahe an den Stirnfedern in der Furche des Oberkiefers liegend, ritzenförmig.

---

*) Ausführlicheres über die Naturgeſchichte dieſes merkwürdigen Vogels wird man im II. Theile dieſes Werkes finden. Hier hielt der Verfaſſer ſich ſtrenge an Temminks kurze Beſchreibung der verſchiedenen Gewänder, da die Streitſchnelle, nach gedachtem Autor, nirgends ſo häufig als in Holland vorkommt. Man. d'ornith. p. 410.

Füße lang, ſchlank, über dem Knie nackt; Mittelzehe mit der äußern bis (beinahe) zum erſten Gelenk durch eine Membran verbunden. Flügel mittelmäßig; erſte Schwungfeder die längſte.

Zugvögel, die ihre Wanderungen in geringzähligen Flügen machen. Sie mauſern ſich alle Jahre regelmäßig zweimal; ihr Wintergewand unterſcheidet ſich aber meiſt nur durch abweichende Vertheilung der Flecken und Striche, die am Sommergewande wahrgenommen werden.

Aufenthalt ſowohl am Ufer der Meere, Seen und Flüſſe, als auf naſſen Wieſengründen in der Nähe der Gewäſſer.

Nahrung: Inſekten, Würmer, Conchylien kleinſter Art, höchſt ſelten kleine Fiſche und Fiſchbrut.

Bemerkung: Die Waſſerläufer unterſcheiden ſich von den unter der vorhergehenden Gattung (Tringa) ſowohl, als unter den zwei nächſtfolgenden (Limosa und Scolopax) begriffenen Vögeln auch durch beſondere Einrichtung des Schnabels — die jedoch nur beim lebenden oder kurz vorher getödteten Vogel wahrnehmbar ſeyn kann. Die Waſſerläufer haben nehmlich einen, vorzüglich an der Spitze, harten Schnabel, um damit auf harter Oberfläche des Erdbodens zwiſchen Kieſelſteinen und auf ſcharfem Grunde ihre Nahrungsmittel ohne nachtheilige Wirkung auf denſelben und mit gnüglicher Kraft erfaſſen und feſthalten zu können. Der Schnabel der Knellen (Tringa), Sumpfläufer (Limosa) und Schnepfen (Scolopax) hingegen iſt biegſam, weich bis zur Spitze, und an den Seiten mit Muskeln verſehen. Bei dieſer Organiſation deſſelben fehlt ihnen einer Seits das Vermögen nicht, damit in den weichen Boden einzudringen, aus welchem ſie ihre Nahrung ziehen, und ſelbige feſtzuhalten; anderer Seits aber ſcheinen die erwähnten Muskeln zur Wahrnehmung der unter der Oberfläche des Bodens verborgenen Würmer und Larven vermittelſt des Taſtſinnes beſtimmt zu ſeyn. Der verewigte Leisler war der erſte, welcher auf dieſes Unterſcheidungszeichen aufmerkſam machte.

Erſte Familie.

Beide Kiefer gerade; Spitze des oberen über die des unteren herabgebogen.

Erſte Art: Dunkelbrauner Waſſerläufer (Großer Rothſchenkel), T. fuscus, *Bechst.*

Unterſchnabel an der Wurzel röthlich; Steiß rein weiß; obere Deckfedern des Schwanzes weiß und ſchwarzbraun in die Quere geſtreift.

Vollkommnes Winterkleid beider Geſchlechter: Schnabel, vorerwähnte Gegend an demſelben ausgenommen, ſchwarzbraun, $2\frac{1}{2}''$ lang; Füße lebhaft roth. Scheitel, Nacken, Oberrücken, Flügeldeckfedern und Schulterfedern aſchgrau, letztere mit ſchwarzen Schaftſtrichen; Streif vom Oberſchnabel nach dem Auge hin, Kehle, Bruſt, Bauch, After und Steiß rein weiß. Flanken grau weißlich; Band zwiſchen Schnabelwinkel und Auge ſchwärzlich; Wangen weiß, grau gefleckt; Vorder- und Seitenhals weiß und grau durchwölkt; obere Deckfedern des Schwanzes, nebſt den Steuerfedern braunſchwärzlich und weiß in die Quere geſtreift. Länge $11 — 11\frac{1}{2}''$.

(T. fuscus, *Leisler* Nachtr. z. Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. Heft I. S. 47, Nr. 2. T. natans, *Bechst.* Nat. Geſch. Deutſchl. IV. S. 227, Nr. 4; deſſen Taſchenb. II. S. 286, Nr. 4.; T. fuscus, *Meyer* Taſchenb. II, 366, einjähriger Vogel.)

Jugendkleid vor der erſten Mauſer unterſcheidet ſich vom Winterkleide der Jungen und Alten nur dadurch, daß die obern Theile einen olivenbräunlichen Anſtrich haben, daß die Rückenfedern an den Seiten weiß gekantet ſind, daß die Schulterfedern und Flügeldeckfedern einige kleine, dreieckige, weiße Flecken an den Barträndern haben; und daß alle untere weißliche Theile mit undeutlichen, graubraunen Zickzacks und Flecken gezeichnet ſind. Füße orangeroth. Dies iſt: T. maculatus, *Bechst.* Nat. Geſch. Teutſchl. IV, S. 203; T. fuscus, *Meyer* Taſchenb. II, S. 367, zweijähriger Vogel.

Hochzeit- und Sommerkleid: Obere Theile und Geſicht ſchwarzbraun; Rücken-, Schulter- und Deckfedern an den Barträndern mit kleinen weißen Flecken, mit dergleichen halbmondförmigen an den Spitzen; untere Theile dunkelaſchgrau, am Halſe ungefleckt, an Bruſt und Bauch alle Federn in weißen ſchmalen, ſichelförmigen Flecken endigend; After und Schwanzdeckfedern ſchwarzgrau und weiß in die Quere geſtreift; Steuerfedern dunkel aſchgrau, an den Barträndern mit weißen, ſchmalen Strichen, die nicht bis an den Federſchaft reichen; Unterſchnabel an der Wurzel roth; Füße braun, mit leichtem röthlichen Anfluge.

Anmerk. Während der Mauſerzeiten trifft man Exemplare, bei welchen das Gefieder des Sommergewandes mit dem des Winterkleides vermengt ſich darſtellt; dann erſcheinen die unteren Theile mit weißem und dunkelaſchgrauem Gefieder, die obern mit ungefleckten, aſchgrauen und mit ſchwarzbraunen, weiß gefleckten und eingefaßten Federn geſcheckt.

(T. fuscus, Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. IV. S. 212; Scol. fusc., *Gmel. Linn.* syst. I. p. 657, sp. 5. Dunkelbraunner Waſſerläufer, Meyers und Wolfs Nat. Geſch. d. Vögel Teutſchl. Th. II. Heft 18, T. 4.)

Zweite Art: Gambett-Waſſerläufer (Kleiner Rothſchenkel *)), T. calidris, *Bechst.*

Beide Kiefer von der Wurzel aus bis zur Hälfte ihrer Länge roth; innere Zehe durch ein ſehr ſchmales Häutchen mit der mittleren verbunden; Schwungfedern zweiter Größe von der Mitte an weiß. —

Winterkleid beider Geſchlechter: Schnabel zur Hälfte roth, an der nur wenig gekrümmten Spitze ſchwarz; Augenſtern braun; Füße blaßroth; Kopf, Hinterhals, Oberrücken, Schultern und Flügeldeckfedern gleichfarbig graubraun, bis auf etwas dunklere Schaftſtriche; Kehle, Seitentheile des Kopfes, Vorderhals und Bruſt weißgraulich, mit feinen braunen Schaftſtrichen; Steiß, Bauch und After rein weiß; Steuerfedern mit weißen Querſtreifen und breiten ſchwarzen Zickzacks. Länge 10″ 1 — 2‴ **).

(Chevalier aux pieds rouges, *Gérard* Tableau élémentaire d'ornith. II, p. 205 — in der Wintermauſer begriffenes Exemplar.)

Jugendkleid vor der erſten Mauſer: Schnabel an der Wurzel grüngelb, an der Spitze braun. Vom Oberſchnabel nach dem Auge hin ein weißer Strich; Zügel braun; Scheitelgefieder braun, mit ſehr ſchmalen, gelblichen Kanten; Nacken aſchfarbig; Rücken- und Schulterfedern braun, an den Seiten mit breiter gelblicher Einfaſſung; Flügeldeckfedern ſchwarzbraun, mit weißgelblichen Rändern und Spitzen;

---

*) Des Verfaſſers Meinung nach unterſcheidet jetzt, wo es wohl kaum noch einem Zweifel unterworfen ſeyn kann, daß der ſonſt als eigene Art angenommen geweſene Gambett-Strandläufer (Gambette, Tr. Gambetta, *Gmel.*, *Linn.*), als von der Frühlingsmauſer abhängige Abänderung, hierher gehört, die obige teutſche Artbenennung den Vogel, von welchem die Rede iſt, beſtimmter als die: Rothfüßiger Waſſerläufer (Bechſt. Taſchenb. II. 284, Nr. 2. und Meyers Taſchenb. II. 368, Nr. 2); denn die erſte Art (dunkelbrauner Waſſerläufer) hat im Winterkleide auch rothe Füße. Sollte die vorgedachte Bechſtein-Meyerſche Benennung beibehalten werden; ſo müßte, um momentane Irrungen bei Anfängern zu verhüten, nach des Verfaſſers Dafürhalten, Art 1. Großer rothfüßiger Waſſerläufer, Art 2. aber Kleiner rothfüßiger Waſſerläufer heißen.

**) So kommt dieſer Vogel im März in Holland an. S. Temm. a. a. O. S. 415.

Kehle unrein weiß, mit kleinen braunen Flecken; Seitenhals und Bruſt aſchfarbig mit feinen braunen Längsſtrichen; Bauch weiß; Flanken, After und Schwanzdeckfedern weiß, mit braunen Flecken; Steuerfedern an den Spitzen roſtgelb.

(Tringa striata, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 672, sp. 5 — in der Herbſtmauſer ſchon begriffenes Exemplar.)

Hochzeitliches Kleid: Hinterhälfte des Schnabels und Füße ſehr lebhaft zinnoberroth. Vom Oberſchnabel nach den Augen hin ein weißer Strich; Kopf, Nacken, Oberrücken, Schultern und Flügeldecken graubraun ins Olivenfarbige ſich ziehend, auf jeder Feder ein ſchwarzer Längsſtrich; auf den Schulter- und großen Flügeldeckfedern einige kleine ſchwarze Querſtriche; Steiß weiß; Seiten des Kopfes, Kehle und alle andere untere Theile weiß, in der Mitte jeder Feder ein großer ſchwarzbrauner Längsfleck, der an den After- und untern Schwanzdeckfedern eine ſchräge Richtung nimmt; Steuerfedern weiß und ſchwarz geſtreift, weiß an den Spitzen; an den vier mittelſten das Weiße aſchgrau.

(Tot. calidris, *Bechst.* Nat. Geſch. Teutſchl. IV. S. 216, Nr. 3. Taf. 20. Meyers Taſchenb. II. 368, Nr. 2. Tr. Gambetta *Gmel. Linn.* syst. I. 671, sp. 3; Bechſt. Taſchenb. II. 296, Nr. 2.)

Dritte Art: Teichwaſſerläufer. T. stagnatilis, *Bechst.*

Schnabel ſehr ſchwach und dünn (in der Mitte etwas niedergedrückt); auf den zwei äußerſten Steuerfedern ein Längsband im Zickzack.

Winterkleid beider Geſchlechter*): Schnabel ſchwarzgrau; Augenſtern braun; Füße olivengrün. Augenbraunen, Geſicht, Kehle, Mittelrücken, Vorderhals und Bruſt, nebſt allen übrigen Theilen des Unterkörpers rein weiß; Nacken der Länge nach braun und weiß geſtreift, Scheitel, Oberrücken, Schultern und große Flügeldeckfedern hell aſchgrau, weißlich gerandet; kleine Flügeldeckfedern und Gegend der Handwurzel (zwiſchen Vorderarm und Mittelhand) grauſchwärzlich; Seiten des Halſes und der Bruſt weißlich, mit kleinen braunen Flecken; Schwanz weiß, braun übereck geſtreift — mit Ausnahme der zwei äußeren Steuerfedern, auf welchen ein Längsband im Zickzack herabgeht —. Länge beiläufig 9″.

*) In dieſem Gewande beſchrieb Herr Ritter Temmink den Tot. stagnat. zuerſt im Man. d'ornith. p. 418.

Jugendkleid vor der erſten Mauſer iſt vom Winterkleide Mannbarer und Junger nur in folgenden Stücken unterſchieden: Füße graugrünlich; Gefieder des Scheitels, des Oberrückens, der Schultern, nebſt Flügeldeckfedern ſchwarzbraun, mit breiter gelblicher Einfaſſung, die größeren Federn, welche über die Schwingen ſich verbreiten, mit kleinen übereck gehenden ſehr dunkelbraunen Strichen; Geſicht und Kopfſeiten mit braunen Pünktchen; äußerſtes Ende der Schwungfedern weißlich.

(Tot. stagnat. Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. IV, 261; deſſen Taſchenb. II. 292, Nr. 11 *).)

Hochzeit- und Sommerkleid: Schnabel ſchwarz; Füße grünlich; vom Oberſchnabel bis zum Auge weiß; Kehle, Vorderbruſt, Bauch und After rein weiß; Zügel, Schläfe, Vorder- und Seitenhals, Bruſtſeiten, Flanken und untere Schwanzdeckfedern rein weiß, jede Feder mit kleinem ſchwarzen Längsfleck; Scheitel braun, weißlich gefleckt; Nacken und Hinterhals auf weißgrauem Grunde mit ſchwarzen Längsſtrichen; Oberrücken, Schultern und große Deckfedern grau, roſtfarbig überflogen, jede Feder mit ſchwarzen Querbändern, dieſe ſchwarzen Bänder gehen auf den längſten Schulterfedern übereck, und von denſelben iſt das oberſte breiter als die übrigen; zwei mittelſte Steuerfedern aſchfarbig, mit diagonalen ſchwarzbraunen Querſtrichen, die übrigen auf der äußern Fahne mit dergleichen Zickzack.

(Tot. stagnat. *Leisler* Nachtr. z. Bechſt. Nat Geſch. Teutſchl., Hft. II. S. 187.)

Vierte Art: Punktirter Waſſerläufer, Totanus ochropus, *Temmink.*

Winterkleid beider Geſchlechter: Schnabel an der Wurzel grünlichſchwarz, an der Spitze ſchwarz; Augenſtern dunkelbraun; Füße graugrünlich; über den Augen ein weißer Streif; Zügel bräunlichſchwarz; Kehle, Bruſt, Bauch, Steiß und Schenkel rein weiß; Vorderhals weiß, graubraun geſtrichelt; Oberleib dunkelbraun, mit olivengrünem Schimmer und — vorzüglich Oberrücken, Schultern und Flügeldeckfedern — weiß und ſchwärzlich punktirt; Schwanz weiß, von der Wurzel an nach den äußern Federn abnehmend, ſchwarz gebändert. Länge $8\frac{1}{2}$''.

Jugendkleid vor der erſten Mauſer: Oberkör-

---

*) In Temminks Man. S. 419 wird hier auch Meyers Taſchenbuch citirt; dieſe Citation kann deßhalb nicht gelten, weil Herr Meyer ſeinen Vogel im Frühlinge ſchoß, dieſer alſo mindeſtens im Uebergange zum hochzeitlichen Kleide begriffen war.

per mit helleren Farben als die beim Winterkleide beſchriebenen, etwas Grau verbindend, das Gefieder roſtgelb ſchmal eingefaßt oder roſtgelb überwaſchen, der kleinen Punkte ſind weniger und dieſe gelblich; oben auf dem Schwanze weniger Weiß, die ſchwarzen Bänder der mittelſten Steuerfedern breiter.

Hochzeit= und Sommerkleid unterſcheidet ſich vom Winterkleide blos durch viel mehr kleine Punkte auf den Obertheilen und durch deutlichere Flecken am Vorderhalſe.

Dieſer Vogel variirt unregelmäßig in der Farbe; denn man findet an ihm die Grundfarben des Oberkörpers oft heller, oft dunkler — bis zum Braunſchwarzen.

(Tringa ochropus, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 676, sp. 13; Punktirter Strandläufer, Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. IV, S. 283; deſſen Taſchenbuch II. 302, Nr. 7; Meyers Taſchenb. II. 386, Nr. 2.)

Fünfte Art: Waldwaſſerläufer, Tot. glareola, *Temmink*. (Tringa glareola, *Linn.*)

Schnabel an der Wurzel dunkel olivengrün, übrigens ſchwarz; Augenſtern braun; Füße grüngelb; nackter Augenkreis weiß. Zügel dunkelbraun; Augenbraunen, Steiß, Kehle und Mitte des Bauchs rein weiß; Kopfſeiten, Vorderhals, Bruſt und Flanken weißgrau, mit braunen Längsſtrichen; After und Schwanzdeckfedern weiß, mit feinen, auf die Federſchäfte ſich erſtreckenden Strichen; Oberleib dunkelbraun, mit vielen weißlichen und roſtfarbenen Flecken; Schwanz weiß, von der Wurzel bis zur Spitze mit ſchwarzbraunen Querbinden. Länge $7\frac{3}{4}$ — 8″.

Dies das Hochzeit= und Sommerkleid mannbarer Vögel von beiden Geſchlechtern dieſer Art. Sie ſind in Teutſchland zeither nur im März, April und im Auguſt auf dem Zuge wahrgenommen und unterſucht worden. Das Winter= und Jugendkleid vor der erſten Mauſer kennt man noch nicht. Nach Meyer (Taſchenb. II. 388) weicht der Laut dieſes Vogels ſehr von dem der übrigen Strandläufer ab, indem derſelbe oft mit Gif, Gif! und mit Tittirle, Tittirle! ertönen ſoll.

Sechste Art: Gefleckter Waſſerläufer, Tot. macularia, *Temmink*. (Tringa macularia, *Linn.*)

Schnabel auf drei Viertel ſeiner Länge von der Wurzel an fleiſchfarbig, an der Spitze braun; Augenſtern braun; Füße ſchmuzig fleiſchfarbig. Oberkörper graubraun, mit leichten,

olivenfarbigem Anfluge; Kopf- und Halsfedern mit einem ſchwärzlichen Längsſtreifen, bei den Rücken-, Schulter- und Flügeldeckfedern kommen noch gezackte Querſtreife hinzu; über den Augen ein weißer Streif; zwiſchen Schnabel und Auge ein brauner Strich; ganzer Unterkörper rein weiß, am Ende jeder Feder ein mehr oder weniger runder, an dem Aftergefieder länglichrunder, großer, ſchwarzer Flecken; die vier (nach Meyer zwei) mittleren Steuerfedern wie der Rücken gefärbt, an der Spitze ſchwarz, die übrigen weiß und braun gefleckt, an der Spitze ſchwarz. Länge 8″.

Dieſer nach Meyer nur einzeln an der Oſtſee, nach Temmink auch in einigen Provinzen Teutſchlands ſich zeigende Vogel iſt nach ſeinen verſchiedenen Gewändern zeither noch weniger zu unterſuchen geweſen, als der unter der fünften Art beſchriebene.

Siebente Art: Trillernde Waſſerläufer, Tot. hypoleucos, *Temmink*.

Winter- und Sommerkleid: Schnabel grau, an der Spitze braun; Augenſtern braun; Füße grünlichaſchgrau. Oberkörper dunkelbraun, olivengrün glänzend, mit ſchwärzlichen Schaftſtrichen; alle Flügeldeck- und Rückenfedern ſchwarzbraun in die Quere zackig fein geſtreift; über den Augen ein weißer Streifen, durch dieſelben ein brauner; Seitenhals und Bruſt auf weißem Grunde braun der Länge nach geſtreift; Kehle, Bauch und übrige untere Theile rein weiß; Schwanz ſehr geſtuft; zwei (nach Meyer drei *)) mittelſte Steuerfedern graubraun, übereck ſchwarz geſtreift, die übrigen weiß und braun, mit weißen Spitzen. Länge 7″ 2 — 3‴.

(Dies iſt nach Meyer Tringa cinclus, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 680, sp. 18.)

Jugendkleid vor der erſten Mauſer: Kehle und Vorderhals rein weiß, an beiden Seiten des letztern graubraune Flecken; der weiße Streif über den Augen und der braune Strich durch dieſelben breiter und deutlicher; Flügeldeckfedern dunkler als bei den Alten; Rückenfedern ſchwärzlich und roſtgelb eingefaßt, die Deckfedern mit roſtfarbigen und ſchwarzen Spitzen.

(Tringa hypoleucos, *Gmel. Linn.* I. p. 678, sp. 14.)

Zweite Familie.

Schnabel mit beiden Kiefern in der Mitte ein wenig in die Höhe gebogen, beide an der Spitze gerade; Schna-

*) Vergl. Meyers Taſchenb. II. 389, Nr. 6.

bel ſtark und hart. Hals ſtark bogenförmig gekrümmt. Nahrung kleine Fiſche, Fiſchbrut und kleine Conchylien.

Achte Art: Grünfüßiger Waſſerläufer, Totanus glottis, *Bechstein*.

Der ſtarke Schnabel ſehr zuſammengedrückt, an der Wurzel viel höher als breit; untere Flügeldeckfedern geſtreift.

Jugendkleid vor der erſten Mauſer *): Schnabel braungrau; Augenſtern dunkelbraun; Füße graugelblich grün. Gegend zwiſchen Oberkiefer und Auge, Kehle, Mitte der Bruſt, Bauch und übrige Untertheile, ingleichen Mittelrücken rein weiß; Ober- und Hinterkopf, Wangen, Seiten des Vorderhalſes und der Bruſt weiß und braungrau in die Länge geſtreift; Federn des Oberrückens, der Schultern und der Flügeldeckfedern braunſchwärzlich, mit breiter weißgelblicher Einfaſſung, die längſten über die Schwungfedern ſich erſtreckenden mit dunkelbraunen Schrägſtrichen; Schwanz weiß, die Mittelfedern in die Quere, die zwei äußerſten in die Länge braun geſtreift; Schwungfederſpitzen unrein weiß; untere Flügeldeckfedern braun geſtreift. Länge 12½″ **).

(Tot. chloropus, *Meyer* Taſchenb. II. 371. Nr. 4., keineswegs aber Scolopax glottis, des *Gm.* und *Lath.* — letzter im Ind. ornith. II. 720. sp. 21.)

Hochzeit- oder Sommerkleid: Scheitel und Nacken tiefſchwarz und weiß in die Länge geſtreift; Augenkreis weiß; Geſicht, Kehle, Vorderhals, Bruſt, Oberbauch und Flanken weiß, mit ſchwarzen länglichen, im Frühling einzeln ſtehenden, mitten im Sommer ſehr häufigen Flecken; übrige untere Theile rein weiß, nur die untern Deckfedern mit ſchwarzen Schaftſtrichen; Oberrücken und Schul-

*) Leisler vermuthet (Nachtr. z. Bechſt. N. Geſch. Teutſchl. Heft II. S. 185), dieſer Vogel mauſere ſich nur einmal im Jahre und komme deshalb nur im Jugendkleide und im hochzeitlichen bei uns vor; Temmink hingegen (Man. d'ornith. p. 425) ſetzt voraus, man kenne nur das Winterkleid deſſelben noch nicht, und in der That, es iſt auch nicht wahrſcheinlich, daß er von ſeinen Gattungsverwandten rückſichtlich doppelter Mauſer allein eine Ausnahme machen ſollte.

**) Das Jugendkleid obigen Vogels iſt dem des Tot. stagnatilis (Art 3) höchſt ähnlich; dagegen das Sommerkleid bei beiden ſehr verſchieden. Nächſtdem ſind ſie ſich rückſichtlich der Körpergeſtaltung und der ganzen Länge ſehr unähnlich, ſo daß dieſerhalb ſchon bei irgend einiger Aufmerkſamkeit Verwechslung nicht ſtatt finden kann.

tern ſammetſchwarz, die Federn auf dem Rücken mit weiſzen Rändern, an den Schultern mit drei oder vier weiſzröthlichen Flecken auf den Barträndern; Handwurzel ſchwarz; große Flügeldeckfedern nebſt den langen auf die Schwungfedern ſich erſtreckenden Federn grauröthlich, mit ſchwarzen Schaftſtrichen, und lezt gedachte lange Federn mit auf den Barträndern vertheilten, kleinen, unterbrochenen, ſchwarzen Strichen; die Flügeldecken ſind mit einem weißen Bande eingefaßt, welchem ein braunes folgt; zwei mittlere Schwanzfedern röthlich aſchgrau mit braunen zackigen Querbändern, ſonſt der Schwanz weiß, mit ſchwarzbraunen Querbändern, die auf den innern Fahnen der vier Seitenfedern fehlen oder nur einzeln ſtehen.

Vier und ſechzigſte Gattung: Sumpfläufer, Limosa, *Leisler* *).

Schnabel ſehr lang, aufwärts gebogen, mit löffelförmiger Spitze, beide Kiefer ihrer ganzen Länge nach gefurcht. Naſenlöcher keilförmig, von den Stirnfedern entfernt in der Furche liegend, oben häutig gerandet, durchgehend. Füße lang, dünne, bis weit über die Ferſe hinauf nackt; Mittelzehe mit der äußern bis zum erſten Gelenk verbunden. Flügel mittelmäßig Erſte Schwungfeder die längſte.

Die Sumpfläufer ſind Zugvögel, welche mit den Knellen und Waſſerläufern im Frühlinge und Herbſte zu gleicher Zeit ihre Wanderung antreten. Auch bei ihnen werden durch zweimalige Mauſer im Jahre weſentliche Abänderungen in der Gefiederfarbenzeichnung bewirkt. Ihr zarter, ſehr biegſamer, mit Muskeln verſehener Schnabel iſt nur dazu geeignet, die aus Würmern, Inſekten, deren Larven und Froſchlaich beſtehende Nahrung in weichem, ſchlammigem Boden aufzuſuchen und zu finden, keinesweges aber dazu, mit demſelben in härteren Boden einzudringen und etwas vom Kiesgrunde aufzunehmen. Deshalb leben ſie auch in der Regel in ſumpfigen Wieſengründen und kommen ſehr ſelten an die Küſten des Meeres.

Erſte Art: Schwarzſchwänziger Sumpfläufer, L. melanura, *Leisler*.

Ober- und Unterkiefer an den Spitzen löffelförmig, Mittelzehe lang mit kammartigen Einſchnitten; auf den zuſammengelegten Flügeln ein weißer Flecken (Spiegel).

---

*) Nachtr. z. Bechſt. Nat Geſch. Teutſch. Hft. II. S. 150 ff.; *Temmink* Man. d'ornith. p. 428 ff.

Winterkleid beider Geſchlechter im hohen Alter: Schnabel an der Wurzel orangefarbig, an der Spitze ſchwarz; Füße braunſchwärzlich. Oberkörper gleichfarbig braungrau, mit dunkelbraunen Schaftſtrichen; Kehle, Vorderhals, Bruſt und Flanken hellgrau; Steiß ſchwärzlich; Bauch und After weiß. Von den Schwungfedern erſter Ordnung die vier erſten ſchwarz, die innern Fahnen größtentheils weiß; die folgenden Schwungfedern dieſer und die vorderſten der zweiten Ordnung weiß mit ſchwarzen Endflecken, die hinterſten der zweiten Ordnung faſt ganz weiß; die fünfte und achte Schwungfeder erſter Ordnung, nebſt den großen Deckfedern, den in den Kennzeichen erwähnten weißen Flügelflecken bildend; Schwanz an der Wurzel ſchwarz, an den Seiten weiß, die Mittelfedern deſſelben mit weißen Spitzen. Länge 15″ 2 bis 6‴.

(Limosa melanura, Leisl. Nachtr. Hft.II. Art. XIX. S. 157. Nr. 2.; Tot. limosa, Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. IV. S. 244.)

Jugendkleid vor der erſten Mauſer: Schnabel an der Spitze braun. Ein Streif vom Oberkiefer nach dem Auge, Kehle, Schwanzwurzel nebſt deſſen Deckfedern, Bauch und After weiß. Scheitelgefieder braun mit hellroſtfarbiger Einfaſſung; Hals und Bruſt hell röthlichgrau; Rücken- und Schulterfedern ſchwärzlich, mit roſtfarbigem Bande umgeben; Flügeldeckfedern aſchfarbig, röthlichweiß eingefaßt und mit dergleichen großen Endflecken; Steuerfedern an der Spitze weiß eingefaßt. Schwingen wie beim Winterkleide.

(Totanus rufus, Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. IV. S. 253. Nr. 11.)

Hochzeit- oder Sommerkleid: Schnabelwurzel lebhaft orangefarbig; Füße ſchwarz; Streif vom Oberſchnabel nach dem Auge weißröthlich; Zügel braun; Scheitelfedern ſchwarz, lebhaft roſtroth eingefaßt; Kehle und Hals lebhaft roſtroth mit kleinen braunen Punkten, Bruſt und Flanken lebhaft roſtroth mit ſchwarzen, ſchmalen Streifen und Zickzacks; Oberrücken und Schultern tief ſchwarz, alle Federn an der Spitze lebhaft roſtroth und mit dergleichen kleinen Flecken an den Bartſeiten; Flügeldeckfedern aſchfarbig; Unterrücken und Schwanz ſchwarz, letzter an der Wurzel und an den Seiten weiß; Bauchmitte und After weiß. Schwingen wie beim Winterkleide.

Bemerkung: Im Frühling erlegte Vögel ſind meiſt noch in der Mauſer begriffen; daher dann mehr oder weniger Gefieder des Wintergewandes unter dem des Hochzeitkleides und deshalb das Roſtfarbige am Halſe oft mit Aſch-

grau untermiſcht, auch auf dem Schwanz des Rückens roſtfarbige Flecken mit braungrauen wechſelnd.

(Scolopax Belgica, *Gm. Linn.* syst. p. 663. sp. 39.; Scol. aegacephala, *ibid.* p. 667. sp. 16., Totanus aegacephalus, *Bechst.* Nat. Geſch. Teutſchl. IV. S. 234.; Dunkelfüßiger Waſſerläufer, Meyers Taſchenb. II. S. 369.)

Zweite Art: Roſtrother Sumpfläufer, L. rufa, *Brisson.*

Alle Steuerfedern weiß und ſchwarzbraun regelmäßig in die Quere geſtreift; Mittelzehe kurz, ohne kammartige Einſchnitte; Schnabel bei Alten 3″ lang. Ganze Länge des Vogels 13″ 3 bis 4‴.

Winterkleid — noch nicht bekannt.

Jugendkleid vor der erſten Mauſer: Schnabel an der Wurzel fleiſchfarbenbräunlich, an der Spitze braun, an der des Unterkiefers keine löffelförmige Ausbreitung; Füße dunkel bleifarbig. Kopf, Nacken, Oberrücken und Schultern dunkelbraun, Federn mit unregelmäßiger weißgelblicher Einfaſſung; Flügeldeckfedern grau mit breiter weißlicher Einfaſſung; Geſicht, Augenbraunen, Kehle, Bruſt in der Mitte, Bauch, After und Steiß weiß, auf den unteren Schwanzdeckfedern mit braunen Längsflecken; Vorderhals bis über die Bruſtgrenze, Seiten der Bruſt röthlich grau mit kleinen braunen Längsſtrichen *); Schwungfedern ſchwarzbraun, nach der Wurzel zu mit breiten, weißen Längsflecken auf dem Rande der innern Fahne, zwiſchen dieſen Längsflecken und dem braunen Fahnentheile ſtark weißlich marmorirt; Schwanz abwechſelnd mit braunen und röthlich weißen Bändern in die Quere geſtreift.

(Dies iſt Totanus leucophaeus, *Bechst.* Nat. Geſch. Teutſchl. IV. S. 237.; Tot. glottis, *Meyer* Taſchenb. II. S. 372.)

Hochzeit- oder Sommerkleid beider Geſchlechter im mannbaren Alter: Schnabel an der Wurzel gelblich, an der Spitze ſchwarz; Füße ſchwärzlich. Kopf und Nacken hellroſtfarbig mit ſchwarzbraunen Strichen und Flecken; Augenbraunen, Kehle, Seitenhals und ſämmtliche hintere Theile lebhaft roſtbraun, nur an den Seiten der Bruſt und auf den untern Schwanzdeckfedern mit ſchwarzen Längsſtrichen; Rücken, Schultern und lange über die

---

*) Unterſcheidungszeichen dieſer Theile von der folgenden Art.

Schwungfedern ſich erſtreckende Federn tief ſchwarz, auf den Barträndern mit länglich runden lebhaft roſtfarbenen Flecken; Flügeldeckfedern ſchwarzgrau, rein weiß gerandet; Steiß weiß mit einigen großen braunen Flecken; Schwungfedern ſchwarz, ſonſt wie beim Jugendkleide, nur inwendig weniger ſtark weißlich marmorirt; Schwanz weiß mit ſchwarzbraunen Querbinden.

(Leisler a. a. O. S. 162.; Scolopax laponica, *Gmel. Linn.* syst. I. 2. p. 667. Nr. 15.; Tot. ferrugineus (Roſtbrauner Waſſerläufer), Meyers Taſchenb. II. 374. Nr. 6.)

Dritte Art: Meyeriſcher Sumpfläufer, Limosa Meyeri, *Leisler* *).

Einige Steuerfedern ſchwarz und weiß in die Quere, die zwei mittelſten und die äußerſte an jeder Seite eben ſo der Länge nach geſtreift; Mittelzehe kurz und ohne Einſchnitte; Schnabel 4' lang. Ganze Länge des Vogels 15″ 6 bis 8″.

Winterkleid des alten Männchens und Weibchens: Schnabel an der Wurzel braungelblich, an der Spitze ſchwarz; Füße ſchwarz. Oberkörper graubraun, an Kopf und Hals mehr grau als braun; Vorderhals und Oberbruſt grau mit ſchwarzen Querſtrichen; übriger Unterkörper rein weiß, mit Ausnahme der in die Quere braungeſtrichelten Flanken. Schwungfedern ſchwarz. Die weißen Schwanzfedern von der Wurzel an mit vielen ſchwarzen Bändern, die auf den äußern und mittleren Steuerfedern in einander übergehen und zum Theil ſich der Länge nach ziehen. Länge des Schwanzes gegen $3\frac{1}{2}$″.

Jugendkleid vor der erſten Mauſer: Von dieſem iſt weiter nichts bekannt, als das, was Hr. Benicken zu Schleswig (Beiträge der Wetter. Geſellſch. f. d. geſ. Naturkunde, zur Zoologie Bd. I. Heft 1. S. 8.) über die Jungen des von ihm unter der Benennung Totanus leucophaeus, *Lath.* vorher beſchriebenen Vogels ſagt:

„Die jungen Vögel gleichen den Alten ſehr, nur ſind ſie 2 bis $2\frac{1}{2}$″ Hamburger Maaß (beiläufig 2″ alt Pariſer Maaß), weniger lang, weil der Schnabel — wie bei allen

---

*) Der verewigte Leisler legte dieſem von ihm zuerſt genau beſtimmten Vogel den Namen ſeines ehrwürdigen Freundes, des Hrn. Hofraths Meyer, bei, um dadurch deſſen Verdienſte um die teutſche Ornithologie öffentlich zu huldigen.

Totanus- und Numenius-Arten *) — in der Jugend bedeutend kürzer iſt; es fehlen die langen Spitzen der Flügeldeckfedern" (welche, nach Leisler, nur Folgen der Abnutzung der Fahnen ſind), „und die" (ſ. u. Sommerkleid) „hellgelben Federn am Unterleibe, auch erſcheint die Kehle graulich. Bei einjährigen Vögeln iſt der ganze Hals und Unterleib weiß, die Füße ſind dick und lichtblau von Farbe." **)

Hochzeit- oder Sommerkleid alter Vögel: Scheitel, Genick, Rücken und Schultern braunſchwärzlich, an den Federrändern gelblich gefleckt; Unterkörper (mit Ausſchluß des rein weißen Mittelbauches) überall hell roſtgelb, an den Seiten der Bruſt und der Flanken, auch auf den untern Schwanzdeckfedern ſchwarz geſtrichelt; Schwungfedern ſchwarz, die der erſten Ordnung auf der innern Fahne, bis zum Rande hin, weiß marmorirt.

Fünf und ſechzigſte Gattung: Schnepfe, Scolopax.

Schnabel lang, gerade, zuſammengedrückt, dünne, rundlich, an der Wurzel gefurcht, weich bis zur harten, kolbigen Spitze, im Leben glatt, im Tode mit höckerigen Erhabenheiten; Oberſchnabel länger als der untere, des erſteren Spitze über die des letztern ein wenig herabgebogen. Naſenlöcher zur Seite nahe an der Schnabelwurzel liegend, länglich, gleich breit, durch eine Membran gedeckt. (Kopf an den Seiten faſt eckig gerandet; Augen groß, hoch am Oberkopf liegend.) Füße mittelmäßig, dünne, über der Ferſe nur wenig nackt; Zehen unverbunden, (die hintere aus mehreren Gelenken zuſammengeſetzt, tief ſtehend). Flügel mittelmäßig. Erſte Schwungfeder wenig kürzer oder von gleicher Länge mit der zweiten, längſten.

Eine Art dieſer Gattung hält ſich im Walde auf, die übrigen in frei liegenden oder einzeln mit Geſträuch beſetzten Sümpfen. Die Nahrung beſteht in Gewürm, kleinen Käfern und kleinen nackten Schnecken. In der Regel ſind

*) Weiter oben iſt vom Verf. ſchon bemerkt worden, daß dies von den meiſten, wo nicht von allen Sumpfvögelarten gilt.

**) Höchſt wahrſcheinlich iſt Herrn Benikens Tot. leucoph. eine alte Limosa Meyeri in der Herbſtmauſer, und ſeine Bemerkungen über dieſen Vogel ſind um ſo ſchätzbarer, da er „ihn alljährlich im Auguſt, theils einzeln, theils in kleinen Flügen zu ſechs bis zwölf Stück angetroffen, und mehrere unterſucht hat."

ſie Zugvögel; doch ſcheinen ſie — zum Theil wenigſtens — in manchen Gegenden auch Stand zu halten, und immer findet man ſie in nördlichen Gegenden häufiger als in ſüdlichen.

Sie mauſern ſich alljährlich nur einmal.

Erſte Art: Waldſchnepfe, S. rusticola.

Hinterkopf in die Quere, Unterkörper im Zickzack geſtreift *); Schnabel ſchmutzig fleiſchfarben; Augenſtern braun; Füße fleiſchfarbig, grau überlaufen; an den Obertheilen Roſtfarbe mit Gelblichem und Grauem wechſelnd, auf dieſen Grundfarben große ſchwarze Flecken; untere Theile roſtgelb mit braunen Zickzacks; Schwanz ſchwarz, die Steuerfedern auf der obern Kehrſeite grau, auf der untern am Ende weiß, und mit tief gezackten Kanten. Länge 13″ (Männchen).

Das Weibchen iſt etwas größer, aber bläſſer von Farbe und auf den Flügeldeckfedern ſind viele große, weiße Flecken.

Bemerkung: Die teutſche Benennung der vorſtehenden Schnepfenart zeigt an, daß ſie diejenige iſt, welche in den Gattungskennzeichen als Waldbewohnerin angedeutet wurde; alle folgende Arten leben auf ſumpfigen, meiſt im Freien belegenen Stellen und werden deshalb im Allgemeinen mit dem Namen Sumpfſchnepfen belegt.

Zweite Art: Mittelſchneppe, S. media, *Frisch.* S. major, *Gm.*, *Linn.*

Schnabel röthlich, an der Spitze braun; Augenſtern braun; Füße graugrün, gelblich überlaufen; Scheitel ſchwarz, durch einen roſtgelben Streifen in zwei Theile geſchieden; über und unter den Augen ein ebendergleichen Streif, nebſt

---

*) Durch die Zickzackzeichnung am Unterkörper unterſcheidet ſich die größere europäiſche Waldſchneppe von der kleineren amerikaniſchen (Scol. minor, *Gm., Linn. et Latham*), mit welcher die gleichfalls kleinere europäiſche Scol. rusticula parva nicht verwechſelt werden darf, die von den Ornithologen (ſ. *Temmink* Man. d'ornith. S. 457.) nicht für eine eigne Art, ſondern für eine von heimathlichen klimatiſchen Verhältniſſen herrührende Abänderung gehalten wird. Sie zeichnet ſich von der obigen durch mindere Größe, durch dunklere Gefiederfarben, durch größere Zahl von ſchwarzen Flecken und Punkten am Oberkörper, durch einen Anflug von Grau am Unterkörper und von Bleifarbe an den Füßen; aus. Dies als Zuſatz und resp. Berichtigung zu den ausführlichen naturgeſchichtlichen Erörterungen im Kapitel Waldſchnepfe des zweiten Theiles dieſes Werkes.

noch einem ſchwarzbraunen; obere Theile ſchwarz und hell-roſtfarbig im Wechſel, letztgedachte Farbe länglich vertheilt; untere Theile braungelb-weißlich, an Bauch und Flanken ſchwarz gebändert; Schwanz am Ende rothbraun, mit ſchwarzen Querſtreifen und weißen Spitzen; auf jeder Seite mit vier weißen, an der Wurzel ſchwarz in die Quere geſtreiften Federn; aus ſechzehn Federn beſtehend. Länge 10″ 2 bis 3‴ (Männchen).

Weibchen etwas größer; an Jungen der ganze Oberkörper — beſonders auf dem Rücken und auf den Flügeln — ſehr ſtark (und dunkel) gefleckt; Bauch, Seiten und Schenkel weiß, mit vielen ſchwarzbraunen Querlinien; Schwanzſpitze nicht weiß; vier Seitenfedern gelblich weiß.

Dritte Art: Heerſchnepfe, S. gallinago, *Linn.*

Schnabel an der Wurzel des Unterkiefers aſchgrau, ſonſt braun; Augenſtern braun; Füße grünlich bleifarben; Kopf ſchwarz- und braunfleckig mit drei bleichbräunlich gelben Längsſtreifen; ſonſtige obere Theile der vorhergehenden Art ähnlich gezeichnet; Vorderhals und Bruſt mit dunkelbraunen Längsſtrichen; Flanken weiß und ſchwarzbraun in die Quere geſtreift; Bauchmitte und After rein weiß. Schwanz vierzehn Federn enthaltend, an der Wurzel ſchwarz, am Ende orangefarbig, mit zwei ſchwarzen Querbinden, die äußerſten bräunlich weiß mit ſchwarzen Querſteifen, alle braun geſchäftet. Männchen 9″, Weibchen gegen 10″ lang.

Vierte Art: Moor- oder Haarſchnepfe, S. gallinula, *Linn.*

Schnabel an der Wurzel bläulich und ſchmutziggelb, an der Spitze ſchwärzlich; Augenſtern braun; Füße grünlich fleiſchfarben. Scheitel ſchwarz, roſtfarbig überlaufen; über den Augen ein gelbbrauner Streifen, von den Naſenlöchern bis zu den Augen ein dunkelbrauner; Zügel verloſchen dunkelbraun; Rücken- und Schulterfedern ſchwarz mit grünem und purpurfarbigem Schiller — der jedoch bei Jungen fehlt oder doch nur ſehr ſchwach iſt —, alle mit roſtfarbigem Längsflecken gezeichnet; Schwanz zwölf Federn enthaltend, an der Wurzel braunſchwarz, am Ende braunroth; zwei Mittelfedern ſchwarz mit hellbrauner Spitze. Länge 7 bis $7\frac{1}{2}$″.

Sechs und ſechzigſte Gattung: Ralle, Rallus.

Schnabel länger als der Kopf, ſchlank, an der Wurzel zu-

ſammengedrückt, pfriemförmig zugeſpitzt; Oberſchnabel an der Spitze wenig abwärts gebogen; Unterſchnabel gerade, erſter gefurcht; Naſenlöcher zur Seite in der Furche liegend, ſchmal und länglich, zur Hälfte von einer Membran bedeckt, durchgehend. Zunge an der Spitze runzelich und rauh; Füße lang, ſtark, über die Ferſe hinauf eine ſchmale nackte Stelle; Vorderzehen ziemlich lang, ganz getrennt; Hinterzehe die Erde kaum berührend; Flügel mittelmäßig, abgerundet. Erſte Schwungfeder viel kürzer als die zweite, dritte und vierte, welche die längſten ſind.

Der Körper der Rallen iſt zuſammengedrückt und (im Herbſte) ſehr fett. Es ſind Zugvögel, die Anfangs Mai ankommen und vom Auguſt bis zum Anfang des Oktobers wieder fortziehen. Sie halten ſich gern an Waſſerrändern auf, die mit Gras, Schilf, Binſen und Geſträuch dicht bewachſen ſind und nähren ſich von Gewürm, von Inſekten, die keine Flügeldecken, und von kleinen Schnecken, die keine Gehäuſe haben, auch von grünen Waſſerpflanzen und deren Samen. Feindlichen Nachſtellungen entziehen ſie ſich mehr im Laufe als im Fluge, auch, bei anhaltenden Verfolgungen, ſchmales Gewäſſer überſchwimmend.

Sie mauſern ſich alljährlich nur einmal.

Art: Waſſerralle, R. aquaticus, *Linn.*

Schnabel roth, an der Spitze und auf dem Rücken des Oberkiefers ſchwarzbraun; Augenſtern orangeroth; Füße fleiſchfarben braun; Kehle weißlich; Seiten des Kopfs, Hals, Bruſt und Bauch dunkel bleifarbig; Gefieder des Oberkörpers dunkel olivenbraun, in der Mitte tiefſchwarz; Flanken und After tief ſchwarz, weiß in die Quere geſtreift; untere Schwanzdeckfedern weiß. Länge $8\frac{1}{2}$ bis $9\frac{1}{4}$".

An Jungen vom Jahre, Bauch und Schenkel roſtbraun, letztere hinten, wie der After, ſchwarzgrau, ohne weiße Querſtreifen.

Sieben und ſechzigſte Gattung: Rohrhuhn, Gallinula.

Schnabel kurz, zuſammengedrückt, kegelförmig, an der Wurzel viel höher als breit; Oberſchnabel tief in die Stirn hineingehend, und von da aus — bei einigen Arten — auf demſelben ein platter, mandelförmiger, pergamentartiger Anſatz ſich verbreitend; beide Kiefer (faſt) gleich lang, auch an der Spitze zuſammengedrückt, der obere an der Wurzel erweitert, nach vorn zu etwas hochrückig gebogen, der untere einen Winkel bildend. Naſenlöcher zur Seite, mehr nach der Mitte als nach der Wurzel des Schnabels

länglich eirund eingeſenkt, deren Oeffnung zur Hälfte durch eine Membran bedeckt, durchgehend. Füße lang, über der Ferſe nackt, mit gänzlich getheilten, langen, bei einigen Arten häutig ſchmal berandeten Vorderzehen; die Hinterzehe wenig über jenen eingeſetzt. Flügel mittelmäßig. Bei den in Teutſchland vorkommenden Arten erſte Schwungfeder kürzer als die zweite und dritte, welches die längſten ſind. Der Körper ſehr zuſammengedrückt (im Herbſt außerordentlich fett.)

Die erſte Art in naſſen, ſumpfigen, mit Gräben durchzogenen, mit Geſträuch beſetzten, mit hohem ſchilfigem Graſe bewachſenen Gegenden; die übrigen meiſt in rohrigen ſüßen Seen und Teichen (Weihern) ſich aufhaltend. Alle laufen ſehr ſchnell und anhaltend, ſelbſt im dichteſten Geſträuche, Graſe und Schilfe, erheben ſich, außer der Frühlings- und Herbſtzugzeit überhaupt nicht gern, höchſt ſchwer nach dem erſten Wiedereinfall, in die Luft, und ſind — mit Ausſchluß der erſten Art — gute Schwimmer und Taucher. Die Nahrungsmittel der Rallen (Gattung 66.) ſind auch die ihrigen; wie jene mauſern ſie ſich gleichfalls nur einmal im Jahre. Die Längenangabe kann bei dieſen Vögeln mit Beſtimmtheit nicht angegeben werden, weil Einzelweſen einer und derſelben Art, ſelbſt nach vollendetem Wachsthum, in dieſer Rückſicht weſentlich von einander abweichen *).

Erſte Familie.

Obere Fläche des Oberkiefers in die Stirnfedern ſich erſtreckend; auf derſelben kein pergamentartiger Plattenanſatz.

Erſte Art: Wieſenſchnarrer, (vulgo Wachtelkönig), Gallinula crex, *Latham.*

Schnabel oben röthlich braun, unten und vorn weißlich; Augenſtern hellbraun; Augenliederrand fleiſchfarbig; Füße hell-

*) Linné rechnete die drei erſten Arten dieſer Gattung zu ſeiner Gattung Rallus, die übrigen zur Gattung Fulica. Latham ſtellte ſämmtliche hierher gehörige Arten in der Gattung Gallinula zuſammen. Andere Ornithologen — unter dieſen die Herren Bechſtein und Meyer — entzogen derſelben die Art Gallinula crex, und ſchufen daraus die beſondere Gattung Crex. Herr Ritter Temmink fand, daß dieſer Vogel alle Unterſcheidungszeichen der Lathamiſchen Gattung Gallinula an ſich trage, und zog ihn deshalb wieder zu derſelben. Vergl. *Temmink* Man. d'ornith. p. 444. Remarque.

röthlich braun. Breiter über den Augen bis an die Grenze des Seitenkopfs ſich hinziehender Streif, aſchfarbig; ſämmtliches Gefieder des Oberkörpers ſchwarzbraun, mit an den Seiten der Federn grauer, an den Spitzen roſtbrauner Einfaſſung; die am weiteſten über die Schwungfedern ſich erſtreckenden Federn überall mit breitem olivenbraunen Rande; Flügeldeckfedern roſtroth; Schwingen äußerlich braunroth; Kehle, Bauch und After weiß; Bruſt olivenfarbengrau; Flanken braunroth mit weißen Querſtreifen. Länge beiläufig $9\frac{1}{2}$ bis 10″.

An Jungen ſind die Farben heller und weniger lebhaft.

(Rallus crex, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 711. sp. 1. Crex pratensis Bechſteins Nat. Geſch. Teutſchl. IV. S. 470. n. 1. T. 25. F. 1.; dann Meyers Taſchenb. II. S. 408.)

Zweite Art: Punktirtes Rohrhuhn, G. porzana, *Latham.*

Oberſchnabel gelbgrün, an der Wurzel roth, Unterſchnabel gelb, (im Herbſte der Oberſchnabel olivengrün, mit brauner Spitze); Augenſtern braun; Füße gelbgrün. Stirn, Augenbraunen, Kehle und Hals bleigrau; Kopfſeiten aſchgrau, ſchwarz gezeichnet; Oberkörper olivenbraun; alle Federn in der Mitte ſchwarz und mit vielen weißen kleinen Flecken und feinen Strichen; Bruſt und untere Theile olivenfarbig mit grauem Anflug und weißer Zeichnung — mit rundlichen Flecken an der Bruſt und mit Querſtrichen an den Flanken; zwei mittlere Schwanzfedern weiß gerandet; untere Schwanzdeckfedern weiß. Länge $7\frac{1}{2}$ bis $8\frac{1}{2}$″ (mannbares Männchen und ſehr alte Vögel beiderlei Geſchlechts).

Beim eben mannbar gewordenen Weibchen Schnabelwurzel weniger roth; das Bleigrau an Kehle und Hals nicht ſo ausgebreitet; an den Kopfſeiten braune Flecken.

An Jungen vor der Mauſer: Kehle weißgrau mit weißen Flecken, oder weißlich mit bräunlichen Schmitzen; untere Theile mit weit mehr kleinen Flecken, als bei den Alten; untere Schwanzdeckfedern hellbraun.

(Rall. porz *Gm. Linn.* syst. I p. 712. sp. 3.; Punktirtes Rohrhuhn, Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. IV. S. 478.; Meyers Taſchenb. II. S. 412.)

Dritte Art: Zwergrohrhuhn, G. pusilla, *Bechstein.*

Schnabel graugrün, an der Wurzel ſchmutzig pfirſichblüten-

farbig; Augenſtern roth; Füße gelblich grün. Kehle, Augenbraunen, Wangen, Seitenhals, Bruſt und Bauch aſchblau; Oberkörper olivenbraungrau, alle Federn in der Mitte ſchwarzbraun, auf dem Oberrücken ein großer ſchwarzer, einzeln weiß geſtrichelten Flecken; Flanken und After mit undeutlichen ſchwarzen und weißen Streifen; untere Schwanzdeckfedern ſchwarz mit weißen Querbinden. Länge beiläufig 7″, ſelten 3‴ darüber (altes Männchen).

Beim mannbaren Weibchen nur die Augenbraunen und Wangen rein aſchblau; Kehle weißlich; Vorderhals, Bruſt und Bauch roſtgrau; äußere Fahnen der Schwanzdeckfedern braungelb ſchattirt.

An den Jungen, Augenbraunen weiß; Wangen, Kehle und der ganze Hals weißlich und, wie die weißbräunliche Bruſt, undeutlich mit Grau durchwellt; Oberkörper hellbraun, ſehr einzeln weiß geſleckt; Flanken braun mit weißen Querſtreifen.

(Rallus pusillus, *Gm. Linn.* syst. I. p. 716. Nr. 30; Gallinula pusilla, Bechſt. Nat. Geſch. Teutſch. IV. S. 484. Nr. 2. T. 16. F. 1. Männchen; Meyers Taſchenb. II. S. 414.)

Zweite Familie.

Auf der obern, in die Stirnfedern ſich erſtreckenden Fläche des Oberſchnabels ein pergamentartiger Plattenanſatz.

Vierte Art: Grünfüßiges Rohrhuhn, G. chloropus, *Latham.*

Schnabel an der Spitze gelb, an der Wurzel, ſammt der pergamentartigen auf der Oberfläche mandelförmig ausgebreiteten Platte hochroth und glänzend; Füße mehr grasgrün, als zeiſiggrün (im Tode den Einwirkungen der freien Luft und des Lichts ausgeſetzt, braun) mit rothen Kniebändern. Kopf, Kehle, Hals und ganzer Unterkörper ſchieferblau; Oberkörper dunkel olivenbraun; äußerer Flügelrand, große Längsflecken an den Flanken und untere Schwanzdeckfedern, bis auf drei oder vier tief ſchwarze, im Mittel derſelben ſtehende Federn, weiß. Länge 12 bis 14″ (altes Männchen).

Das alte Weibchen unterſcheidet ſich nur durch etwas hellere Farben, beſonders auf dem Oberleibe.

(Fulica chloropus, *Gm. Linn.* syst. I. p. 697. sp. 4.; Grünfüßiges Rohrhuhn, Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. IV. S. 489.; Meyers Taſchenb. II. S. 410.)

Von den Alten ſind junge Vögel dieſer Art bis zur zweiten Mauſer weſentlich in den Farben verſchieden und

ſtellen folgendermaßen ſich dar: Schnabel an der Spitze olivengrün, an der Wurzel in Olivenbraun übergehend; Stirnplatte dunkel olivengrün, wenig glänzend; Augenſtern braun; Füße olivengrün, über dem Knie etwas gelb. Scheitel, Nacken, Rücken und Steiß olivenbraun; Schwungfedern dunkelbraun, mit hellbraunen Rändern an den Spitzen; Fleck unter den Augen, Kehle und Vorderhals ſchmutzig weiß; übriger Unterkörper hellgrau, an den Flanken in Olivenbraun übergehend; Schenkel dunkelgrau.

(Dies iſt dann Fulica fuſca, *Gm. Linn.* ſyſt. I. p. 697. ſp. 1; Braunes Meerhuhn, Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. IV. S. 501.)

Junge vom Jahre haben mehr Weißliches in der Schnabelgegend; die untern Theile erſcheinen heller gefärbt. Zur Zeit des Uebergangs aus einem Alter in das andere ſtellt ſich die Stirnplatte größer oder kleiner, roth oder gelblich gefärbt, dar. (Dieſe Altersabänderungen wurden ſonſt für beſondere Arten gehalten, und unter folgenden Benennungen aufgeführt: Fulica maculata, F. flavipes, F. fiſtulans, *Gm. Linn.* ſyſt. I. p. 701. ſp. 17. 18. 19.; Gallinula maculata, G. flavipes, G. fiſtulans, *Latham* Ind. ornithol. II. p. 772. ſp. 20. 21. 22.) *)

Zehnte Ordnung. Halbſchwimmer, Pinnatipedes.

Schnabel mittelmäßig, gerade oder wenig gegen die Spitze hin gekrümmt. Füße mittelmäßig, ſchlank oder zuſammengedrückt; drei Zehen nach vorn, eine nach hinten gerichtet; längs der Zehen größere oder kleinere, membranöſe Lappen.

Die hierher gehörigen Vögel pflanzen ſich in Monogamie (Paarungsweiſe) fort. Sie ſind Zugvögel und vereinigen ſich zu und auf ihren periodiſchen Wanderungen, die ſie größtentheils im Fluge, mitunter, wenn und wo es die Umſtände geſtatten oder fordern, auch ſchwimmend machen, in zahlreiche Flüge; ſie ſchwimmen und tauchen

*) Im Jahre 1806 erhielt der Verf. ein kaum acht Tage altes Junges; der Schnabel war braun, die Stirnplatte dunkel blutroth; die Fußbehäutung graugrünlich, über dem Knie weißgelblich; die flaumige Körperbedeckung grauſchwarz, aus derſelben orangefarbige Wollfedern hervorgehend.

mit gleicher Fertigkeit und Behendigkeit. Beide Geſchlechter unterſcheiden ſich dem Aeußern nach nicht weſentlich und auffallend von einander. Ihre Nahrung beſteht in Inſekten, Gewürm, bei einigen auch aus Fiſchen und deren Brut; die meiſten nehmen hiernächſt auch grüne Waſſerpflanzen, beſonders aber deren Samen an. Bei dem größern Theile der Gattungen dieſer Ordnung verfließen mehrere Jahre, ehe der Vogel nach jeder folgenden Mauſer gleichgezeichnet ſich darſtellendes Gewand erhält.

Acht und ſechzigſte Gattung: Hurbel (Waſſerhuhn), Fulica.

Schnabel ſtark, kegelförmig, dick, zuſammengedrückt, an der Wurzel viel höher, als breit; auf der obern, bis in die Stirn ſich erſtreckenden Fläche des Oberſchnabels ein pergamentartiger, mandelförmig plattgedrückt ſich verbreitender Anſatz; beide Kiefer und deren Spitzen faſt gleichlang und gleichbreit; Oberkiefer an der Wurzel erweitert, nach vorn zu ſeicht gekrümmt; Unterkiefer einen Winkel bildend. Naſenlöcher länglich, in der Mitte des Schnabels in einer Seitenfurche liegend, deren Oeffnung zur Hälfte mit einer Membrau bedeckt, durchgehend. Füße lang, dünne, über der Ferſe nackt; alle Zehen ſehr laug, an der Wurzel in Verbindung ſtehend, gefiedert belappt — d. h. zur Seite mit einer Membran verſehen, die in kleinen abgerundeten Lappen ſich unterwärts neigt, ſonſt auch mit einem Worte, Flößenfüße genannt — lang und ſpitzig bekrallt. Flügel mittelmäßig. Erſte Schwungfeder kürzer als die zweite und dritte, welches die längſten ſind. Körper weniger als bei den Rohrhühnern zuſammengedrückt. Viel mehr als dieſe — faſt ununterbrochen — im Waſſer lebend, halten ſich die Waſſerhühner doch nur in ſüßen Gewäſſern, in Meerbuſen und Meeresbuchten auf, ohne ſich aufs hohe Meer zu wagen. Ihre Nahrung beſteht in Waſſerinſekten und Gewürm, auch in Waſſerpflanzen und deren Samen.

Sie mauſern ſich alljährlich nur einmal.

Was bei den Rohrhühnern über die Unbeſtimmtheit rückſichtlich der Dimenſionsverhältniſſe geſagt worden iſt, gilt auch hier, und dieſe Erſcheinung ſoll — nach

Temmink — in örtlichen Verhältniſſen ihren Grund haben *).

Art: Schwarze Hurbel (Schwarzes Waſſerhuhn), F. atra, *Linn.*

Schnabel weiß, mit ganz ſchwachem röthlichen Schein gegen die Wurzel hin; Augenſtern dunkelroth (karmeſinroth); Füße braungrau grünlich überlaufen mit gelblichen oder rothgrünlichen Kniebändern. Stirnplatte rein weiß, am obern Ende ſehr — beim Männchen mehr als beim Weibchen — ausgebreitet; Kopf und Hals tief ſchwarz; Oberleib ſchieferſchwarz; Unterleib aſchblau. Länge 15 bis 16½″ (Alte).

An Jungen, wenn ſie die Wollfedern verloren haben, und bis zur erſten Mauſer, iſt die Stirnplatte wenig merklich und, wie der Schnabel und die Füße, graulich olivengrün; Oberkörper olivenbraun; Kehle und ganzer Unterkörper ſchmutzig weißgrau.

(Dies iſt Ful. aethiops, *Gm. Linn.* syst. I. p. 704. sp. 22.)

Nach der Mauſer und bis zur Mannbarkeit die Stirnplatte immer noch nicht rein weiß und nicht vollſtändig breit; Kopf und Hals tief ſchwarz; Oberkörper dunkel aſchblau glänzend; Unterkörper aſchgrau, oft röthlich überlaufen; Kniebänder entweder fehlend, oder röthlich gelb.

(Alle übrige Abänderungen ſind zufällig und als ſolche ſind zu betrachten: Ful. aterrima, *Gm. Linn.* syst. I. p. 703. sp. 3. u. Ful. leucorix, *Gm. Linn.* syst. I. p. 703. sp. 2.)

Neun und ſechzigſte Gattung: Waſſertreter, Phalaropus.

Schnabel lang, dünne, ſchwach, gerade, an der Wurzel plattgedrückt; beide Kiefer bis zur Spitze gefurcht; Oberkiefer an der ſtumpfen Spitze etwas über die Spitze des pfriemförmigen Unterkiefers herabgebogen; Naſenlöcher zur Seite liegend, klein, ſchmal, länglich rund, hervorragend, häutig berandet. Füße mittelmäßig, dünne, zuſammengedrückt; Vorderzehen bis zum erſten Gelenk durch eine Membran verbunden, geſiedert belappt (ſ. Gatt. 68.); die Lappen mit gezäh-

*) Aus dem, was oben über Körperbau, Aufenthalt und ganzen Habitus der zu dieſer Gattung gehörigen Vögel geſagt worden iſt, können ſie, ohne der Natur Zwang anzuthun, nicht — wie von mehreren Syſtematikern geſchehen iſt — zu den Sumpfvögeln gerechnet werden.

neltem Rande; Hinterzehe kurz, unbelappt; Nägel klein, ſehr ſpitzig; Flügel mittelmäßig. Erſte und zweite Schwungfeder die längſten.

Dieſe Vögel — ächte Zwerge unter den Schwimmern — rudern ſich mit ungemeiner Behendigkeit und Leichtigkeit nicht nur auf offener, ſelbſt unruhiger See, ſondern auch auf Brandungen fort; ihr Lauf iſt nicht der ſchnelſte. Sie halten ſich meiſt am Meeresſtrande auf, kommen in Teutſchland überhaupt nicht oft, und an unſern Flüſſen nur ſelten und zufällig vor.

Ihre Nahrung beſteht aus Waſſerinſekten, die ſie auf dem Waſſerſpiegel erhaſchen und aus Gewürm.

Ob beide Arten dieſer Gattung alljährlich einer doppelten Mauſer unterworfen ſind, iſt noch nicht entſchieden, aber zu vermuthen.

Erſte Art: Aſchgrauer Waſſertreter, P. cinereus, *Meyer*. P. hyperboreus, *Latham*.

Schnabel ſchwarz; Augenſtern braun; Füße graugrünlich. Scheitel bis einige Linien unter die Augen, Nacken, Bruſtſeiten, Zügel, nebſt einem kleinen Streif hinter den Augen, dunkel aſchgrau; Vorder- und Seitenhals lebhaft roſtfarbig; Kehle, Bruſtmitte und übrige untere Theile — mit Ausſchluß der mit großen aſchgrauen Flecken beſetzten Flanken — rein weiß; Rücken, Schultern, Flügeldeckfedern und zwei mittelſte Steuerfedern tief ſchwarz, die Federn des Oberrückens und der Schultern mit breiter roſtfarbiger Einfaſſung; Flügeldeckfedern an der Spitze mit ſchmalen weißen Kanten; auf den Flügeln eine weiße Querbinde; Schwanzſeitenfedern aſchgrau, weiß eingefaßt. Länge 6¾ bis 7″ (altes Männchen im Frühlinge.)

Am alten Weibchen die aſchgraue Augenumgebung mit Roſtgelb gemiſcht; das Roſtfarbige am Vorderhalſe weniger ausgebreitet und mit aſchgrauen Federn untermengt; die aſchgrauen Flankenflecken größer und zahlreicher.

(Tringa hyperborea, *Gm. Linn.* syst. I. p. 675. sp. 9; Rothhälſiger Waſſertreter, Bechſt. N. G. Teutſchl. IV. S. 373; Phal. cinereus, *Meyer* Taſchenb. II. S. 417)

Jugendkleid vor der erſten Mauſer: Scheitel, Hinterkopf, ein Flecken hinter den Augen und Nacken ſchwarzbraun; Rücken, Schultern und zwei mittelſte Steuerfedern ſchwarzbraun, jede Feder mit breitem roſtgelben Rande; Schwung- und Flügeldeckfedern ſchwärzlich mit weißlichen Rändern und Spitzen; die Querbinde auf den

Flügeln ſchmal; Stirn, Wangen, Kehle, Bruſt und übrige untere Theile weiß, an den Flanken mit graubräunlichen Flecken; Seiten- und Vorderhals mit roſtröthlichem Anflug; Seiten des obern Theiles der Bruſt graulich; Füße auf der innern Seite gelb, auf der äußern, nebſt den Zehen, grüngelb.

(Phal. fuscus, *Lath.* Ind. orn. II. p. 776. sp. 4.; Tr. fusca, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 675. sp. 33; Gemeiner Waſſertreter, Bechſt. Taſchenbuch II. p. 317. nebſt dazu gehöriger Abbildung; Naumanns Vögel, Nachtr. Hft. 2. S. 80. T. 11. F. 24.)

Zweite Art: Plattſchnäbeliger Waſſertreter, P. platyrhynchos, *Temmink.*

Schnabel an der Spitze breit, überall, beſonders an der Wurzel, plattgedrückt; Schwanz lang, ſtark abgerundet.

Sommerkleid alter Vögel beiderlei Geſchlechts: Schnabel an der Spitze ſchwarzbraun, übrigens roſtgelb; Augenſtern gelbroth; Füße ſchwarzgrün. Kopf, Nacken, Rücken, Schultern und obere Schwanzdeckfedern ſchwarzbraun, alle Federn mit orangerother breiter Einfaſſung; über den Augen ein gelblicher Streif; Flügeldeckfedern ſchwärzlich mit weißen Spitzen; auf den Flügeln ein weißes Querband; Steiß weiß, ſchwarz gefleckt; Vorderhals, Bruſt, Bauch, After und untere Schwanzdeckfedern ziegelroth. Länge 8¾ bis 9″.

(Phal. rufus, Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. IV. S. 381; Meyers Taſchenb. II. 419; Tr. hyperborea, *Gm. Linn.* syst. I. p. 676. var. b. Als bei der Unterſuchung in der Mauſer begriffen geweſene Vögel, gehören hierher: Phal. glacial. *Latham*, Ind. orn. II. p. 776. sp. 3; Tr. glac. *Gm. Linn.* syst. I. p. 675. sp. 32.)

Jugendkleid vor der erſten Mauſer: Schnabel graubraun; Füße grüngelb. Auf dem Scheitel ein ſchwärzlicher, hufeiſenförmiger Flecken; ein Streif von gedachter Farbe über den Augen; Nacken, Rücken, Schultern, obere Schwanzdeckfedern und Steuerfedern braungrau; Gefieder des Rückens, der Schultern und die mittleren Steuerfedern mit gelblicher breiter Einfaſſung; Steiß weiß und braun im Gemeng; Schwungfedern weiß gekantet; Flügeldeckfedern weißgelb eingefaßt und geſpitzt; weißes Querband auf den Flügeln; Stirn, Kehle, Seiten- und Vorderhals, Bruſt und übrige untere Theile rein weiß.

(Tr. lobata, *Gm. Linn.* syst. I. p. 674. sp. 8. var. b.; Grey phal., *Lath.* Synopsis, V. p. 272. — ein das Wintergewand anlegendes Exemplar.)

Winterkleid: Schnabel ſchwärzlich; Füße bleifarbig; Scheitel, Hinterkopf und Nacken rein aſchgrau; Seitentheile der Bruſt, Rücken, Schultern und Steiß ſehr rein aſchblau, alle Federn in der Mitte ſchwärzlich und mit eben ſo gefärbten Schaftſtrichen; längſte Schulterfedern mit weißen Spitzen; weißes Querband auf den Flügeln; Steuerfedern braun, aſchfarbig gerändet; Stirn, Seitenhals, Mitte der Bruſt und übrige untere Theile rein weiß.

(Phal. lobatus, *Lath.* Ind. orn. II. p. 776. sp. 2; Tr. lobata, *Gm. Linn.* syst. I. p. 674. sp. 8.)

Siebenzigſte Gattung: Steißfuß, Podiceps.

Schnabel mittelmäßig, gerade, hart, zuſammengedrückt, kegelförmig verlängert, ſcharf zugeſpitzt. Spitze des Oberſchnabels ſanft geneigt, die des Unterſchnabels einen Winkel bildend; Naſenlöcher zur Seite, am Grunde des Schnabels liegend, länglich, rundhohl, von hinten durch eine Membran bedeckt, vorn offen, durchgehend; Rachen gezähnelt; Füße lang, zuſammengedrückt, an der hintern Seite doppelt ſägezähnig eingeſchnitten; Vorderzehen ſehr platt, an der Wurzel verbunden mit einlappigen, gezähnelten Schwimmhäuten (Lappenfüßen), die äußerſte Zehe die längſte; Hinterzehe zuſammengedrückt, belappt, an der innern Seite der Fußwurzel ſtehend; Nagel breit und glatt. Körper zuſammengedrückt, dick, mit ſchmalen Federn platt bedeckt; anſtatt des Schwanzes ein kleiner Büſchel kurzer haarartiger Federn. Flügel kurz, drei erſte Schwungfedern faſt von gleicher Länge, und länger als die übrigen.

Dieſe Vögel ſind ſehr geſchickte Schwimmer und Taucher; daher machen ſie auch ihre Wanderungen — als Zugvögel — ſo viel als möglich zu Waſſer; kommt es auf ſchnellere Bewegung von einer Waſſerſtelle zur andern an, ſo rudern ſie mit den Füßen und ſchlagen zugleich mit den Flügeln, ſo daß ſie halb ſchwimmen, halb fliegen; auf gleiche Weiſe bewegen ſie ſich auch unter dem Waſſer fort. Ihr Gang iſt ſchwerfällig, wegen der weit hinten am Leibe ſtehenden Füße; daher ihre Haltung auf dem Lande meiſt eine aufrechte, mitunter drücken ſie ſich aber auch platt auf den Boden nieder und halten nur Hals und Kopf in die Höhe. Sie ſind Bewohner alter verlaſſener Flußbetten, großer Seen und Teiche (Weiher), die mit Rohr und Schilf am Ufer bewachſen ſind. Daſelbſt nähren ſie ſich mit Fiſchen, Waſſerinſekten, Amphibien und Laich. In ihrem Magen fand man oft Reſte von Waſſerpflanzen, die ſie wahrſcheinlich mit verſchlucken, wenn

ſie die darin verſteckten Inſekten ſich zu eigen machen; auch Federn, die ſie ſich ſelbſt ausgeruft haben — zu welchem Zweck, iſt nicht entſchieden *).

Die Mauſer erfolgt alljährlich nur einmal, aber erſt in einem Alter von drei Jahren erhalten die Steißfüße das ſtändige Federgewand alter Vögel; — daher die vielen Arten — dem Namen nach — in ältern ornithologiſchen Werken, die doch weiter nichts als Altersverſchiedenheiten einer und derſelben Art ſind.

An den mehreſten Arten dieſer Gattung — und zwar an beiden Geſchlechtern — bemerkt man ſonderbaren Kopfzierrath.

Erſte Art: Gehäubter Steißfuß, P. cristatus, *Lath.*

Schnabel länger als der Kopf (ohne Holle); Abſtand der Spitze vom Vorderrande der Naſenlöcher, 17 bis 18‴ **).

Alte Männchen und Weibchen nach der dritten Mauſer: Schnabel ſchmutzig cochenilleroth ***), oben braun, an der Spitze weiß; Augenſtern karmeſinroth, eben ſo die nackten Zügel; Füße auf der äußern Seite ſchwärzlich, auf der innern gelblich weiß. Geſicht weiß mit roſtfarbigem Anflug; Scheitel, platte zweitheilige Holle am Hinterkopfe, wie der breite Backenkragen glänzend ſchwarz; an den Seiten des Kopfes geht dieſe Farbe in Roſtroth über; alle untere Theile glänzend ſilberweiß; alle obere Theile braun und ſchwärzlich; Schwungfedern zweiter Ordnung rein weiß; etwas roſtfarbenes an den Seiten der Bruſt und an der Flügeleinſatzſtelle. Länge 19 bis 20″ — von der Schnabelſpitze bis zum Steiß gemeſſen.

An dem alten, um ein Weniges kleineren Weibchen ſind die Hollen- und Kragenfedern etwas kürzer,

---

*) Herr Hofrath Meyer und Herr Prof. Wolf erhielten mehr als einmal im Julius alte Männchen, deren Bruſt, wie bei brütenden Weibchen, von Federn entblößt war. Erſter wirft im Taſchenb. Th. II. S. 428 die Frage auf, ob die Männchen de Weibchen wohl möchten brüten helfen; oder welcher andere Grund dieſe Erſcheinung veranlaſſe? — Das Problem iſt noch zu löſen.

**) Obſtehende Dimenſion hat Hr. Ritter Temmink als Artkennzeichen deshalb aufgeſtellt, weil ſie bei den Vögeln gleicher Art, aber verſchiedenen Alters, allein ſtändig ſeyn ſoll. S. Man. d'ornith. p. 462.

***) Viel röther nach dem Tode, beſonders nach einigen Tagen.

die Farben etwas heller; ſonſt alles wie beim alten Männchen.

(Colymbus cristatus, *Gm. Linn.* syst. I. p. 539. sp. 7; Col. cornutus, *Brisson* Orn. VI. p. 45. Nr. 4; Gehäubter Steißfuß, Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. IV. S. 533; Meyers Taſchenb. II. 426; Naumanns Vögel, Bd. III. S. 425. T. 69. F. 106.)

Zweijährige nach der Mauſer: Beide Geſchlechter mit kurzer Holle, und dieſe mit weißen Federn eingefaßt; am Geſicht kein roſtfarbiger Anflug; Kragenfedern ſehr kurz; ein unregelmäßig geformtes ſchwärzliches Band, zieht ſich unter den Augen hin und verläuft ſich am Hinterkopf.

Vögel von der erſten Mauſer bis zum Alter von zwei Jahren: Schnabel röthlich gelb; Augenſtern hellgelb; nicht die mindeſte Spur von Holle und von Kragen; Stirn und Geſicht weiß, hier, wie auf dem Oberhalſe, verſchiedentlich vertheilte, in die Kreuz und Quere laufende ſchwarzbraune Streifen.

Junge vom Jahre vor der erſten Mauſer, haben dunkelbraunen Kopf und Oberhals.

(Hierher gehört: Colymbus urinator, *Gm. Linn.* syst. I. p. 593. sp. 9.)

Zweite Art: Graukehliger Steißfuß, Pod. rubricollis, *Latham.*

Schnabel mit dem Kopfe von gleicher Länge; Federbüſchel ſehr kurzfedrig; kein Kragen; Abſtand des vordern Naſenlochrandes von der Schnabelſpitze 11‴.

Altes Männchen und Weibchen: Schnabel an der Wurzel und an einem Theile des Unterkiefers goldgelb, übrigens ſchwarz; Augenſtern braunroth; Füße auswendig ſchwarz, inwendig grüngelb. Stirn, Scheitel und kurze über die Ohröffnungen herabhängende Federbüſchel glänzend ſchwarz; Wangen und Kehle mäuſefahl; längs dem Nacken ein breites ſchwarzes Band ſich herabziehend; Vorderhals und Oberbruſt lebhaft roſtbraun; übriger Unterkörper — mit Ausnahme der ſchwarzbraun gefleckten Flanken und Schenkel — weiß; Schwungfedern zweiter Ordnung weiß. Länge von der Schnabelſpitze bis zum Steiß, 15 bis 17″.

(Pod. subcristatus, Bechſt. Nat. Geſch. Teutſch. IV. S. 346. T. 31. F. 1; Meyers Taſchenb. II. 429; Col. rubricollis et subcrist. *Gm. Linn.* syst. I. 529. sp. 24. et p. 590. sp. 18.)

Zweijährige und Jüngere beiderlei Geſchlechts: Schnabel an der Wurzel gelbgrün; Augenſtern

gelbröthlich; Wangen und Kehle weiß, Oberhals weißgelb und dieſe Theile mit braunen Zickzackſtreifen; Scheitel und Hinterkopf ſchwarz; letzter ohne verlängerte Federbüſchel; Unterhals und Oberbruſt matt roſtfarbig und braun; einige Federn auf der Bruſt und am Bauche mit aſchgrauen Spitzen.

(Dies iſt: Colymb. *Gmel. Linn.* syst. I. p. 592. sp. 21.)

Dritte Art: Gehörnter Steißfuß, Pod. cornutus, *Lath.*

Schnabel ſtark, kürzer als der Kopf, ſeiner ganzen Länge nach zuſammengedrückt. Oberkiefer in der Mitte erhaben; Unterkiefer ein wenig in die Höhe gekrümmt *); Augenſtern mit zwei verſchieden gefärbten Ringen; Abſtand des vordern Naſenlochrandes von der Schnabelſpitze 6 — 7‴.

Alte männlichen und weiblichen Geſchlechts: Nackte Zügel und Schnabelwurzel und Spitze pfirſichroth, das Uebrige des Schnabels ſchwarz; des Augenſternes innerer Rand gelb, äußerer dunkel zinnoberroth; Füße auswendig ſchwarz, inwendig und auf den Zehen gelbgrau; Mitte des Oberkopfes (eigentlicher Scheitel), nebſt dem langfedrigen, breiten, den Oberhals umgebenden Kragen tief und glänzend ſchwarz; über und hinter jedem Auge ein hornförmig ſich erhebender, großer, roſtfarbiger Federbüſchel; Gegend zwiſchen dem Oberſchnabel und dem Auge, Hals und Bruſt glänzend roſtroth; übriger Unterkörper — die roſtgelb ſchattirten Flanken ausgenommen — rein weiß; Nacken und übriger Oberkörper ſchwärzlich; Schwungfedern zweiter Ordnung weiß. Länge 12 — 13″.

(Colymb. coronatus, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 591, sp. 19; Meyers Taſchenb. II, S. 431.)

Junge vom Jahre und ein Jahr alte Vögel: Schnabel an der Wurzel — ſo wie die nackten Zügel — fleiſchfarbig, auf dem Rücken des Oberkiefers hornfarbig, Spitze deſſelben gelblich, übrigens aſchblau; des Augenſternes innerer Ring ſilberweiß, äußerer bleich roth; Füße auswendig braun, inwendig hell bleifarbig; hornförmige Federbüſchel und Kragen mangelnd; Gegend zwiſchen Oberſchnabel und Auge weißlich; Oberkopf, Nacken und übriger Oberkörper ſchwarzgraubraun; Schwungfedern zweiter Ordnung weiß; Kehle weiß, und dieſes Weiß unter den Augen in gerader Linie bis an die Grenze des Hinterkopfes ſich fortzie-

---

*) Meyers Taſchenbuch II. 431. Nr. 3.

hend; Mitte des Vorderhalſes weißgrau; Seiten der Bruſt und Flanken ſchwarzgrau; übriger Unterkörper rein weiß.

(Dies iſt: Podic. obscurus, *Lath.* Ind. ornith. II. p. 782. sp. 4; Pod. Caspic. ibid. sp. 7; Col. obsc. et Casp. *Gmel. Linn.* syst. I. p. 592. sp. 25. et p. 593. sp. 27; Dunkelbrauner Steißfuß, Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. IV. S. 559.)

Anmerk. — nach Meyers Taſchenb. II. S. 433. u. *Temm.* Man. d'ornith. p. 467. — Die Verwechslung dieſer Steißfußart mit der folgenden, welche bei einigen Schriftſtellern ſtatt gehabt hat, wurde durch die roſtfarbigen Federbüſchel am Kopfe veranlaßt. Vergleicht man jedoch die vor- und nachſtehenden Kennzeichen und kurzen Beſchreibungen beider Arten genau, ſo werden deutliche Unterſcheidungsmerkmale, an den Alten beider Arten leicht ſich auffinden; denn die roſtfarbigen Hörner (Federbüſchel) ſtehen beim Pod. cornutus über und hinter den Augen, ohne die Ohröffnungen zu bedecken; hingegen bedecken beim Pot. auritus die eben ſo gefärbten Federpinſel die Ohröffnungen; eine andere differentia specifica geht aus dem Schnabelbaue hervor. Schwerer ſind zweijährige und jüngere Vögel beider Arten von einander zu unterſcheiden und zwar untrüglich nur a) nach dem bei ihnen verſchiedenem Schnabelbaue, und b) dadurch, daß beim P. corn. der Augenſtern doppelfarbig, beim P. aurit. aber einfarbig erſcheint.

Vierte Art: Geöhrter Steißfuß, P. auritus, *Lath.*

Schnabel kürzer als der Kopf, an der Wurzel niedergedrückt, an der Spitze in die Höhe gezogen*); (Augenſtern einfarbig;) Abſtand des vordern Naſenlochrandes von der Schnabelſpitze 6 — 7‴.

Altes Männchen und Weibchen: Schnabel am Mundwinkel röthlich, an der Spitze des Unterkiefers weißlich, ſonſt ſchwarz; nackte Zügel, Augenſtern und nackter Augenliederrand dunkel zinnoberroth; Füße auf der äußern Seite ſchwarzgrau, auf der innern grüngrau; Geſicht, Scheitel, kurzfedrige Hinterkopfsholle und kleiner Kragen tief ſchwarz; hinter und unter den Augen lange pinſelförmige hellgelb und roſtfarbige Federbüſchel, welche, einen Winkel bildend, die Ohröffnung bedecken; Kehle, ganzer Hals, Seiten der

*) Nach Meyer dünner als bei der dritten Art, die Mitte des Oberkiefers etwas einwärts gezogen; der Unterkiefer nach der Spitze zu ſtark in die Höhe gekrümmt. Taſchenb. II. S. 435. Nr. 4.

Bruſt und ganzer Oberkörper ſchwarz, wenig glänzend; Flanken und Schenkel dunkel kaſtanienbraun, ſchwarz überflogen; übriger Unterkörper rein weiß. Länge 11½ — 12″.

Junge vom Jahre den jungen Vögeln der vorhergehenden Art rückſichtlich der Gefiederfarben ſehr ähnlich; doch durch die, in der Anmerkung zur dritten Art angezeigten, Auszeichnungen zur Genüge kenntlich gemacht.

(Colymbus auritus, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 590. sp. 8. — mit Ausſchl. der variet. *b.*, welche zur vorhergehenden Art gehört; Geöhrter oder Ohrenſteißfuß, Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. IV. S. 552. — mit Wegfall der Synonymen —; Meyers Taſchenb. II. S. 435. Nr. 4; Naumanns Vögel, Bd. III. S. 445. T. 70. F. 108.)

Fünfte Art: Kleiner Steißfuß, P. minor, *Lath.*

Schnabel ſehr kurz, ſtark, zuſammengedrückt; weder Holle noch Kragen; Abſtand der Naſenlöcher von der Schnabelſpitze 5‴; Fußwurzel hinten mit rauhen Erhabenheiten beſetzt.

Dreijährige Alte beiderlei Geſchlechts: Schnabel an der Wurzel des Unterkiefers und an der feinen Spitze weißlich, eben ſo die nackten Zügel; Augenſtern einfarbig braunroth; Füße auswendig grünlichſchwarzbraun, inwendig fleiſchfarben; Kehle, Scheitel und Nacken tief ſchwarz; Wangen, Schläfe und Vorderhals hochrothbraun; Bruſt und Flanken ſchwärzlich; übriger Unterkörper grauſchwärzlich, hin und wieder mit weißlichem Schimmer, Schenkel und Steiß ins Roſtfarbige ſich ziehend; Oberkörper ſchwarzbraun, mit olivenfarbigem Glanze; Schwungfedern erſter Ordnung braungrau, die der zweiten an der Wurzel und inwendig weiß. Länge 9 — 10″.

(Pod. hebridicus, *Lath.* Ind. orn. II. p. 785. sp. 11; Colymbus hebridicus, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 594. sp. 28; Kleiner Steißfuß, Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. IV. S. 565; Meyers Taſchenb. II. S. 436. Nr. 4; Naumanns Vögel, Bd. III. S. 454. T. 71. F. 110.)

Einjährige Vögel und nach der Mauſer: Scheitel, Nacken, Oberkörper und Halsſeiten weiß, mit dunkel- und hellroſtbraunen Streifen und Flecken mannigfaltig gezeichnet; hinter den Augen kleine, ſchräge, weiße Flecken; Untertheil des Vorderhalſes, Bruſt und Flanken

hell roſtfarbig; Schenkel roſtfarbig, mit ſchwarzbraunem Anfluge; Bauch rein weiß*).

Junge vom Jahre: Scheitel, Nacken und Oberkörper braungrau, mit leichtem, roſtfarbigem Anfluge; Kehle rein weiß; Seitenhals blaß braungrau; Vorderhals, Oberbruſt und Flanken dunkler oder heller weißbräunlich; Bauch rein weiß; Unterſchnabel und Ränder des Oberſchnabels graugelblich, Schnabel im Uebrigen braun, braun auch der Augenſtern. — Bei ganz jungen — $2\frac{1}{2}''$ lang — Kopf, Hals und Oberleib ſchwarz, mit roſtfarbigen Streifen; Bruſt und Bauch weiß.

(Pod. minor, *Lath.* ind. orn. II. p. 784. sp. 9; Colymb. minor, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 591. sp. 20; Meyers Taſchenb. II. S. 436. und 437; Naumanns Vögel, Bd. III. S. 454. T. 71. F. 111; — Junger kurz nach dem Ausſchliefen, T. 71. F. 112.)

Eilfte Ordnung. Schwimmvögel, Palmipedes.

Schnabel verſchieden geſtaltet. Füße kurz, in größerer oder geringerer Entfernung vom After ſtehend. Theils dreizehig und bei dieſen alle drei Zehen nach vorn gerichtet, theils vierzehig und bei dieſen drei Zehen nach vorn und eine nach hinten gerichtet; bei allen die nach vorn gerichteten, bei einigen vierzehigen ſämmtliche Zehen durch eine einzige Membran verbunden. Dieſe Membranverbindung erſtreckt ſich bei den meiſten hierher gehörigen Gattungen von der Zehenwurzel bis zum Nagel, bei einigen nur bis zur Hälfte der Zehen; die Membran ſelbſt iſt bei einigen zwiſchen den Zehen ausgeſchnitten, bei anderen am Vorderrande gerade fortlaufend.

---

*) An einem der kälteſten Morgen des Winters von 1788 auf 1789 machte ich im Anhaltiſchen eine Reiſe zu Schlitten. Auf einmal fiel ein Steißfuß, ganz ſo wie der oben beſchriebene, erſtarrt aus der Luft und dicht neben den Pferden in den Schnee. Ich hob ihn auf, ſteckte ihn in den Buſen, brachte ihn ſo wieder zu ſich und am Abend mit nach Hauſe; doch konnte ich ihn nur bis zum dritten Tage am Leben erhalten. Anm. d. Verf.

Die Vögel dieſer Ordnung ſind eigentlich Meeres- und Meeresküſtenbewohner; wenige Arten kommen anders als zufällig oder auf dem Zuge auf ſüße Gewäſſer des Inlandes. Die meiſten Arten der hier zuerſt aufgeführt werdenden Gattungen ſind am Tage faſt immer in fliegender Bewegung und dabei ſchreiend laut; nur, um auszuruhen, laſſen dieſe ſich auf dem Waſſer oder an ſandigen, flachen Ufern nieder, ſchwimmen gewöhnlicher Weiſe nicht, tauchen nie; andere ſchwimmen und tauchen; die Minderzahl lebt außer der Lege- und Brütezeit ſtets auf offener See. Sie nähren ſich von Fiſchen, Laich und Waſſerinſekten; einige nebenbei, andere faſt einzig von Vegetabilien. Sie machen ihr Geheck zum Theil auf Felſen, oder in Felslöchern und Spalten; zum Theil auf flachen Sandbänken; zum Theil auf trockenen Stellen mit Schilf, Binſen und Geſträuche beſetzter Ufer; einige eigentliche Entenarten auch — obwohl ſelten — auf Bäumen. Der Körper aller iſt mehr oder weniger ſtark mit Flaum bedeckt *).

Ein und ſiebenzigſte Gattung: Meerſchwalbe, Sterna.

Schnabel ſo lang oder länger als der Kopf, faſt gerade, zuſammengedrückt, ſchneidig, pfriemenförmig, ſpitzig; beide Kiefer gleich lang, oberer gegen die Spitze geneigt. Naſenlöcher zwiſchen der Wurzel und Mitte des Schnabels, zur Seite lang und ſchmal eingeſchnitten, durchgehend. Füße klein, über der Ferſe (wenig) nackt; vier Zehen; drei vordere durch eine ausgeſchnittene Schwimmhaut verbunden, hintere frei; Nägel klein, gekrümmt. Schwanz mehr oder weniger gegabelt. Flügel ſehr lang, geſpitzt; erſte Schwungfeder die längſte.

Der Flug dieſer Vögel iſt ſehr anhaltend (ſchnell und

*) Obige Ordnungscharakteriſtik iſt die einzige, bei welcher der Verfaſſer hin und wieder von der abzuweichen ſich geſtattete, welche Temmink in ſeinem Man. d'ornith. p. 474 aufgeſtellt hat.

unregelmäßig ſchwankend); ſie ruhen am Tage nur auf kurze Zeit auf dem Erdboden, ſelten und nur momentan auf dem Waſſer (gleichſam ſtehend), ohne zu ſchwimmen, aus. Ihre, bei den meiſten Arten aus kleinen, lebenden Fiſchen, bei andern aus Fliegen und Waſſerinſekten beſtehende, Nahrung rauben ſie entweder ſtehend (aus der Luft ſenkrecht herunterſchießend), oder in ſchräger oder horizontaler Richtung ſie ereilend und wegſchnappend, auf der Oberfläche des Waſſers; fliegende Inſekten in der Luft. Nur bis zur erſten oder zweiten Mauſer ſind die Jungen von den Alten der Geſiederfarbenzeichnung nach unterſchieden, ſpäterhin durchaus nicht. Einige Arten mauſern ſich alljährlich nur einmal, andere zweimal; im letztern Falle findet nur ein theilweiſer Federwechſel ſtatt, und zwar trifft dieſer bei der Frühlingsmauſer, welche im Monat April ſchon vollendet iſt, nur den Kopf; die andere Mauſer tritt mit dem Monat Auguſt ein und bewirkt den Geſiederfarbenunterſchied zwiſchen Jung und Alt vorzüglich. Beide Geſchlechter ſind dem Aeußern nach von einander nicht zu unterſcheiden. Wo die Meerſchwalben häufig ſind, vereinigen ſie ſich in zahlreiche Geſellſchaften, um ihr Geheck an einem und demſelben Orte zu machen, und zwar ſo nachbarlich (nach Temmink), daß die brütenden Weibchen mit den Flügeln ſich berühren. Höchſt ſelten beſteht das Gelege aus mehr als drei Eiern.

Erſte Art: Großſchnabelige Meerſchwalbe, Sterna megarhynchos, *Meyer.*

Schnabel lang, ſtark; Höhe der Fußwurzel 1″ 8‴ *); Schnabel kurz und gegabelt. Länge 20 — 21″.

Winterkleid alter Männchen und Weibchen: Schnabel hoch ſcharlachroth; Augenſtern braungelblich; Füße ſchwarz. Stirn und ein Theil des Oberkopfes rein weiß; Nacken, Rücken, Schultern und ſämmtliche Flügeldeckfedern aſchgraubläulich **); Schwungfedern braungrau; Seiten des Kopfes, Vorderhals und ganzer Unterkörper rein weiß.

---

*) Herr Ritter Temmink hält die Höhe der Fußwurzel für das beſtimmendſte Unterſcheidungszeichen der verſchiedenen Meerſchwalbenarten. Man. d'ornith. p. 476.

**) Der Ausdruck: aſchgrau-bläulich (cendré bleuâtre) ſoll die bei den meiſten Meerſchwalben- und Mevenarten auf dem Oberkörper herrſchende Geſiederfarbe andeuten und damit eine aus wenig-em Laſurr oder Himmelblau und vielem Weiß gemiſchte Farbe bezeichnet werden. Herr Ritter Temmink erklärt ſich hierüber a. a. O. in der Anm. † deßhalb, weil ſeiner Meinung nach die verſchiedenen

Frühlings- oder Hochzeitkleid: Stirn, Oberkopf und verlängerte Federn des Hinterkopfes tief ſchwarz. Das übrige Gefieder ſcheint bei der Mauſer im Frühlinge nicht gewechſelt zu werden, oder es iſt doch, wenn ſich der Federwechſel über alle Theile des Körpers erſtrecken ſollte, nach der Frühlingsmauſer von dem des Wintergewandes der Farbe nach in Nichts verſchieden.

Bemerk. Während beider Mauſerperioden findet man Exemplare, an welchen an Stirn und Oberkopf weißſchwarzes und weißes Gefieder im Gemeng ſich darſtellt.

Jugendkleid vor der Auguſtmauſer: Schnabel an der Spitze ſchwarzbraun, übrigens matt roth; Unterkörper wie bei den Alten rein weiß; Oberkörper braungrau, mit ſchwarzbraunen oder ſchwärzlichen Querbändern und großen Flecken; Schwanzfedern an der Spitze, Schwungfedern faſt ganz ſchwärzlich gefärbt; Stirn und Oberkopf wie beim Winterkleide der Alten.

Nahrung: Fiſche.

(Sterna caspia, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 603. sp. 8; St. megarhynchos, *Meyer* Taſchenbuch II. S. 457; Große oder Caspiſche Meerſchwalbe, Bechſt. Nat. Deutſchl. IV. S. 675.)

Zweite Art: Weißgraue Meerſchwalbe, St. canescens, *Meyer*.

Schnabel lang, Fußwurzel 1″ hoch, Schwanz lang, ſtark gegabelt. Länge 15 — 16″.

Winterkleid beider Geſchlechter: Schnabel ſchwarz, an der Spitze durchſchimmernd Gummiguttgelb; Augenſtern ſchwarzbraun; Füße ſchwarz, die untere Seite der Schwimmhaut ockergelb. Stirn und Oberkopf weiß, letzter hinterwärts mit kleinen ſchwarzen Flecken, welche in der Mitte der Federn ſtehen; Hinterkopf mit langen, tief ſchwarzen, weiß gefranzten Federn beſetzt; vor den Augen ein ſchwarzer, ſichelförmiger Flecken; Genick, Oberrücken, Unterkörper und Schwanz weiß, mit einigem Glanz; übriger Rücken, Schultern und Flügeldeckfedern ſehr hell aſchblau; Schwungfedern ſammtartig aſchgrau, an den innern Fahnen mit breitem weißen Streif.

Wortbezeichnungen jener Farbe — beſonders bei der Gattung Meve — dazu Gelegenheit gegeben haben, daß eine und dieſelbe Art vervielfältigt und unter verſchiedenen Namen beſchrieben worden iſt.

(Sterna cantiaca, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 606. sp. 15; St. Stübberica, Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. IV. S. 670.)

Frühlings- oder Hochzeitkleid: Stirn, Ober- und langfedriger Hinterkopf tief ſchwarz; ſonſt Alles wie beim Wintergewande.

(Sterna canescens, Meyers Taſchenb. II. S. 458. Nr. 2; Sterna Boysii, *Lath.* ind. orn. II. p. 806. sp. 10; auch gehört hieher: Sterna africana, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 605. sp. 12; *Lath.* ind. orn. II. p. 805. sp. 5. als Vogel, welcher die erſte Frühlingsmauſer noch nicht ganz vollendet hat.)

Jugendkleid vor der Herbſtmauſer: Schnabel tief ſchwarz, nur an der äußerſten Spitze gelblich; rückſichtlich der Vertheilung des Schwarz und Weiß am Ober- und Hinterkopfe und des rein Weißen am Unterkörper alles wie beim Winterkleide der Alten; Rücken und Schultern grauweißlich, ſchwarzbraun in die Quere geſtreift; längſte Schulterfedern mit breiter brauner Einfaſſung, Flügeldeckfedern in eben ſo gefärbten halbzirkelförmigen Flecken ausgehend; Schwungfedern grauſchwärzlich, mit weißen Rändern und Spitzen; Steuerfedern an der Fahnenwurzel aſchgrau, weiter vorwärts ſchwärzlich, an der Spitze weiß.

(Dies iſt dann: Sterna nubulosa, *Linn.* faun. Suecica, ed. Retz p. 165. No. 127. Sterna striata, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 609. sp. 24; *Lath.* Ind. orn. II. p. 807. sp. 11.)

Anmerk. Gleich Anfangs der Mauſer im Auguſt erſcheinen bei Jungen unter dem ſchwarzbraun geſtreiften und geranòeten Gefieder durchaus graublaue Federn; bei der folgenden Frühlingsmauſer werden die Steuerfedern weißlich; bei der zweiten Herbſtmauſer erſt vollkommen weiß.

Nahrung beſteht aus Fiſche.

Dritte Art: Rothfüßige Meerſchwalbe, Sterna hirundo, *Linn* *).

Schnabel mittelmäßig; Länge der Fußwurzel 10‴; Schwanz ſehr gegabelt. Ganze Länge 13 — 14″.

Gewand alter Vögel beiderlei Geſchlechts: Schnabel und Füße roth, erſter oft mit ſchwärzlicher Spitze,

*) Dieſe Art mauſert ſich wie alle folgenden nur einmal, und ſie hat das mit denſelben gemein, daß erſt nach vollendetem erſten Lebensjahre und nach der zweiten Mauſer (im Herbſte) die Gefiederfarben ſtandhaft werden.

Augenſtern braunroth; Stirn, Oberkopf und lange Federn am Hinterkopfe und Nacken ſchwarz; Hinterhals, Rücken und Flügel bläulichgrau; Unterkörper rein weiß, beim Weibchen die Bruſt mit leichtem aſchfarbigen Anfluge; Schwungfedern weißgrau, mit braungrauer Spitze; Schwanz weiß, die zwei äußern Seitenfedern beim Weibchen an der äußern Fahne ſchwärzlich.

Gewand der Jungen vom Jahre, vor der erſten Mauſer: Oberſchnabel braun, am Rande und an der Wurzel ſchmutzig orangefarbig; Unterſchnabel bis zur braunen Spitze ſchmutzig orange; Augenſtern dunkel braun; Füße ſchmutzig orange; Stirn, Ober- und Hinterkopf ſchmutzig weißgrau, letzter vorn mit ſchwarzen Flecken, die langen Scheitelfedern ſchwarzbräunlich, mit ſchmalen weißlichen Kanten und Spitzen; Oberkörper und Flügeldeckfedern ſchmutzig hell graubläulich, mit weißlichen Federſäumen und bräunlichen Flecken; Unterkörper ſchmutzig und mattweiß; Schwungfedern und Steuerfedern hellgrau, jene mit weißen Schäften und Säumen, dieſe alle mit weißen Spitzen, die äußerſte davon mit dunkelgrauer Fahne. Länge $11\frac{1}{4}$ — $11\frac{1}{2}''$.

Ganz junge ſind mit ſchwarz- und gelbbuntem Flaum bekleidet; bei zunehmender Stärke und bis zur Flugbarkeit oben hellgrau, unten weiß.

(Sterna Hirundo, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 606. sp. 2. *Lath.* Ind. orn. II. p. 807. sp. 15; Gemeine Meerſchwalbe, Bechſt. Nat. Geſch. IV. S. 682; Rothfüßige Meerſchwalbe, Meyers Taſchenb. II. 459. Nr. 2.)

Vierte Art: Schwarzgraue Meerſchwalbe, Sterna nigra, *Linn.*

Schwimmhaut bis zur Hälfte ihrer Länge ausgeſchnitten; Fußwurzellänge zwiſchen 7 und 8‴; Schwanz ſchwach gegabelt, Flügel zuſammengelegt, $1\frac{1}{2}''$ über denſelben hinausreichend. Länge 9 — bis $9\frac{1}{2}''$.

Gewand alter Vögel beiderlei Geſchlechts: Schnabel ſchwarz; Mundwinkel roth; Augenſtern braun; Füße dunkel ſchwarz- oder braunroth; Kopf und Oberhals — zuweilen bei ganz Alten auch die Kehle — tief ſchwarz; Kehle (gewöhnlich), Vorderhals, Bruſt, Bauch und After aſchgrauſchwarz; Oberkörper, nebſt Steiß und Steuerfedern aſchgraubläulich (bleifarbig); untere Schwanzdeckfedern rein weiß; zwei erſte Schwungfedern am Vorderrande der innern Fahne weiß geſäumt.

Abänderung, je nachdem die zweite Herbſtmauſer entfernter oder näher herangerückt iſt:

entweder Hals, Bauch und After noch rein weiß, oder alle dieſe Theile mit weißen Federn des jugendlichen Alters untermengt, oder auch mit aſchgrauſchwarzen, die, nach oben, den mannbaren Vögeln angehören.

(In einem oder dem andern Gewande iſt dies: Sterna nigra, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 608. sp. 3; *Lath.* Ind. orn. II. p. 810. sp. 24; Sterna fissipes, *Gmel. Linn.* syst. I. 610. sp. 7; *Lath.* Ind. orn. II. p. 810. sp. 23; Sterna obscura *), *Gmel.* a. a. O. p. 608. sp. 20; *Lath.* a. a. O. p. 810. sp. 25; Schwarzgraue Meerſchw. Meyers Taſchenb. II. S. 461; Schwarze und ſchwarzkehliche Meerſchw. Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. IV. S. 692 und 697; Naumanns Vögel, Bd. III. S. 194. T. 38. F. 54 — in der Mauſer begriffener Vogel, am Unterkörper mit Reſten des Jugendkleides.)

Jugendkleid vor der erſten Mauſer: Schnabel dunkelbraun, Mundwinkel fleiſchfarbig; Augenſtern braun; Füße röthlichbraun; Stirn, Wangen, Seiten- und Vorderhals, nebſt Kehle und übrigen untern Körpertheilen rein weiß; auf den Seiten der Bruſt ein großer ſchwarzgrauer Flecken; ein halbmondförmiger Flecken zunächſt den Augen, Oberkopf, Hinterkopf und Nacken ſchwarz; Schulter- und Rückenfedern braun, mit helleren Kanten; Flügel, Steiß und Schwanz dunkel aſchgrau; Deckfedern mit weißbräunlichen Spitzen.)

(Dies iſt dann: Sterna naevia, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 609. sp. 5; Sterne Boysii, Var. a. *Lath.* Ind. orn. II. p. 806. sp. 10. a. Gefleckte Meerſchw. Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. IV. S. 688 und deſſen Orn. Taſchenb. II. S. 379, nebſt Abbildung, mit der Unterſchrift: Sterna fissipes.

Fünfte Art: Kleine Meerſchwalbe, St. minuta, *Linn.*

Schnabel an der Spitze ſchwarz, übrigens orangegelb; Augenſtern braun; Füße orangeroth; Höhe der Fußwurzel 7‴; Schwanz ſtark gegabelt. Ganze Länge des Vogels 8″ 4‴.

Gewand alter Vögel beiderlei Geſchlechts: Stirn und Augenbraunen rein weiß; Streif vom Schnabel an durch die Augen, Ober- und Hinterkopf, nebſt Nacken tief ſchwarz; Rücken und Flügel hell graubläulich; ganzer

*) An obigem Vogel fehlt das Gegabelte am Schwanze, weil bei ihm, da er in voller Mauſer begriffen iſt, die Steuerfedern ihre vollkommene Länge noch nicht erreicht haben.

Unterkörper, Steiß und Schwanz weiß; Schäfte der Schwungfedern erſter Ordnung braun.

Gewand der Jungen vor der erſten Mauſer: Schnabel und Füße fleiſchfarben; Stirn weißgelblich; Ober- und Hinterkopf, nebſt Nacken bräunlich, mit ſchwärzlichen Querſtreifen; vor und hinter den Augen ein ſchwarzes Fleckchen; Rücken und Flügel braungelblich, alle Federn mit ſchwärzlichen Schäften und ſchwarzgrauen Rändern; Schwung- und Steuerfedern mit weißgelblichen Spitzen. Mit der erſten Mauſer erhält der Kopf die ſchwarze Federbedeckung; erſcheint der Oberkörper hell graubläulich, wie bei den Mannbaren; Schwung- und Steuerfedern behalten die dunklere Farbe des Jugendkleides.

(Sterna minuta, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 608. sp. 4; *Lath.* Ind. orn. II. p. 809. sp. 19; Sterna metopoleucos, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 608. sp. 23; *Lath.* Ind. orn. II. p. 809. sp. 22; Kleine Meerſchw. Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. IV. S. 699; Meyers Taſchenb. II. S. 463. Nr. 5; Naumanns Vögel, Bd. III. S. 194. T. 38. F. 55 (alter Vogel) und F. 56 (Junger Vogel vor der Mauſer).

Zwei- und ſiebenzigſte Gattung: Meve, Larus.

Schnabel lang oder mittelmäßig, ſtark, hart, zuſammengedrückt, ſchneidig, mit etwas hakenförmiger Spitze am Oberkiefer und vorſpringendem Winkel am Unterkiefer, durch welchen ein höckeriger Anſatz an der Spitze deſſelben gebildet wird. Naſenlöcher zur Seite, in der Mitte des Schnabels länglich eingeſchnitten, ſchmal, durchgehend. Füße ſchlank, bis über die Ferſe nackt; Fußwurzel lang; Vorderzehen durch eine Schwimmhaut bis an die Nägel verbunden; Hinterzehe frei, kurz, hoch an der Fußwurzel ſtehend. Steuerfedern alle von gleicher Länge. Flügel lang, erſte und zweite Schwungfeder faſt von gleicher Länge und länger als die übrigen.

Die Meven ſind kecke (zu Neckereien gegen andere Klaſſenverwandte geneigte), doch feige und nächſtdem ſehr gefräßige Vögel. In zahlloſer Menge leben ſie ſämmtlich an Meeresküſten; einige Arten auch — vom Frühlinge bis zum Herbſte — an großen flachufrigen, mit Schilf und Rohr bewachſenen Seen und Teichen (Weihern); Flüſſe beſuchen ſie meiſt nur während der Zugzeit. Ihre Nahrung beſteht aus lebenden und todten Fiſchen, Laich, Aas, Gewürm, Inſekten, und bei einigen Arten aus Conchylien und Schalthieren. Sie ſind am Tage faſt immer, doch nicht

ohne öfters am Ufer oder auf dem Waſſer — ſtets aber nur auf kurze Zeit — auszuruhen, in fliegender Bewegung, und ſcheuen bei dieſer, wie bei der ſchwimmenden, den ſtärkſten Sturm nicht. Die Jungen ſind dem Aeußern nach ſehr von den Alten verſchieden; erſt im zweiten oder dritten Jahre werden die Gefieder-, zum Theil auch die Schnabel- und Fußfarben — die jedoch der alljährlich zweimal erfolgenden Mauſer wegen, der Jahreszeit nach, ſich wieder abändern — beſtändig. Bei der Frühlingsmauſer wird nur das kurze Gefieder gewechſelt; daher alſo auch nur an Theilen, die mit ſolchen beſetzt ſind — vorzüglich am Kopfe und Halſe — die Farbenzeichnung von der vorherigen abweichend. Der einzige äußerliche Unterſchied beider Geſchlechter beſteht darin, daß — bei gleichem Alter — das Weibchen kleiner iſt, als das Männchen. Erſcheint bei dieſen Vögeln der Schwanz einfarbig, und iſt keine Spur von ſchwarzen Flecken am Schnabel wahrnehmbar; ſo ſpricht ſich dadurch aus, daß ſie vollkommen ſich ausgemauſert und dasjenige Alter erreicht haben, in welchem ſowohl das Sommer-, als das Wintergewand fernerhin ſich gleich bleibt.

Erſte Art: Mantelmeve, Larus marinus, *Linn.*

Mantel (Oberrücken, Schultern und Flügeldeckfedern) ſchieferſchwarz; Füße weiß; Länge der Fußwurzel 2″ 10 — 11‴; die zuſammengelegten Flügel ſehr wenig über die Schwanzſpitze hinausreichend. Ganze Länge des Männchens 26 — 27″; des Weibchens 24 — 25″ (alte Vögel) *).

Vollkommnes Winterkleid der Alten: Schnabel weißgelb, höckriger Anſatz an dem Unterkiefer hell karmeſinroth; nackter Augenring orangegelb; Augenſtern zitronengelb; Füße matt weiß. Augengegend, Oberkopf, Hinterkopf Nacken weiß, jede Feder in der Mitte mit hellbraunem Längsſtrich; Stirn, Kehle, Hals, ganzer übriger Unterkörper, Unterrücken und Schwanz weiß; Oberrücken, Schultern und Flügel dunkel ſchwarz, mit ſchwachem bläulichen Schein; Schwungfedern erſter Ordnung gegen die Spitze tief ſchwarz,

*) Die Längen der Fußwurzel und der Flügel ſind die einzigen unwandelbaren Kennzeichen, nach welchen Alte und Junge der einen Art dieſer Gattung von den Alten und Jungen der andern Art — beſonders aber die in den Farben ſich ſo ähnlichen Jungen der drei erſten Arten von einander — unterſchieden werden können. S. *Temmink* Man. d'orn. p. 490. †.

die Spitze ſelbſt weiß; Schwungfedern zweiter Ordnung und Schulterfedern mit weißen Endſpitzen.

(*Temmink* Man. d'ornith. p. 490. Erſte und einzige Beſchreibung des Winterkleides.)

Jugendkleid bis zum Alter von drei Jahren: a) Junge vom Jahre: Schnabel tief ſchwarz; nackter Augenring und Augenſtern braun; Füße braungelblich; Kopf und Vorderhals weißgraulich mit vielen braunen Flecken; Gefieder des Oberkörpers ſchwärzlich, mit weißbräunlichen Rändern und Spitzen und dieſe auf den Flügeldeckfedern Querbänder bildend; Unterkörper ſchmutzig grau, mit braunen Zickzacks und Flecken; mittlere Steuerfedern mehr ſchwarz als weiß, die äußeren gegen das Ende ſchwarz, alle weiß eingefaßt; Schwungfedern ſchwärzlich, an der äußerſten Spitze wenig Weißes. b) Einjährige: Spitze und Wurzel des Schnabels ſchmutzig weißgelblich; das Schwärzliche des Gefieders am Oberkörper wird von den ſich mehr ausbreitenden Federrändern mehr concentrirt; am Unterkörper wird das Weiße vorherrſchend gegen das Grau, und die braunen Flecken verſchwinden nach und nach; der Kopf nimmt rein weiße Farbe an. c) Gewand, wie es aus der zweiten Herbſtmauſer hervorgeht: Höckeriger Winkelvorſprung am Unterſchnabel roth, mit ſchwarzem Flecken in der Mitte; übriger Schnabel grüngelb, ſchwarz gefleckt; der nun in dem Umriſſe ſich bezeichnende Mantel erſcheint ſchwärzlich, unordentlich braun und grau gefleckt; auf den weißen Theilen werden nur einzelne, kleine, anders gefärbte Flecken wahrnehmbar; der Schwanz ſtellt ſich ſchwarz marmorirt dar *). In der dritten Herbſtmauſer legt endlich der Vogel das oben beſchriebene Wintergewand der Alten vollkommen an.

(Junge vom Jahre und Einjährige: Larus naevius, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 598. sp. 5, jun. avis; Larus marinus, jun., *Lath.* Ind. orn. II. p. 814. sp. 6. var. γ; Meyers Taſchenb. II. S. 466; *Temmink*

*) Eine ſo gezeichnete Mantelmeve wurde im Spätherbſte des Jahres 1815, indem ſie, wahrſcheinlich vom anhaltendem Fluge entkräftet, auf einem der höchſten Punkte der hieſigen Landſchaft (Roßbach, unweit Brückenau) auf dem Felde ſich niederließ, von einem Bauer erſchlagen, dem Verfaſſer aber hiervon dann erſt Kunde gegeben, als ſie ſchon viele Tage von einem Orte zum andern getragen, von Niemand erkannt, endlich auf den Miſt geworfen, ſo verdorben und in Fäulniß übergegangen war, daß es ſchwer hielt, in ſo weit ſie zu reinigen, um ſie der Unterſuchung unterwerfen zu können.

Man. d'orn. p. 491; Naumanns Vögel, Bd. III. S. 186. T. 36. F. 51.)

Zufällige, durch Kränklichkeit oder Gefangenſchaft bewirkte Abänderung iſt es, wenn das ganze Gefieder weißgrau, undeutlich und dunkler gefleckt, die Farbe der Schwingen weißlich erſcheint.

Hochzeit- und Sommerkleid der Alten: Oberkopf, Augengegend, Hinterkopf und Nacken ganz weiß, ohne irgend einen braunen Flecken; ſonſt alles wie beim Wintergewande.

(Lar. marin. *Gmel. Linn.* syst. I. p. 598. sp. 6; *Lath.* Ind. orn. II. p. 813. sp. 6; Beitr. d. Wetter. Geſ. Bd. I. Hft. I. p. 1; *Temmink* Man. d'orn. p. 492; Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. IV. S. 653; Meyers Taſchenb. II. S. 465.)

Zweite Art: Weißgraue Meve, L. glaucus, *Linn.*

Mantel bläulichgrau; Fußwurzellänge 2″ 5 — 6‴; Flügel zuſammengelegt, ſehr wenig über die Schwanzſpitze hinausreichend. Ganze Länge des alten Männchens 22 bis 33″, des alten Weibchen 21 bis 22″.

Vollkommenes Winterkleid alter Vögel beiderlei Geſchlechtes: Schnabel ockergelb, höckeriger Winkelvorſprung am Unterkiefer lebhaft roth; nackter Augenring gelb; Augenſtern hell gelb; Füße ſchmutzig fleiſchfarben. Oberkopf, Augengegend, Hinterkopf, Nacken und Seitenhals weiß; jede Feder auf der Mitte mit hellbraunem Längsſtriche; Stirn, Kehle und übriger Unterkörper ganz weiß; Oberrücken, Schultern und Flügeldeckfedern bläulichgrau; eben ſo die Schwungfedern, die der erſten Ordnung in ziemlicher Breite von der Spitze herein, die der zweiten Ordnung, nebſt den Deckfedern nur an der Spitze weiß.

(Lar. argentatus, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 600. sp. 18; Lar. marinus varius, *Lath.* Ind. orn. II. p. 814. sp. 6. var. a.)

Jugendkleid bis zum Alter von drei Jahren. An Jungen vom Jahre: Schnabel ſchwarzbraun; Augenſtern und nackter Augenring braun; Füße bräunlichgelb; Kopf, Hals und ganzer Unterkörper dunkelgrau, mit vielen hellbraunen Flecken; Gefieder des Oberkörpers in der Mitte hellbraun, mit ſchmaler, gelblicher Umgebung; Steuerfedern von der Wurzel an braun und überhaupt mehr braun als weißlich, alle an den Spitzen gelblich; Schwungfedern ſchwarzbraun, an der äußerſten Spitze weiß. An Ein- bis Zweijährigen werden alle Farben blaſſer und das Weiße

verbreitet ſich mehr. Nach der zweiten Herbſtmauſer nimmt man ſchon bläulichgraues Gefieder, und auf dieſem einzelne hellgraue Flecken wahr; bei der zweiten Frühlingsmauſer deutet ſich der Mantel in Bläulichgrau an und bei der dritten Herbſtmauſer wird das Winterkleid vollkommen und als ſolches beſtändig.

(Le Goeland à manteau gris et blanc, *Buffon* Ois. IV. p. 421. — Vogel im dreijährigen Alter und in der Mauſer begriffen *)).

Hochzeit- und Sommerkleid der Alten: Oberkopf, Augengegend, Hinterkopf und Hals weiß, ohne irgend einen braunen Flecken; alles Uebrige wie beim Winterkleide der Alten.

(Dies iſt dann: Lar. glaucus, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 600. sp. 17; *Lath.* Ind. II. p. 814. sp. 7; Bennicken in den Beitr. d. Wetter. Geſellſch. Bd. I. Hft. 1. S. 2; Weißgraue Meve, Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. IV. S. 662; Meyers Taſchenb. II. 471.)

Dritte Art: Heringsmeve (gelbfüßige Meve), Larus fuscus, *Linn.* (Lar. flavipes, *Meyer*).

Schnabel im Verhältniſſe zu dem der vorhergehenden Arten kürzer, ſchmaler (nur an der Spitze gekrümmt); Mantel ſchieferſchwarz; Füße gelb; Länge der Fußwurzel 2″ 1 — 2‴; zuſammengelegte Flügel ungefähr 2″ über die Schwanzſpitze hinausreichend. Ganze Länge des Männchens 19 — 20″, des Weibchens 18 bis 19″.

Alte im vollkommnen Winterkleide: Schnabel zitronengelb; höckeriger Winkelvorſprung am Unterſchnabel brennend roth; Augenſtern und nackter Augenring hell gelb; Füße hochgelb; Oberkopf, Augengegend, Hinterkopf, Nacken und Seitenhals weiß, jede Feder mit hellbraunem Längsſtriche in der Mitte; Stirn, Kehle, ganzer Unterkörper, Unterrücken und Schwanz weiß; Oberrücken, Schulter- und Flügeldeckfedern, nebſt den Schwungfedern tief ſchwarz, mit bläulichem Schimmer; gegen das Ende der beiden vorderſten Schwungfedern ein länglichrunder, weißer, nach vorn zu ſchwarz be-

*) Bei der großen Aehnlichkeit, zwiſchen den jungen Vögeln dieſer und der vorherigen Art gibt die bei beiden verſchiedene Länge der Fußwurzel das ſicherſte Kennzeichen an die Hand. Auch iſt zu bemerken, daß Junge und Alte, wie bei der vorigen Art, Kränklichkeits wegen oder in der Gefangenſchaft variiren; im letztern Falle ſind die Schwungfedern oft weiß oder weißlich. *Temmink* l. c. p. 494 und vergl. Naum. Vögel, T. 35. F. 50.

grenzter Flecken, die übrigen Schwung- und Schulterfedern mit weißer Spitze.

Junge bis zum Alter von drei Jahren: Schnabel ſchwarz, an der Wurzel braun; Füße ſchmutzig hell ockergelb; Kehle und Vorderhals oben weißlich mit hellbraunen Strichen; Kropfgegend und übriger Unterkörper weißlich mit vielen großen ſehr dunkelbraunen Flecken; Gefieder des ganzen Oberkörpers und der Flügel ſchwarzbraun, gelblich (nach Meyer weißgrau) gerändert; Steuerfedern an der Wurzel hellgrau, ſchwarz marmorirt, der übrige Theil ſchwarzbraun an den Spitzen weiß geſäumt; Schwungfedern tief ſchwarz, ohne weiße Spitzen.

(Goëland à pieds jaunes — Le jeune de l'année — *Temmink* Man. d'orn. p. 496. Gelbfüßige Meve — junger Vogel — Meyers Taſchenb. II. S. 469.) Abänd. La Mouette griſe, *Briss.* orn. VI. p. 171. Nr. 6.)

Alte im Hochzeit- oder Sommerkleide: Oberkopf, Augengegend, Hinterkopf und Hals ganz weiß, ohne braune Zeichnung; alles Uebrige wie beim Winterkleide der Alten.

(Lar. fusc. *Gmel. Linn.* syst. I. p. 599. sp. 7; *Latham* Ind. orn. II. p. 815. sp. 8; Bennicken Beitr. der Wetter. Geſellſch. Bd. I. Hft. I. S. 3; Lar. flavipes, Meyers Taſchenb. II. S. 469. Nr. 2 *); Le Goëland gris, *Briss.* orn. VI. p. 162. Nr. 3. — wo jedoch das Maaß der Fußwurzel vom Lar. marinus genommen iſt —; Heeringsmeve, Bechſteins Nat. Geſch. Teutſchl. IV. S. 658.)

Vierte Art: Weiße Meve, L. eburneus, *Linn.*

Schnabel ſtark und dick; Fußwurzel 1" 5''' lang; zuſammengelegte Flügel 1½" über die Schwanzſpitze hinausreichend. Ganze Länge des Vogels 17".

Alte im vollkommenen Sommer- oder Hoch-

---

*) Herr Hofr. Meyer gibt als Kennzeichen der Art a. a. O. an: „an der untern Kinnlade ein rother Flecken, in deſſen Mitte noch ein ſchwarzer;" Herr Bennicken hält dafür, daſſelbe werde wegfallen müſſen, weil nur junge Vögel — wie beim L. glauc. und L. marinus — dieſes Zeichen trügen. Herr Ritter Temmink hingegen, aus deſſen Man. d'ornith. obige Beſchreibung entlehnt iſt, erwähnt deſſelben weder bei Jungen noch bei Alten. Der Verf. hat den Vogel nie geſehen und muß ſich daher auf dieſe Bemerkung beſchränken.

zeitkleide: Schnabel bläulich grau an der Wurzel, übrigens ſeiner ganzen Ausdehnung nach ockergelb; Füße grauſchwärzlich; am ganzen Körper rein weiß. Jugend- und Winterkleid noch unbekannt.

(Lar. eburn. *Gm. Linn.* syst. I. p. 596. sp. 14; *Lath.* Ind. orn. II. p. 816. sp. 10; *Temmink* Man. d'orn. p. 498. *)

Fünfte Art: Sturmmeve, graue Meve, L. canus, *Leisner.*

Schnabel klein; Fußwurzellänge 2″; zuſammengelegte Flügel etwas über die Schwanzſpitze hinausreichend; Schäfte der zwei erſten Schwungfedern ſchwarz. Ganze Länge 16 bis 16½″.

Alte im vollkommnen Winterkleide: Schnabel an der Wurzel gelbgrünlich (in der Mitte bleifarbig), an der Spitze ockergelb; Rachen orangeroth; Augenſtern braun; nackter Augenring roth; Füße bläulich grau, gelblich gefleckt; Kopf, Nacken und Seitenhals weiß mit vielen ſchwarzbraunen Flecken; Kehle und übriger Unterkörper ganz weiß; Rücken, Schultern und Flügel rein bläulich grau. Schwungfedern gegen das Ende hin tief ſchwarz, auf den zwei äußerſten, ſchwarz geſchäfteten, ein großer weißer Längsflecken, alle, wie die Schulterfedern, an den Spitzen weiß.

(Dies iſt Lar. cyanorynchus Meyeri. Taſchenb. II. S. 480. Nr. 5; Bechſt. Taſchenb. S. 582. Nr. 3; Leislers Nachtr. z. Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. Hft. I. S. 19. Nr 4.)

Junge vom Jahre: Schnabel ſchwarz (an der Wurzel des Unterkiefers gelblich); nackter Augenring braun; Füße ſchmutzig röthlich gelb; Oberkörper graubraun, Rücken- und Schulterfedern mit weißgrau-gelblichen Rändern und Spitzen; Stirn und Steiß weißlich, letzter graulich gefleckt; Unterkörper weißlich, an den Seiten der Bruſt und des Bauches mit ſtarkem hellgrauem Anflug; Steuerfedern an der Wurzel weiß, übrigens, die weißlich eingefaßten Spitzen ausgenommen, ſchwarzbraun; Schwungfedern der

---

*) A. a. O. gibt der Herr Ritter Temmink ſein Bedauern zu erkennen, daß er ſelbſt früherhin zu dem Irrthume Veranlaſſung gegeben habe, obiger Vogel ſei ein Albino der folgenden Art, da doch die ſehr kurze Fußwurzel und das wenige Nackte über dem Knie ihn als eigene Art beſtimmt auszeichne.

erſten Ordnung ſchwarzbraun, (an der innern Fahne lichtgrau).

Junge nach der erſten Herbſtmauſer: Schnabel ſchwarzbraun, an der Wurzel gelblich (Füße röthlich gelb, theilweiſe bräunlich); auf dem Rücken bläulich graues Geſieder mit braunem, gelblich geränderten, im Gemeng; Kopf auf dem Grunde weiß, braungrau, oder braun geſtrichelt; alle Untertheile mehr ins Weiße übergehend. (Flügeldeckfedern und hintere Schwungfedern braungrau mit lichten Rändern. Schwungfedern der erſten Ordnung und Endband des Schwanzes ſchwarzbraun.)

Einjähriger Vogel nach der zweiten Herbſtmauſer: Oft nur noch ein bräunliches Endband am Schwanze, und wenig Schwarzbraunes auf der Mitte des Oberſchnabels.

(In einem oder dem andern Gewande iſt dies: Lar. hybernus, *Gm. Linn.* syst. I. p. 596. sp. 13; Lar. procellosus, Bechſt. Taſchenb. S. 373. Nr. 6. a; deſſen Nat. Geſch. Teutſch. IV. S. 648. der daſ. beſchr. junge Vogel; der S. 647. beſchr. alte Vogel iſt die alte Lachmeve im Winterkleide*); Sturmmeve, Naumanns Vögel, Bd. III. S. 178. T. 33. F. 48. — ein Exemplar nach der erſten Herbſtmauſer; Annalen der Wetter. Geſellſch. Bd. I. Hft. 2. S. 243. Nr. 2 bis 5.)

Vögel nach der zweiten und jeder folgenden Frühlingsmauſer, alſo im vollkommnen Hochzeit- oder Sommerkleide: Kopf, Scheitel, Nacken und Seitenhals ganz weiß, ohne braune Flecken; ſonſt Alles wie beim Winterkleide der Alten. Doch findet man im Sommer, wie im Winter, Exemplare, an welchen die Enden der zwei erſten Schwungfedern entweder gar nicht, oder nur ſehr wenig Weißes haben.

(Lar. canus, *Gm. Linn.* syst. I. p. 596. sp. 3; Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. IV. S. 645; Meyers Taſchenb. II. 475. Nr. 4; Leisl. Nachtr. Hft. I. S. 18. Nr. 3; Bennicken in den Beitr. der Wetter. Geſellſch. Bd. I. Hft. 1. S. 2.)

Sechste Art: Dreizehige Meve, L. tridactylus, *Latham.*

Fußwurzellänge 1″ 4‴; anſtatt der Hinterzehe ein Stumpf (Sturzel) ohne Nagel. Ganze Länge 15″.

---

*) Leislers Nachtr. Hft. I. S. 18. 2, Nr. 2; *Temmink* Man. d'orn. p. 500. synonymes.

Alte im vollkommnen Winterkleide, wie es nach der zweiten Herbſtmauſer jedesmal erſcheint: Schnabel gelbgrün; Schnabelecken, Rachen und Augenliederrand ziegelroth; Augenſtern braun; Füße auf der äußern Seite ſchwärzlich braun, auf der innern mit dunkler Olivenfarbe untermiſcht; Oberkopf, Hinterkopf, Nacken und ein Theil des Seitenhalſes einfarbig bläulichgrau; vor den Augen feine ſchwarze Striche; Stirn, Augengegend, Unterkörper, Steiß und Schwanz ganz weiß; Mantel nebſt Schwungfedern rein bläulich grau. Erſte Schwungfeder der ganzen Länge nach ſchwarz eingefaßt, die vier erſten mit ſchwarzer Spitze, die an dreien davon ſehr klein iſt; die fünfte gegen das Ende hin mit ſchwarzem Bande, an der Spitze weiß.

(Lar. tridact. Meyers Taſchenb. II. p. 486. Nr. 7; Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. IV. S. 628.)

Junge vom Jahre: Schnabel, Augenſtern und nackter Augenkreis ſchwarz; Kopf, Hals und alle untere Theile weißlich; vor den Augen ein halbmondförmiger ſchwarzer, in der Ohrgegend ein ſchwärzlicher, am Scheitel ein ſchwarzbrauner Flecken; im Nacken eine breite ſchwarze Platte, oder ein dergleichen Halbmond; Mantelgefieder und Flügeldecken dunkel aſchblau mit ſchwarzbraunen Spitzen; Handwurzel und oberer Flügelrand ſchwarz; auf den Schultern und Schwungfedern zweiter Ordnung große ſchwärzliche Flecken; Schwungfedern erſter Ordnung ſchwarz; Steuerfedern gegen das Ende ſchwarz, die Spitzen weißlich.

Junge nach der erſten Herbſtmauſer: Schnabel gelbgrünlich, ſchwärzlich gefleckt; Stirn und ganzer Unterkörper weiß; Rücken bläulich grau, oft mit einigen braungefleckten Federn durchſprengt; die ſchwarzen Flecken vor den Augen und im Nacken, wie der ſchwärzliche in der Ohrgegend, ſtellen ſich dunkel aſchblau dar; ſchwarze und braune Flecken auf dem Flügelgefieder bleiben; Schwanz gegen das Ende hin ſchwarz.

(Lar. tridact. *Gmel. Linn.* I. p. 595. sp. 2; Naumanns Vögel, Bd. III. S. 175. T. 33. F. 47.)

Vogel im vollkommnen Hochzeit- oder Sommerkleide: Ganzer Kopf und Hals weiß, ohne irgend eine Andeutung von Bläulichgrau und ohne ſchwarze Striche vor den Augen; ſonſt alles, wie beim Winterkleide der Alten.

(Lar. riſsa, *Gm. Linn.* syst. I. p. 594. sp. 2; Lar. tridact. *Lath.* Ind. orn. II. p. 877. sp. 11.)

Siebente Art: Lachmeve, ſchwarzköpfige Meve, L. ridibundus, *Leisler.*

Länge der Fußwurzel 1″ 8 bis 9‴; Schäfte der zwei erſten Schwungfedern weiß. Ganze Länge des Vogels 15″.

Alte im Winterkleide: Schnabel, Augenkreis und Füße hoch zinnoberroth; Augenſtern dunkelbraun; Kopf, Hals und Schwanz, mit Ausnahme eines ſchwarzen Fleckens vor den Augen, und eines dergleichen größeren auf der Ohröffnung, vollkommen weiß; Bruſt, Bauch und After weiß mit hellröthlichem Schimmer *); Rücken, Schultern und alle Flügeldeckfedern hell bläulich grau; äußerer Flügelrand und vordere Schwungfedern rein weiß, die erſte mit ſchwarzem Seitenrande, tief ſchwarzer Zeichnung in der Mitte des innern Bartes und eben ſolcher Spitze. Bei noch nicht völlig ausgemauſerten Vögeln über den Kopf weg eine leiſe Andeutung von zwei ſchmalen ſehr hellgrauen Querbändern; bei ſehr alten iſt die äußerſte Spitze der vordern Schwungfedern weiß.

(Lar. ciner. *Gm. Linn.* syst. I. p. 597. sp. 4; Lar. procell., Bechſt. Nat. Geſch. Teutſch. IV. S. 647. — Beſchreibung des alten Vogels, deſſen Taſchenb. II. S. 373. Nr. 6. b; Lar. ridib. Leislers Nachtr. Hft. I. S. 12. Nr. 4.)

Junge vom Jahre: Schnabel ſchmutzig rothgelblich mit hornbrauner Spitze; Füße gelblich; Scheitel und Hinterkopf hell rothbraun; hinter den Augen ein großer weißer Flecken; Unterkörper und ein Halsband im Nacken weiß; dieſes Weiß am Vorderhalſe mit roſtröthlichem Anflug, an den Flanken mit halbmondförmigen braunen Flecken; Oberrücken, Schultern und mittlere Flügeldeckfedern dunkelbraun mit gelblicher Einfaſſung; große Deckfedern bläulich grau; oberer Flügelrand, Steiß und, größeren Theils die Steuerfedern weiß, und dieſe mit einem ſchwarzbraunen Endbande. Schwungfedern erſter Ordnung an der Wurzel und an der innern Fahne weiß, an der äußern und an den Spitzen ſchwarz.

Nach der erſten Herbſtmauſer und den Winter hindurch bemerkt man zwiſchen dem bläulich grauen Mantelgefieder hin und wieder braune Federn; auch die Flügeldecken erſcheinen bläulich grau, doch mitunter braun

---

*) Der roſenröthliche Schimmer verſchwindet bald nach dem Tode und man nimmt ihn daher bei ausgebälgten Vögeln nicht wahr.

gefleckte, gelblich eingefaßte Federn; Stirn und untere Theile rein weiß; Kopf weiß, ſehr hell aſchgrau gefleckt; vor den Augen ein brauner Flecken und ein eben ſo gefärbter auf der Ohröffnung; Schnabel röthlich mit brauner Spitze.

(Junge vom Jahre: Leisners Nachtr. zu Bechſt. Nat. Geſch. Teutſch. Hft. 1. S. 7. Nr. 1; Naumanns Vögel, B. III. S. 163. T. 32. F. 45. — ſchon in der Herbſtmauſer begriffen.)

Junge in der Herbſtmauſer und im Winter: Lar. erithropus, *Gm. Linn.* syst. I. 597. sp. 15; Lar. canescens, Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. IV. p. 649; Naumanns Vögel, Bd. III. S. 173. T. 33. F. 46. — Junger Vogel im erſten Winter.

Hochzeit- oder Sommerkleid — wird bei dieſer Meve ſchon bei der erſten Frühlingsmauſer vollkommen und bleibt fernerhin ſich gleich —. Schnabel und Füße lack- oder dunkel karminroth; ganzer Kopf und Oberhals ſehr dunkel braun verkappt; Augenlieder mit weißen Federn umgeben; Unterhals und übiger Unterkörper ſehr ſchön weiß mit roſenröthlichem Anflug *). Alles Uebrige bleibt wie beim Winterkleide.

(Lar. atricilloides, *Gm. Linn.* syst. I. p. 601. sp. 19; *Lath.* Ind. ord. II. p. 813. sp. 3; Lar. ridibundus, *Gm. Linn.* syst. I. p. 601. sp. 9; *Lath.* Ind. orn. II. p. 811. sp. 2; Schwarzköpfige Meve, Bechſt. Nat. Geſch. Teutſch. IV. p. 635; Meyers Taſchenb. II. p. 482. Nr. 6; Lachmeve, Leisl. Nachtr. Hft. I. p. 10. Nr. 3; Naumanns Vögel, Bd. III. S. 163 T. 33. F. 44.)

Achte Art: Kleine Meve, L. minutus, *Pallas*.

Länge der Fußwurzel 11 bis 12‴; Schäfte der vordern Schwungfedern ſchwarz (zuſammengelegte Flügel $1\frac{1}{2}$″ über die Schwanzſpitze hinausreichend); Hinterzehe ſehr klein mit ſchwachem, geraden Nagel.

Vollkommnes Winterkleid der Alten, noch unbekannt; doch äußert Herr Ritter Temmink (Man. d'orn. p. 508. note) hierüber die Vermuthung, „daß es von dem der vorhergehenden Art wenig verſchieden ſeyn möge; wenigſtens ſei es bei dem einzigen Vogel dieſer Art, welchen er im Herbſte auf den holländiſchen Küſten

*) Auch hier gilt die oben beim Winterkleide rückſichtlich der Vergänglichkeit des roſenfarbigen Anflugs gemachte Bemerkung.

geſehen, ihm aus der Ferne ſo erſchienen. Schnabel und Füße waren an dieſem Exemplare zinnoberroth."

Jugendkleid beim Eintritt in die erſte Herbſtmauſer: Schnabel ſchwarzbraun; Augenſtern dunkelgrau; Füße blaß fleiſchfarben (Schwimmhäute weißgelblich, wenig ausgeſchnitten); Stirn, Augengegend und alle unterwärts gekehrte Theile weiß; Ober- und Hinterkopf dunkel ſchwarzgrau (erſter nach der Stirn zu gelblich grau; ein Flecken vor den Augen ſchwarzgrau, ein größerer hinter und unter den Ohren heller grau); Nacken und Rücken ſchwärzlich grau; kleine Flügeldeckfedern weißlich, grau und ſchwärzlich gefleckt; die mittleren ſchwarzgrau, hell graubraun gerändert; die größten auswendig und an den Spitzen weißlich. Vier erſte Schwungfedern an der äußern Fahne und an der Spitze ſchwarz, an der innern Fahne weiß (Schäfte ſchwarz); drei folgende ſchwarzgrau (an der äußern Fahne faſt aſchgrau), mit weißen Spitzen; äußerſte Steuerfeder weiß, an der innern Fahne ein kleiner eirunder ſchwarzer Flecken, übrige zehn von der Wurzel an bis zu zwei Drittheilen ihrer Länge weiß, das vordere Drittheil ſchwarz Länge 10½".

(Kleine Meve, Meyers Taſchenb. II. S. 88. — nach des verſtorbenen Hofrs. Germann Beſchreibung eines jungen Vogels, welcher im Auguſt auf der Teyder-Aa in Liefland geſchoſſen wurde.)

Hochzeit- oder Sommerkleid: Schnabel ſehr dunkel lackroth; Augenſtern dunkelbraun; Füße karmeſinroth; Kopf und Anfang des Oberhalſes ſchwarz; übriger Oberhals, Steiß, Schwanz und alle unterwärts gekehrte Theile weiß; Rücken, Schultern und Flügel weißgrau. Erſte zwei Schwungfedern dunkelbraun mit weißer Spitze; drei folgende aſchgrau, verloſchen ſchwarz auf der innern Fahne gezeichnet. Länge 11" 5'''.

(Lar. minutus, Pallas Reiſen, III. p. 702. n. 35 *); *Gmel. Linn.* syst. I. p. 595. sp. 12; *Lath.* Ind. orn. II. p. 813. sp. 5; Bennicken in den Beitr. der Wetter. Geſellſch. Bd. I. Hft. 1. S. 5. — dort iſt obige Beſchreibung entlehnt.)

---

*) Pallas entdeckte dieſe Meve an den Küſten des kaspiſchen Meeres. Im Herbſte beſucht ſie, aber nur höchſt ſelten, teutſche Flüſſe und Teiche (Weiher); zu Schönau bei Wieneriſch Neuſtadt wurde ein Exemplar geſchoſſen, und dieſes iſt im kaiſerlichen Naturalienkabinet befindlich. Ein anderes wurde im Julius 1811 in der Nähe von Schleswig an der Schley er-

Drei und ſiebenzigſte Gattung: Labb (*Oken*) *), Lestris.

Schnabel mittelmäßig, ſtark, hart, walzenförmig, ſchneidig, zuſammengedrückt; Oberkiefer mit einer Wachshaut bedeckt, an der Spitze hakenförmig; Unterkiefer vorn abgerundet, unten mit einem winkelig vorſpringenden höckrigen Anſatz. Naſenlöcher an der vordern Hälfte des Oberſchnabels ſchräg mit gerader Spalte eingelaſſen, am hintern Rande geſchloſſen, durchgehend. Füße ſchlank, über dem Knie nackt; Fußwurzel lang; alle drei Vorderzehen durch eine bis an die Nägel ausgebreitete Schwimmhaut verbunden; Hinterzehe äußerſt kurz, mit den vordern faſt wagerecht ſtehend; Nägel groß, ſehr gekrümmt. Schwanz ſchwach abgerundet, zwei mittelſte Steuerfedern verlängert. Flügel mittelmäßig. Erſte Schwungfeder die längſte.

Die Vögel dieſer Gattung wurden zeither in den allermeiſten Eintheilungen der vorhergehenden beigezählt; gleichwohl ſind die Labbs von den Meven ſchon dem Aeußern nach, vorzüglich aber durch ihren Habitus (Sitten und Lebensweiſe) weſentlich verſchieden. Die muthigen, unerſchrockenen Labbs ſind ewige Feinde und ſtete Necker der feigen, furchtſamen Meven. Selten geben jene ſich die Mühe ſelbſt zu fiſchen, ſondern ſie nähren ſich meiſt von dem, was dieſe geraubt haben, und was ſie ſelbigen, durch unabläſſige Verfolgung im Fluge abjagen. Auf das, was die geängſteten Meven dann an Nahrungsmitteln gleichſam ausſpeien oder aus dem Schnabel fallen laſſen, ſtürzen ſich die Labbs mit wunderſamer Schnelligkeit aus den Lüften herab und verzehren es im Angeſicht des zum Hergeben gezwungenen, muthlos ſchreiend, umherſchwebenden Feindes. Nächſtdem nähren ſie ſich aber auch vom Fleiſch todter Cetaceen (großer Seethiere), von Muſchelwerk und Schaalthieren. Dem Aeußern nach ſind beide Geſchlechter von einander nicht zu unterſcheiden. Die eigentliche Heimath der hierher gehörigen Vogelarten iſt im höchſten Norden. Ob ſie ein- oder zweimal alljährlich ſich mauſern, iſt bis jetzt unentſchieden.

---

legt, und von Herrn Stadtſekr. Bennicken, in deſſen Sammlung es ſich befindet, a. o. a. O. beſchrieben. An dieſem Vogel ſitzen die Federn am Kopfe ſehr locker, weshalb beim Ausbälgen Vorſicht nöthig iſt.

*) Der Verf. entlehnte obige teutſche Gattungsbenennung aus Okens Zool. (Th. III. Abth. 2. S. 535.), um durch eine neue den Ornithologen nicht anſtößig zu werden.

Erſte Art: Schmarotzerlabb, L. parasiticus, *Temmink*.

Hintertheil der Fußwurzel mit langen und rauhen Warzen; zwei mittelſte Steuerfedern ſehr lang.

Alter Vogel im Sommerkleide: Schnabel hell olivenfarbig, an der Spitze ſchwarz; außer dem winkelig vorſpringenden höckerigen Anſatz am Unterſchnabel, ein ziemlich ſtarker, gleichſam beſonders eingekeilter Nagel, auf dem Oberſchnabel, welcher die abwärts gekrümmte Spitze deſſelben bildet; Wachshaut röthlich gelb; Augenſtern braungelb; Augenliederrand grau; Füße ſchwarz, ſtark beſchuppt, hinten mit rauhen, ſcharfen Warzen beſetzt; Seiten des Kopfes, Nacken, Kehle und Vorderhals gelblich weiß; Scheitel und ganzer Oberkörper tief dunkelbraun; Bruſt und Bauch weiß, zur Seite ſchwarzbraun gewellt; Schwung- und Schwanzfedern, bis auf die zwei mittelſten des letztern, welche ganz dunkelbraun und 2″ länger als die übrigen ſind, auf der innern Fahne von der Wurzel nach der Spitze zu, weiß, übrigens dunkelbraun; Schaft der Schwungfedern weiß. Ganze Länge des Vogels, bis zur Spitze der mittelſten Steuerfedern 19 bis 20″ *)

(Lestris parasit. *Temmink* Man. d'orn. p. 512. Larus parasit. Meyers Taſchenb. II. S. 492. *Gm. Linn.* syst. I. p. 601. sp. 10; *Lath.* Ind. orn. II. p. 819. sp. 15; Strandmeve, Bechſteins Nat. Geſch. Teutſchl. IV. S. 665.)

Jüngerer Vogel — wahrſcheinlich einjähriger — im Sommerkleide: Stirn und Scheitel bis gegen den Nacken dunkel braungrau, ins Schwarze fallend; Rücken, obere Flügeldeckfedern und Schultern bläulich aſchgrau; Hals vorn, an den Seiten und im Nacken weiß; Bruſt graulich weiß; Bauch und Flanken aſchgrau; Steuerfedern an der äußern Fahne dunkel-, an der innern Fahne und auf der untern Kehrſeite heller braungrau, Schäfte weiß; zwei mittelſte Steuerfedern über 4″ (Pariſer Maaß) länger als die übrigen **).

---

*) So wird ein am 15. Junius 1805 bei Koſtheim am Main geſchoſſenes Exemplar in Meyers Taſchenb. a. v. a. O. beſchrieben.

**) Beſchreibung eines im Anfang des Heumonats (Julius) bei Brienz gefangenen Vogels, nach Nr. 3. des Muſeums der Nat. Geſch. Helv. 1819, S. 18. und 19. Lit. B., wobei die größere Verlängerung der mittelſten Steuerfedern gegen die beim alten Vogel, von Herrn Meyer bemerkte, auffallend iſt.

(Arktiſche Meve, Muſeum der Nat. Geſch. Helv. in Bern, Nr. 3. S. 18. und 19. Lit. B. — Winterthur, i. d. Steinerſchen Buchhand. 1810.)

Jüngerer Vogel — wahrſcheinlich im zweiten Lebensjahre im — vielleicht noch nicht völlig ausgemauſerten — Herbſt- oder Winterkleide, welches nur in folgenden Stücken vom eben beſchriebenen Sommerkleide des jüngeren Vogels abweicht: Hals unten und an den Seiten, bis unter die Augen, ſo wie die Bruſt, der Bauch und die Flanken, weiß, zwar etwas unrein, aber ohne Flecken; nur an den Seiten der Bruſt und im Nacken einige graue Federn untermengt; Schwanzfedern braungrau, die beiden mittelſten ſcharf geſpitzt, 2'' (Par. M.) länger als die übrigen; alle an der Wurzel beiläufig 1'' breit weiß. Schwanzdeckfedern und After aſchgrau *).

(Arktiſche Meve, Muſ. d. Nat. Geſch. Helv. Jahrg. 1810. Nr. 3. S. 19. Lit. B.)

Junger Vogel vom Jahre: Kopf und Rücken hellbraun, Stirn braun, alle Federn dieſer Theile mit weißbräunlichem Spitzenrande; Vorderhals, Nacken und untere Theile weißgrau; Flanken, Schenkel, After und Schwanzdeckfedern ſchwarzbraun und weißlich geſtrichelt; mittelſte Steuerfedern nur zwiſchen 1 und 2'' länger als die übrigen.

(Dies iſt der auf Beil. 149. von G. Edwards Gleanings of natural history and nat. hist. of rare birds, vorgeſtellte Vogel **).

Zweite Art: Pomarinlapp, L. pomarinus, *Temmink*.

Fußwurzel wenig rauh-warzig, 2'' 1 bis 2''' lang; Hinterzehe äußerſt kurz mit weißem Nagel; zuſammengelegte Flügel nicht über den Schwanz hinausreichend. Länge des Vogels 18 bis 19''.

Alter Vogel: Schnabel bläulich; Augenſtern goldgelb; Fußwurzel bleifarbig; Zehen und Schwimmhaut an der Wurzel weißlich, ſonſt ſchwarz; Hinterzehnagel weiß; ganzer Oberkörper fleckenlos kirſchbraun; ganzer Unterkörper einfarbig heller braun; Schwungfeden an der innern Wurzel, Steuerfedern auf der obern Seite weiß, ſonſt ſchwarzbraun; Schwungfederſchäfte weiß.

---

*) Beſchreibung nach Nr. 3. des Muſeums der Nat. Geſch. Helv. Jahrg. 1810 S. 19. Lit. A.

**) Nach *Temmink* Man. d'orn. p. 513. — Les jeunes,

(Lest. pomarin. *Temmink* Man. d'orn. p. 514.)

Junger Vogel *): Schnabel an der Wurzel blaugrünlich, an der Spitze ſchwarz; Kopf und Hals matt braun, die Federn heller braun, an der Spitze geſäumt; vor den Augen ein ſchwarzbrauner oder ſchwarzer Fleck; Rücken-, Schulter- und Flügeldeckfedern dunkelbraun, in einem halbmondförmigen, gelbröthlichen Flecken endigend; Bruſt, Bauch und Flanken graubraun, auf der Mitte der Federn roſtgelbe Flecken und Zickzacks; Steiß-, After- und Schwanzdeckfedern ſchwarzbraun und roſtröthlich breit eingefaßt.

(Stercoraire pomarin — Les jeunes de l'année —, *Temmink* Man. d'orn. p. 514; Le stercoraire rayé, *Briss.* Orn. VI. p. 152. Nr. 2. T. 13. F. 2.; auch gehört hierher arktiſche Meve, im Muſeum d. Nat. Geſch. Helv. Jahrg. 1810. Nr. 3. Lit. D. S. 20; und ebenfalls wie es ſcheint, Larus crepidat. Annalen der Wetter. Geſellſch. Bd. II. Hft. 2. S. 354 f.)

Dritte Art: Felſenlapp, L. crepidatus, *Temmink*.

Fußwurzel wenig rauhwarzig, 1" 8 bis 9''' lang; Hinterzehe 3''' lang, mit ſchwarzem Nagel; zuſammengelegte Flügel über den Schwanz hinausreichend. Länge des Vogels 14 bis 15".

Alter Vogel: Schnabel matt braun; Augenſtern gelb; Fußwurzel dunkelgrün, braun überlaufen; Zehen und Schwimmhäute an der Wurzel weißgelblich, übrigens ſchwärzlich; Oberkörper ungefleckt graubraun; Unterkörper ebenfalls fleckenlos graubraun, nur etwas heller als der Oberkörper; Schwungfedern an der innern Wurzel und obere Kehrſeite der Steuerfedern weiß, übrigens ſchwarzbraun; Schwungfederſchäfte weiß **).

---

*) Herr Ritter Temmink ſetzt Les jeunes de l'année (Junge vom Jahre); der Verf. erlaubt ſich hier die Abänderung in: Junger Vogel, und meint darunter den einjährigen; indem es ihm nicht wahrſcheinlich iſt, daß junge Vögel vom Jahre, die weite Reiſe vom arktiſchen Kreiſe bis an die holländiſchen Küſten und ſogar bis in die Schweiz hätten machen können.

**) Alte Vögel dieſer und der vorhergehenden Art ſind ſich, wie aus deren Beſchreibung hervorgeht, ſo täuſchend ähnlich, daß die zeither immer ſtattgefundene Verwechslung oder Vermiſchung beider, nur durch Vergleichung der ganzen Länge und der von Herrn

Junger Vogel vom Jahre (jedenfalls aber die Herbſtmauſer beſtandener, da dieſe Meve die teutſchen Flüſſe und Hollands Küſten, wie es ſcheint, vor dem Oktober nicht beſucht): Schnabelwurzel grüngelblich, gegen die Spitze ſchwarz; Augenſtern braun; Fußwurzel grün, bräunlich überlaufen; Scheitel dunkelgrau; obere Hälfte und Seiten des Halſes hellgrau mit dunkleren Längsſtreifen; vor den Augen ein ſchwarzer Flecken; untere Hälfte des Halſes, Rücken, Schultern, große und kleine Flügeldeckfedern umbrabraun, jede Feder braungelb eingefaßt; übrige untere Theile auf weißlichem Grunde dunkelbraun und braungelb gefleckt, Schwanzdeckfedern und After ſo in die Quere geſtreift. Schwung- und Steuerfedern ſchwärzlich, an der Wurzel, innere Fahne und Spitze weiß; der Schaft an den beiden äußerſten (Schwungfedern) weiß.

(Lar. crepid. *Gmel. Linn.* syst. I. p. 602. sp. 20; *Lath.* Ind. ornith. II. p. 819. sp. 14; Felſenmeve, Meyers Taſchenb. II. S. 493; Bechſteins Taſchenb. III. S. 586; Naumanns Vögel, Bd. III. S. 181. T. 34. F. 49; auch ſcheint hierher zu gehören — vielleicht als einjähriger Vogel — arktiſche Meve, Muſ. d. Nat. Geſch. Helv. 1810. Nr. 3. p. 20. Lit. C.)

Vier und ſiebenzigſte Gattung: Sturmvogel, Procellaria.

Schnabel mittelmäßig, ſtark, hart, ſchneidig, in diagonaler Richtung gefurcht, an der Wurzel plattgedrückt, an der aufgetriebenen, ſtark gekrümmten Spitze zuſammengedrückt; Unterkiefer rinnenförmig ausgehöhlt, an der Spitze ſchnell ſich unterwärts biegend. Naſenlöcher in einer einfachen (nach vorn verdickten) Röhre, auf der Oberfläche des Schnabels ſich darſtellend. Füße mittelmäßig, dünne, über der Ferſe nackt; drei nach vorn gerichtete Zehen, ihrer ganzen Länge nach durch eine (etwas ausgeſchnittene) Schwimmhaut verbunden; ſtatt der Hinterzehe nur eine ſehr ſpitzige (etwas gebogene, erhöht ſtehende) Kralle (Sporn). Flügel lang. Erſte Schwungfeder die längſte.

Dieſe Vögel halten ſich meiſtentheils auf der hohen

Ritter Temmink und, nach ihm, hier aufgeſtellten Artkennzeichen (differentia specifica) vermieden werden kann. Junge Vögel unterſcheiden ſich auch durch die abweichenden Gefiederfarben.

See da auf, wo es viele Cetaceen *) giebt; ſelten ſieht man ſie an den Meeresküſten und dann als Orkanverkündiger; nur bei Stürmen und durch ſelbige werden ſie tiefer landeinwärts verſchlagen. Im Fluge ſtreichen ſie ſo tief über den Wogen hin, daß dieſe mit den Schwingen berührt zu werden ſcheinen; oft gehen oder ſtehen ſie bei ruhiger See, doch ſtets mit ausgebreiteten Flügeln, auf dem Waſſerſpiegel.

Ihre Nahrung beſteht im Fleiſche todter Amphibien **), Cetaceen und Mollusken ***), Waſſerinſekten und Waſſerwürmern; auch aus allerhand Fleiſchabgang und Unrath, wenn dergleichen auf Schiffen ausgeworfen wird und auf dem Waſſer herumſchwimmt.

Das Männchen unterſcheidet ſich, dem Aeußern nach, in Nichts vom Weibchen. Ob bei dieſer Vogelgattung einfache oder doppelte Mauſer ſtatt findet, weiß man noch nicht †).

Erſte Art: Großer Sturmvogel, P. glacialis, *Linn.*

Schnabel goldgelb; Naſenlöcher orangeroth; Augenſtern und Füße gelb; Kopf, Hals und ganzer Unterkörper, Steiß und Schwanz rein weiß. Rücken, Schultern, Flügeldeck- und Schwungfedern zweiter Ordnung bläulich aſchgrau. Schwungfedern erſter Ordnung hell graubraun. Schwanz ſtark abgerundet. Länge 16″ (altes Männchen und Weibchen im Sommer).

An Jungen: Schnabel und Füße gelblich grau; der ganze Körper hellgrau, braun überflogen; Gefieder des Rü-

---

*) Ruderer, Wale — Okens Zool. Th. III. Abth. 2. S. 660. Sie gehören zur Klaſſe I. Abth. 3. in Cuviers Klaſſifik. Tab. A.

**) Bauchthiere, Lurche — Oken a. a. O. S. 178. S. Cuviers Klaſſifik. Tab. A. Klaſſe III.

***) Weichthiere — eine zu Ende des vorigen Jahrhunderts von Cuvier neu aufgeſtellte Thierklaſſe. S .d. Klaſſifik. Tab. A. Kl. V.

†) Zu den teutſchen Vögeln kann der Procellarius, wegen des einzigen, am 9. November 1800 bei dem ſchrecklichen Sturm aus Südweſten, zu Enkheim bei Bergen, mit den Händen gefangenen Exemplars der zweiten Art, mit Recht nicht gerechnet werden; indeſſen da beide folgende Arten — obwohl die erſte ſelten — an den holländiſchen Küſten vorkommen; ſo kann doch eine oder die andere Species ſich an teutſche Gewäſſer verirren, und ſo zur Beſtimmung und Unterſuchung dem Jäger vorgelegt werden. Deshalb obige kurze Beſchreibung.

ckens und der Flügel mit dunkeler braunem Endrande. Schwungfedern erſter Ordnung und Steuerfedern einfarbig graubraun; vor den Augen ein ſchwarzer eckiger Flecken.

(Proc. glacial. *Gm. Linn.* syst. I. p. 562. sp. 3; *Lath.* Ind. orn. II. p. 823. sp. 9; *Linn.* Faun. Suec. p. 143. Nr. 103; *Temmink* Man. d'orn. p. 518.)

Zweite Art: Zwergſturmvogel, P. pelagica, *Linn.*

Schnabel und Füße ſchwarz; Augenſtern braun; Kopf, Rücken, Flügel und Schwanz matt ſchwarz; Unterkörper rußfarbig; auf dem Steiß ein breites rein weißes Querband; Schulter- und hintere Schwungfedern mit weißen Spitzen. Steuerfedern alle von gleicher Länge; zuſammengelegte Flügel ein Wenig über die Schwanzſpitze hinausreichend. Länge des Vogels 5½'', der Fußwurzel 10''' (altes Männchen und Weibchen.)

Junge ſind heller gefärbt, ſonſt den Alten gleich.

(Proc. pelagica, *Gm. Linn.* syst. I. p. 591. sp. 1; *Lath.* Ind. orn. II. p. 826. sp. 19; *Linn.* Faun. Suec. p. 143. Nr. 101; Ungewittervogel, Borkhauſens teutſche Ornith. Hft. III. F. 4; Meyers Taſchenb. II. S. 495; Gemeiner Sturmvogel, Bechſt. Taſchenb. II. S. 385; *Temmink* Man. d'orn. p. 519.)

Fünf und ſiebenzigſte Gattung: Ente, Anas.

Schnabel mittelmäßig, ſtark, gerade, mit einer zarten zähen Oberhaut bedeckt, an der Wurzel nicht ſo breit als hoch, und daſelbſt ein Fleiſchauswuchs oder Aufzug; gegen die abgerundete, ſtumpfe, mit einem Nagel verſehene Spitze hin ſehr platt gedrückt; die Ränder der Kiefer (mit weniger Ausnahme) gezähnelt, (oder mit einer häutigen Lamelle verſehen); Naſenlöcher nahe an der Schnabelwurzel zur Seite liegend, eirund, zur Hälfte durch eine flache Membran verſchloſſen. Füße kurz, bis an das Knie befiedert, gegen den After zurückgeſtellt; drei Vorderzehen der ganzen Länge nach durch eine Schwimmhaut in Verbindung; Hinterzehe frei, ohne oder mit häutigem Flügel. Flügel mittelmäßig. Erſte Schwungfeder ſo lang, oder wenig kürzer als die zweite.

Alle hierher gehörige Vögel halten ſich gern auf dem Waſſer auf und ſchwimmen ſchön und behende.

Ihre Nahrung beſteht aus Fiſchen, Inſekten, Konchylien, grünen Pflanzen und Pflanzenſamen. Ein großer Theil derſelben ſucht, bei lebhaften feindlichen Verfolgungen (auch nach erhaltener Verwundung), Rettung im Tauchen;

einige tauchen oft zur Luſt, öfter um Nahrungsmittel ſich anzueignen, mit dem ganzen Körper unter und können dann ziemlich lange unter dem Waſſer aushalten; andere ſtecken nur den Kopf und den langen Hals ins Waſſer, um das zu erfaſſen, was ſie zur Leibesnahrung und Nothdurft bedürfen. Die jungen Männchen ſind, dem Aeußern nach, bis zur erſten oder zweiten Mauſer den alten Weibchen täuſchend ähnlich. Die Mauſer findet nur einmal im Jahre ſtatt. Sie ſind ſämmtlich Zugvögel *).

A. Cygni — Schwäne.

Naſenlöcher faſt in der Mitte des Schnabels durchgehend; Hals ſehr lang.

(Männchen und Weibchen führen und ſchützen die Jungen gemeinſam.)

Mit nicht geringerem Rechte, als der Adler, wegen ſeines freien und hehren Flugs, wegen ſeiner Kraft und Stärke und wegen ſeines ſchönen Aeußeren überhaupt, als König der Landvögel gilt; verdient der Schwan wegen ſeiner majeſtätiſchen und leichten Bewegungen auf dem Waſſer, wegen ſeiner nicht mindern Kraft und Stärke, wegen ſeiner hohen Geſtalt und reinen Gefiederbekleidung, wie wegen ſeines ſtolzen Herabſehens und doch ruhigen Duldens anderer geflügelter Waſſerbewohner neben ſich, König der Waſſervögel und Beherrſcher des Elements, auf dem er faſt immer lebt und webt und deſſen ſchönſte Ziede er iſt, genannt zu werden. Die Schwäne vermögen weder ganz noch halb zu tauchen, ſondern den Hals nur bis zur Hälfte ins Waſſer zu verſenken.

---

*) Obgleich der Verf. nicht läugnen will, daß ihm die Zerfällung der Linnéiſchen Gattung Anas in drei beſondere Gattungen — nehmlich: Cygnus, Anser und Anas — auf hinlänglich deutlichen Kennzeichen zu beruhen, und daher natürlicher und zum Aufſuchen und Erkennen der Arten ſehr bequem zu ſeyn ſcheint; ſo glaubt er doch, weil er, rückſichtlich der Sumpf- und Waſſervögel, der Eintheilung des Herrn Ritter Temmink überall gefolgt iſt, hier eine willkührliche Abweichung ſich nicht erlauben zu dürfen. Wie in *Temmink* Man. dor'n. wird alſo auch hier die Gattung Anas in drei Sippſchaften, nehmlich: A. Cygni (Schwäne); B. Anseres (Gänſe); C. Ananates proprie sic dictae (eigentliche Enten); letztere aber wieder in zwei Familien, deren eine durch das Fehlen, die andere durch das Vorhandenſeyn eines häutigen Flügels an der Hinterzehe ſich charakteriſirt, abgetheilt werden.

Erſte Art: Schwarzſchnabeliger Schwan, (Anas) Cygnus melanorhynchus, *Meyer.*

Schnabel ſchwarz; Wachshaut, welche die Schnabelwurzel und zugleich die Augengegend bedeckt, gelb; Augenſtern braun; Füße ſchwarz mit grünlichem Schiller. Hals weniger lang, als bei Art 2, und wird gerade getragen. Das Gefieder an obern und untern Körpertheilen nicht ganz rein weiß; an Kopf und Nacken ein Anflug von Gelblichbraun. Länge 4′ 7 bis 9″ (Männchen).

Das Weibchen iſt etwas kleiner, ſonſt durch nichts ausgezeichnet.

An Jungen der Schnabel vorn matt ſchwarz; Wachshaut und nackt behäutete Augengegend gelblich fleiſchfarben; Füße grauröthlich; das ganze Gefieder hellgrau. Bei der zweiten Mauſer zeigen ſich ſchon weiße Federn.

(Anas Cygnus, *Temmink* Man. d'orn. p. 522; *Gmel. Linn.* syst. I. p. 501. sp. 1; *Latham*, Ind orn. II. p. 833. sp. 1; Singſchwan, Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. IV. p. 330; Cygnus melanorhynchus, Meyers Taſchenb. S. 498.)

Anatomiſche Bemerkung: Das Bruſtbein bildet — ungefähr wie beim Kranich — eine weite Höhlung, in welche die Luftröhre ſich herabſenkt; hier trompetenförmig ſich umſchlägt, dann, durch einen Knorpelring verengert, aufwärts ſteigt, da noch einmal ſich umſchlägt, und zuletzt in die Bruſthöhle übergeht. Dieſer Luftröhrenbau iſt beiden Geſchlechtern eigen; nicht, wie ſonſt von vielen Ornithologen erzählt wurde, dem männlichen allein.

Zweite Art: Höckerſchwan, A. Olor, *Linn.* (A.) Cygnus gibbus, *Meyer,*

Schnabel roth, mit einem Höcker an der Stirngrenze; dieſer Höcker, die über denſelben und in der Augengegend verbreitete Wachshaut, die Kieferränder, Naſenlöcher und der Nagel an der Spitze ſchwarz; Augenſtern braun; Füße ſchwarz mit röthlichem Schimmer; Hals ſehr lang und wird in Sförmiger Biegung getragen, das ganze Gefieder ohne alle Ausnahme ſchneeweiß. Länge $4\frac{1}{2}$′, zuweilen etwas darüber (altes Männchen).

Das alte Weibchen iſt kleiner, hat auch einen weniger großen Schnabelhöcker und dünneren Hals.

An Jungen vom Jahre: Füße und Schnabel bleifarben, der Höcker kaum bemerkbar; Gefieder bräunlich aſchgrau, auf den Flügeln weiß ſchimmelig. Im zweiten Jahre, Schnabel gelblich; Körper weiß und grau ge=

fleckt. Im dritten Jahre wird Alles ſo, wie es bei den Alten beſchrieben iſt.

(Anas olor, *Temmink* Man. d'orn. p. 523; *Gm. Linn.* syst. I. p. 501. sp. 47; *Lath.* Ind. orn. II. p. 834. sp. 2; Cygnus gibbus, Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. IV. S. 815; Meyers Taſchenb. II. S. 501.)

Anatomiſche Bemerkung: Bei dieſem Schwan hat die Luftröhre keine Biegung, ſondern tritt, in gerader Richtung fortgehend, mit den Lungen in Verbindung.

B. Anseres, Gänſe.

Schnabel kürzer als der Kopf, etwas kegelförmig; Kieferränder kegelförmig gezähnelt; Hals mittelmäßig lang.

(Männchen und Weibchen theilen die Sorgen der Erziehung und des Schutzes ihrer Jungen.)

Die wilden Gänſe machen ihr Geheck in Sümpfen und auf trocknen, erhabenen Stellen in ſchilfreichen Seen und großen Teichen; halten auch da mit den Jungen ſo lange ſich auf und am Tage verborgen, bis dieſe vollkommen flugbar ſind Späterhin ziehen ſich mehrere Familien in Flüge zuſammen, leben meiſt auf dem Trocknen, nähren ſich da auch meiſt von Vegetabilien — von grünen Pflanzen und Getreidekörnern — und beſuchen die Gewäſſer dann faſt nur der Tränke wegen. Schwimmend ſieht man ſie zur letztgedachten Zeit ſelten. Nie tauchen ſie im Waſſer ganz unter, ſondern nur mit Kopf und Hals und ſuchen, den Schwanz ſenkrecht aufgerichtet, dabei mit den Füßen im Waſſer rudernd, Waſſerinſekten u. dgl. zu erhaſchen. Ihr Gang iſt ſchwerfällig und ſchwankend, doch weniger als bei den Sippſchaften A und C., der Flug hingegen behend, auf dem Zuge anhaltend und, bei hellem Wetter hoch. Ihre Wanderungen machen ſie in der Regel in zahlreicher Geſellſchaft, und zwar die meiſten Arten ſo, daß der Flug vorn einen ſpitzen Winkel bildet.

Die Geſchlechter ſind dem Aeußern nach, nicht weſentlich von einander unterſcheiden.

Dritte Art: Schneegans, (Anas) Anser niveus, *Brisson.*

Oberſchnabel ſcharlachroth, Unterſchnabel weißlich; Augenſtern bronzefarbig; Füße ſehr dunkelroth; Stirn gelblich; Kopf, Hals und übriger Körper ſchneeweiß. Schwungfedern von der Wurzel bis zur Mitte weiß, die vordere Hälfte ſchwarz. Länge 2′ 5 bis 6″ (Alte).

An Jungen vom Jahre: Mundwinkel, Rand des Unterkiefers und Nagel am Schnabel ſchwarz; Füße bräun-

lich; Gefieder bläulich grau. Bei zunehmendem Alter zeigen ſich immer mehr weiße Federn und der Kopf nimmt eine roſtgelbe Schattirung an. Im zweiten Jahre ſtellt ſich nur noch die Ohrgegend und die Kehle grau dar.

(Anser niveus, *Brisson* Orn. VI. p. 288. Nr. 10; Meyers Taſchenb. II. S. 551; Ans. hyperboreus, Pallas Naturgeſch. merkwürdiger Thiere. VI. S. 30; Anas hyperborea, *Gm. Linn.* syst. I. p. 504. sp. 54; *Lath.* Ind. Orn. II. p. 14; *Temmink* Man. d'orn. p. 525.)

Vierte Art: Graugans, (A.) Anser cinereus, *Meyer.*

Schnabel ſtark und dick, einfarbig; zuſammengelegte Flügel nicht bis zur Schwanzſpitze reichend.

Männchen: Schnabel und Augenlieder orangegelb, Schnabelnagel weißlich; Augenſtern dunkelbraun; Füße fleiſchfarben, gelblich überlaufen; Hauptfarbe des Gefieders hell aſchgrau; Oberrücken, Schultern, mittlere und große Flügeldeckfedern aſchgrau, weißlich gekantet; kleine Deckfedern ganzer äußerer Flügelrand und Wurzel der Schwungfedern, erſter Ordnung hell weißgrau; Steiß aſchfarbig; After und untere Schwanzdeckfedern weiß. Länge 2′ 8 bis 10″.

Das Weibchen iſt ſtets etwas kleiner, deſſen Hals dünner und heller grau. Sehr Alte beiderlei Geſchlechts ſind an Bruſt und Bauch ſchwarzbraun unordentlich und klein gefleckt. Auch giebt es Weißbunte.

(Anas anser ferus, *Gm. Linn.* syst. I. p. 510. sp. 9; *Lath.* Ind. orn. II. p. 841. sp. 26; *Temmink* Man. d'orn. p. 526; Anas cinereus, Meyers Taſchenb. II. S. 552; Bechſt. Nat. Geſch. Teutſch. IV. S. 842; Naumanns Vögel, Bd. IV. S. 219. T. 41. F. 60.)

Fünfte Art: Saatgans, (A.) Anser segetum, *Meyer.*

Schnabel länger und mehr plattgedrückt als bei der vierten Art, ſchwarz und orangegelb gefärbt; zuſammengelegte Flügel über die Schwanzſpitze hinausreichend. (Macht hier zu Lande ihr Geheck nicht.)

Altes Männchen: Schnabel an der Wurzel und am Nagel ſchwarz, in der Mitte (hell) orangegelb; Augenliederrand ſchwarzgrau; Augenſtern dunkelbraun; Füße orangeroth; Kopf und Oberhals aſchgrau braun; Unterhals und ganzer Unterkörper hell aſchgrau; Oberrücken und ſämmtliche Flügeldeckfedern aſchgrau braun, weißlich gekantet; Steiß ſchwarzbraun; After und Umgegend weiß. Länge $2\frac{1}{2}$′.

Das Weibchen hat einen dünneren Schnabel, Kopf und Hals iſt am Unterkörper — beſonders an Bruſt und Hals mehr weißgrau, auch überhaupt etwas kleiner.

An Jungen, Hals und Kopf ſchmutzig roſtgelb; meiſtentheils drei kleine weiße Flecken hinter der Wurzel des Oberſchnabels; das ganze Gefieder hellgrauer.

(Ans. segetum, Meyers Taſchenb. II. S. 554; Anas segetum, *Gm. Linn.* syst. I. p. 512. sp. 68; *Temmink* Man. d'orn. p. 527; Naumanns Vögel, Bd. III. S. 230. T. 42. F. 61; Saatgans, Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. IV. S. 883.)

Sechste Art: Bläſſengans, (A.) Anser, albifrons, *Linn.*

Schnabel bis auf den weißlichen Nagel, wie der Augenliederrand und die Füße, orangegelb; Augenſtern braun. Stirn größtentheils (und Schwanzdeckfedern) weiß; Kehle weiß mit ſchwarzbrauner Umgebung; Kopf und Hals aſchgraubraun; Gefieder des Rückens, der Schultern, der Flügeldecken und Flanken matt braun, an der Spitze roſtbraun gebändert; vordere Schwungfedern ſchwarz, hintere mit weißen Spitzen; Bruſt und Bauch mit weißen und ſchwarzen Federn häufig vermengt *). Länge 26 bis 27″ (Alte im Herbſt).

Das Weibchen iſt kleiner, an ihm der weiße Stirnflecken enger begrenzt und überall die Färbung des Gefieders heller.

(Anas albifrons, *Gm. Linn.* syst. I. p. 509. sp. 64; *Temmink* Man. d'orn. p. 529; Ans. albifr. Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. IV. S. 898; Meyers Taſchenb. II. S. 555; Naumanns Vögel, Bd. III. S. 251. T. 43. F. 62.)

Siebente Art: Weißwangige Gans, (A.) Anser leucopsis, *Bechst.*

Schnabel und Füße ſchwarz, oder letztere ſchwärzlich; Augenſtern ſchwarzbraun; Augenliederrand dunkelgrau; Stirn,

---

*) „In Folge der Unterſuchung des Gefieders dieſer Gans läßt ſich vermuthen, daß ſie einmal im Jahre mauſert, und daß dann beim Winterkleide Bruſt und Bauch in der Mitte weiß, beim Sommergewande aber dieſe Theile ganz und gar tief ſchwarz ſeyn mögen; doch kann hierüber nur von Naturforſchern, die im Norden wohnen, und dieſe Gans alſo in der Heckzeit zu beobachten Gelegenheit haben, Aufklärung erwartet werden.“ *Temmink* Man. d'ornith. p. 529. Remarque.

Wangen und Kehle weiß; zwiſchen Schnabel und Auge ein ſchmaler Streif; Scheitel, Nacken, Hals, Oberbruſt, Schwanz und Schwingen tief ſchwarz; Federn des Rückens, der Schultern und der Flügeldecken hellgrau von der Wurzel an, mit breitem Endbande und weißgrauer Spitze; ganzer Unterkörper rein weiß, mit Ausnahme der aſchgrau ſchattirten Flankenfedern. Länge 2' 1" (altes Männchen).

Das Weibchen iſt etwas kleiner, ſonſt von jenem äußerlich nicht unterſchieden.

An Jungen vom Jahre: Füße ſchwarzbraun; der Streif zwiſchen Schnabel und Auge breiter, aber nur ſchwärzlich, und aus kleinen Flecken beſtehend; auf der Stirn einige ſchwärzliche Punkte; Gefieder des Rückens und auf den Flügeln in hellroſtfarbigem Bande ausgehend; die Flankenfedern mehr und dunkler aſchgrau ſchattirt.

(Anas leucopsis, *Temmink* Man. d'orn. p. 530. Anas erythropus, *Linn.* syst. ed. 12. I. p. 197. sp. 11; *Gm. Linn.* syst. I. p. 512. sp. 11; Anser leucopsis, Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. IV. S. 921. Nr. 7; Meyers Taſchenb. II. S. 557.)

Achte Art: Ringelgans, (A.) Anser torquatus, *Frisch.*

Schnabel ſchwarz; Augenſtern braunſchwärzlich; Füße ſchwarz mit ganz ſchwachem braunen Anſtrich. Kopf, Hals und Oberbruſt matt ſchwarz; am Halſe ein aus ſchwärzlichen, weiß geſpitzten Federn beſtehender Halbring; Rücken-, Schulter- und Flügeldeckfedern dunkelgrau, in einem undeutlichen, hellbraunen Bande endigend; Flankengefieder ſehr dunkel aſchgrau mit weißlichem Endbande; After und Schwanzdeckfedern rein weiß; ſämmtliche Schwung- und Steuerfedern tief ſchwarz. Länge 22 bis 23" (Alte). Das Weibchen etwas kleiner, ſonſt dem Männchen gleich.)

An Jungen vom Jahre: Füße röthlich ſchwarz; kein Halbring am Halſe, oder dieſer kaum bemerkbar; Kopf, Hals und Oberbruſt dann ſchwarzgrau mit bräunlichen Federſäumen; Gefieder des Rückens roſtbraun geſäumt, das der Flanken roſtröthlich gekantet.

(Anser torquatus, Meyers Taſchenb. II. S. 558; Anas bernicla, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 513. sp. 13; *Lath.* Ind. orn. II. 844. sp. 32; *Temmink* Man. d'orn. p. 531; Ringelgans, Bechſt. Nat. Geſch. Teutſch. IV. S. 911.)

Neunte Art: Rothhalsgans, (A.) Anser ruficollis, *Pallas.*

Schnabel braun mit ſchwarzem Nagel; Augenſtern gelbbraun;

Füße ſchwarz; vor und hinter den Augen ein weißer Flecken; an den Seiten des Halſes ein dergleichen ſpitzig zulaufender; Vorderhals und Bruſt ſchön braunroth, erſter längs der Seitengrenze mit einem ſchwarzen Bande, letztere an der Bauchgrenze mit einem weißen Bande, das ſich nach dem Rücken hinaufzieht, eingefaßt; Scheitel, Kehle, Bauch und alle obere Theile tief ſchwarz; große Deckfedern der Flügel an den Spitzen weiß; Steiß, After und untere Schwanzdeckfedern rein weiß. Länge 20 — 21″.

(Anser ruficollis, *Pallas* Naturgeſch. merkwürdiger Thiere. VI. S. 24 T. 4; *Lepechin* Reiſe II. S. 184. T. 5. und Anh. S. 298; Meyers Taſchenb. II. S. 561; Anas ruficollis; *Gmel. Linn.* syst. I. p. 511. sp. 67; *Lath.* Ind. orn. II. p. 841. sp. 23; *Temmink* Man. d'orn. p. 533; Anas torquata, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 514. sp. 70; Rothhalsgans, Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. IV. S. 916.)

C. Anates propr. sic dict., eigentliche Enten.

Schnabel ſehr plattgedrückt, an der Spitze am breiteſten, Randzähne lang und abgeplattet; Hinterzehe frei, ohne oder mit einer Flügelhaut verſehen.

Sie halten ſich viel und gern auf dem Waſſer auf, ſind auch gute Schwimmer und Taucher. Die zur Familie a. gehörigen tauchen in der Regel nur dann, wenn es auf Rettung vor Feinden und Verfolgern ankommt; die zur Familie b. zu rechnenden tauchen ohne äußere Veranlaſſung aus Gewohnheit und können ſich lange unter dem Waſſer halten; die letztern ſind eigentlich auf dem Meere zu Hauſe und fallen auf dem Zuge nur zufällig, um auszuruhen, auf ſüßem Gewäſſer ein. (Bei allen beſorgt das Weibchen das Erziehungsgeſchäft und die Führung der Jungen allein.)

In der Mauſerzeit ähneln die alten Männchen auf den erſten Blick den alten Weibchen mehr oder weniger und dieſe mauſern ſich ſpäter als jene.

Vorbemerk. Alle folgende, aus *Temmink* Man. d'orn. entlehnte Beſchreibungen der verſchiedenen Arten machen ſelbige nach dem völlig ausgemauſerten Gewande, in welchem ſie zur Winterszeit erſcheinen, kenntlich *).

*) S. Temmink a. a. O. S. 535, remarque.

a) Hinterzehe ohne häutigen Flügel.

Zehnte Art: Rothe Ente, Anas rutila, *Pallas.*

Schnabel ſchwarz; Augenſtern gelblichbraun; Füße lang, ſchwarzbraun; Scheitel und Band durch die Augen weiß; Stirn, Wangen und Kehle weißgelbröthlich; Hals roſtfarbig, mit ſchwarzem Bande — welches dem Weibchen fehlt — umgeben; ganzer übriger Körper gelbroth; Steiß und Schwanz ſchwarzgrün; Schwingen ſchwarz, auf denſelben ein durch die großen Deckfedern ſich bildender weißer Spiegel. Länge 20″.

(An. rutila, *Pallas*; Nov. comm. Petrop. XIV. p. 579. T. 22. F. 1; Meyers Taſchenb. II. S. 532; S. G. *Gmel.* Reiſ. II. S. 182. T. 15. An. casarca, *Gm. Linn.* syst. I. p. 511. sp. 46; *Lath.* Ind. orn. II. p. 841. sp. 24; Bechſt. Taſchenb. III. S. 589; *Temmink* Man. d'orn. p. 535.)

Eilfte Art: Brandente, Anas tardona, *Linn.*

Männchen: Schnabel (sehr platt, oberer vorn etwas aufwärts gebogen), ſammt dem fleiſchigen Höcker an der Stirn blut- oder karmeſinroth; Augenſtern braun; Füße fleiſchfarben; Kopf und Oberhals dunkel ſtahlgrün glänzend; Unterhals, Flügeldeckfedern, Rücken, Flanken, Steiß und Schwanzwurzel rein weiß; Schultern, ein breites Querband zwiſchen Bruſt und Bauch *), After, Schwingen und Vordertheil der Steuerfedern ſchwarz; Bruſt von einem breiten roſtfarbigen Bande umgeben, das ſich nach dem Rücken hinaufzieht; Spiegel grün, mit purpurfarbigem Glanze; untere Deckfedern des Schwanzes roſtfarbig. Länge 22 — 23″.

Weibchen kleiner als das Männchen; Stirnhöcker fehlend und an deſſen Stelle ein kleiner ſchmutzigweißer Flecken; alle Farben matter; das Bruſtband ſchmaler und das Querband zwiſchen Bruſt und Bauch oft mit großen weißen Flecken beſetzt.

Junge — kaum halbwüchſige —: Schnabel in der Mitte ſchwach roſtfarbig, ſonſt wie die Füße grau; Augenſtern bräunlichgrau; Seiten des Vorderkopfs, Wangen, Vorderhals und ganzer Unterkörper weiß; Hinterhals graubraun, mit weißlichen Federrändern; Schwung- und Schwanzfedern graubraun, letztere mit weißer Einfaſſung.

*) Obiges Band nach Meyer kaſtanienbraun.

(An. tadorna, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 506. sp. 4; *Lath.* Ind. orn. II. p. 854. sp. 56; Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. IV. S. 976; Meyers Taſchenb. II. S. 534; Annalen d. Wetter. Geſellſch. Bd. II. Hft. 2. S. 357; *Temmink* Man. d'orn. p. 536; An. cornuta, S. G. *Gmel.* Reiſe II. S. 185. T. 19.)

Anatom. Bemerk. Beim Männchen dehnt ſich die bis zum untern Larynx ziemlich gleichweite Luftröhre daſelbſt in zwei aus einer dünnen knorpelartigen Subſtanz gebildete, auf der Außenſeite gewölbte Höhlungen aus, welche unten mit einander in Verbindung ſtehen, oben aber von einander abgeſondert ſind und deren linke nur halb ſo groß iſt als die rechte.

Zwölfte Art: Stockente, A. boschas, *Linn.*

Männchen: Schnabel grünlichgelb; Augenſtern braunroth; Füße orangefarben; Kopf und Hals dunkel grün glänzend (entenhalſig), am letztern ein weißer Halbzirkel; Spiegel violettgrün, unten hin erſt ſchwarz, dann weiß, oben weiß eingefaßt; vier mittelſte Schwungfedern halbzirkelförmig nach oben gekrümmt. Länge 22 — 23″.

Weibchen: Schnabel graugrün, bisweilen gefleckt; Augenſtern braun; Hauptfarbe lerchengrau; Kehle weiß; ein weißlicher, braun geſtrichelter Streif über den Augen, ein ſchwärzlicher durch dieſelben; Spiegel wie beim Männchen, nur mehr violett und weniger grün; mittelſte vier Schwanzfedern gerade. Länge 21 — 22″.

(An. bosch, *Gmel. Linn.* syst. I. 538. sp. 40; Meyers Taſchenb. II. S. 538; *Temmink* Man. d'orn. p. 537; Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. IV. S. 1046.)

Anatom. Bemerk. Beim Männchen erweitert ſich der untere Luftröhrenkopf etwas nach vorn zu, bildet dann an der linken Seite eine knochenartige ausgehöhlte Hervorragung von der Größe einer Kirſche; die Ringe der Luftröhre ſind alle im Durchmeſſer ſich gleich.

Dreizehnte Art: Schnatterente, A. strepera, *Linn.*

Männchen: Schnabel ſchwarz (mit langen, blättrigen Lamellen); Augenſtern hellbraun; Füße orangegelb, Schwimmhaut ſchwärzlich; Kopf und Oberhals auf grauem Grunde braun gefleckt; Unterhals, Rücken und Bruſt mit ſchwarzen Halbmondflecken; Schultern und Flanken mit ſchwärzlichen und weißen Zickzacks; mittlere Flügeldeckfedern roſtbraun; große Deckfedern, Steiß und untere Schwanzdeckfedern tief ſchwarz; Spiegel rein weiß. Länge 19″.

Weibchen: (Schnabel bräunlich; Augenſtern und Füße wie beim Männchen;) Rückengefieder ſchwarzbraun, roſtgelb eingefaßt; Bruſt röthlichbraun, ſchwarz gefleckt; keine Zickzacks an den Flanken; Steiß und untere Schwanzdeckfedern graulich.

(An. strepera, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 520. sp. 20; *Lath.* Ind. orn. II. p. 859. sp. 69; *Temmink* Man. d'orn. p. 539; Schnatterente, Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. IV. S. 1996; Meyers Taſchenb. II. S. 533; Naumanns Vögel, Bd. III. S. 279. T. 45. F. 65 (Weibchen), T. 46. F. a (Männchen).)

Anatom. Bemerk. Die Luftröhre des Männchens iſt von oben herein enger als bei der Stockente; weiter nach unten erweitert ſie ſich etwas, wird aber nahe am untern Larynx wieder ſehr enge, dieſer erweitert ſich nach vorn zu etwas und bildet dann an der linken Seite eine knochenartige, eben ſo geſtaltete, aber etwas kleinere Protuberanz als bei dem Stockentvogel.

Vierzehnte Art: Spießente, A. acuta, *Linn.*

Männchen: Schnabel ſchmal, dunkel aſchblau; Augenſtern hellbraun (nach Meyer im Herbſte dunkel braun); Füße aſchgrauröthlich, Schwimmhaut ſchwärzlich; (Hals lang und dünne;) Oberkopf untermengt braun und ſchwarz; Wangen, Kehle und Oberhals braun, mit violettem und purpurfarbenem Schiller; im Nacken ein ſchwarzes, mit zwei weißen Streifen eingefaßtes Band; Vorderhals und Unterleib weiß; Rücken und Flanken mit ſchwarzen und aſchfarbigen Zickzacks; auf den Schultern lange, ſchwarze Flecken; Spiegel kupferfarbig und grünglänzend, oben mit einem gelbrothen, unten mit einem weißen Bande eingefaßt; die beiden mittelſten Federn des Schwanzes ſchwärzgrün, verlängert und zugeſpitzt. Ganze Länge 23 — 24″.

Weibchen: Schnabel ſchwärzlich; Füße röthlichſchwarz; Kopf und Hals hell roſtfarbig, mit kleinen ſchwarzen Flecken beſäet; obere Theile ſchwarzbraun, mit ungleichen gelbbraunröthlichen Halbmondflecken gezeichnet; untere Theile roſtgelb, hellbraun gefleckt; Spiegel gelb- oder braunröthlich, oben mit einem gelblichen, unten mit weißſchwärzlichem Bande eingefaßt; Schwanz kegelförmig, ohne Verlängerung der zwei mittelſten Federn. Länge 20″.

An jungen Männchen Kopf roſtbraun, ſchwarz gefleckt; Bauch gelblich; Spiegel olivengrün, ohne Schiller.

Flugbare Junge vor der Mauſer graubunt.

(Anas acuta, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 528. sp. 28; *Lath.* Ind. orn. II. p. 864. sp. 81; *Temmink* Man. d'orn. p. 540; Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. IV. S. 1116; Meyers Taſchenb. II. S. 536; Naumanns Vögel, Bd. III. S. 313. T. 51. F. 74 u. 75 (Männchen und Weibchen).)

Anatom. Bemerk. Beim Männchen die Luftröhre aus gleichweiten Ringen beſtehend; der untere Larynx nach der linken Seite gewendet und in eine kleine knochenartige Protuberanz aufgetrieben.

Funfzehnte Art: Löffelente, A. clypeata, *Linn.*

Männchen: Der breite, vorn löffelartig geſtaltete Schnabel oben ſchwarz, unten gelblich; Augenſtern hochgelb; Füße orangefarbig; Kopf und Hals ſchwarzgrün glänzend; Bruſt reinweiß; Bauch und Flanken kaſtanienbraun; Rücken ſchwarzbraun; kleine Flügeldeckfedern himmelblau; Schultern weiß, mit ſchwarzen Flecken und Punkten; Spiegel glänzend dunkel grün, weiß eingefaßt. Länge 18″.

Weibchen: Schnabel ſchwarzbraun, an den Rändern und unten braun; Augenſtern bleichgelb; Kopf hellroſtfarbig, mit feinen ſchwarzen Strichelchen; Gefieder der obern Theile ſchwarzbraun, röthlichweiß eingefaßt; untere Theile röthlichweiß, mit großen braunen Flecken; kleine Flügeldeckfedern ſchmutzig hellblau; Spiegel ſchwarzgrün. Länge 17″.

Junge im Herbſte und Alte in der Mauſer ſind an einigen Körperſtellen dem Männchen im Winter, an andern dem Weibchen oder dem jungen Männchen vor der Mauſer in Rückſicht der Gefiederfarben ähnlich; doch iſt die Zeichnung undeutlich und unbeſtimmt.

(An. clypeata, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 518. sp. 19; *Lath.* Ind. orn. II. p. 856. sp. 60; *Temm.* Man. d'orn. p. 543; Anas rubens, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 519. sp. 82 (Abänderung des jungen Männchens); Löffelente, Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. IV. S. 1101; Meyers Taſchenb. II. S. 543; Naum. Vögel, Bd. III. S. 299. T. 49. F. 70. Männch., 71. Weibch.)

Anatom. Bemerk. Die Luftröhre des Männchens iſt von gleichem Durchmeſſer bis zum untern Kopf, wo ſie ſich ein wenig erweitert; hier zeigt ſich an der linken Seite eine kleine knochenartige Protuberanz, die ſich etwas nach unten ausdehnt; die Aeſte ſind ſehr lang.

Sechzehnte Art: Knäkente, A. querquedula, *Linn.*

Altes Männchen: Schnabel bräunlichſchwarz; Augenſtern hellbraun; Füße aſchgrau; Scheitel ſchwarzbraun; über den Augen ein weißer Streif, der ſeine Richtung nach dem Nacken hin nimmt; Kehle tief ſchwarz; Kopf und Oberhals dunkel rothbraun, mit kleinen weißen Punkten; Unterhals und Bruſt bandförmig braun geſprenkelt; mitten auf den Schultern ein weißer Streif; Flügeldeckfedern bläulichaſchgrau; Spiegel klein, ſchwarzgrün, oben und unten weiß eingefaßt; Bauch weiß oder weißgelblich, an den Flanken ſchwarze Zickzacks. Länge beiläufig 15″.

(Dies iſt Anas circia, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 533. sp. 34; Summer teal, *Lath.* Syn. VI. p. 552; *Pennant* Brit. Zool. p. 158. T. Q. 9; Sarcelle d'été, *Buffon* des ois, IX. p. 268; Pl. enl. 946; Zirzente, Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. IV. S. 1150; Deſſelben Handb. d. Jagdw. Th. I. Bd. II. S. 176 *).)

Weibchen: Hinter und unter den Augen ein weißes, braun geflecktes Band; Kehle weiß; Gefieder des Oberkörpers ſchwarzbraun, hellbraun eingefaßt; untere Körpertheile weißlich; Spiegel matt grün. Länge 13 — 13½″.

Junge Männchen gleichen vor der Mauſer dem Weibchen, ſie haben oft noch zu Anfang des Winters eine weiße Kehle und viele braune Federn, vermengt mit ſolchen, welche in Farbe und Zeichnung denen des oben beſchriebenen vollkommenen Gewandes gleichen; dann iſt das weiße Augenband braungefleckt, das Rothbraun am Kopfe weniger dunkel, der Bauch nicht gelblich überflogen, aber oft braun gefleckt.

(Anas querquedula, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 531. sp. 32; *Temm.* Man. d'orn. p. 545; Anas crecca, *Lath.* Ind. orn. II. p. 873 (Varietas); Kräkente, Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. IV. S. 1135; Meyers Taſchenb. II. S. 545; Naum. Vögel, Bd. III. S. 284. T. 47. F. 66 (Männch.), 67. (Weibch.).)

Anatom. Bemerk. Die am obern Larynx ziemlich weite Luftröhre des Männchens verengert ſich ungefähr 1″

---

*) Drei Exemplare von dieſer Zeichnung, welche der Verfaſſer unterſucht hat, waren nur 13½″ lang, als das Maaß, welches Bechſtein a. a. O. für die Zirzente angibt; dagegen maaßen mehrere Knak-Entvögel 1 — 1½″ mehr. Hieraus ließen ſich, wenn auch nicht gegen die Identität der Art, doch dagegen, daß An. circ. ein altes Männchen der An. querqu. ſei, doch wohl Zweifel erheben.

unter der Stimmritze bedeutend; erweitert ſich von da an bis zum untern Kopf koniſch und endigt ſich in einer birnförmigen Protuberanz, deren breiter Theil nach unten gekehrt iſt.

Siebenzehnte Art: Kriekente, A. crecca, *Linn.*

Männchen: Der ſchmale Schnabel ſchwärzlich; Augenſtern braun; Füße röthlichaſchgrau; Scheitel, Wangen und Oberhals rothbraun; von den Schläfen bis in den Nacken ein breites, goldgrünes, blau ſchillerndes Band ſich ausdehnend; Unterhals, Rücken, Schultern und Flanken mit weißen und ſchwarzen Wellenlinien und Zickzacks gezeichnet; Bruſt weißbräunlich, mit ſchwarzen oder ſchwarzbraunen rundlichen Flecken; Bauch weiß oder weißgelblich; Flügeldeckfedern braun; Spiegel vorn ſchwarz, hinten goldgrün, mit blauem glänzenden Schiller und ſchmaler weißer Einfaſſung. Länge 14″.

Weibchen: Schnabel oben braun marmorirt, an den Rändern und unten braungelblich; hinter und unter den Augen ein roſtfarbenweißliches, braun geflecktes Band; Gefieder des Kopfes und Oberkörpers dunkelbraun, mit breiter hellbrauner (röthlichgelber) Einfaſſung; Unterkörper weißlich; Spiegel halb ſchwarz, halb grün, oben und unten von einem weißen Streife begrenzt *). Länge 13″.

Junge Männchen ähneln vor der erſten Mauſer den Weibchen; zu Anfange des Winters ſieht man junge Männchen, an welchen die Kehle weiß oder auch ſchwarz gefleckt, das Rothbraune und grün Schillernde am Kopfe undeutlich und mit weißen und roſtgelben Flecken überſäet, auch braunes Gefieder ſtark mit ſolchem, wie es am vollkommnen Winterkleide des alten Männchens ſich darſtellt, vermengt, die obere Spiegeleinfaſſung endlich oft mit Roſtgelb überflogen, das weiße Gefieder am Bauche ſchwarz gefleckt iſt.

(Anas crecca, *Gmel. Linn.* syst. I. 532. sp. 33; *Lath.* Ind. orn. II. p. 872. sp. 100; *Temmink* Man. d'orn. p. 547; Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. IV. S. 1135; Meyers Taſchenb. II. S. 547; Naumanns Vögel, Bd. III. S. 292. T. 48. F. 68. u. 69.)

Anatom. Bemerk. Die Luftröhre des Männchens

*) An der Verſchiedenheit der Spiegelfarben ſind Weibchen und Junge dieſer und der vorhergehenden Art leicht und auf den erſten Blick zu unterſcheiden. S. *Temmink* Man. d'orn. p. 547. Anmerkung.

iſt eng, überall faſt gleichweit und es bildet ſich an der linken Seite des untern Larynx eine knochenartige, durchſichtige, oben kugelförmig abgerundete Protuberanz von der Größe einer Zuckererbſe.

b) An der Hinterzehe ein ſchlaffer, häutiger Flügel; Nahrung vorzüglich aus Konchylien, Inſekten und Fiſchen beſtehend.

Achtzehnte Art: Eiderente, A. mollissima, *Linn.*

Die Schnabelwurzel zu beiden Seiten hoch in die Stirn (mit einer ſpitzwinkeligen Federhaut) hinaufgehend; Schulterfedern ſichelförmig.

Männchen im Alter von vier Jahren: Schnabel matt grün; Augenſtern braun; Füße matt graugrün; auf beiden Seiten über den Augen ein breites, ſchwarzes, violett ſchillerndes Band; Scheitel eben ſo beſiedert, von einer Linie begrenzt, welche grünlichweiß erſcheint; Genick und Seiten des Oberhalſes blaßgrün; Unterhals, Rücken, Schulter- und kleine Flügeldeckfedern rein weiß; Bruſt röthlichweiß oder fleiſchfarben; Bauch, After und Steiß tief ſchwarz. Länge 23 — 24″.

Altes Weibchen: Schnabel, Augenſtern und Füße wie beim Männchen; Gefiederhauptfarbe roſtgelb, ſchwarz in die Quere geſtreift; Flügeldeckfedern in der Mitte ſchwarz, dunkel roſtfarbig eingefaßt; auf den Flügeln zwei (nach Herrn Meyer (Taſchenb. II, 507.) nicht bei allen vorhandene) weißliche Streifen; Bauch und After dunkelbraun oder dunkel aſchgrau, mit ſchwarzen Streifen. Länge 21 bis 22″.

(Anas mollissima, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 514. sp. 15; *Lath.* Ind. orn. II. p. 845. sp. 35; Canard eider, *Temmink* Man. d'orn. p. 549; Eidergans, Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. IV. S. 926; Eiterente, Meyers Taſchenb. II. S. 507; Naumanns Vögel, Bd. III. S. 333. T 54. F. 79. u. 80.)

Junge Männchen vom Jahre: Schnabel und Füße ſchwarzgrün, letztere oft braunröthlich; Scheitel, Wangen und Oberhals mit aſchgraubraunem, dunkel braun geflecktem Flaum beſetzt; von der Schnabelwurzel aus über den Augen ein breiter, weißlicher, ſchwarz punktirter Streif ſich hinziehend; Unterhals und Bruſt weiß und ſchwarz in die Quere geſtreift, und dieſe Farben mit Roſtgrau gemiſcht; Oberkörper ſchwarz, mit braunen Federrändern; Unterkörper ſchwarzbraun, mit weißlichen oder hellbraunen Federſäumen;

Schwanz aſchgraubraun; Schulterfedern nicht ſichelförmig, ſondern gerade, an den Spitzen abgerundet. (Dies iſt, nach Temmink, Anas spectabilis, foemin., *Sparm.* Mus. Carls. fasc. II. T. 40.)

Zweijähriges Männchen: An allen Theilen Andeutung der den Alten zukommenden Gefiederfarben; auf dem Halſe, der Bruſt, dem Oberrücken und den Flügeln große weiße Flecken; der größere Theil des Rückens tief ſchwarz und ungefleckt; der Unterkörper weißlich und ſchwarz gefleckt und geſtreift. (Dies iſt dann, nach Temmink, Anas mollissima, *Sparm.* Mus Carls. fasc. I. T. 6.)

Dreijähriges Männchen: Die Zeichnung des Gefieders im Ganzen regelmäßiger; die weißen Theile rein weiß; die Streifen an den Seiten des Kopfes werden ſichtbar; Hinterkopf und Wangen hell grünlich; Rücken und einige Schulterfedern noch ſchwarz, und oft am Halſe einige braune und braun geſtrichelte Federn mit weißen untermengt.

Aus dieſer Altersvarietät hat man in mehreren ornithologiſchen Syſtemen eine beſondere Art gemacht und ſelbiger rothen Schnabel und rothe Füße vermuthlich aus dem Grunde beigelegt, weil dem Schnabel und den Füßen derjenigen ausgebälgten Exemplare, nach welchen man die Beſchreibung entwarf, dieſe Farbe vom Künſtler natur-ungetreu gegeben worden war *). (Dies iſt dann: An. spectabilis. Mas, *Sparm.* Carls. fasc. II. T. 39. *Gmel. Linn.* syst. I. p. 507. sp. 5; *Lath.* Ind orn. II. p. 845. sp. 36.; Brandente, Naum. Vögel, Bd. III. S. 215. T. 40. F. 58 u. 59; welche letztere Abbildung nach Temmink eine Albino-Spielart des jungen Männchens iſt.)

Anatom. Bemerk. Des Männchens Luftröhre iſt ihrer ganzen Länge nach von gleichem Durchmeſſer und aus harten, ganzen, walzenförmigen, durch Membranen verbundenen, Ringen zuſammengeſetzt; der untere Larynx dehnt ſich nach vorn hin aus und bildet an der linken Seite eine kleine, halbkugelförmige Protuberanz; der dreieckige Unterſatz (socle) am Grunde der Stimmritze (glotte) iſt ſehr hervorragend.

Neunzehnte Art: Sammetente, A. fusca, *Linn.*

Altes Männchen: Schnabel an der Wurzel höckerartig etwas aufgetrieben; die Wurzel ſelbſt, nebſt Naſenlöchern und äußern Schnabelrändern, ſchwarz; der Nagel rothgelblich;

*) *Temmink* Man. d'orn. p. 551. Remarque.

das Uebrige des Schnabels orangegelb; Augenſtern perlfarben; Fußwurzel und Zehen hochroth, Schwimmhaut ſchwarz; ganzer Körper, bis auf einen weißen Halbmondflecken hinterwärts unter den Augen und einen kleinen weißen Spiegel auf den Flügeln, tief ſammetſchwarz. Länge 20 bis 21″.

Weibchen: Schnabel ſchwarzgrau (Naſenlöcher erhaben, etwas höckerig); Augenſtern braun; Fußwurzel und Zehen ſchmutzig roth, Schwimmhaut ſchwarz; Oberkörper ſchwarzbraun oder rußfarbig; Unterkörper grauweiß, mit ſchwarzbraunen Flecken; vor dem Auge und auf der Ohröffnung ein weißer Flecken (auf den Flügeln ein weißer Strich). Länge 18″.

Junge Männchen ſind während des erſten Jahres dem alten Weibchen höchſt ähnlich, mit dem Unterſchiede, daß (der Augenſtern dunkelgrau) die Fußwurzel, nebſt Zehen, ziegelroth erſcheint und daß die weißen Flecken vor und hinter den Augen kleiner und weniger deutlich ſind. Länge 19″.

(Anas fusca, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 507. sp. 6; *Lath.* Ind. orn. II. p. 848. sp. 44; *Temmink* Man. d'orn. p. 552; Sammetente, Meyers Taſchenb. II. S. 516; Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. IV. S. 954 (An. fuliginosa, Bechſt. a. a. O. S. 962. T. 36. junger Vogel — nach Meyer); Naum. Vögel, Nachtr. Hft. II. S. 101. T. 15. F. 30 altes Weibchen unter dem Namen: Brillenentenweibchen, und T. 16. Männchen.)

Anatom. Bemerk. An der Luftröhre des alten Männchens unter der Stimmritze eine kleine, knochenartige, längliche, in der Mitte gefurchte Erweiterung; ungefähr in der Mitte der Luftröhre eine zweite größere, knochenartige Erweiterung, welche da, wo ſie die Halswirbel berührt, plattgedrückt und unten halbkugelförmig gerundet iſt; am unteren, rechts und links auch ein wenig erweiterten Larynx zwei kleine, gleichfalls knochenartige Protuberanzen. Bei jungen Männchen im erſten Lebensjahre iſt das Ganze der Luftröhre — mit Einſchluß der bei den alten Männchen erwähnten, bei den Jungen noch unregelmäßigen Erweiterungen — theils von häutiger, theils von knorpelartiger Subſtanz; mit weiter zunehmendem Alter des Vogels verknöchern ſich die gedachten Erweiterungen je mehr und mehr.

Zwanzigſte Art: Trauerente, A. nigra, *Linn.*

Altes Männchen: Auf der Wurzel des Oberſchnabels eine kugelförmige Hervorragung, dieſe ſchwarz, in der Mitte mit hochgelbem Längsſtriche; Naſenlöcher orangefarben; Nagel ſehr plattgedrückt und abgerundet, wie das Uebrige des

Schnabels ſchwarz; Augenſtern braun; nackter Augenring gelb; Fußwurzel und Zehen graulichbraun, Schwimmhaut ſchwarz. Das ganze Federkleid tief ſammetſchwarz (Kopf und Hals mit violettem Schiller); Schwanz kegelförmig. Länge 18″.

Weibchen: Oberſchnabelwurzel aufgetrieben, doch ohne kugelförmige Hervorragung; Naſenlöcher und ein Flecken auf dem Vordertheile des Oberſchnabels gelblich, das Uebrige des Schnabels ſchwärzlich; nackter Augenring und Augenſtern braun (Fußwurzel und Zehen grünlichgelb, Schwimmhaut ſchwärzlich); Scheitel, Hinterkopf und Nacken tief braunſchwarz; Wangen und Kehle (nebſt einem Theile des Vorderhalſes) hell aſchgrau mit (verloſchenen) braunen Spritzflecken; Rücken, Flügel und Bauch dunkelbraun, mit braunweißlichen Federrändern; Bruſt graubraun, mit braunweißlichen Federſpitzen. Länge 16 bis 17″.

Junge Männchen ſind kaum von den Weibchen zu unterſcheiden. (Anas nigra, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 508. sp. 7; *Latham*, Ind. orn. II. p. 848. sp. 43; *Temmink* Man. d'orn. p. 554; Meyers Taſchenb. II. S. 503. Trauerente, Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. IV. S. 963; Naumanns Vögel, Nachtr. Hft. 2. S. 98. T. 14. F. 28 u. 29.

Anatom. Bemerk. Die Luftröhre des Männchens unter der Stimmritze ſehr verengert, dann bauchig erweitert, ſo daß der mittlere Durchmeſſer das Doppelte gegen den obern, unter der Stimmritze, und gegen den untern am untern Larynx, beträgt; am untern Larynx zwei ſchlauchförmige, in der Mitte durch eine dünne, durchſichtige Membran vereinigte, knorpelige Erweiterungen.

Ein und zwanzigſte Art: Aſchgraue Ente, A. cinerasceus, *Bechst.*

Männchen: Schnabel lang, ſtark, breit, mit gekrümmten, zugeſpitztem Nagel; Wurzel des Oberſchnabels nur erhaben, ſchwarz, mit Ausſchluß der Naſenlöcher, welche, wie der Unterſchnabel fleiſchfarbig (röthlichgelb, nach des Verfaſſers Wahrnehmung) erſcheinen; Augenſtern graubraun; Füße ockergelb, mit grünlichem Anſtrich, Schwimmhaut ſchwarz; Zügel, Scheitel, Hinterkopf, Nacken und Bruſt dunkelbraun; Gegend unter den Augen, Seiten- und Vorderhals rein weiß; übriges Gefieder rußbraun-ſchwärzlich. Länge 16 bis 17″.

Weibchen: Die Theile, welche beim Männchen braun ſich darſtellen, mehr aſchgrau, mit helleren (nach des Verfaſſers Wahrnehmung faſt bronzefarbigen) Feder-

ſpitzrändern; das Weiße am Halſe graulich überflogen; Bruſt und Bauch weißgrau und braun geſtrichelt. Länge 15 bis $15\frac{1}{2}$″.

(Anas cinerasceus, *Bechst.* Taſchenb. II. S. 437. Nr. 22; deſſen Nat. Geſch. Teutſchl. IV. S. 1025. Nr. 13; Wolfs u. Meyers Vögel Teutſchl. Hft. 10. T. 6; *Temmink* Man. d'orn. 556; Meyers Taſchenb. II. S. 505, als junger Vogel der Anas nigra aufgeführt; Weißbackenente, Naum. Vögel, B. III. S. 374. T. 60. F. 91. 92. u. Nachtr. Hft. II. S. 98. F. 29 *).)

Zwei und zwanzigſte Art: Weißköpfige Ente, A. leucocephala, *Lath.*

Schnabel groß, ſehr breit; Flügel kurz; Schwanz lang, kegelförmig, Steuerfedern ſteif, zugeſpitzt, mit rinnenartiger Vertiefung; Füße lang, weit nach hinten geſtellt.

Männchen: Schnabel blau, von der Wurzel an bis gegen die Naſenlöcher aufgetrieben, in der Mitte gefurcht; Augenſtern gelb; Füße braun, bläulich überlaufen; Scheitel tief ſchwarz; Wangen, Kehle und Hinterkopf rein weiß; Unterhals und Nacken ſchwarzbraun; Oberkörper, Bruſt und Flanken ſchön dunkel roſtroth, mit feinen ſchwarzbraunen Zickzacklinien durchſchnitten. Steiß roſtfarbig mit Purpurſchiller; Schwanz ſchwarz; Bauch und After roſtgelblichweiß. — Länge 15 bis 16″.

Weibchen: Schnabel bräunlichblau; Füße braun (nach Meyer); Scheitel braun (Wangen, Kehle und Oberhals weiß); Unterhals ſchwarzbraun; alles Roſtfarbige graubraun überflogen; die Zickzackſtreifen weniger deutlich. Länge ungefähr 14″.

---

*) Im Frühlinge der Jahre 1805 und 1808 wurden zwei der obigen Beſchreibung vollkommen gleiche Weibchen in der Gegend zwiſchen Leipzig und Wurzen von den Männchen, welche, der Anzeige der Jäger nach, vorerwähnter Beſchreibung gleichfalls ähnlich geweſen ſeyn ſollen, erlegt und vom Verfaſſer unterſucht. Ihm ſcheint in Folge der Vergleichung der Beſchreibungen der Anas nigra und der Anas cinerasceus die Identität der Art bei letzter entſchieden zu ſeyn. Schade, daß bis jetzt der Luftröhrenbau am Männchen noch nicht hat unterſucht werden können; vielleicht wäre dadurch jeder Zweifel darüber gehoben, ob A. cin. eine eigene Art, oder eine Altersabänderung von A. nigra ſei. Daß dies der Fall bei A. rufina und A. ferina nicht ſeyn könne — wie Herr Bechſt. in ſeinem ornith. Taſchenb. III. S. 589 meint — beweiſ't wohl genüglich der Mangel des Spiegels. Gegen die Vereinigung mit A. nigra ſpricht aber das, daß Herr K. Temmink dieſe in Holland ſo häufige A. cin. nie ſah.

Die jungen Männchen ſollen — nach Bechſtein — den alten Weibchen gleichen.

(Anas leucocephala, *Lath.* Ind. orn. II. p. 858. sp. 64; *Gmel. Linn.* syst. I. p. 516. sp. 72; Meyers Taſchenb. II. S. 506; Bechſt. Taſchenb. II. S. 444. Nr. 29; *Temmink* Man. d'orn. p. 556; Anas mersa, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 520. sp. 84.)

Luftröhrenbeſchaffenheit iſt noch nicht unterſucht.

Drei und zwanzigſte Art: Eisente, A. glacialis, *Linn.*

Schnabel ſchmal und ſehr kurz (kürzer als bei allen übrigen in Teutſchland vorkommenden Entenarten gleicher oder größerer Länge, nehmlich nur 1½'' lang.

Sehr altes Männchen: Schnabel ſchwarz (ſchwarzgrau nach Meyer), in der Mitte mit einem orangerothen Querbande; Augenſtern orangegelb; Fußwurzel und Zehen gelb; Schwimmhaut ſchwärzlich; Scheitel, Nacken, Vorderhals und ganzer Unterhals, lange, ſchmale, ſichelförmig über die Flügel gekrümmte Schulterfedern, Bauch, After und Schwanzſeitenfedern rein weiß; Wangen, eigentliche Kehle und Flanken aſchgrau; auf beiden Seiten des Halſes ein großer kaſtanienbrauner Flecken; Bruſt, Rücken, Steiß, Flügel und die zwei ſehr langen, mittelſten Schwanzfedern rußbraun; Länge mit Inbegriff der zwei verlängerten Schwanzfedern 20 bis 21''.

(Anas glacialis, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 529. sp. 30; *Lath.* Ind. orn. II. p. 864. sp. 82; *Temmink* Man. d'orn. p. 558; le très vieux mâle; Eisente, Winterente, Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. IV. S. 1124; Meyers Taſchenb. II. S. 511. Beſchr. des noch älteren Männchens; Naumanns Vögel, B. III. S. 320. T. 52. F. 76 — hier die Füße nicht naturgetreu colorirt.)

Altes Weibchen: Schnabel bläulich, (meiſt) in der Mitte mit bleichgelbem Querbande; Augenſtern hellbraun; Füße bleifarbig; Stirn, Kehle (eigentliche) und Augenbraunen grauweißlich; Nacken, Vorderhals, ganzer Unterhals Bauch und After weiß; Scheitel und großer Flecken auf dem Seitenhalſe ſchwarzgrau; Bruſt braun, graue Federn untermengt (und dieſe weiß gekantet); Oberrücken-, Schulter- und Flügeldeckfedern ſchwarz (nach Meyer ſchwarzbraun), mit roſtgrauen Kanten und Spitzen; üb[illegible] obere Theile rußbraun; zwei mittelſte Schwanzfedern [illegible] verlängert, alle kurz, weiß eingefaßt. Länge 16''.

Junge vom Jahre im Allgemeinem dem alten Weibchen ähnelnd; das Weißliche an der Stirn häufig

mit Braun und Aſchgrau gefleckt; Kehle, Vorderhals und Nacken braungrau; ein großer Flecken hinter den Augen, Bauch und After weiß; Bruſt und Schenkel braun und aſchgrau gefleckt.

(Les jeunes de l'année du Canar Miclon, *Temmink* Man. d'ornith. p. 559; Anas glacialis, *Lath.* Ind. orn. II. p. 865. Var. γ. (femina); auch gehört hierher Querquedula Ferroensis, *Brisson* Orn. VI. p. 466. T. 40. F. 2; La sarcelle de Ferroé, *Buffon* Ois. IX. p. 278 und Pl. enl. 999 — le jeune de l'année; Anas leucocephala, Abbildung z. Th. II. S. 446 in Bechſt. Taſchenb. — iſt eine junge A. glac. v. Jahre.)

Ein- und zweijähriges Männchen: Scheitel und Nacken noch nicht rein weiß, ſondern, wie die Kehle und oft der Vorderhals, ſchwarzbraunweiß und aſchgrau gefleckt; Schulterfedern, welche beim Männchen mittleren Alters weiß oder weißgrau erſcheinen, braungelblich oder weißlich, mit großen dunkleren Flecken; die zwei mittelſten Schwanzfedern ſchon um 1″ und darüber gegen die übrigen verlängert.

(Dies iſt: Anas hyemalis, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 529. sp. 29; A. longicauda Islandica, *Brisson* Orn. VI. p. 379. n. 17.)

Anatom. Bemerk. Die Luftröhre des Männchens bis 1″ über dem untern Larynx gleichweit, auf dieſer Stelle zuſammengedrückt und an der linken Seite aus fünf breiten, mit einander verbundenen, knochenartigen Halbringen beſtehend; an der rechten Seite durch längliche Einſchnitte geöffnet ſich darſtellend; hier ein aus vier feinen knochenartigen Streifen (arêtes), deren Zwiſchenräume durch fünf ſtraff ausgeſpannte Membranen ausgefüllt ſind, beſtehender Rand (clavier) ſich bildend; der untere Larynx nach beiden Seiten und nach unten in mehreren knochenartigen Hervorragungen ſich erweiternd, deren vordere inwendig durch eine knorpelartige Maſſe geſchloſſen und mit einem dünnen Häutchen überzogen iſt *).

*) „La trachée du mâle, dont le tube est d'un égal diamètre, prend à une pouce de distance du larynx inférieur une forme très aplatie, le côté gauche de cette portion comprimée du tube est formé de cinq demi-anneaux osseux, très larges et [illegible]dés les uns aux autres; le côté droit au contraire, [illegible]vert et coupé longitudinalement; il s'y forme une [illegible] de clavier, composé de quatre fines arêtes oss[illegible] les intervalles des quelles sont cinq membranes [illegible]niformes; le larynx inférieur se dilate des deux côtés e[illegible] en-dessous, en plusieures protubérances osseuses, dont celle de devant est fermée intérieurement

Vier und zwanzigſte Art: Kolbenente, A. rufina, *Linn.*

Männchen: Schnabel lang, an der Spitze niedergedrückt, zinnoberroth, deſſen Nagel weiß; Augenſtern rubinroth; Fußwurzel und Zehen ſchön roth, Schwimmhaut ſchwarz. Kopf — deſſen Scheitel mit einer, aus langen, ſeidenartigen Federn beſtehenden, kolbigen Holle geziert iſt —, Wangen, Kehle und Oberhals braunroth (nach Meyer und Bechſtein dunkelziegelroth); Unterhals, Bruſt, Bauch und After tief ſchwarz; Rücken, Flügel und Schwanz hellbraun; Flanken, Handwurzel, ein großer halbmondförmiger Flecken an der Schulter, Spiegel und Schwungfederwurzel weiß (Spiegel ſchwarz eingefaßt). Länge 20 bis 21″.

Weibchen: Schnabel, Fußwurzel und Zehen braunröthlich (erſter mit ſchmutzig gelber Einfaſſung); Scheitel weniger buſchig behaubt, wie Hinterkopf und Nacken dunkel braun; Wangen, Kehle und Seitenhals weißgrau; Bruſt und Flanken braungelb; Bauch und After grau; Rücken, Flügel und Schwanz braun, mit leichtem, ockerfarbigem Ueberfluge; kein weißer Fleck an der Schulter; Spiegel halb weißgrau, halb hellbraun; Schwungfederwurzel weiß, mit braunem Anfluge. Länge 18½″.

(A. rufina, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 541. sp. 118; Pallas Reiſen II. S. 713; *Lath.* Ind. orn. II. p. 870. sp. 94; Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. IV. S. 1021; deſſelben ornithol. Taſchenb. II. S. 452. Nr. 34, nebſt verkleinerter Abbild. des Männchens; Meyers Taſchenb. II. S. 518; *Temmink* Man. d'orn. p. 560.)

Anatom. Bemerk. Die Luftröhre des Männchens iſt unmittelbar unter dem obern Larynx erweitert, verengert ſich aber zunächſt der Längenmitte ſchnell und ſtark; darauf erweitert ſie ſich nochmals ſehr und endigt ſich in ſehr engen Ringen. Der untere Larynx bildet zwei aufgetriebene Kammern; von dieſen iſt die auf der linken Seite die größte und dickſte und ſie beſteht aus knochenartigen Verzweigungen, welche mit einem dünnen durchſichtigen Häutchen überzogen ſind. (Aus eben dieſer Kammer tritt der linke Luftröhrenaſt hervor.)

---

par une cloison cartilagineuse et recouverte par une fine membrane." *Temmink* Man. d'orn. p. 560. Der Verfaſſer hat hier die Urſchrift wörtlich hergeſetzt, theils weil er, wegen Mangels an eigner Unterſuchungsgelegenheit ſeiner Ueberſetzung nicht ganz traut, auch Meyers Angaben über den fraglichen Fall nicht ganz mit dem Temminkiſchen übereinzutreffen ſcheinen. Vergl. Meyers Taſchenb. II. S. 512. Art. Zergliederung.

Fünf und zwanzigſte Art: Bergente, [A. marila, *Linn.*

Altes Männchen: Schnabel an der Wurzel erhaben, in der Mitte platt, an der Spitze ausgebreitet, hellblau, mit weißlichen Naſenlöchern, ſchwarzen Rändern und ſchwarzem Nagel; Augenſtern goldgelb, Fußwurzel und Zehen hell aſchgrau, Schwimmhaut ſchwärzlich; Kopf und Oberhals ſchwarz, mit glänzend grünem Schiller; Unterhals und Bruſt tief ſchwarz; Oberrücken und Schultern weißlich, mit weitläufig ſtehenden, feinen, ſchwarzen geſchlängelten Querlinien; Flügeldeckfedern ſchwarz und weiß marmorirt; Spiegel, Bauch und Flanken weiß, erſter aus einem kleinen, ſchwarz eingefaßten Flügelbande beſtehend; After mit braunen Zickzacklinien. Länge 17 bis 18″.

Altes Weibchen: Schnabel und Füße wie beim Männchen; Augenſtern ſchmutzig gelb; um die Schnabelwurzel herum ein breiter weißgelblicher Zaum; das Uebrige des Kopfes und Oberhalſes ſchwarzbraun (nach Meyer roſtbraun); Unterhals, Bruſt und Steiß dunkel braun; Rücken und Schultern mit enger ſtehenden, geſchlängelten, ſchwarzen und weißen Querlinien; Flanken braun gefleckt und mit dergleichen Zickzacklinien geſtreift. Länge 16″.

Bei dem jüngern Männchen ſtehen dicht um die Schnabelwurzel herum einzelne weiße Federn; das Schwarze des Kopfes und Halſes ohne Schiller und mit einigen ſchwarzbraunen Federn untermengt; das Weiße des Rückens mit braunen Flecken und die geſchlängelten Querlinien dichter neben einander als bei den alten Männchen; Bauch ſchmutzig weiß, grau gefleckt; an den Flanken ſchwarzbraune größere Flecken. Bei jüngeren Weibchen iſt die Grundfarbe des Rückens braun und in dieſer ſtellen ſich die geſchlängelten Querlinien weniger deutlich dar.

(Anas marila, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 509. sp. 8; *Lath.* Ind. orn. II. p. 853. sp. 54; *Temm.* Man. d'orn. p. 562; Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. IV. S. 1016; Meyers Taſchenb. II. S. 524; Naumanns Vögel B. III. S. 370. T. 59. F. 90; Kagolka, Lepechins Reiſe III. S. 223. T. 10; Anas fraenata, *Sparm.* Mus. Carls. II. Nr. 38 (iſt das Weibchen der vorſtehenden Art).

Anatom. Bemerk. Die weite Luftröhre des Männchens beſteht bis zu drei Viertheilen ihrer Länge aus wechſelsweiſe geſtellten Halbringen, die auf dem obern Theile der Luftröhre, wo ſelbige von häutiger Subſtanz iſt, ſich nicht vereinigen. Einen Zoll über dem untern Larynx iſt die Röhre zuſammengezogen und flach; an dieſer Stelle ſind die Ringe ganz und durch Membranen unter ſich verbunden. Der

untere Larynx erweitert ſich in knochenartige Hohlungen nach der Seite und nach unten; an der linken Seite ſtellen ſich knochenartige, erhabene und gegen die Röhre plattgedrückte Verzweigungen dar, welche mit einer durchſichtigen Membran überzogen ſind *). Bei jungen Männchen iſt die ganze Röhre knorpelartig und häutig; die knochenartigen Hohlungen ſind in Ringen angedeutet, welche durch Membranen getheilt ſind **).

Sechs und zwanzigſte Art: Tafelente, A. ferina, *Linn.*

Sehr altes Männchen: Schnabel lang, an der Spitze und an der Wurzel ſchwarz, in der Mitte mit einer breiten, dunkelblauen Querbinde; Augenſtern orangeroth; Fußwurzel und Zehen bläulich, Schwimmhaut ſchwarz; Kopf und Hals glänzend roſtroth; oberſter Theil des Rückens, Bruſt und Steiß matt ſchwarz; übriger Rücken, Schultern, Flügeldeckfedern, Flanken, Schenkel und After grauweißlich, mit vielen engſtehenden, aſchgraubläulichen Zickzacks; Bauch weißlich, mit kaum merklichen grauen Zickzacks; Schwingen und Schwanz dunkel aſchgrau, Spiegelgegend oben, unten und hinten durch weiße Einfaſſung bezeichnet. Länge 16 bis 17".

Altes Weibchen: Die ſehr ſchmale Querbinde auf dem Oberſchnabel ſchmutzig bläulich, übrigens Schnabel, Augenſtern und Füße wie beim Männchen; Scheitel, Seiten- und Hinterhals, Oberrücken und Bruſt roſtbraun, das Gefieder der letzteren ſchmutzig gelb berandet und durchwölkt;

---

*) Herr Hofrath Meyer beſchreibt in ſeinem Taſchenb. Th. II. S. 225 den Luftröhrenbau folgendermaßen: „Die ſtarke, vom Anfange weite, nach unten ſich verengernde männliche Luftröhre hat am Ende ein knöchernes Labyrinth, deſſen größte Kammer auf der linken Seite mit einem zarten, durchſichtigen Häutchen überzogen iſt, durch deſſen Mitte eine ſtarke, äſtige, bogenförmige Knochenader läuft; auf der hintern kleinern Wand iſt dieſes Häutchen mit einem Knochennetze überzogen."

**) Aus den bei Art 23. angeführten Gründen folgt hier die Temminkiſche Beſchreibung in der Urſprache: „La large trachée du mâle est composée pour les troisquarts de sa longueur, de demi-anneaux qui alternent et qui ne se réunissent point à sa partie supérieure, ou le tube est d'une substance membraneuse; à un pouce du larynx inférieur le tube se resserre et est déprimé; les anneaux de cette portion sont entiers et liés par des membranes; le larynx inférieur se dilate de côté et en-dessous en des cavités osseuses; du côté gauche il forme des ramifications osseuses, élévées et applaties contre le toube; ces ramifications sont garnies par une membrane transparente. Chez les jeunes mâles tout le tube est cartilagineux et membraneux; les cavites osseuses sont indiquées par des anneaux divisés par des membranes." Man. d'orn. p. 563. art. Anatomie.

Zügel, Augenumgebung, Kehle und Vorderhals weiß, mit roſtfarbigen Flecken; Bauch weißlich, an den Flanken große braune Flecken; die Zickzacks auf den obern Theilen weniger deutlich als beim Männchen. Länge 15 bis 16″.

Junge Männchen vom Jahre gleichen dem Weibchen; bei ein- und zweijährigen iſt das Roſtrothe des Kopfes weniger lebhaft; das Schwarze der Bruſt nicht tief ſchwarz, gewöhnlich in Schwarzbraun übergehend, oft ſogar mit hellbraunem Anfluge; zuweilen Rücken und Flanken gefleckt. (Anas ferina, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 530. sp. 31; *Lath.* Ind. orn. II. p. 862. sp. 77; *Temm.* Man. d'orn. p. 564; An. rufa, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 515. sp. 71; *Lath.* Ind. orn. II. p. 863. sp. 78. — Männchen —; Tafelente, Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. IV. S. 1028; Meyers Taſchenb. II. S. 527; Naum. Vögel Bd. III. S. 354. T. 58. F. 78. — ſehr altes Männchen, F. 88 ein- oder zweijähriges Männchen, T. 57. F. 86. Junge vom Jahre.)

Anatom. Bemerk. Die weite Luftröhre des Männchens iſt faſt ihrer ganzen Länge nach aus ganzen, walzenförmigen Ringen zuſammengeſetzt, verengert ſich zunächſt dem *untern* Larynx ſchnell; dieſer dehnt ſich nur unterwärts *in eine* knochenartige Hohlung aus; an der rechten Seite erheben ſich knöcherne Verzweigungen genau ſo, wie bei der vorhergehenden Art; die hintere, an der Röhre angeheftete Wand iſt faſt ganz knochenartig und mit drei kleinen, durchſichtigen Hautfleckchen belegt.

Sieben und zwanzigſte Art: Schellente, L. clangula, *Linn.*

Altes Männchen: Schnabel ſehr kurz, an der Wurzel breiter als an der Spitze ſchwarz; Naſenlöcher an der vordern Hälfte des Schnabels liegend, durchgehend; Augenſtern goldgelb; Fußwurzel und Zehen orangegelb, Schwimmhaut ſchwarz; an jedem Mundwinkel ein großer weißer Flecken; übriger Theil des Kopfes (— deſſen ſammetartiges Gefieder im Affect aufgeſträubt, eine rundlich geſpitzte Holle bildet —) und Oberhals ſehr dunkel grün, mit Purpurglanz; Unterhals, Bruſt, Bauch, Flanken, After, ein Theil der Schulterfedern und große Flügeldeckfedern, welche den (ſchwärzlich eingefaßten) Spiegel bilden, rein weiß; Rücken, Steiß und übriger Theil der Schulterfedern tief ſchwarz; Schenkel und Schwanz ſchwarzgrau. Länge 17 bis 18″.

Weibchen: Schnabel an der Spitze (nach Meyer zuweilen in der Mitte) ſchmutzig gelb, übrigens — nach Meyer — braun; Augenſtern gelb; Fußwurzel und Zehen hellgelb, Schwimmhaut ſchwärzlich; ganzer Kopf und Oberhals ſehr dunkelbraun; Unterhals, Bauch und After rein weiß;

Bruſt und Flanken dunkel aſchgrau, mit weißlichen Federrändern; Geſieder des Rückens und der Schultern ſchwärzlich, mit ſehr dunkel aſchgrauen Spitzen und Rändern; Flügeldeckfedern zum Theil ſchwarz und weiß. Länge 15 bis 16″.

An jungen Männchen vom Jahre der Schnabel ſchwarzgrau; Augenſtern ſchmutzig grünlichgelb; Füße ſchmutzig bräunlichgelb; im Uebrigen gleichen ſie dem alten Weibchen. Bei einjährigen Männchen fängt ſich der weiße Flecken am Mundwinkel (ſ. altes Männchen) zu zeigen an und das Kopfgefieder ſtellt ſich ſchwarz, jedoch ohne Schiller, dar *).

(Anas clangula, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 523. sp. 23; *Lath.* Ind. orn. II. p. 867. sp. 87; *Temmink* Man. d'orn. p. 566; Schellente, Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. IV. S. 985; Meyers Taſchenb. II. S. 521; Naum. Vögel B. III. S. 336. T. 55. F. 81 u. 82; Borkhauſens deutſche Ornith. Hft. XII. T. 3 u. 4; auch gehört hieher A. Glaucion, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 525. sp. 26, *Lath.* Ind. orn. II. p. 868. sp. 88. u. Spatelente, Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. IV. S. 1004, als altes Weibchen oder junges Männchen.)

Anatom. Bemerk. Des Männchens von der Stimmritze an ſehr enge Luftröhre erweitert ſich gegen das Ende des zweiten Drittheils ihrer Länge in mehreren über einander liegenden großen Ringen, welche, durch membranöſe Querfalten unter ſich in Verbindung ſtehend, ungefähr wie ein Puderbieſter **), in einem ſehr erweiterten Cylinder willkührlich aus einander gezogen und zuſammengeſchoben werden können; dann verengert ſich die Röhre wieder und bildet ein Ganzes mit dem, nach unten ſich erweiternden Larynx, von deſſen unterm Ende ein aus herzförmigen Knochen, die mit zwei (nach Meyer mit drei) Membranen trommelartig überzogen ſind, gebildetes großes Labyrinth in diagonaler Richtung an der linken Seite

---

*) Der Verf. bemerkt nochmals, daß er bei Beſchreibung der Sumpf-, Strand- und Waſſervögel dem Herrn Ritter Temmink allein gefolgt iſt. Einige wenige Zuſätze — nach Meyer und Bechſtein — ſind in Klammern eingeſchloſſen.

**) Im Originale (*Temmink* Man. d'orn. p. 563. art. Anatomie) soufflet à cylindre, welchen Ausdruck der Ueberſ., der keinen cylindriſchen Blaſebalg kennt, nicht anders, mindeſtens nicht treffender zu verteutſchen weiß. Uebrigens iſt obige Stelle überhaupt frei überſetzt, und es ſchien ſogar nöthig, zur beſſern Verſtändlichkeit des Ganzen, Einiges nach Meyers Taſchenb. II. S. 523. hinzu zu ſetzen.

ſich erhebt; von da geht der längſte und ſtärkſte der beiden Luftröhrenäſte in Form eines Trichters aus.

Acht und zwanzigſte Art: Reiherente, *A. fuligula*, *Linn.*

Sehr altes Männchen: Der am Vorderende breitere Schnabel als an der Wurzel hell aſchblau, mit ſchwarzem Nagel; Naſenlöcher mehr nach der Wurzel zu liegend, durchgehend; Augenſtern goldgelb; Fußwurzel und Zehen bläulich (bleifarbig); Schwimmhaut ſchwärzlich; auf dem Scheitel ein aus langen, ſchmalen Federn beſtehender, herabhängender Federbuſch; dieſer Federbuſch, nebſt übrigem Kopf, Hals und Bruſt, ſchwarz mit violettem und ſtahlgrünem Schiller; Rücken, Flügel und Steiß, ſchwarzbraun mit bronzenem Schiller und mit braunen Punkten beſäet; Bauch, Flanken und Querband auf den Flügeln, welches den Spiegel bildet, rein weiß; der Spiegel ſchwarz eingefaßt; After ſchwarzbraun. Länge 15 bis 16″.

Altes Weibchen: Schnabel und Füße dunkler als am Männchen; Augenſtern hellgelb; Federbuſch weniger lang; dieſer Federbuſch, nebſt übrigem Kopf, Hals, Bruſt und Oberrücken, matt ſchwarz mit Dunkelbraun überflogen; Unterrücken und Flügel matt ſchwarz mit kleinen helleren Punkten; Bruſt und Flanken mit großen roſtbraunen Flecken; Bauch weißlich mit Roſtbraun durchmiſcht; Spiegel wie beim Männchen, nur weniger breit und rein. Länge 14 bis 15″.

(Anas fuligula, *Gm. Linn.* syst. I. 543. sp. 45; *Lath.* Ind. orn. II. p. 869. sp. 90; *Temmink* Man. p. 569: An. glaucion min., *Briss.* Orn. VI. p. 411. T. 37. F. 1. — altes Männchen; Reiherente, Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. IV. p. 997; Meyers Taſchenb. II. S. 519; Naumanns Vögel, Bd. III. S. 346. T. 56. F. 83. 84.)

Junge vom Jahre beiderlei Geſchlechts: Augenſtern ſchmutzig gelb; vor der Mauſer kein Federbuſch auf dem Scheitel; an der Wurzel des Oberſchnabels ein weißer (mit Hellbraun durchmiſchter) Flecken; auf der Stirn und zuweilen hinter den Augen weiß; übriger Kopf, Hals und Bruſt matt braun, letztere mit Roſtbraun durchmiſcht; Rücken und Flügel ſchwarzbraun mit hellbraunen Federrändern; Flanken roſtbraun; Bauch weiß, beim Männchen reiner als beim Weibchen; Spiegel klein und ſchmutzig weiß; After grau und braun durchmiſcht.

(Hierher gehört Le canard brun, *Buffon* Ois. IX. p. 252. u. Pl. enl. 1007; Naumanns Vögel, a. a. O. u. T. 57. F. 85.)

An Jungen nach der Mauſer und an Vögeln im einjährigen Alter der weiße Flecken an der Wurzel des Oberſchnabels nicht mehr vorhanden, oder nur ſchwach angedeutet; der Federbuſch bemerkbar, das Gefieder überall dunkler.

(Hierher gehören: Anas scandiaca, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 506. sp. 7; *Lath.* ind. orn. II. p. 858. sp. 68; Lapmark Duck, *Lath.* syn. VI. p. 515.)

Anatomiſche Bemerkung: Die Luftröhre des Männchens verhältnißmäßig nicht ſehr weit, und ihrer ganzen Länge nach (faſt) gleichweit, (nur nach unten etwas verengert); unterer Larynx nach vorn zu und an der rechten Seite zwei geringe, knochenartige, durch eine Nath geſchiedene Erweiterungen bildend; an der linken Seite knochenartige, mit einem zarten durchſichtigen Häutchen überzogene Verzweigungen hervortretend. Letzt gedachter Theil übrigens ganz ſo wie bei Art 25. (An. marila), und bei Art 26. (An. ferina) geſtaltet.

Neun und zwanzigſte Art: Weißaugige Ente, A. leucophthalmos, *Borkhausen.*

Altes Männchen: Schnabel lang, ſchwarzgrau, an der Wurzel und am Rande aſchblau; Nagel ſchwarz; Augenſtern perlfarben weiß; Füße ſchwarzgrau; Schwimmhaut ſchwarz; der dick befiederte Kopf, Hals, Bruſt und Flanken kaſtanienbraun, kupferfarbig glänzend; um den Hals ein ſchmaler dunkelbrauner Ring; unter dem Kinn ein dreieckiger rein weißer Flecken; Rücken und Flügel ſchwarzbraun, mit Purpurſchiller und kleinen roſtfarbigen Punkten; Spiegel weiß, mit braunſchwarzer Einfaſſung; Bauch und untere Schwanzdeckfern rein weiß. Länge 15″.

Weibchen: Kopf, Hals — an welchem der Ring fehlt —, Bruſt und Flanken braun, mit hell roſtfarbigen Federrändern; Gefieder des Oberkörpers ſchwärzlich, mit hellbraunen Spitzen; das Uebrige wie beim Männchen. Länge 14 bis 14½″.

Junge vom Jahre: Schnabel ſchwarzblau, vor dem Nagel ein heller, graublauer Flecken; Augenſtern braun; Füße ſchmutzig bleigrau, auf den Gelenken dunkelbraun; Scheitel und Nacken dunkelbraun; Wangen und Vorderhals roſtfarben; Kinn und kleiner Flecken am Halſe weiß; Schultern und Oberrücken braun, mit helleren Federrändern; Unterrücken glänzend ſchwarzbraun; Steiß mit roſtfarbiger Federeinfaſſung; Unterhals und Kropf braun, mit breitem roſt-

farbigem Federſaum; Bruſt glänzend grau weiß, einzeln braun gefleckt; Bauch braun, weißlich gefleckt; lange Seitenfedern in der Schenkelgegend roſtfarbig; After weiß, einzeln braun gefleckt; Flügeldeckfedern braun ſchwarz; Schwanz und Schenkel braun.

(Anas leucophthalmos, Borkhauſens, teutſche Fauna, I. S. 564. Nr. 204; Bechſt. Nat. Geſch. Teutſch. IV. S. 1009; *Temmink* Man. d'orn. S. 571; Meyers Taſchenb. II. S. 526; Beitr. der Wetter. Geſellſch. Bd. I. Hft. 1. S. 46; Junger Vogel *), Anas Nyroda, *Gm. Linn.* syst. I. p. 514. sp. 119; *Lath.* Ind. orn. II. p. 869. sp. 91; Anas Africana, *Gm. Linn.* syst. I. p. 522. sp. 88; *Lath.* Ind. orn. II. p. 875. sp. 104; Anas leucopis, Naumanns Vögel, Bd. III. S. 364. T. 59. F. 89 — Männchen.) —

Anatomiſche Bemerkung: die Luftröhre des Männchens unmittelbar unter der Stimmritze und oberhalb des untern Larynx ſehr verengert; Zwiſchenraum zwiſchen beiden gedachten Stellen bauchig ſo erweitert, daß in der Mitte der Erweiterung der Durchmeſſer derſelben das Doppelte von dem Durchmeſſer der verengteſten Stellen der Luftröhre beträgt; der untere Larynx bildet an der rechten Seite eine knochenartige Protuberanz, und an der linken Seite eine aus knochenartigen Verzweigungen beſtehende, an der auswendigen Seite mit einem durchſichtigen Häutchen überzogene Wölbung; die Seite hingegen, welche ſich an die Röhre anſchließt, iſt ganz knochenartiger Subſtanz.

Dreißigſte Art: Kragenente, A. histrionica, *Linn.*

Altes Männchen: Schnabel kurz, zuſammengedrückt, mit ſtark gekrümmtem Nagel, ſchwarz; Naſenlöcher nicht weit von der Wurzel des Oberſchnabels, einander ſehr nahe liegend; Augenſtern braun; Füße und Schwimmhaut bläulich ſchwarz; Kopf und Hals violettſchwarz; großer dreieckiger Flecken zwiſchen Schnabel und Auge, Längsſtreif zu beiden Seiten des Halſes, Ring um den Hals, halbmondförmige Binde an beiden Seiten der Bruſt, dieſes alles rein weiß; Unterhals und Bruſt aſchblau; Flanken roſtroth; Bauch braun; Rücken, Flügel und Steiß ſchwarz, mit violettem und blauem Schiller; Spiegel violettſchwarz. Länge 17″.

---

*) A. a. O. die Beſchreibung der Jungen vom Jahre entlehnt.

Weibchen: Schnabel, Augen und Füße, wie beim Männchen; Oberkörper (faſt durchgängig) dunkelbraun, mit Aſchgrau überflogen; Stirn braun; kleiner Flecken vor den Augen, großer Flecken an der Schnabelwurzel und ein anderer hinter den Ohren weiß; Kehle ſchmutzig weiß; Bruſt und Bauch weißlich, mit Braun überflogen und gefleckt; Flanken gelblich braunroth. Länge 16″.

Junge vom Jahre: Braun und weiß geſprenkelt; der weiße Flecken zwiſchen Schnabel und Auge auch bei ihnen ſchon bemerklich. Das Männchen bekommt erſt im zweiten Jahre den weißen Halsring.

(Männchen: A. histrionica, *Gm. Linn.* syst. I. p. 534. sp. 35; *Lath.* Ind. Orn. II. p. 849. sp. 45; Harlequin Duck, *Lath.* syn. VI. p. 485; Edw. Glan. T. 99; Naumanns Vögel, Bd. III. S. 372. T. 52. F. 77.)

(Weibchen: A. minuta, *Gm. Linn.* syst. I. p. 534. sp. 36; Sarcelle brune et blanche, *Buffon*, Ois. IX. p. 287. Pl. enl. Nr. 1007; The little brown and white Duck, Edw. Glan. T. 157.)

(Beide Geſchlechter und Junge: Kragenente, Meyers Taſchenb II. S. 530; Bechſt. Nat. Geſch. Teutſch. IV. S. 1037; deſſen Taſchenb. II. p. 441; Canard à collier, ou histrion, *Temmink* Man. d'orn. p. 573.)

Anmerkung: Ueber den Luftröhrenbau des Männchens iſt noch nichts bekannt.

Sechs und ſiebenzigſte Gattung: Säger, Mergus.

Schnabel mittelmäßig oder lang, gerade, dünne, verlängert-kegelförmig und faſt walzenförmig; an der Wurzel etwas niedergedrückt; am Vorderende ſtark hakenförmig gekrümmt, in einem Nagel ausgehend. Beide Kiefer ſägezähnig, die Zähne nach hinten gerichtet. Naſenlöcher in der Mitte des Schnabels zur Seite liegend, klein, ablang (elliptiſch), durchgehend. Fußwurzel kurz, etwas zuſammengedrückt; Zehen lang; die vordere drei durch eine Schwimmhaut bis an die Nagelwurzel verbunden; die innere an der inwendigen Seite belappt; Mittelzehe kürzer als die Seitenzehen); Hinterzehe frei, höher ſtehend als die vorderen, häutig kurz belappt. Flügel mittelmäßig. Erſte Schwungfeder mit der zweiten von gleicher Länge, oder nur wenig kürzer als dieſe.

Die Säger leben (meiſt) auf dem Waſſer, den größeren

Theil des Jahres hindurch auf dem Meere und in der Nähe deſſelben; ſie machen ihr Geheck in nördlichen Gegenden und beſuchen nur im Spätherbſt und Winter — meiſt familienweiſe, oder in geringzähligen Flügen vereinigt — teutſche Ströme und Flüſſe.

Sie ſchwimmen ſehr gut, meiſtentheils den Rücken unter Waſſer und blos Hals und Kopf außer dem Waſſer; tauchen ſehr behende und oft; ſchwimmen auch unter dem Waſſer, wobei ihnen die Flügel mit zum Rudern dienen. Ihr Flug iſt ſchnell und anhaltend.

Sie nähren ſich meiſt von Fiſchen, zum Theil auch von Amphibien. Die jungen Männchen ſind bis zur erſten, einige ſelbſt bis zur zweiten Mauſer den alten Weibchen ſehr ähnlich gezeichnet. Die Mauſer findet nur einmal im Jahre ſtatt; beim ältern Männchen im Frühling, beim Weibchen — und bei Jungen (auch beim jungen Männchen — ?) im Herbſte *).

Erſte Art: Gänſeſäger, Mergus merganser, *Linn.*

Altes Männchen: Schnabel dunkelroth; ein Längsſtreifen auf dem Oberſchnabel und der Nagel ſchwarz; (Augenliederrand grau); Augenſtern im Mittelalter rothbraun, im hohen Alter roth; Füße zinnoberroth; Kopf, nebſt dickbuſchiger, kurzfedriger Holle, und Oberhals ſchwarzgrün mit violletem Schiller; Unterhals, Bruſt, Bauch, After, Flügeldeckfedern, von denen die großen ſchwarz geſäumt ſind, und am weiteſten vom Körper entfernte Schulterfedern rein weiß, an den untern Theilen mit roſenroth gelblichem Anflug **); Oberrücken und dem Körper näherſtehende Schulterfedern tief ſchwarz; Handwurzel ſchwarzbraun; Unterrücken und Schwanz aſchgrau. Länge 26 bis 28″.

Weibchen: Schnabel blaßroth; Augenſtern braun; Füße gelbroth; Schwimmhaut und Lappen rothgrau; Kopf nebſt lang- und ſchmal-fedrigem pinſelförmigem Büſchel, und Oberhals roſtbraun; Kehle weiß; Unterhals, Bruſt, Flanken und Schenkel grauweißlich; Bauch und After weiß.

---

*) *Temmink* Man. d'orn. p. 575.

**) Dieſer Anflug verliert ſeine ſchöne Farbe bald nach dem Tode des Vogels; deshalb erſcheinen die untern Theile bei ausgebälgten Exemplaren meiſt weißgelb oder weiß.

gelblich; alle vorher nicht erwähnte Obertheile dunkelaſchgrau; **Spiegel weiß ohne Querband** *).

Junge Männchen vom Jahre ſind kaum vom **Weibchen** zu unterſcheiden. **Einjährige Männchen** zeichnen ſich durch folgendes vom **Weibchen** aus: Die Scheitelfedern erſcheinen ſchwärzlich; unter den Flügeldeckfedern zeigen ſich einige weiß; das Roſtbraune des Halſes wird dunkler (und **mindeſtens** mit einem **angedeuteten** ſchwärzlichen Ringe eingefaßt). Die Kehle iſt auf weißem Grunde einzeln ſchwärzlich gefleckt.

(**Altes Männchen:** Merg. merganser, *Gm. Linn.* syst. I. p. 544. sp. 2; *Lath.* Ind. II. p. 828. sp. 1; **Naumanns** Vögel, Bd. III. S. 379. T. 61. F. 93.)

(**Weibchen und Junge:** Merg. castor, *Gm. Linn.* syst. I. p. 545. sp. 2. β; *Lath.* Ind. orn. II. p. 829. sp. 2; Merg. rubri capillus, *Gm. Linn.* syst. I. p. 545 γ.)

(**Alte und Junge:** Gänſeſäger, **Bechſt.** Nat. Geſch. Teutſchl.; **Meyers** Taſchenb. II. S. 565; Grand Harle, *Temmink* Man. d'orn. p. 575.)

Anatomiſche Bemerkung: Die ſehr lange Luftröhre des **Männchens** iſt gleich unter der Stimmritze aus walzenförmigen Ringen zuſammengeſetzt; 2″ weiter nach unten bildet die Röhre ſchnell eine große, von oben nach unten beigedrückte, aus abwechſelnden Ringen beſtehende Erweiterung; dann folgt wieder eine aus walzigen Ringen componirte röhrige Stelle; hierauf wird eine zweite, der erſten an Form und Beſtandtheilen gleiche, jedoch weniger große Erweiterung bemerkbar; endlich wird die Röhre nahe am untern Larynx wieder enge und walzenförmig. Der ſehr große, untere Larynx erweitert ſich nach vorn, nach der linken Seite und nach hinten in ein dreikammeriges großes, knochenfeſtes Labyrinth; auf der rechten Seite befindet ſich eine dreiſeitige, aus drei Knochenrändern, die oben in Eins zuſammenlaufen, und zwiſchen welchen drei durchſichtige Häutchen trommelfellartig ausgeſpannt ſind, gebildete Nebenkammer. Dieſer Theil des Larynx iſt inwendig von der ganz knöchernen Kammer an der linken Seite durch eine mit einer Oeffnung verſehene,

*) Dieß, nebſt der Körperlänge, das ſicherſte Unterſcheidungszeichen der **Weibchen** und **jungen Männchen** dieſer Art von den **Weibchen** und **jungen Männchen** der **nächſtfolgenden Art**, indem bei letzteren der Spiegel **aſchgrau** in die **Quere geſtreift** iſt.

unten ſchlaffe, häutige Scheidewand getrennt. Von den weit aus einander ſtehenden beiden Luftröhrenäſten geht der an der rechten Seite hervortretende, der beweglichen Membran, welche die vorerwähnte innere Scheidewand bildet, gerade gegen über, in die membranöſe Bruſthöhlenverkleidung.

Zweite Art: Langſchnäbeliger Säger, M. serrator, *Linn.*

Männchen (altes): Der lange Schnabel zinnoberroth, mit ſchwarzen Längsſtreifen auf der Mitte des Oberkiefers und graubraunnem Nagel; Augenſtern roth; Füße orangefarbig; Kopf nebſt dem langen herabhängenden Federbuſche und Oberhals ſchwarz, grün glänzend; um den Hals ein weißer Ring; Bruſt roſtbräunlich, ſchwarz gefleckt, zunächſt dem Flügeleinſatzgelenk fünf bis ſechs große weiße, ſchwarz eingefaßte Flecken; Oberrücken und Schultern tief ſchwarz; Bauch weiß; Schenkel und Steiß mit aſchgrauen Zickzacks geſtreift (Steiß und Schwanz bei ſehr alten dunkelbraun, meiſte Flügeldeckfedern und kleine Schwungfedern weiß); Spiegel weiß, mit zwei ſchwarzen Querbändern. Länge 21 bis 22″.

Altes Weibchen: Schnabel und Füße ſchmutzig orangefarben; Augenſtern braun; Kopf, Federbuſch und Hals lebhaft roſtbraun; Kehle weiß; Vorderhals und Bruſt tief aſchgrau und weiß marmorirt; Unterkörper weiß; Spiegel weiß, mit einem aſchgrauen Querbande *). Länge 19 bis 20″.

Bei jungen Männchen vom Jahre: Schnabel hellroth; Augenſtern (gelb oder) braungelb; Scheitel und Kopf dunkelbraun (oder roſtbraun); Kehle weißgrau; (hintere Hälfte des Halſes und Oberbruſt weiß und braun gefleckt; Oberkörper aſch- oder braungrau; Flanken braungrau oder braun, hellgrau durchwellt.

An einjährigen Männchen erſcheint am Oberkörper (mit Ausnahme des noch roſtbraunen Kopfes und Halſes), ſchon Vieles ſchwarz.

(Altes Männchen und Weibchen: Merg. serrator, *Gm. Linn.* syst. I. p 546. sp. 3; *Lath.* Ind. orn. II. p. 829. sp. 4; Merg. leucomelas, *Gm. Linn.* syst. I. p. 546. sp. 3. ♂; Naumanns Vögel, Bd. III. S. 385 T. 61. F. 94. — altes Männchen u. T. 62. F. 66. altes Weibchen.)

*) S. die 3te Anmerkung zu Art 1.

(Junges Männchen: Merg. serratus. *Gm. Linn.* syst. I. p. 546. sp. 3. α; Merg. niger, *ibid.* γ; Naumanns Vögel, a. a. O. T. 62. F. 95.)

(Alte und Junge: Langſchnäbeliger Säger, Bechſt. Nat. Geſch. Teutſch. IV. S. 795; Meyers Taſchenb. II. S. 568; Harle huppé, *Temmink* Man. p. 579.)

Anatomiſche Bemerkung: Der obere Theil der mittelmäßig langen Luftröhre des Männchens iſt — außer daß die zweite Erweiterung fehlt — wie bei der vorhergehenden Art beſchaffen; $1\frac{1}{2}''$ oberhalb des untern Larynx iſt die Röhre ſtark beigedrückt und enthält 19 bis 20 Ringe, welche am hintern Theile der Röhre ſehr weit ſind, vorn aber einen, aus ſchmalen Knochenſtreifen, in deren Zwiſchenräumen 20 bis 22 Membranen trommelfellartig ausgeſpannt ſind, beſtehenden Randvorſprung bilden. Der große untere Larynx erweitert ſich nach vorn und nach unten, wodurch zwei knochenartige Kammern am Hintertheile entſtehen, von denen die rechts ſtehende die größte iſt; beide ſind ſeithalben mit einer Membran überſpannt. Bei dieſer Sägerart befindet ſich in der links ſtehenden Kammer eine membranöſe Scheidewand von gleicher Einrichtung mit der, welche bei der vorhergehenden und in der rechten Kammer des untern Larynx als vorhanden bemerkt wurde *).

Dritte Art: Weißer Säger, M. albellus, *Linn.*

Altes Männchen: Schnabel, Fußwurzel und Zehen aſchgrau bläulich; Schwimmhaut ſchwarz; Augenſtern braun; Schläfe, nebſt einem Längsflecken am Hinterkopf ſchwarzgrün glänzend; buſchige Holle auf dem Scheitel, Hals, Schultern, kleine Flügeldeckfedern und ganzer Unterkörper ſehr

*) Von der obenſtehenden Temminkiſchen Beſchreibung des Luftröhrenbaues weicht die Meyeriſche (Taſchenb. II. S. 570.) nicht unerheblich ab. Da der Verf. in dieſem Falle keine Erfahrungen zu machen Gelegenheit hatte, und alſo nicht darüber urtheilen kann, welche Beſchreibung die treffendſte iſt, ſo folgt hier auch die Meyeriſche: „Die männliche, meiſt walzenförmige Luftröhre hat oben, ungefähr $1\frac{1}{2}''$ unter der Stimmritze, eine große bauchige Erweiterung; ſonſt iſt ſie in ihrer ganzen Länge ziemlich gleich weit, und endigt ſich in ein vierkammeriges großes Labyrinth, deſſen beide Nebenkammern faſt gleich groß ſind, oben von einander abſtehen und unten in einem Winkel zuſammenlaufen; die äußere Fläche iſt in beiden häutig und durchſichtig; die innere und obere Fläche in der rechten knöchern, in der linken häutig."

rein weiß; Oberrücken, zwei über die Seiten der Bruſt hinlaufende Bogenlinien, nebſt den Schulterrändern tief ſchwarz; Schwanz aſchgrau; Flanken und Schenkel mit aſchgrauen Zickzacks. Länge $15\frac{1}{2}$ bis 16″.

Weibchen: Obertheil des Kopfes (nebſt Holle), Wangen und Hinterkopf roſtbraun; Kehle, Oberhals, Bauch und After weiß; Unterhals, Bruſt, Flanken und Steiß hell aſchgrau; Rücken und Schwanz ſehr dunkelaſchfarben; Flügel weißaſchgrau, und ſchwarzbunt. Länge 15″.

Junge beiderlei Geſchlechts ähneln im erſten Lebensjahre ſich unter einander und dem alten Weibchen *) ſo ſehr, daß ſie dem Aeußern nach nicht von einander zu unterſcheiden ſind, ſondern nur durch anatomiſche Unterſuchung, bei welcher ſchon der Luftröhrenbau über das Geſchlecht vollkommne Gewißheit gibt.

Einjährige Männchen werden kenntlich durch kleine ſchwärzliche Federchen, welche an dem Schnabelwinkel einen großen Flecken bilden; durch einige weißliche und weiße Federn, welche dem Gefieder des Kopfes und Genickes untermengt ſind; durch ſchwarze und aſchgraue Federn mit welchen der Oberrücken im Gemeng beſetzt iſt und durch Andeutung der zwei Bogenlinien an den Seiten der Bruſt.

(Altes Männchen: Merg. albellus, *Gm. Linn. syst.* I. p. 547. sp. 5; *Lath.* Ind. orn. II. p. 831. sp. 6; Friſch Vögel, T. 172; Naumanns Vögel, Bd. III. S. 390. T. 63. F. 97; Bechſt. Nat. Geſch. Teutſch. IV. S. 804; Meyers Taſchenb. II. S. 571. — letzt gedachte drei Schriftſteller, beide Geſchlechter und Junge; eben ſo *Temminck* Man. d'orn. p. 581.)

(Weibchen und Junge: Merg. minutus, *Gm. Linn. syst.* ed. 12. p. 209. sp. 6, *Linn.* Faun. Suec. p. 138; *Lath.* Ind. orn. p. 832. sp. 7; Merg. Asiaticus, S. G. *Gm.* Reiſen, II. p. 188. T. 20; Merg. stellatus, *Brünnichii*, Orn. Bor. Nr. 98; Naumanns Vögel, Bd. III. S. 390. T. 63. F. 98. Weibchen. Noch zieht Meyer (Taſchenb. a. a. O.) hierher folgende, als beſondere Arten anderwärts beſchriebene Altersverſchiedenheiten: Merg. pannonicus und Merg. mustellinus.)

Anatomiſche Bemerkung: Des Männchens gleich unter der Stimmritze ſehr verengerte Luftröhre wird bis zum

---

*) Bis auf weiße Enden der großen Flügeldeckfedern, da hingegen bei Alten beiderlei Geſchlechts nur die äußerſten Spitzen derſelben weiß ſind.

untern Larynx ſtufenweiſe immer mehr erweitert; die Röhre iſt aus wechſelsweiſe geſtellten Halbringen zuſammengeſetzt. Der untere Larynx bildet nach vorn zu eine knöcherne Hervorragung; an der linken Seite breitet ſich eine knöcherne Kammer aus, aus welcher oben eine ſchmale, halbzirkelförmige Knochenrippe hervortritt; dieſe Kammer iſt auf beiden Seiten mit einer durchſichtigen Membran überzogen.

Sieben und ſiebenzigſte Gattung: Pelekan, Pelecanus.

Schnabel lang, gerade, breit, ſehr niedergedrückt; Oberkiefer in einem ſtarken, zuſammengedrückten, ſehr hakenförmigen Nagel ausgehend; Unterkiefer aus zwei knöchernen, verflächten, biegſamen, an der Spitze vereinigten Gräten beſtehend; längs dieſen Gräten eine nackte Haut ſackförmig befeſtigt; Geſicht und Kehle nackt; Naſenlöcher ritzenförmig, am Grunde des Schnabels liegend; (Zunge knorpelig, ſehr kurz, vorn ſtumpf und unterwärts gekrümmt); Füße ſtark, kurz; drei Zehen nach vorn, die vierte, hintere, mehr nach innen ſtehend; ſämmtliche vier Zehen durch eine Schwimmhaut verbunden; Nagel der Mittelzehe (auf der inwendigen Seite) ungezähnelt; Flügel mittelmäßig; zweite Schwungfeder die längſte, erſte etwas kürzer; große Flügeldeckfedern und die Schwungfedern, welche dem Körper am nächſten ſtehen, ſo lang als die großen, vorderen.

Die Pelekane ſind ſchwerfällige Vögel; ſie leben bald auf Flüſſen und Seen, bald an den Meeresküſten; ihre Nahrung beſteht in Fiſchen, deren ſie einen guten Vorrath in den Sack am Unterkiefer aufnehmen, von wo das zur Nahrung Bedürftige nach und nach durch die Speiſeröhre in den Magen übergeht, je nachdem in dieſem die Verdauung gefördert wird. Männchen und Weibchen ſind (außer den Geſchlechtstheilen), in Nichts von einander unterſchieden. (Sie ſcheinen alljährlich nur einer Mauſer unterworfen zu ſeyn.)

Einzige europäiſche Art: Großer Pelekan, P. onocrotalus, *Linn.* *)

Sehr Alte: Schnabel auf dem Rücken bläulich, am Rande roth, zwiſchen inne ein gelber Streif; Nagel roth; nack-

*) Nach Herrn Alex. v. Humboldt (ſ. Meyers Taſchenb. II. S. 576. Anmerk.) ſollen unter dem obigen Namen drei verſchie-

tes Geſicht röthlichweiß; die große häutige Kehl- und Schnabeltaſche hellgelb; Augenſtern lebhaft rothbraun; Füße ſchmutzig fleiſchfarben; ein lang- und ſchmalfedriger Büſchel am Hinterkopf; Schwanz aus 20 Federn beſtehend; das ganze Gefieder, bis auf die vordern Schwungfedern (und Afterflügel) hell roſenfarben. Länge 5 bis 6'.

Junge vom Jahre und einjährige Vögel: am Schnabel und an den nackten Theilen die obigen Farben ſchmutzig, (nach Meyer ſoll bei Jungen der ganze Schnabel gelb, beim Weibchen der Unterſchnabel an den Rändern blau ſeyn); Augenſtern braun; Bauch weißlich; Rücken- und Flügeldeckfedern dunkelaſchgrau, mit hellgrauen Federrändern; vordere Schwungfedern ſchwarzgrau; alle übrige Theile weißgrau. Im zweiten Lebensjahre zeigen ſich am Bauche zuerſt weiße Federn.

(Alte; P. onocrot. *Gm. Linn.* syst. I. p. 569. sp. 1; *Lath.* Ind. orn. II. p. 882; *Temmink* Man. d'orn. p. 584. Alte und Junge; großer Pelekan, Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. IV. p. 738; Meyers Taſchenb. II. S. 574; deſſen Vögel, Teutſchl. I. Hft. 17.)

(Junge: P. Philippensis, *Gm. Linn.* syst. I. p. 571. sp. 12; *Lath.* Ind. orn. II. p. 883. sp. 5; *Brisson* orn. VI. p. 527. T. 46; Pél. brun, *Gérard* Tab. Elem. II. p. 311. — hier die Synonymik falſch.)

Anatomiſche Bemerkung: Die bei beiden Geſchlechtern ſich gleiche, gegen die Stimmritze hinaufwärts trichterartig erweiterte Luftröhre iſt beinahe ganz von membranöſer Beſchaffenheit, die darin befindlichen cylindriſchen Ringe ſind ſchmal, knorpelartig feſt; der Unterſatz am Grunde der Stimmritze ſehr merklich. Die Luftröhrenäſte in der Mitte ſackähnlich ſehr erweitert. (Zunge nur 4''' lang — ſo winzig klein gewiß nicht ohne Grund, nur dieſer noch nicht erforſcht. —)

---

bene Arten von Pelekanen exiſtiren, nehmlich der, von welchem oben die Rede iſt, dann der afrikaniſche und endlich der ſüdamerikaniſche. Herr Meyer vermuthet, daß dem ſo ſeyn könne, weil, rückſichtlich der Größe, die Angaben der Schriftſteller ſo ſehr verſchieden ſind; ein Umſtand, auf den jedoch klimatiſche Verhältniſſe zu große Einflüſſe haben, um aus ihm alle Folgerungen zu ziehen. Indeſſen wird auch in *Temmink* Man. d'orn. p. 586. (*) geſagt: Büffons Pelikan brun, auch Pelecanus fuscus, *Gm. Linn.* syst. I. p. 570. sp. 10. und *Lath.* Ind. orn. II. p. 885. sp. 3. ſeien beſondere amerikaniſche Arten; Oken hingegen führt Pel. fusc., P. manillensis, (Carolinensis?) und erythrorhynchus, als amerikaniſche Abarten auf. Zool. III. II. S. 567.

Acht und ſiebenzigſte Gattung: Scharbe, Carbo.

Schnabel mittelmäßig oder lang, gerade, (ungezähnelt, faſt walzenförmig), an der obern Wurzel abgerundet; Oberkiefer an der Spitze mit langem (abgeſetztem) Nagelhaken; Unterkiefer zuſammengedrückt, vom Kinn an mit einer über die Kehle ſich mit verbreitenden, zu einer kleinen Taſche ausdehnbaren Haut verſehen; dieſe Haut, nebſt dem Geſicht, nackt. Naſenlöcher ritzenförmig, am Grunde des Schnabels (zum Theil) verborgen liegend. (Zunge klein, knorpelig, vorn ſtumpf, hinten ſpitzig, oben gekielt, unten warzig). Füße und Zehen wie bei der vorhergehenden Gattung; der Nagel an der Mittelzehe auf der inwendigen Seite ſägenartig gezähnelt. Flügel mittelmäßig; zweite Schwungfeder die längſte, erſte ſehr wenig kürzer.

Aus Obigem ergibt ſich der Unterſchied dieſer Gattung von der vorhergehenden (Pelecanus) ſowohl, als von den zwei nächſtfolgenden Fregatta und (Sula) deutlich.

Die Scharben ſind ausgezeichnet geſchickte Taucher; ſie verfolgen und erhaſchen ihren Raub unter dem Waſſer mit bewundernswürdiger Sicherheit und Schnelligkeit, wie im Fluge. Ihre Nahrung beſteht aus Fiſchen, die im ſüßen Waſſer leben, vorzüglich aus Aalen; beim Schwimmen gehen ſie meiſtentheils ſo tief unter Waſſer, daß nur der Kopf heraus ſteht; ihr Flug iſt eilig (accéléré — mit raſchem Flügelſchlag?) und anhaltend. Sie mauſern ſich alljährlich zweimal; bei der Frühlingsmauſer kommt an einigen Körpertheilen ein Federſchmuck zum Vorſchein, der bei der Herbſtmauſer — und zwar zu allererſt — verloren geht. Zwiſchen beiden Geſchlechtern findet im Aeußern kein Unterſchied ſtatt.

Erſte Art: Kormoran-Scharbe, Carbo cormoranus, *Meyer*.

Schnabellänge 3″ 4‴; Schwanz 14 Steuerfedern enthaltend, fächerförmig zugerundet; (die Federn am Rücken, auf den Schultern und Flügeln an den Spitzen abgerundet).

Winterkleid der Alten beiderlei Geſchlechts: Schnabel dunkelaſchgrau, auf dem Rücken des Oberkiefers ſchwarz; Augenliederrand ſchmutzigroth; nackter Theil des Geſichts und nackte Augengegend olivengrün; kleine Kehl- und Schnabeltaſche grünlichgelb; Augenſtern dunkelgrün; Füße ſchwarz; unter der Kehle ein breites weißes oder ſchmutzigweißes Band, deſſen Enden ſich bis unter die Augen erſtrecken; Scheitel, Hals, Bruſt, alle übrige Unter-

theile und Steiß ſchwarzgrün mit Wiederſchein; auf dem Halſe kleine, ſehr undeutliche weißliche Striche; Gefieder des Oberrückens und der Flügel braungrau oder bronzefarbig, mit ſchwarzgrün ſchillernder Einfaſſung; große Schwung- und Schwanzfedern ſchwarz *). Länge 27 bis 29″ **).

Junge vom Jahre: Schnabel hellbraun; Augenſtern braun; das breite Halsband weißgrau; Scheitel, Nacken und Rücken dunkelbraun, mit ſchwachem grünen Schiller; Vorderhals, nebſt allen untern Theilen graubraun, — vorzüglich an Bruſt und Bauch weiß gefleckt; Oberrücken, Schulter- und Flügeldeckfedern aſchgrau, mit dunkelbrauner Einfaſſung. Erſt bei der zweiten Herbſtmauſer nimmt der Vogel das oben beſchriebene Wintergewand an.

Hochzeitliches und Sommerkleid: Am Hinterkopf und an einem Theile des Nackens lange dunkelgrün glänzende, eine Mähne bildende Federn; das breite Band unter der Kehle rein weiß; zwiſchen dem Gefieder des Scheitels, des Halſes (großen Theiles) und der Schenkel treten verlängerte, ſchmale, ſeidenartig weiche Federn hervor, die mit zunehmendem Alter des Vogels immer länger werden ***); ſonſt alles wie beim Winterkleide.

(Carbo Cormoranus, Meyers Taſchenb. II. S. 576. *Temmink* Man. d'orn. p. 587; Pel. carbo, *Gm. Linn.* syst. I. p. 573. sp. 3; *Lath.* Ind. orn. II. 886. sp. 14; Schwarzer Pelekan, Bechſt. Nat. Geſch. Teutſch. IV. S. 750; deſſen Taſchenb. II. S. 391.)

Anatomiſche Bemerkung: Die Luftröhre iſt beiden Geſchlechtern ſich gleich, knorpelartig und gegen die Stimmritze hin trichterartig erweitert. Der untere Larynx beſteht aus einem einzigen Ringe, von welchem die langen, überall gleich weiten Luftröhrenäſte herabhängen.

---

*) So ſich darſtellende Vögel dieſer Art wurden ſonſt für Weibchen ausgegeben.

**) Dies die Temminkſche Angabe, nach dem von ihm allerwärts gebrauchten alt-franzöſiſchen Maaße; Meyer, Bechſtein und Oken ſetzen nach eben demſelben Maaße die Länge zu 3′ 1 bis 2″ an. Der Verf. hat den Vogel nie zu unterſuchen Gelegenheit gehabt, kann daher nicht entſcheiden, welche Angabe die richtige iſt.

***) Da dieſe verlängerten Federfaſern oft noch vor der eigentlichen Herbſtmauſer ausfallen, ſo ſieht man beide Geſchlechter der Kormoran-Scharbe in dem beſchriebenen Sommergewande gemeiniglich nur während der Paar- und Brütezeit.

Zweite Art: Krähenſcharbe, C. graculus, *Meyer.*

Schnabellänge 2″ 8‴; Schwanz 12 Steuerfedern enthaltend, ſehr ſtufig; (die Federn auf dem Rücken, den Schultern und Flügeln lanzettförmig).

Winterkleid der Alten beiderlei Geſchlechts: Schnabel grauröthlich, auf dem Rücken ſchwarz; nackte Augengegend und kleine Kehltaſche gelbroth (letztere mit ſchmaler weißlicher Einfaſſung); Augenſtern rothbraun; Füße ſchwarz; Kopf, beſiederter Kehlentheil, Hals, Rücken und ganzer Unterkörper matt ſchwarzgrün; auf dem Halſe viel einzelne, kaum wahrnehmbare kleine weißliche Schmitzen; Oberrücken- und Flügelfedern dunkelaſchgrau, mit breiter tief ſchwarzer Einfaſſung. Länge 23 bis 24″ *).

(Dies iſt: Pel. capensis, *Sparm.* Mus. Carls. fasc. III. T. 61.)

Junge vom Jahre: Augenſtern braun; wenig helles Grau an der Kehle; Kopf, Hals und ganzer Unterkörper dunkelbraun, am Vorderhalſe und an der Bruſt mit braungrauen Federrändern; Oberrücken- und Flügelfedern graubraun, mit dunkelbrauner breiter Einfaſſung; Steiß, After, Schwung- und Steuerfedern ſchwarzbraun.

(Dies iſt Le petit fou de Cayenne, *Buffon* des Ois. VIII. p. 374; Pl. enl. 974.)

Hochzeit- und Sommerkleid: Am Hinterkopfe und an einem Theile des Nackens eine aus langen, dunkelgrün glänzenden Federn beſtehende Holle; Kehle ſchwarz; auf dem Scheitel, an einem großen Theile des Halſes und an den Schenkeln zwiſchen dem übrigen Geſieder hervortretende ſehr lange, ſchmale, ſeidenweiche, rein weiße Federfaſern **); ſonſt alles wie beim Winterkleide.

(Carbo Graculus, Meyers Taſchenb. II. S. 578; *Temmink* Man. d'orn. p. 589; Pel. Grac. *Gm. Linn.* syst. I. p. 574. sp. 4; *Lath.* Ind. orn. II. p. 887. sp. 15; Pel. Africanus, *Gm. Linn.* syst. I. p. 577. sp. 29. — junior; *Lath.* Ind. orn. II. p. 890. sp. 24. — junior; Krähen-Pelikan, Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. IV. p. 762; deſſen Taſchenb. II. S. 392.)

---

*) Nach den oben bei Art 1. angezogenen Schriftſtellern 2¼′ lang.

**) Das in dieſer Beziehung zu Art 1. Bemerkte gilt auch für gegenwärtige Art.

Neun und ſiebenzigſte Gattung: Fregattvogel, Fregata *).

Schnabel lang, ſtark, beide Kiefer in der Mitte etwas eingebogen; der Rücken des Oberſchnabels von der Baſis nach der Spitze hin ſich verſchmälernd, hier ſich wölbend, von den Seitentheilen durch eine Furche geſchieden, die 1″ vom Ende des Schnabels, in einer gekrümmten Linie nach unten ſich ziehend, hier einen Ausſchnitt bildet, ſo daß der hier entſpringende Haken ganz iſolirt ſteht. Der vom Oberkiefer umfaßte Unterkiefer bis an die vordere Krümmung ausgeſchnitten und der Ausſchnitt mit einer beinahe bis an das Ende beſiederten Haut ausgefüllt. Geſicht und Kehlſack nackt. Naſenlöcher ritzenförmig, ganz nahe an den Geſichtsfedern, am Grunde des Schnabels liegend Füße ſehr kurz; alle vier Zehen zwar mit einer Schwimmhaut verbunden, dieſe aber ſehr ſtark ausgeſchnitten und zwiſchen der innern Seiten- und Hinterzehe kaum wahrnehmbar; Nagel der Mittelzehe der größte und ſcharf gerandet; Schwanz gegabelt, aus zwölf Steuerfedern beſtehend; Flügel ſehr lang; erſte Schwungfeder die längſte, die folgenden abgeſtuft ſo ſich verkürzend, daß die zehnte ſehr kurz erſcheint; Schwungfedern der zweiten Ordnung ſämmtlich ſehr kurz, die der dritten Ordnung wieder viel länger, ſo daß ſie bis zur Spitze der mittelſten (kürzeſten) Steuerfedern reichen.

Die Fregattvögel ſchwimmen ſelten und tauchen nie; fliegen faſt beſtändig und ſehr weit vom feſten Lande entfernt, auf offener See, oft in ungemeſſener Höhe, auch raſch, folgen gern den Schiffen und ſetzen ſich zuweilen ſogar auf Schiffsmaſten. Sie nähren ſich von auf der Oberfläche ſchwimmenden Fiſchen, die ſie aus der Luft pfeil-

---

*) Mit wenigem Recht hat man den dieſe Gattung bildenden Vogel zu den Pelikanen, mit nicht viel größerem zu den Scharben gezählt, wie ſich dies aus den Gattungskennzeichen ergibt; bei dieſer Trennung folgt der Verf. dem Herrn Ritter Temmink (ſ. Man. d'onith. p. 593. note.), nicht aber darin, ihn von der Liſte der teutſchen, ja ſelbſt der europäiſchen Vögel zu ſtreichen, da ein Vogel der hierher gehörigen Art im Januar 1792 auf der Weſer, bei Hannöveriſch-Minden geſchoſſen wurde und alſo eben ſo gut als mancher andere von Bechſtein, Meyer und Naumann als teutſcher und von Temmink als europäiſcher beſchriebene Vogel aufgenommen zu werden verdient.

ſchnell herabſchießend, mit dem Schnabel auf- und dann in die Kehltaſche einnehmen *).

Uebrigens ſind die Vögel dieſer Gattung überall ſelten, weshalb über deren Mauſer und hiernach ſich modificirende Bekleidung ſo wenig etwas zu ſagen iſt, als über den äußern Unterſchied der Geſchlechter und über den Luftröhrenbau.

Einzige bekannte Art: Schwarzer Fregattvogel, F. nigra, *Bechst.*

Schnabel und nacktes Geſicht brennend roth, Haken am Schnabel und nackter Augenkreis ſchwarz; Kehltaſche dunkelroth; Augenſtern dunkelbraun; Füße nach Verſicherung eines Augenzeugen, nicht wie Herr Meyer (Taſchenb. II. S. 580) will, dunkelbraun, ſondern röthlichgelb; Kopf, Hals, Kropfgegend und Bauch weiß, dieſe Farbe etwas über die Bruſt, Flanken und Schenkel ſich erſtreckend; ſonſt überall dunkel ſchwarzbraun, wie junger Falco fusco-ater, auch die Farbe der Schwung- und Steuerfedern, wie bei dieſem, mehr ins Schwarze übergehend. Länge beinahe 3′ (Weibchen.)

(Fregata nigra, Bechſt. Nat. Geſch. Teutſch. IV. S. 776; Pel. aquilus, *Gm. Linn.* syst. I. p. 572. sp. 2; Edw. gleans, T. 309; Seligmanns Vögel, VIII. T. 99; Annalen der Wetter. Geſellſch. Bd. II. Hft. 2. p. 345 **); Fregattſcharbe, Carbo aquilus, Meyers Taſchenb II. S. 580.)

Achtzigſte Gattung: Tölpel, Sula.

Schnabel ſtark, lang, verlängert-kegelförmig, an der Baſis

---

*) Wenn von einigen Schriftſtellern geſagt wird, die Fregattvögel ſchwimmen nie, ſo bedenken ſie dabei nicht einmal, daß die Schwimmhaut ihnen vom Schöpfer doch wohl nicht umſonſt gegeben wurde, und dann, daß ſich durchaus ein anderer Weg nicht erſinnen läßt, auf dem ſie die auf hoher See und ſo weit vom Lande entfernt, daß ſie bis dahin die Beute im Schnabel nicht tragen können, mit dem Schnabel gefangenen Fiſche in die Kehltaſche bringen ſollen, als indem ſie auf dem Waſſer ſich niederlaſſen.

**) Nach der am oben angezeigten Orte befindlichen, vom verewigten Leisler herrührenden, ausführlichen Beſchreibung, welche mit der übereinſtimmt, die mir von einem meiner Freunde, welcher den Fregattvogel auf ſeinen Seereiſen geſehen hat, gemacht wurde, iſt vom Verf. die vorſtehende zuſammengetragen.

ſehr dick, am Vorderende zuſammengedrückt, an der Spitze ſanft gebogen (ohne Nagel), faſt bis unter den hintern Augenrand eingeſchnitten; beide Kiefer an den Rändern (ſchwach, ſägenartig) gezähnelt. Geſicht und Kinnhaut nackt; Naſenlöcher ritzenförmig, in einer Furche nahe an der Schnabelwurzel liegend. Füße kurz, ſtark; die drei Vorderzehen unter ſich und mit der hintern, welche einwärts gekehrt ſteht, durch eine ganze (unausgeſchnittene, bis an die Nägel reichende) Schwimmhaut verbunden. Nagel an der Mittelzehe (auf der inwendigen Seite) kammartig gezähnelt; Flügel lang. Erſte Schwungfeder die längſte, oder von gleicher Länge mit der zweiten; Schwanz aus 12 Steuerfedern beſtehend, kegelförmig.

Die Tölpel bewohnen felſige Meeresufer, ſchwimmen ſelten, tauchen nie. Sie fliegen anhaltend und leicht, oft ſo dicht über den Wellen hin, daß ſie von dieſen benäßt werden, ſonſt auch hoch in der Luft. Ihre Nahrung beſteht aus Fiſchen, die ſie, aus der Luft herabſchießend, von der Oberfläche mit dem Schnabel wegſchnappen. Ob ſie einmal oder zweimal ſich mauſern, hat, wegen Mangels an öfterer Unterſuchung, bis jetzt noch nicht ausgemittelt werden können. Das Weibchen iſt kleiner als das Männchen.

Art: Weißer Tölpel, S. alba, *Meyer.*

Alte beiderlei Geſchlechtes im Alter von drei Jahren: Schnabel von der Baſis an blaugrau, an der Spitze weiß; nackte Augenumgebung hell bläulich; nackte Haut in der Mundwinkelgegend und unter dem Kinn bis zur Kehle ſich verbreitend, blauſchwärzlich; Augenſtern gelb; Fußwurzel vorn und Zehen oben hellgrün (übrigens dunkelbraun, bläulich überlaufen); Nägel weißlich; Schwimmhaut ſchwärzlich; Scheitel und Hinterkopf hell ockergelb; übriges Gefieder, mit Ausſchluß der ſchwarzen großen Schwungfedern und Baſtardflügel, milchweiß; Schwanz verlängert-kegelförmig. Länge 2′ 7 bis 9″.

Junge bis zum Alter von vollen drei Jahren: Gleich nach dem Ausſchlüpfen ſind die Jungen mit weißem, glänzenden Flaum bedeckt, der aber bald ſich verliert. Während des erſten Jahres, der Schnabel, alle nackte Theile und der Augenſtern braun, der ganze Oberkörper fleckenlos ſchwarzbraun, Unterkörper braun, mit aſchgrauen Flecken; Schwanz nur abgerundet.

Im zweiten Jahre: Schnabel graubraun; Augenſtern gelblich; Vordertheil der Fußwurzel und Obertheil der

Zehen braungrünlich; Nägel braun, Schwimmhaut braungrau; Kopf, Hals und Bruſt, braungrau mit vielen, kleinen, eng beiſammenſtehenden, weißen, lanzettförmigen Flecken; das Rücken-, Steiß- und Flügelgefieder eben ſo braungrau, mit großen, weiter aus einander ſtehenden, weißen Flecken; Unterkörper weißlich, mit Braungrau untermiſcht; Schwung- und Steuerfedern braun, letztere mit weißen Schäften; Schwanz kegelförmig. Nach vollendetem zweiten Jahre und während der nächſtfolgenden Mauſer erſcheinen mehrere Theile ſchon weiß, an den übrigen aber das Gefieder braun, mit weißen Flecken.

(Alte beiderlei Geſchlechts: S. alba, Meyers Taſchenb. II. S. 582 *); *Temmink* Man. d'orn. p. 593 — Alte und Junge —; Pel. bassanus, *Gm. Linn.* syst. I. p. 577. sp. 5; *Lath.* Ind. Orn. II. p. 891. sp. 26; Bechſt. Nat. Geſch. Teutſch. IV. S. 765; Borkhauſens teutſche Ornith. Hft. II. T. 2.)

(Ein- und zweijährige: S. major, *Brisson* Orn. VI. p. 497; Pel. maculatus, *Gm. Linn.* syst. I. p. 579. sp. 32; Gread and spotted Boby, *Lath.* syn. VI. p. 610 u. 114.)

Ein und achtzigſte Gattung: Seetaucher, Colymbus.

Schnabel mittelmäßig, ſtark, gerade, etwas zuſammengedrückt, ſehr ſpitzig. Naſenlöcher am Schnabelgrunde zur Seite in einer Grube liegend, länglich (überall gleichbreit), zur Hälfte durch eine Membran geſchloſſen, durchgehend. (Zunge lanzettförmig, am Grunde mit vielen rückwärts ſtehenden Stacheln beſetzt). Füße faſt ganz an den After zurückgeſtellt; (ſehr zuſammengedrückt); drei Vorderzehen ſehr lang, (äuſſerſte am längſten), durch eine ganze Schwimmhaut verbunden; Hinterzehe kurz, höher als die vorderen geſtellt, durch eine kleine ſchlaffe Haut mit der innern Vorderzehe in Verbindung; Nägel platt; Flügel kurz. Erſte Schwungfeder unter allen die längſte. Schwanz ſehr kurz, abgerundet, 20 Federn enthaltend.

Das Waſſer iſt das wahre Element, auf und in wel-

---

*) Herr Hofrath Meyer erklärt in den Annalen der Wetterauiſchen Geſellſch. Bd. II. Hft. 2. S. 357. ſelbſt, daß er ſich geirrt zu haben glaubt, wenn er a. a. O. ſeines Taſchenbuchs dem weißen Tölpel einen gabelförmigen Schwanz zugeſchrieben hat.

chem die Seetaucher — die Heckzeit ausgenommen — immer leben und weben. Nicht, wie viele andere Vögel mit Schwimmfüßen, tauchen ſie blos der Rettung wegen, oder von Zeit zu Zeit gleichſam zum Vergnügen, ſondern ſie ſind faſt immer unter Waſſer, kommen nur je zuweilen, um Athem zu holen, und dann nur mit dem Kopfe daraus hervor und tauchen gleich wieder unter.

Sie machen ihr Geheck auf kleinen Inſeln, oder auf Vorgebirgen und ihr Gelege beſteht nur aus zwei Eiern. Sie nähren ſich vorzüglich von Fiſchen, Fröſchen, Laich, Waſſerinſekten; auch aus vegetabiliſchen (Waſſer-) Erzeugniſſen. Ihre Wanderungen machen ſie faſt immer zu Waſſer; denn, obgleich ſie recht gut fliegen können, ſo thun ſie es doch nur ſelten. Unter beiden Geſchlechtern iſt dem Aeußern nach kein Unterſchied. Ob ſie ein- oder zweimal ſich mauſern, weiß man noch nicht mit Gewißheit.

Erſte Art: Schwarzhalſiger Seetaucher, Colymbus glacialis, *Linn.*

Oberkiefer faſt ganz gerade; Unterkiefer etwas nach oben gekrümmt, in der Mitte am breiteſten, unten gefurcht; Schnabellänge 4″ 1 bis 4‴ *).

Alte beiderlei Geſchlechts: Schnabel von der Wurzel an ſchwarz, an der Spitze aſchfarbig; Augenſtern braun; Füße an der Außenſeite ſchwarzbraun, an der innern, ſammt den Schwimmhäuten weißlich; Kopf, Kehle und Hals ſchwarz, mit grünem und bläulichem Schiller; unter der Kehle ein ſchmales, ſchwarz und weiß geſtreiftes Querband; auf dem Hinterhalſe ein breiter, ſchwarz und weiß der Länge nach geſtreifter Halbring; Rücken, Flügel, Flanken und Steiß tief ſchwarz; auf jeder Rücken- und Schulterfeder gegen das Ende hin zwei rein weiße, viereckige Flecken; Flügeldeckfedern, Flanken und Steiß mit kleinen weißen Flecken durchſprengt; Bruſt, Bauch, After und Schenkel rein weiß. Länge 28 bis 31″.

(Colymb. glacial. *Gmel. Linn.* syst. I. p. 588. sp. 5; *Lath.* Ind. orn. II. p. 799. sp. 1; *Temm.* Man. d'orn. p. 597. Les vieux; Col. torquatus, *Brünnichii* Ornith.

---

*) Herr R. Temmink bemerkt (Man. d'orn. p. 597.) hierbei, daß bei der großen Aehnlichkeit der Geſiederfarben bei den Jungen dieſer und der folgenden Art — die noch dazu bei uns faſt einzig vorkommen — beſondere Aufmerkſamkeit auf obige Artkennzeichen nöthig ſei, um Verwechslung zu verhüten.

Boreal. p. 41. Nr. 134; Eistaucher, Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. IV. S. 595; Schwarzhalſiger Seetaucher, Meyer in den Beitr. der Wetter. Geſellſch. v. 1812, Bd. I. Heft 1. S. 44. Nr. 1; Naum. Vögel Bd. III. S. 409. T. 66. F. 103.)

Junge vom Jahre: Oberſchnabel aſchgrau, Unterſchnabel weißlich; Augenſtern braun; Füße an der auswendigen Seite dunkelbraun, an der inwendigen, ſammt der Schwimmhaut weißlich; Kopf, Nacken und ganzer Hinterhals aſchgraubraun; Wangen aſchgrau und weiß klein gefleckt; Kehle, Vorderhals und ganzer Unterkörper rein weiß; Rücken-, Flügel-, Steiß- und Flankenfedern tief dunkelbraun, mit graubläulichen Rändern und Spitzen.

(Dies iſt Col. immer, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 588. sp. 6; *Lath.* Ind. orn. II. p. 800. sp. 2; Imbertaucher, Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. IV. S. 621. der daſelbſt angegebenen Größe nach, als Junger hierher gehörig *).)

Ein Jahr alte, beiderlei Geſchlechtes: In der Mitte des Halſes 1'' ungefähr breites dunkelbraunes, faſt ganz herumgehendes Querband; Gefieder des Rückens mehr ſchwärz als dunkelbraun, weiße Flecken ſich andeutend.

(Dies iſt: Le grand Plongeon, *Briss.* Orn. VI. p. 105. pl. 10. F. 1.)

Zwei Jahre alte: Das Halsband mehr ſich abzeichnend, und, wie der Kopf und Hals mit gemengt braunem und ſchwarzgrünem Gefieder ſich darſtellend; auf den Rücken- und Flügeldeckfedern ſchon viele Flecken; das Kehl- und Nackenband durch braune und weiße Längeſtriche ſich abzeichnend. Im Alter von drei Jahren nimmt der Vogel das oben beſchriebene Gewand der Alten vollkommen an.

(*Temmink* Man. d'orn. p. 598 u. 599.)

Zweite Art: Schwarzkehliger Seetaucher, C. arcticus, *Linn.*

Oberkiefer ſehr wenig gekrümmt; Unterkiefer in der Mitte und an der Baſis von gleicher Breite, unten ohne Furche; Schnabellänge $3\frac{1}{4}$ bis $3\frac{1}{2}''$.

Alte beiderlei Geſchlechtes: Schnabel ſchwärz-

---

*) Unter dem Namen Colymbus immer ſind die Jungen dieſer und der folgenden Art häufig verwechſelt worden.
Anm. d. *Temm.* Man. d'orn. p. 599.

lich; Augenſtern braun; Füße an der Außenſeite braun, an der innern, wie die Schwimmhaut, weißlich; Kopf und Nacken aſchgraubraun, an der Stirn am dunkelſten; Kehle und Vorderhals glänzend violettſchwarz; unter der Kehle ein (unterbrochenes) ſchmales, von den Ohröffnungen aus über die Seiten des Halſes ein breites, der Länge nach ſchwarz und weiß geſtreiftes Band; Unterhals ſchwarz und weiß geſtreift; Bruſt, Bauch, After und Schenkel ganz weiß; Rücken, Steiß und Flanken tief ſchwarz; an den Seiten des Oberrückens ein länglicher Flecken, deſſen Federn an den Spitzen weiß ſind; Schultern mit zwölf bis dreizehn rein weißen Querſtrichen gezeichnet; Flügeldeckfedern ſchwarz, mit kleinen weißen Flecken beſäet. Länge 24 bis 26″.

(Colymb. arctic., *Gmel. Linn.* syst. I. p. 587. sp. 4; *Lath.* Ind. orn. II. p. 800. sp. 4; *Temmink* Man. d'orn. p. 600, les vieux; Polartaucher, Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. IV. S. 600; Schwarzkehliger Seetaucher, Meyer in den Beitr. der Wetter. Geſellſch. 1812. Bd. I. Heft 1. S. 45. Nr. 2.)

Junge vom Jahre ſind denen der vorhergehenden Art, rückſichtlich der Gefiederfarbenzeichnung, täuſchend ähnlich; doch leicht zu unterſcheiden, theils nach den Artkennzeichen, theils nach der Länge, indem die der gegenwärtigen Art nie über 24 bis 25, die der vorhergehenden hingegen 28 bis 29″, auch wohl etwas mehr meſſen.

(Naumanns Vögel, T. 68. F. 103.)

Ein Jahr alte: (Schnabel aſchgrau) Kopf und Nacken hellaſchgrau; Kehle und Vorderhals weiß, doch ſtellen ſich an jener, zuweilen auch an dieſem, violettſchwarze Federn unter den weißen eingeſprengt dar; das an den Seiten des Halſes herablaufende, geſtreifte Band fängt an ſichtbar zu werden; am Unterhalſe erſcheinen gleichfalls Streifen, auf dem Rücken und Steiße, auch an den Flanken einzelne, einfarbig ſchwarze Federn.

Zwei Jahre alte: Oberſchnabel ſchwärzlich, doch an der Baſis, wie an einem Theile des Unterkiefers, noch aſchgrau; Kopf und Nacken dunkelaſchgrau, mit ſchwarzem Anfluge an der Stirn; Kehle und Vorderhals violettſchwarz, mit einigen weißen Federn untermiſcht; das Längsband am Seitenhalſe deutlich ſich abzeichnend; die Zeichnung der Federn an den Seiten des Oberrückens, der Schultern und der Flügeldeckfedern beſtimmt hervortretend.

(Friſch Vögel, T. 183. A.)

Drei Jahre alte tragen in der Regel das oben zuerſt beſchriebene, für die folgende Lebenszeit ſtandhafte Gewand; doch findet man zuweilen Exemplare dieſes Alters,

an welchen das violettſchwarze Gefieder des Halſes noch mit einigen weißen Federn untermengt iſt *).

Dritte Art: Rothkehliger Seetaucher, Colymb. septentrionalis, *Linn.*

Oberſchnabel gerade, Unterſchnabel etwas nach oben gekrümmt, die Ränder an beiden Kiefern ſehr nach innen gebogen; Schnabellänge 2″ 10‴ bis 3″.

Alte: Schnabel ſchwarz; Augenſtern orangebraun; Füße an der Außenſeite ſchwarzgrünlich, an der inwendigen, wie die Schwimmhaut, grünlichweiß; Seitenkopf, Kehle und Seiten des Halſes ſammetartig aſchgrau oder mäuſefahl; Scheitel ſchwarz gefleckt; Hinterkopf, Hinter- und Unterhals mit ſchwarzen und weißen Längsſtreifen; Kehle und Gurgel lebhaft braunroth; Bruſt, Bauch, After und Schenkel ganz weiß; Flanken, Rücken und alle übrige obere Theile ſchwarzbraun, bei ſehr Alten fleckenlos, bei drei- oder vierjährigen, mit ſehr kleinen, undeutlichen, weißlichen Flecken. Länge 19 bis 25″.

(Colymb. septentrionalis, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 586. sp. 3; *Lath.* Ind. orn. II p. 801. sp. 5; *Temmink* Man. d'orn. p. 602 — Alte und Junge; Colymb. lumme, *Brünnich.* Orn. Borealis p. 39 Nr. 132; Rothkehliger Taucher, Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. IV. S. 609; Rothkehliger Seetaucher — Col. rufigularis, Meyers Taſchenb. II. S. 453; Naumanns Vögel, Bd. III. S. 413. T 67. F. 104.)

Junge vom Jahre: Bei eintretender Flugbarkeit der ganze Oberkörper ziemlich gleichfarbig ſchwarzbraun; der Unterkörper weißlich; nach der erſten Mauſer, Schnabel an der Spitze und an den Seiten weißgrau, auf dem Rücken dunkel aſchfarbig; Augenſtern braun; Füße an der Außenſeite braun, an der innern, wie ein Theil der Schwimmhaut, weißgrau; Zügel, ganzer Seitenhals, Kehle und übriger Unterkörper ganz weiß; Scheitel und Nacken ſchwarzgrau, mit weißer, ſchmaler Federeinfaſſung; Rücken, Schultern und Steiß ſchwarzbraun, am Rande der Feder-

---

*) Colymbus ignotus (Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. 1ſte Ausgabe, II. S. 782. Nr. 4.), oder Colymb. leucopus (Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. 2te Ausgabe, IV. S. 625. Nr. 6. und ornith. Taſchenb. II. S. 364. Nr. 6.) iſt keine beſondere Art, ſondern ein jüngerer Colymb. arcticus.

Anm. n. *Temm.* Man. d'orn. p. 602. Rem.

fahnen häufig weiß geſprenkelt; Flügeldeckfedern gegen das Ende weiß eingefaßt.

(Dies iſt Colymb. stellatus, *Gmel. Linn.* syst. p. 587. sp. 17; *Lath.* Ind. orn. II. p. 801. sp. 5; Geſprenkelter Taucher, Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. IV. S. 613.)

Ein Jahr alte: Kehle und Seitenhals aſchgrau (mäuſefahl), wie bei den Alten, auch der Nacken wie bei jenen geſtreift; ganzer Vorderhals in dieſem Alter oft mit weißen Federn bedeckt und unter dieſen hin und wieder braunrothe eingeſprengt; die bei den Jungen vom Jahre bemerkten weißen Sprenkelflecken werden undeutlicher, kleiner und gehen oft ins Gelbliche über.

Bei zweijährigen erſcheint der ganze Vorderhals braunroth, aber oft noch mit einigen weißen Federn durchſprengt. Mit zunehmendem Alter verſchwinden die weißen oder gelblichen Flecken auf den obern Theilen immer mehr.

(In einem oder dem andern Falle iſt dies Colymb. striatus, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 586. sp. 16; *Lath.* Ind. orn. II. p. 802. sp. 7; Colymb. Borealis, *Brünnich.* Orn. Boreal. p. 39. Nr. 131; *Lath.* Ind. orn. II. 801. sp. 6.)

Zwei und achtzigſte Gattung: Lumme, Uria.

Schnabel mittelmäßig, ſtark, gerade, ſpitzig, zuſammengedrückt; Oberkiefer an der Spitze ſanft gekrümmt; Unterkiefer vorn einen mehr oder weniger ſtumpfen Winkel bildend. Naſenlöcher zur Seite am Schnabelgrunde in einer Grube länglich eingeſchnitten; zur Hälfte durch eine breite, mit Federchen beſetzte Membran geſchloſſen; durchgehend. Füße kurz, nahe am After ſtehend; Fußwurzel dünn (nicht zuſammengedrückt). Drei Vorderzehen durch eine ganze Schwimmhaut verbunden; Hinterzehe fehlend; Nägel gekrümmt. Flügel kurz; erſte Schwungfeder die längſte.

Die Lummen verlaſſen ihre eigentliche Heimath, die unwirthlichen Küſten der Polargegenden, nur gezwungen dann, wenn die Strenge des Winters jede vorher offene Stelle des Meeres mit Eis verſchließt; beſuchen dann, den Meeresküſten — meiſt ſchwimmend — folgend, die kalten Länder Europa's; verirren ſich zuweilen auch auf teutſche Flüſſe. Wie viele ihrer Ordnungsverwandten tauchen ſie leicht und lange; wie einige ſchwimmen ſie mit Beihülfe der Flügel auch unter Waſſer, und zwar mit einer Behendigkeit, die es ihnen möglich macht, die in dieſem Elemente ſo leicht beweglichen Fiſche und Inſekten, welche ihnen zur Nahrung dienen, zu ereilen und zu fangen. Sie fliegen wenig, nur

kurze Strecken und ſo tief über dem Waſſer hin, daß ſie daſſelbe mit den Flügeln faſt bei jedem Flügelſchlage berühren. Nur bei zufälligen Veranlaſſungen und während der Heckzeit ſieht man ſie auf dem Trocknen. Ihr Neſt ſtellen ſie ſehr hoch, auf unzugängliche Klippen und Felſen; um zu den Neſtern zu gelangen, hüpfen und flattern ſie von einer Felsſpitze zur andern. Ein ſehr bemerklicher, äußerlicher Unterſchied findet unter beiden Geſchlechtern nicht ſtatt. Herr R. Temmink muthmaßet, daß ſie zweimal im Jahre ſich mauſern mögen, enthält ſich jedoch, wie billig, bei nicht vollkommner Gewißheit eines beſtimmten Abſpruches hierüber.

Erſte Art: Troillumme, Uria troile, *Lath.*

Flügel, bis auf die weißendigenden kleinern Schwungfedern, einfarbig; Füße dunkelfarbig.

Alte: Schnabel grünlichſchwarz; Rachen gelb; Augenſtern braun; Füße ſchwarzgelblich, Schwimmhaut ſchwarz; Kopf, ein Theil des Vorderhalſes und der ganze Hinterhals ſammetartig braungrau; Rücken, Steiß, Flügel und Schwanz ſchwarzbraun oder ſchwarzgrau; der andere Theil des Vorderhalſes, Bruſt, alle übrige untere Theile und die Enden der hintern Schwungfedern rein weiß. Länge des Männchens $14\frac{1}{2}$ bis 15″, des Weibchens 14″.

(Uria troile, *Lath.* Ind. orn. II. p. 796. sp. 1; *Temmink* Man. d'orn. p. 606. — Alte und Junge; Colymb. troile, *Gmel. Linn.* syst. I. 585. sp. 2; Uria lomvia et troile, *Brünnich.* Orn. Boreal. p. 27. Nr. 108; Dumme Lumme, Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. IV. S. 574; Troillumme, Meyers Taſchenb. II. S. 445.)

Junge: Füße und Baſis des Schnabels braungelblich; Augenſtern ſchwarzbraun; Oberkopf, Zügel, Nacken und ganzer Oberkörper ſchwarzbraun, oder ſchwarzbraun mit — in der früheſten Jugend ſtärkerem, weiterhin immer mehr ſich verlierenden — aſchgrauem Ueberfluge; die gedachte Farbe verbreitet ſich etwas über den untern Theil des Vorderhalſes und geht vorn, durch Wellenlinien in Vereinigung tretend, in Hellgrau über — auch wieder in der frühern Jugend am meiſten —; ein ſchwärzlicher Längsſtreif zieht ſich unter den Augen hin und an dem Seitenhalſe herab; die Gegend hinter dem Auge und über dem erwähnten Streife bis zum Genicke, die Bruſt und der ganze Unterkörper, auch die kleineren Schwungfedern an den Enden erſcheinen weiß.

(Dies iſt dann: Uria suarbag et ringula, *Brünnich.* Orn. Borealis, p. 27. Nr. 110 u. 111; Colymb. minor, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 585. sp. 14; Weißliche

Lumme, Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. IV. S. 593; Weißliches Taucherhuhn, deſſen Taſchenb. II. S. 358. Nr. 3; Naum. Vögel, Bd. III. S. 397. T. 64. F. 99. ein Jahr alter Vogel; Wolf und Meyers Vögel Teutſchl. Heft 13. Junger Vogel vom Jahre.)

Zweite Art: Grylllumme, U. grylle, *Lath.*

Ein großer weißer Flecken (Spiegel) auf der Mitte der Flügel; Füße roth.

Alte: Schnabel (und Nägel an den Zehen) ſchwarz; Augenſtern braun; Rachen und Füße zinnoberroth; ganzer Körper ſchwarz, bis auf die großen und mittleren Flügeldeckfedern, welche einen großen weißen Flecken oder Spiegel auf den Flügeln bilden. Länge des Männchens $12\frac{1}{2}$ bis 13". Das Weibchen iſt etwas kleiner — 12 bis $12\frac{1}{2}$" lang, auch an ihm die ſchwarze Gefiederfarbe weniger tief.

(Uria grylle, *Lath.* Ind. orn. II. p. 797. sp. 2; *Temmink* Man. d'orn. p. 608. — Alte und Junge; Meyers Taſchenb. II. S. 446; Wolfs und Meyers Vögel Teutſchl. Heft 13. T. 3. u. 4; Colymb. grylle, *Gm. Linn.* syst. I. p. 584. sp. 1; Le petit Guillemot noir, *Buffon* des Ois., IX. p. 354 *); ſchwarze Lumme, Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. IV. S. 586; Naum. Vögel, Bd. III. S. 399. T. 44. F. 100. — Sehr altes Männchen.)

Junge vom Jahre: Rachen und Füße bleichroth; Augenſtern ſchwarzbraun; Kehle, Vorderbruſt und übriger Unterkörper rein weiß; Scheitel, Nacken, Unterhals und Seiten der Bruſt ſchwärzlich, mit grauen und weißen Flecken; Rücken und Steiß matt ſchwarz, einige Schulter- und Steißfedern am Endrande weißgrau; Flügel ſchwarz, Spiegel weiß, mit aſchgrauen oder ſchwärzlichen Flecken.

Ein Jahr alte: (Rachen und Füße etwas höher roth); am Kopfe und Halſe das Schwarze vorherrſchend; der größere Theil der Vorderbruſt und des Bauches noch weiß; Flügelſpiegel weiß; die weißgrauen Ränder an den Schulterfedern nun auch ſchwarz.

Zwei und drei Jahre alte: (Rachen und Füße nach Maaßgabe des Alters, immer höher roth); der ganze Vogel weniger oder mehr tief ſchwarz, am Unterkörper mehr

*) Pl. enl. Nr. 917 (Petit Guillemot femelle) gehört nicht hierher, ſondern als junger Vogel vom Jahre zur dritten Art.

oder weniger weiße Federn untermengt; Spiegel ganz rein weiß.

(In einem oder dem andern Gewande iſt dies: Uria minor striata, *Briss.* Orn. VI. p. 78. Nr. 4; Uria Baltica et Grylloides, *Brünnich.* Orn. Boreal. p. 28. Nr. 114, 115 u. 116; Spotted Greenland dove, Edw. Glean. T. 50; Spotted Guillemot, *Lath.* syn. VI. p. 334. var.; Friſch Vögel, Suppl. B. T. 185 b) *).)

Dritte Art: Zwerglumme, kleine Lumme, Uria alle, *Temmink* **).

Schnabel ſehr klein, halb ſo lang als der Kopf, ſehr wenig gekrümmt.

Alte beiderlei Geſchlechts: Schnabel ſchwarz; Augenſtern ſchwarzbraun; Füße braunröthlich, Schwimmhaut ſchwärzlich. Scheitel, Wangen, Kehle, Oberhals, Nacken und alle übrige obere Theile tief ſchwarz; große Schwungfedern ſchwarzbraun, kleinere ſchwarz mit weißen Extremitäten; Kropfgegend, Bruſt und übriger Unterkörper rein weiß. Länge 8½″ bis 9″.

(Uria alle, *Temm.* Man. d'orn. p. 611. — Alte und Junge. Uria minor, *Briss.* orn. VI. p. 73. Nr. 2; Alca alle, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 554. sp. 5; *Lath.* Ind. orn. II. p. 795. sp. 10; Small Black and white deiver. Edw. Glean. T. 91. Grundfigur alter Vogel, vordere einjähriger.)

Junge vom Jahre: Füße und Zehen braungelblich; Schwimmhaut braungrünlich; Scheitel, Augengegend, Nacken,

---

*) Nach *Temmink* Man. d'orn. p. 610. Rem. ſoll die Beſchreibung der angeblichen Art, Cepphus lacteolus, von *Pallas* (Spicil. V. p. 33.) nach einem an den Holländiſchen Küſten todt gefundenen Exemplare aufgenommen und daraus von *Latham* (Ind. orn. II. p. 798. sp. 3.) ſeine Uria lacteola und von *Gmelin* (Syst. *Linn.* I. p. 583. sp. 13.) ſeine Colymbus lacteolus gemacht, jenes gefundene Exemplar aber ein junger Vogel obiger Art ſeyn, der — was ſich an den Meeresküſten oft ereignen ſoll — höchſt wahrſcheinlich von den Wellen an das Ufer geſchleudert und hier auf dem Sande, durch Einwirkungen der Luft und des Lichtes, deſſen Gefieder gänzlich entfärbt und gebleicht wurde. Sonach müßte Uria lacteola aus den Syſtemen geſtrichen werden.

**) *Brisson* ſetzte obige Art unter der Benennung Uria minor in die Gattung Uria; in ſpäteren Eintheilungen ſtellte man ſelbige unter die Gattung Alca. Da aber der hierher gehörige Vogel alles Charakteriſtiſche der Gattung Uria hat, ſo verſetzte ihn Herr K. Temmink wieder in die Gattung Uria. S. *Temmink* Man. d'orn. p. 611. Note.

Seiten der Bruſt und alle obere Theile — ausgenommen die Extremitäten der kleineren Schwungfedern und drei oder vier längliche Streifen auf den großen dem Körper zunächſt ſtehenden Deckfedern, welche genannte Stellen rein weiß erſcheinen — tief ſchwarz; Kehle, Vorderhals, Seitenhals zum Theil, und alle übrige untere Theile weiß; weiß, mit einigen feinen ſchwärzlichen Strichen durchzogen, erſcheinen auch die Wangen, ein weniger deutlicher, ſchmaler, weißer Streif zieht ſich nach dem Hinterkopf.

(Dies iſt Alca alle, *Brünnich.* Orn. Borealis, p. 26. Nr. 106; Le petit Guillemot, femelle, *Buffon* des Ois. Pl. enl. 917 *); Little Auk, *Lath.* syn. V. p. 327; *Pennant* Arct. Zool. II. p. 512. Nr. 429; *Penn.* Brit. Zool. p. 137. T. H. 4. F. 1; Kleiner Alk, Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. IV. S. 732; Meyers Taſchenb. II. S. 443; Naum. Vögel B. III S. 407. T. 65. F. 102.)

Weitere Altersabänderungen: Mehr oder weniger ſchwarze Flecken an der Kehle und an der Gurgel; ohne weiße Längsſtreifen auf den großen Flügeldeckfedern, oder dieſe Streifen nur undeutlich; höchſt ſelten das ganze Gefieder weiß — in dieſem Falle iſt es Alca candida, *Brünn.* Orn. Borealis. p. 26. Nr. 107.

Drei und achtzigſte Gattung: Mormon **), Mormon, *Temmink* (Franz. Macareux).

Schnabel kürzer als der Kopf, mehr breit als lang, ſehr zuſammengedrückt; beide Kiefer gekrümmt, in die Quere gefurcht, gegen die Spitze hin ausgeſchnitten, über die von der Hirnſchale aus wagerecht gezogene Linie mit dem Vordertheile erhoben. Naſenlöcher linienförmig, nackt, faſt ganz durch eine nackte Haut verſchloſſen, tief gegen den Oberkieferrand hin zur Seite liegend. Füße kurz, nahe am After ſtehend, drei Zehen nach vorn gerichtet, alle durch eine ganze Schwimmhaut verbunden; Hinterzehe fehlend; Nägel ſtark gekrümmt. Flügel kurz; erſte Schwungfeder ſo lang, oder wenig länger als die zweite.

---

*) S. Anm. zu den Synonymen, welche bei den Alten der vorhergehenden Art angeführt ſind.

**) Der Verfaſſer behält den von Herrn R. Temmink dieſer neuen Gattung beigelegten lateiniſchen Namen bei, um nicht durch Gebrauch eines ſonſt als ſynonym mit Alk angewendeten, Auk nämlich, Irrung zu veranlaſſen.

Dieſe eigentlich dem arktiſchen Kreiſe angehörigen Vögel haben in ihrem Habitus mit den Lummen und Alken Vieles gemein, unterſcheiden ſich jedoch in andern Stücken — nach Herrn R. Temminks Meinung — von jenem charakteriſtiſch genug, um eine eigene Gattung zu bilden.

Sie leben faſt immer auf dem Meere, kommen außer der Heckzeit nur zufällig aufs Trockene, im Winter oder Frühlinge nur ſelten an die teutſchen Küſten und von da in die angrenzenden Flüſſe, z. B. in die Elbe. Ihre Nahrung beſteht aus kleinen Fiſchen, kleinen Krebſen und Seegras.

Art: Graukehliger Mormon, Mormon fratercula, *Temmink*.

Alte beiderlei Geſchlechtes: Schnabel von der Wurzel an blaugrau; in der Mitte gelblich, am Vordertheile lebhaft roth; am Oberkiefer drei Querfurchen, am Unterkiefer deren zwei; Augenſtern weißlich; nackter Augenrand (karmeſin-) roth; Füße orangeroth (am obern Augenrande eine dreieckige ſchwielige Hervorragung); Scheitel, ganzer Oberkörper, nebſt einem breiten Halsbande, tief ſchwarz, mit Glanz; Wangen, ein breites Band über den Augen und Kehle ſehr hellgrau; Bruſt, Bauch und übriger Unterkörper rein weiß; große Schwungfedern ſchwarzbraun. Länge 10 bis 11''.

Junge vom Jahre: Schnabel viel kleiner, an den Seiten glatt, ohne Furchen, braungelb; Füße matt roth; Zügel ſchwarzgrau; Wangen und Kehle dunkler grau als bei den Alten; das breite Halsband vorn mit in Schwarzgrau ſich ziehend. Dies iſt dann Alca deleata, *Brünnich*. Orn. Borealis, p. 25. Nr. 104.

(Mormon fratercula, *Temmink* Man. d'orn. p. 614. — Alte und Junge; Alca arctica, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 549. sp. 4; *Lath.* Ind. orn. II. p. 792. sp. 3, *Brünnich.* Orn. Borealis, p. 25. Nr. 103; Alca Labradora, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 550. sp. 6; *Lath.* Ind. orn. II. p. 793. sp. 4; Arktiſcher Alk, Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. IV. S. 723; Graukehliger Alk, Alca canogularis, Meyers Taſchenb. II. S. 242; Naumanns Vögel, Bd. III. S. 404. T. 65. F. 101.)

Vier und achtzigſte Gattung: Alk, Alca.

Schnabel gerade, zuſammengedrückt, ſtark; beide Kiefer bis zur Hälfte ihrer Länge befiedert, am Vordertheile in die Quere gefurcht; Oberkiefer ſehr gegen die Spitze gekrümmt;

Unterſchnabel vorn einen hervorſpringenden ſtumpfen Winkel bildend. Naſenlöcher zur Seite, in der Mitte des Schnabels tief unten liegend; faſt ganz durch eine befiederte Membran verſchloſſen. Füße kurz, nahe am After ſtehend, mit drei nach vorn gerichteten, durch eine ganze Schwimmhaut verbundenen Zehen; Nägel wenig gekrümmt. Flügel kurz; erſte Schwungfeder ſo lang oder wenig länger als die zweite. Der Habitus der Alke iſt derſelbe wie bei den zwei vorhergehenden Gattungen; wie jene ſind ſie Bewohner des im arktiſchen Kreiſe verbreiteten Meeres, halten ſich jedoch meiſt in der Nähe der Küſten auf. Sieht man ſie außer der Heckzeit — zu welcher ſie ſich in zahlreichen Flügen auf den das Geſtade begrenzenden Felſen verſammeln, wo die Weibchen, geſellig mit ihres Gleichen, das Brut- und Erziehungsgeſchäft beſorgen — auf dem Trocknen; ſo iſt dies durch zufällige Veranlaſſung bewirkt worden, ſo wie auch nur der Zufall höchſt ſelten einen Vogel der hierher gehörigen Art an die teutſchen Küſten und auf die in den Ocean ausſtrömenden Flüſſe gerathen läßt. Die Nahrung beſteht aus Fiſchen, vorzüglich aus jungen Heringen, auch aus Seeinſekten und Schalthieren; das Gelege aus einem, höchſtens zwei Eiern.

Art: Tordalk, Alca torda, *Linn*

Flügel bis an den Steiß reichend; Schwanz kegelförmig.

Altes Männchen: Schnabel ſchwarz, mit drei oder vier Querfurchen, deren zweite oder dritte weißfarbige ein Band bildet; Augenſtern lebhaft braun; Füße ſchwarzgrau; Scheitel, Nacken, Seitenhals, nebſt ganzem übrigen Oberkörper tief ſchwarz; Wangen, Kehle und oberer Theil des Vorderhalſes tief ſchwarz, mit röthlichem Anfluge; ein weißer Strich zieht ſich von der Mitte des Schnabels bis an die Augen; große Schwungfedern ſchwarzbraun, hintere am Ende weiß gekantet; Bruſt und alle untere Theile rein weiß. Länge $14\frac{1}{4}$ bis $14\frac{1}{2}''$ — nach Meyer 16 bis 17''.

Altes Weibchen: Kein weißer Strich von der Mitte des Schnabels bis an die Augen; Gegend hinter den Augen, wie der ganze Vorder- und Seitenhals rein weiß; ſonſt alles wie beim Männchen (nur das Schwarze weniger tief).

(Alca torda, *Gmel. Linn.* syst. I. p. 551. sp. 1; *Lath.* Ind. orn. II. p. 793. sp. 5; *Temmink* Man. d'orn. p. 616. — Alte und Junge; *Brünnich.* Orn. Boreal. p. 25. Nr. 100; Alca baltica, id. l. c. p. 25. Nr. 101, Tordalk, Bechſt. Nat. Geſch. Teutſchl. IV. S. 711; Meyers Taſchenb. II. S. 439; Razorbil Auk,

Lath. syn. V. p. 319; *Penn.* Arctos Zool. II. p. 509. Nr. 425; Edw. Glean. T. 358. F. 2.)

Junge gleichen in Betreff der Gefiederfarben dem alten Weibchen ſehr, unterſcheiden ſich aber auffallend durch weniger breiten Schnabel, welchem auch die weiße Querfurche fehlt.

Junge Männchen unterſcheiden ſich nach der erſten Mauſer von dem jungen Weibchen durch ein ſehr ſchmales und wenig hervorſtechendes Band, das ſich wie beim alten Männchen von der Schnabelmitte bis an die Augen erſtreckt.

Junge vom Jahre beiderlei Geſchlechtes: Schnabel klein, ſehr wenig erhoben, ungefurcht und am Ende faſt gar nicht gekrümmt; Augenſtern ſchwärzlich; Scheitel, Nacken und ganzer Oberkörper ſchwarzgrau; alle untere Theile rein weiß; weiß erſcheint auch der Seitenhals; dieſe Farbe zieht ſich von da in die Gegend des Hinterkopfes und bildet hier einen Winkel; unter und hinter den Augen ein großer ſchwarzbrauner Flecken, welcher ſich gegen die Ohröffnungen hinzieht, zuletzt aber, faſt ganz verloſchen, kaum noch bemerkbar iſt.

(Dies iſt Alca pica, *Gmel, Linn.* syst. I. p. 551. sp. 2; Alca minor, *Brisson* Orn. VI. p. 92. T. 8. F. 2. — junges Männchen; Alca unisulcata, *Brünn.* Orn. Boreal. p. 25. Nr. 102. Blackbilled Auk, *Lath.* syn. VI. p. 320; *Penn.* Arct. Zool. II. p. 510. Nr. 426; *Penn.* Brit. Zool. p. 137. T. H. 1. — junges Männchen nach der erſten Mauſer.)

§. 77.

Die vom verewigten königl. preuß. Geh. Rathe, F. A. L. v. Burgsdorf entworfene, von dem ehrwürdigen Herrn Kammerrath J. M. Bechſtein, bei dem Vortrage der Naturgeſchichte der bei uns vorkommenden Wildarten und der zur Jagd anwendbaren Thiere in dem von Herrn Bechſtein herausgegebenen Handbuche der Jagdwiſſenſchaft zum Grunde gelegte Eintheilung iſt zwar — ſo wenig als irgend eine, vielleicht auch weniger noch als manche andere — mangelfrei; deſſen ungeachtet wird ſie für den Weidmann immer ihren Werth behalten. Dieſerhalb und weil im

Verfolg des gegenwärtigen Werkes, wenn daſſelbe nicht total umgearbeitet werden ſoll, öfters auf dieſe Eintheilung hingewieſen werden muß, folgt ſie hier, jedoch mit Weglaſſung der Gattungscharaktere und Artkennzeichen.

Erſte Klaſſe.

Erſte Stufe.

Teutſche wilde eßbare Säugthiere.

(Sie ſind pfleglich zu behandeln und zu jagen, da außer den Häuten und Bälgen auch das Wildbret und andere Theile benutzt werden.)

Erſte Abtheilung. Wiederkäuende Thiere, Pecora.

Erſte Gattung: Hirſch, Cervus.

Art 1. Edelwild (Rothwild), C. elaphus, *Linn.* Art 2. Damwild, C. dama, *L.* Art 3. Elenwild, C. alces, *L.* Art 4. Rehwild, C. capreolus, L.

Zweite Gattung: Antilope, Antilope.

Art 1. Gems, A. rupicapra, *L.*

Dritte Gattung: Ziege, Capra.

Art 1. Steinbock, C. ibex, *L.*

Zweite Abtheilung. Thiere mit dem Pferdegebiß, Belluae.

Vierte Gattung: Schwein, Sus.

Art 1. Wilde Saue (Schwarzwild), Sus scrofa, aper, *Linn.*

Dritte Abtheilung. Nagethiere, Glires.

Fünfte Gattung: Haſe, Lepus.

Art 1. Feldhaſe (gemeiner Haſe), Lepus timidus, *L.* Art 2. Veränderlicher Haſe, L. variabilis. Art 3. Wildes Kaninchen, L. cuniculus ferus.

Zweite Stufe.

Teutſche uneßbare (oder zum Theil doch nicht allgemein als eßbar anerkannte) wilde Säugthiere.

(Deren Häute nur oder vorzüglich benutzt werden und die ihrer Schädlichkeit wegen zu vermindern ſind.)

Erſte Abtheilung. Raubthiere, Ferae.

Sechste Gattung: Hund, Canis.

Art 1. Wolf, C. lupus, *L.* Art 2. Fuchs, C. fulpes, *L.*

Siebente Gattung: Katze, Felis.

Art 1. Luchs, F. lynx, *L.* Art 2. Wilde Katze, F. catus, ferus, *L.*

Achte Gattung: Otter, Lutra (Latax).

Art 1. Flußotter, L. vulgaris. Art 2. Sumpfotter, L. minor.

Neunte Gattung: Wieſel, Mustella.

Art 1. Steinmarder, M. foina, *L.* Art 2. Baummarder, M. martes, *L.* Art 3. Iltiß, M. putorius, *L.* Art 4. Großes Wieſel, M. erminea, *L.* Art 5. Kleines Wieſel, M. vulgaris, *L.*

Zehnte Gattung: Bär, Ursus.

Art 1. Schwarzer Landbär, U. niger arctos, *Oken.* Art 2. Dachs, U. Meles, *Linn.*

Zweite Abtheilung. Nagethiere, Glires.

Eilfte Gattung: Biber, Castor.

Art 1. Gemeiner Biber, C. fiber, *L.*

Zwölfte Gattung: Maus, Mus.

Art 1. Hamſter, M. cricetus, *Linn.*

Dreizehnte Gattung: Eichhorn, Sciurus.

Art 1. Gemeines Eichhorn, S. vulgaris, *L.* Art 2. Das nördlich-europäiſche ꝛc. fliegende Eichhorn, S. volans, *L.*

Dritte Stufe.

Zahme oder gezähmte Säugthiere, welche bei Ausübung der Jagd gebraucht werden.

Erſte Abtheilung. Raubthiere, Ferae.

Aus der ſechsten Gattung: Hund, Canis.

Dritte Art: Geſelliger Hund, C. familiaris.

Aus der neunten Gattung: Wieſel, Mustela.

Art 4. Kaninchenwieſel, Frett. M. furo, *Linn.*

Zweite Abtheilung. Thiere mit dem Pferdegebiß, Belluae.

Vierzehnte Gattung: Pferd, Equus.

Art 1. Hauspferd, E. caballus, *L.*

Zweite Klaſſe. Vögel.

Erſte Stufe.

Teutſche eßbare wilde Vögel.

(Deren Wildbret als geſunde und wohlſchmeckende Speiſe geſchätzt, und deren Geſieder benutzt wird, welche daher pfleglich zu jagen ſind.)

Erſte Abtheilung. Hühnerartige Vögel, Gallinae.

Erſte Gattung: Waldhuhn, Tetrao.

Art 1. Auerhuhn (Auergeflügel), T. urogallus, *L.* Art 2. Birkhuhn, (Birkgeflügel), T. tetrix, *L.* Art 3. Haſelhuhn (Haſelgeflügel), T. bonasia, *L.* Art 4. Schneehuhn, T. lagopus, *L.*

Zweite Gattung: Feldhuhn, Perdix.

Art 1. Rebhuhn, P. cinerea, *Latham.* Art 2. Wachtel, P. coturnix, *L.*

Dritte Gattung: Faſan, Phasianus.

Art 1. Gemeiner Faſan, P. colchicus, *L.*

Vierte Gattung: Trappe, Otis.

Art 1. Großer Trappe, O. tarda, *L.* Art 2. Dickknieiger Trappe, O. oedicnemus, *Latham.*

Zweite Abtheilung. Sumpfvögel, Grallae.

Fünfte Gattung: Kranich, Grus.

Art 1. Gemeiner Kranich, G. communis.

Sechste Gattung: Reiher, Ardea.

Art 1. Gemeiner Reiher, A. major, *L.*

Siebente Gattung: Brachvogel, Numenius.

Art 1. Großer Brachvogel, N. arquata, *Latham.* Art 2. Mittler Brachvogel, N. phaeopus, *Latham.*

Achte Gattung: Schnepfe, Scolopax.

Art 1. Waldſchnepfe, S. rusticola, *L.* Art 2. Mittelſchnepfe, S. major, *L.* (S. media, *Friſch.*) Art 3. Heerſchnepfe, S. gallinago, *L.* Art 4. Haaſchnepfe, S. gallinula, *L.*

Neunte Gattung: Strandläufer, Tringa.

Art 1. Streitvogel, T. pugnax, *L.* Art 2. Kiebitz, T. vanellus, *L.* Art 3. Punktirter Strandläufer, T. ochropus, *L.* Art 4. Gemeiner Strandläufer (Sandläufer), T. hypoleucos, *Linn.*

Zehnte Gattung: Meerhuhn, Gallinula.

Art 1. Grünfüßiges Meerhuhn (Waſſerhühnchen), G. chloropus, *Lath.* Art 2. Wachtelkönig, G. crex, *Lath.*

Eilfte Gattung: Waſſerhuhn, Fulica.

Art 1. Gemeines Waſſerhuhn, F. atra, *L.*

Zwölfte Gattung: Regenpfeifer, Charadrius.

Art 1. Goldregenpfeifer, C. pluvialis, *L.* Art 2. Strandpfeifer, C. hiaticula, *L.*

Dritte Abtheilung. Schwimmvögel, Anseres.

Dreizehnte Gattung: Ente, Anas.

Art 1. Stummer Schwan, A. olor, *L.* Art 2. Wilde Gans, A. anser ferus, *L.* Art 3. Wilde Ente (Märzente), A. boschas, *L.* Art 4. Quakente (Ka-

belente), A. clangula, L. Art 5. Pfeifente, A. penelope, L. Art 6. Tafelente, A. ferina, L. Art 7. Knäkente, A. querquedula, L. Art 8. Krikente, A. crecca, L. Art. 9. Löffelente, A. clypeata, L.

Vierte Abtheilung. Singvögel, Passeres.

Vierzehnte Gattung: Taube, Columba.

Art 1. Ringeltaube, C. palumbus, L. Art 2. Holztaube, C. oenas, L. Art 3. Turteltaube, C. turtur, L.

Funfzehnte Gattung: Lerche, Alauda.

Art 1. Feldlerche, A. arvensis, L. Art 2. Wald- oder Heidelerche, A. arborea, L. Art 3. Haubenlerche, A. cristata, L. (A. galerita). Art 4. Pieplerche, A. trivialis et minor, G. L. Art 5. Wieſenlerche, A. pratensis, G. L.

Sechzehnte Gattung: Staar, Sturnus.

Art 1. Sturnus vulgaris, L. der gemeine Staar.

Siebzehnte Gattung: Droſſel (Krammetsvogel, Turdus.

Art 1. Miſteldroſſel (Schnärre), T. viscivorus, L. Art 2. Wachholderdroſſel (Ziemer), T. pilaris, L. Art 3. Ringdroſſel (Schildamſel), T. torquatus, L. Art 4. Singdroſſel (Pfeifdroſſel, Zippe), T. musicus, L. Art 5. Rothdroſſel (Weindroſſel), T. Iliacus, L. Art 6. Schwarzdroſſel (gemeine Amſel), T. merula, L.

Achtzehnte Gattung: Seidenſchwanz, Ampelis.

Art 1. Gemeiner Seidenſchwanz, A. garrulus, L.

Neunzehnte Gattung: Kernbeißer, Loxia.

Art 1. Gemeiner Kernbeißer, L. coccothraustes, *Linn.* Art 2. Kreuzſchnabel, L. curvirostra, *L.* Art 3. Gimpel (Dompfaff, Blutfink), L. pyrrhulla, *L.* Art 4. Grünling (Zwuntſch), L. chloris, *L.*

Zwanzigſte Gattung: Ammer, Emberizza.

Art 1. Gartenammer, E. hortulana, *L.* Art 2. Goldammer (Grünſchling), E. citrinella. Art 3. Gerſtenammer (gemeiner Ammer), E. miliaria, *L.* Art 4. Rohrammer (Rohrſperling), E. Schoeniclus, *L.*

Ein und zwanzigſte Gattung: Fink, Fringilla.

Art 1. Gemeiner Fink (Buchfink), F. coelebs, *L.* Art 2. Bergfink (Rothfink), F. montifringilla, *L.* Art 3. Diſtelfink (Stieglitz), F. carduelis, *L.* Art 4. Zeiſig, F. spinus, *L.* Art 5. Hänfling, F. cannabina, *L.* Art 6. Flachsfink, F. Linaria. Art 7. Hausſperling (Spatz), F. domestica, *L.* Art. 8. Feldſperling, F. montana, *L.*

Zwei und zwanzigſte Gattung: Bachſtelze, Motacilla.

Art 1. Weiße Bachſtelze, M. alba, *L.* Art 2. Graue Bachſtelze, M. boarula, *L.* Art 3. Gelbe Bachſtelze, M. flava, *L.*

Drei und zwanzigſte Gattung: Sänger, Sylvia.

Art 1. Nachtigall, S. luscinia, *Lath.* Art 2. Schwarzköpfige Grasmücke, L. atricapilla, *Lath.* Art 3. Graue Grasmücke, S. hortensis, *Lath.* Art 4. Braungefleckte Grasmücke, S. modula-

ris, *Lath.* Art 5. Gemeines Rothſchwänzchen, S. phoenicurus, *Lath.* Art 6. Rothkehlchen, S. rubecula, *Lath.* Art 7. Zaunkönig, S. troglodytes, *Lath.* Art 8. Goldhähnchen, S. regulus, *Lath.* Art 9. Fitis, S. fitis. Art 10. Weidenzeiſig, S. trochylus, *Lath.* (Motacilla rufa, *Linn.*) Art 11. Großer Steinſchmätzer (Steinklatſche), S. oenanthe.

Vier und zwanzigſte Gattung: Meiſe, Parus.

Art 1. Kohlmeiſe (Pickmeiſe), P. major, *L.* Art 2. Schwarzmeiſe, Tannenmeiſe, P. ater, *L.* Art 3. Blaumeiſe (Pimpelmeiſe), P. coeruleus, *L.* Art 4. Haubenmeiſe, P. cristatus, *L.* Art 5. Sumpfmeiſe, P. palustris, *L.* Art 6. Schwanzmeiſe (Teufelsbolzen), P. caudatus, *L.*

Fünf und zwanzigſte Gattung: Nachtſchwalbe, Caprimulgus.

Art 1. Europäiſche Nachtſchwalbe, C. europaeus.

Fünfte Abtheilung. Waldvögel, Picae.

Sechs und zwanzigſte Gattung: Racke, Coracias.

Art 1. Gemeiner Racke, Mandelkrähe, C. garrula, *L.*

Sieben und zwanzigſte Gattung: Pirol, Oriolus.

Art 1. Gemeiner Pirol (Pfingſtvogel), O. galbula, *L.*

Acht und zwanzigſte Gattung: Kukuk, Cuculus.

Art 1. Gemeiner Kukuk, C. canorus. *L.*

Neun und zwanzigſte Gattung: Wendehals, Yunx.

Art 1. Wendehals, Y. torquilla, *L.*

Dreißigſte Gattung: Spechtmeiſe, Sitta.

Art 1. Gemeiner Kleiber (Spechtmeiſe), S. europaea, *L.*

Ein und dreißigſte Gattung: Baumläufer, Certhia.

Art 1. Gemeiner Baumläufer, C. familiaris, *L.*

Zweite Stufe.

Teutſche uneßbare, oder doch zum Theil nicht als eßbar allgemein angenommene Vögel.

(Einige ſind dem Naturhaushalte ſchädlich, andere nützlich; jene ſind daher möglichſt und zu allen Zeiten zu vermindern, dieſe immer zu hegen.)

Erſte Abtheilung. Raubvögel, Accipitres.

Zwei und dreißigſte Gattung: Geier, Vultur.

Art 1. Gemeiner Geier, V. cinereus, *L.* Art 2. Bartgeier (Lämmergeier), *L.* barbatus, *L.*

Drei und dreißigſte Gattung: Falke, Falco.

Art 1. Steinadler (brauner Adler), F. aquila, *Bechst.* F. fulvus, *L.* Art 2. Weißköpfiger Adler, F. leucocephalus, *L.* F. oſſifragus, *L.* Alte. F. albicilla, und F. albicaudus, Junge. Art 3. Flußadler, F. haliaëtos, *L.*

Art 4. Milane (Gabelweihe), F. milvus, *L.* Art 5. Gemeiner Buſſard (Mauſer) F. buteo, *L.* Art 6. Rauhbeiniger Buſſard (Mäuſefalke), F. lagopus, *L.* Art 7. Sumpfweihe, F. aeruginosus, *L.* Art 8. Kornweihe (Taubenfalk), F. pygargus elogareus, *L.* Art 9. Baumfalke (Lerchenſtößer), F. subbuteo, *L.*

Vier und dreißigſte Gattung: Eule, Strix.

Art 1. Mittlere Ohreule, S. otus, *L.* Art 2. Schleiereule, S. flammea, *L.* Art 3. Nachteule, S. aluco, *L.* Art 4. Brandeule, S. stridula, *L.* Art 5. Kleiner Kauz, S. ulula, *L.*

Fünf und dreißigſte Gattung: Würger, Lanius.

Art 1. Grauer Würger, Kriekelſter, L. excubitor, *L.* Art 2. Schwarzſtirniger Würger, L. minor, *L.* Art 3. Rothköpfiger Würger, L. rufus, *Briss.* (*Gm. L.*) Art 4. Rothrückiger Würger, L. collurio, *L.*

Zweite Abtheilung. Waldvögel, Picae.

Sechs und dreißigſte Gattung: Krähe, Corvus.

Art 1. Kolkrabe, C. corax, *L.* Art 2. Rabenkrähe, C. corone, *L.* Art 3. Saatkrähe, C. frugilegus, *L.* Art 4. Nebelkrähe (Schildkrähe), C. cornix, *L.* Art 5. Dohle, C. monedula, *L.* Art 6. Holzheher (Holzſchreier), C. glan-

darius, L. Art 7. Tannenheher (Nußrabe, C. caryocatactes, L. Art 8. Elſter (Alaſter, Gartenrabe), C. pica, L.

Sieben und dreißigſte Gattung: Specht, Picus.

Art 1. Schwarzſpecht, P. martius, L. Art 2. Grünſpecht, P. viridis, L. Art 3. Buntſpecht, P. major, L. Art 4. Weißſpecht, P. medius, L. Art 5. Grasſpecht, P. minor, L.

Acht und dreißigſte Gattung: Eisvogel, Alcedo.

Art 1. Gemeiner Eisvogel, A. ispida, L.

Neun und dreißigſte Gattung: Wiedehopf, Upupa.

Art. 1. Gebänderter Wiedehopf, U. epops.

Vierzigſte Gattung: Tauchente, Mergus.

Art 1. Tauchergans (gemeiner Säger), M. merganser, L. Art 2. Rothbrüſtige Tauchente, M. serrator, L. Art 3. Weiße Tauchente, M. albellus, L.

Ein und vierzigſte Gattung: Steißfuß, Podiceps.

Art 1. Gebänderter Steißfuß (Lerche) P. cristatus, *Lath.* Art 2. Kleiner Steißfuß, P. minor, *Lath.*

Zwei und vierzigſte Gattung: Meeve, Larus.

Art 1. Dreizehige Meeve, L. tridactylus, L. Art 2. Gemeine Meeve, L. canus, L. Schwarzköpfige Meeve, L. ridibundus, L.

Drei und vierzigſte Gattung: Meerſchwalbe, Sterna.

Art 1. Gemeine Meerſchwalbe, S. hirundo, L. Art 2. Schwarze Meerſchwalbe, S. fissipes, *L.*

Vierte Abtheilung. Sumpfvögel, Grallae.

Vier und vierzigſte Gattung: Storch, Ciconia.

Art. 1. Weißer Storch, C. alba, *Bechst.* Art 2. Schwarzer Storch, C. nigra, *L.*

Aus der ſechsten Gattung: Reiher, Ardea.

Art 2. Nachtreiher (Focke), A. nycticorax, *L.* Art 3. Gemeiner Rohrdommel, A. stellaris, *L.* Art 4. Kleiner Rohrdommel, A. minuta, *L.*

Dritte Stufe.

Zum Gebrauch bei der Jagd gezähmte Vögel.

Aus der erſten linnéiſchen Ordnung. Raubvögel, Accipitres.

Aus der drei und dreißigſten Gattung: Falke, Falco.

Art 10. Geierfalke, F. gyrfalco, *Bechst.* Art 11. Isländiſcher Falke, F. islandus, *L.* Art 12. Habicht, F. palumbarius, *L.* Art 13. Wanderfalke, F. peregrinus. Art 14. Blaufuß, F. lanarius, *L.* Art 15. Thurmfalke (Rittelgeier), F. finnunculus, *L.* Art 16. Sperber (Taubenfalke), F. nisus, *L.*

Aus der vier und dreißigſten Gattung: Eule, Strix.

Art 6. Uhu, S. bubo, L.

§. 78.

Cuviers Klaſſifikation des Thierreichs im Allgemeinen und deſſen Eintheilung der Säugthiere und Vögel im Beſondern hat man ſeit ihrer Bekanntwerdung faſt einſtimmig zu den vorzüglichſten gezählt. Die dieſem erſten Theile des gegenwärtigen Werkes unter A. B. C. und D. beigefügten Tabellen geben eine deutliche und leichte Ueberſicht.

Daß beim Entwurfe dieſes Syſtems auf den innern Bau der Thiere ſowohl, als auf deren äußere Geſtalt Rückſicht genommen worden, ergibt ſich aus den Tabellen von ſelbſt.

Noch bemerkt der Verfaſſer, daß in der letzten Säule der Tabellen B. C. und D. ſämmtliche in Teutſchland vorkommende Haar- und Federwildarten, unter Hinweiſung auf die Gattungen, zu welchen ſie gehören, der jetzt gewöhnlichſten lateiniſchen und teutſchen Benennung nach, aufgeführt, rückſichtlich der Vögel jedoch noch manches nach §. 76. der Einleitung zu berichtigen iſt. Der Verfaſſer konnte ſich dieſer Berichtigung nicht ſelbſt mehr unterziehen, da jene Tabellen ſchon abgedruckt waren, ehe ihm von ſehr gütigen Freunden die Werke mitgetheilt wurden, aus denen er bei Bearbeitung des angezeigten Paragraphen geſchöpft hat.

§. 79.

Wenn die Aufgabe gelöſ't werden ſoll, auszumitteln und zu beſtimmen, zu welcher Art einer oder der andern Gattung dieſer oder jener Ordnung ein vorliegendes Exemplar aus der Klaſſe der Säug-

thiere oder der Vögel gehöre, und welchen lateiniſchen oder teutſchen Artnamen es in irgend einem Eintheilungsſyſteme führe; ſo kann dieſer Zweck mit Erfolg und Sicherheit nur dann erreicht werden, wenn der Unterſuchende ſich an die Stufenleiter, welche jede Eintheilungsmethode — hier unter andern die §. 74. und §. 76. für die den Jäger, als ſolchen, intereſſirenden Säugthiere und Vögel aufgeſtellte — bildet, feſt anhält, und vorſichtig herabſteigt von der oberſten, erſten Stufe, Klaſſe genannt, bis zur unterſten, letzten, welche in den meiſten Syſtemen Art heißt. (Vergl. §. 69. bis mit 71.)

Nur die Grundzüge zu dem Verfahren bei einer dergleichen Unterſuchung können für diejenigen Leſer des gegenwärtigen Werkes, welche Luſt und Sinn für die Thierkunde haben — was freilich bei jedem rechtlichen Jäger der Fall ſeyn ſollte, aber, leider, ſelten nur iſt — durch eigenes Studium in der Syſtemkunde Fortſchritte zu machen, in Folgendem entworfen werden:

Des teutſchen Jägers Unterſuchungen beſchränken ſich (nach §. 69.) auf einen, verhältnißmäßig zum großen Ganzen des Thierreiches, nur geringen Theil der beiden erſten Klaſſen deſſelben, auf die teutſchen jagdbaren und zur Jagd mittelbar anwendbaren Säugthiere und Vögel nehmlich, wie ſelbige §. 74. und 76. aufgeführt worden ſind.

Zu den erſten Uebungen im Aufſuchen und Beſtimmen wähle man Exemplare von ſolchen Thieren beider Klaſſen, die man ſchon genau kennt; dann verſuche man ſich an ſolchen, die auch ſchon bekannt ſind, wo aber doch wegen der Aehnlichkeit zweier oder mehrerer Arten einer und derſelben Gattung Verwechslung möglich ſeyn könnte; ſpäterhin erſt wage man ſich an Exemplare, die man nicht genau oder — wo Alter oder Jahreszeit Veränderung in der Farbenzeichnung bewirkt — nur in einem Gewande oder noch

gar nicht kennt, traue jedoch ſeinem eigenen Urtheile rückſichtlich der Artbeſtimmung in dieſem Falle nicht, ſondern unterwerfe daſſelbe der Prüfung und Entſcheidung eines wirklich Sachkundigen.

Einige Beiſpiele mögen das Geſagte erläutern:

Erſte Aufgabe.

Es ſoll ausgemittelt werden, zu welcher Klaſſe, Ordnung und Gattung der gemeine Haſe als Art gehört und welchen Namen dieſe Art im Syſteme führt.

Löſung.

Das Thier hat

a) Rückgrath, Geſäuge (Brüſte), Lungen, rothen warmen Schweiß (Blut) und vier Läufe (Füße); es gehört daher in die Klaſſe der Säugthiere: Mammalia. (Vergl. Kennzeichen der Klaſſe, S. CLXXXI. Z. 7. v. u.) Es hat ferner

b) Zehen und an denſelben Nägel (Krallen), und ſteht daher — nach S. CLXXXIV. Z. 4. v. o. — in der zweiten Ordnung: Digitata, der vorbeſagten Klaſſe.

c) Es berührt, beim Gange nur mit den Zehen, nicht mit der ganzen Fußſohle die Erde; aus dieſem Grunde iſt es der zweiten Unterordnung: Digitigrada. (S. CLXXXV. Z. 21. v. o.) beizuzählen.

d) Aus dem Vergleich der Unterſcheidungszeichen, welche für die in der gedachten Unterordnung unter Lit. a. und b. errichteten beiden Sippſchaften S. CLXXXV. Z. 23. v. o., und S.

CXCI. Z. 9. v. o. angezeigt ſind, ergibt ſich, daß das in Unterſuchung befangene Thier, wegen der wenig gekrümmten, abgeſtumpften Nägel, mangelnden Eckzähne, vorhandenen Schneidezähne und nach der Zahl der Säugwarzen beim Weibchen, die mehr als 2 beträgt, der Sippſchaft b, Nagethiere — Glires, angehört.

e) Vergleicht man das Thier weiter mit dem Charakter der zehnten Gattung Lepus, S. CXCI. Z. 14. v. o.; ſo bleibt es keinem Zweifel unterworfen, daß man eine Art dieſer Gattung vor ſich habe.

f) Aus der Zuſammenhaltung des Thierkörpers endlich mit den Kennzeichen der erſten Art in der Gattung Lepus wird nun ohne weiteres der bei uns gemeine Haſe, im Syſteme (S. CXCI. Z. 17. v. unt.) Feldhaſe, Lepus timidus, genannt, erkannt. Sorgfältig genaue Unterſuchung vieler Exemplare dieſer Art nach der ausführlichen Beſchreibung des Feldhaſen, welche man Th. II. S. 3. ff. findet, macht dann nicht nur mit den den Jäger intereſſirenden Eigenthümlichkeiten dieſer Haarwildsart, ſondern auch mit den äußern Unterſcheidungsmerkmalen beider Geſchlechter, zugleich auch — rückſichtlich der verſchiedenen Farbenzeichnungen, mit zufälligen, wie mit Altersabänderungen (Varietäten) bekannt.

Zweite Aufgabe.

Zu beſtimmen, zu welcher Klaſſe, Ordnung und Gattung diejenige Marderart gehört, welche unter dem Namen Baum- oder Buchmarder bekannt iſt.

Löſung.

a) Aus dem Vergleich eines vorliegenden Thier-exemplares der genannten Art mit den in der erſten Aufgabe unter a. b. und c. am Feld-haſen wahrgenommenen Kennzeichen geht her-vor, daß beide Thiere in einer und derſelben Klaſſe, Ordnung und Unterordnung ſte-hen. Wir bemerken aber

b) an dem hier zu unterſuchenden Thiere: ziem-lich lange, hakenförmige Krallen (Nä-gel) an den Zehen, auch Fänge (Eckzähne); ſonach gehört es zu der erſten Sippſchaft: Raubthiere, Ferae.

c) Hält man daſſelbe mit den Charakteren der zur vorerwähnten Sippſchaft gehörigen Gattungen der Reihe nach zuſammen; ſo ergibt ſich, daß ſelbiges — nach S. CLXXXIX. Z. 2. v. o. — eine Art der achten Gattung Wieſel, Mustela, ſeyn müſſe.

d) Von den Kennzeichen der zur achten Gattung gehörigen Arten paſſen die der zweiten Art genau auf das vorliegende Exemplar; ſonach iſt es der Baum- oder Buchmarder, Mustela martes.

Dritte Aufgabe.

Beſtimmung der gelben Bachſtelze.

Löſung.

a) Es iſt dies ein rückgrathiges, eierlegendes Thier, mit Lungen, rothem, warmem Schweiße (Blute), einem Herzen mit zwei Kammern und

zwei Vorkammern, auch hat es Flügel ſtatt der Vorderläufe; ſonach iſt ihm ſeine Stelle in der zweiten Klaſſe des Thierreiches: Vögel, Aves, angewieſen.

b) Unſer Vogel gehört wegen der Zahl und Stellung der Zehen, wegen der leichten Federbedeckung, und weil dieſe ſich bis etwas über das Kinn erſtreckt, auch wegen ſeines Aufenthaltes in die erſte Abtheilung der genannten Klaſſe: Landvögel, Aves terrestres. (S. CXCVIII. Z. 8. v. u.)

c) Vergleichen wir ihn mit den Kennzeichen der erſten, zweiten und dritten Ordnung; ſo ergibt ſich, daß er zu dieſen nicht gehören kann, wohl aber paſſen die der vierten Ordnung: Singvögel, Oscines, (S. CCXXVII.) und beſonders die der Unterordnung C. Pfriemenſchnäbler, auf ihn.

d) Die Beſchaffenheit des Schnabels, der Naſenlöcher, der Zunge, der Füße, des Schwanzes und der Schwungfedern ſtellt ihn in die Gattung: Bachſtelze, Motacilla, und ſchützt zugleich vor Verwechslung mit der Goldammer, Emberiza citrinella (Gattung 22. Art 1.)

e) Von den zur Gattung Motacilla gehörigen Arten ähnelt ſich die zweite Mot. sulphurea, (Mot. boarula, *Linn.*), ſehr mit der dritten, Mot. flava; da aber bei der gelben Bachſtelze, Mot. flava, (Art 3.) das Graue des Oberleibes mit Olivengrün überzogen, bei der grauen Bachſtelze, Mot. sulphurea (Art 2.) aber der Oberleib aſchgrau ſich darſtellt; da ferner bei jener die zwei

äußern Federn des Schwanzes über die Hälfte weiß ſind; und der ſchwach abgerundete Schwanz nur 1″ 9‴ über die Spitzen der zuſammengelegten Flügel hinaus reicht, bei dieſer aber von den drei äußern Schwanzfedern die äußerſte ganz weiß iſt, die andern beiden an den äußern Fahnen ſchwarz ſich darſtellen, der Schwanz 2½″ über die zuſammengelegten Flügel hinaus reicht; da bei jener der Nagel an der Hinterzehe ſehr lang, bei dieſer weniger lang iſt; da endlich jene gegen 6¼″, dieſe 7″ bis 7¼″ im Ganzen lang iſt: ſo kann ein Exemplar, an welchem ſich die vorbemerkten Kennzeichen der Motacilla flava finden, auch ſicher als ſolche angeſprochen werden.

Der Raum geſtattet es nicht, die Zahl der Aufgaben zu vermehren; auch ſcheint dies nicht weiter nöthig zu ſeyn, da das Verfahren beim Aufſuchen immer daſſelbe bleibt.

Rückſichtlich der ornithologiſchen Gattungs- und Artbeſtimmungen werden jedoch folgende Regeln nicht überflüſſig ſeyn:

1. Eins der untrüglichſten Gattungskennzeichen bei der ganzen Klaſſe der Vögel ſcheint dem Verfaſſer das zu ſeyn, welches in *Temminks* Man. d'orn. von dem Längenverhältniß der Schwungfedern zu einander hergenommen und nach Temmink in die §. 76. jeder Gattung unterſtellte Charakteriſtik mit eingetragen iſt.

So z. B. wird bei der zwei und zwanzigſten Gattung, Emberiza, in dieſer Rückſicht angemerkt:

Erſte Schwungfeder ein wenig kürzer als die zweite und dritte, welches die längſten ſind;

in der Charakteriſtik der ſieben und zwanzigſten Gattung: Motacilla, hingegen heißt es:

Erſte Schwungfeder äußerſt kurz (oder deren Stelle leer), die zweite die längſte; große Deckfedern bis an die Enden der vorderen Schwungfedern reichend.

Schon hieraus allein wird es bei dem zufolge der dritten Aufgabe unterſuchten Vogel klar, daß er nicht zur Gattung Emberiza, ſondern zur Gattung Motacilla als Art gehöre.

2. Bei Beſtimmung der Art dürfen die S. CLXXI. unter a. b. c. d. angegebenen Hauptberückſichtigungspunkte nicht nur nicht unbeachtet bleiben, ſondern es muß auch das unabläſſig berückſichtigt werden, was §. 60. S. CXXIII. ff. über die Mauſer ꝛc., beſonders aber das, was hierüber, wie über die Abänderungen des Gefieder-Kolorits nach dem Alter und bei einigen Vogelarten, ſelbſt ohne Mauſer, nach der Jahreszeit, am Schluſſe der Einleitung in einem Nachtrage ſich vorfindet. Bei den kurzen Beſchreibungen jeder Vogelart, welche man §. 76. findet, wurde dies Alles — beſonders bei den Ufer-, Sumpf- und Waſſervögeln — ſo viel als auf dem jetzigen Standpunkte der Ornithologie, nach Vermögen des Verfaſſers, und in den Grenzen dieſes Werkes möglich, erörtert. Noch beſſere und genauere Aufſchlüſſe findet jedoch der der franzöſiſchen Sprache kundige Leſer in *Temminks* Manuel d'ornithologie d'Europe, woraus der Verfaſſer

vorzüglich geſchöpft hat; auch in Okens Naturgeſchichte Th. III. Abth. 2. Endlich iſt

3. noch das ſorgſam zu beachten, was der Verfaſſer oben, S. CLXXII. über die Anwendung der Hülfsmittel, welche die vergleichende Anatomie zur Beſtimmung der Arten darreicht, beigebracht, und — ſo weit die zeither ihm kund gewordenen Unterſuchungen in gedachter Beziehung reichen — §. 76. in den kurzen Artbeſchreibungen mitgetheilt hat, und rückſichtlich des in Teutſchland vorkommenden jagdbaren Haar- und Federwildes, in der ausführlicheren Naturgeſchichte derſelben, die im Verfolge dieſes Werkes ſich findet, wo es nöthig ſcheint und nicht bereits geſchehen iſt, nachtragen wird.

Nachtrag

zu §. 60. der Einleitung, S. CXXIV. (Frei überſetzt aus dem Avant-propos zu *Temminks* Manuel d'ornithologie d'Europe, p. XI — XIV.)

Alle Vögel mauſern ſich, früher oder ſpäter, regelmäßig im Herbſte (einige auch — z. B. Anas boschas — ſchon im Sommer). Hat nach der Mauſer ihr Gefieder in einem gewiſſen Alter des Vogels die gehörige Vollkommenheit erreicht, ſo bleibt es bei den meiſten — der Farbenzeichnung nach — unverändert und es treten dann nur bei einzelnen Exemplaren zufällige Abänderungen ein. Jedoch gibt es viele ſowohl aus- als inländiſche Vogelarten, bei welchen, in Folge einer doppelten Mauſer, zweimal im Jahre auch die Gefiederfarben wechſeln. Bei dieſen erſtreckt dann der Farbenwechſel ſich — mit Ausnahme der Flügel-

und größtentheils der Schwanzfedern *) — entweder über alle, oder nur über einige Körpertheile. Im erſten Fall glaubt man eine ganz andre Vogelart zu ſehen, ſo wenig gleicht ihr buntes, ſchöneres Hochzeit- oder Frühlingskleid dem einfacheren Wintergewande.

Bei manchen Arten wechſelt nur das Männchen das Gewand und legt im Winter das einfachere ſeiner Gattin an. Dies iſt bei mehreren ausländiſchen Vogelgattungen und Kernbeißerarten der Fall.

Im zweiten Fall, wenn nehmlich die Mauſer nur theilweiſe ſtatt findet, trifft ſie entweder beide Geſchlechter, oder nur das Männchen. Ein Theil des Gefieders nimmt dann Farben an, die zu Ende der Paar- und Heckzeit wieder verſchwinden. So verhält es ſich bei verſchiedenen Arten der Gattungen Motacilla, Muscicapa, Emberiza, Anthus Tichodroma (Certhia) u. a. m.

Bei anderen Gattungen erhält ſich der beſondere Schmuck des Hochzeitgewandes bis zur nächſtfolgenden Mauſer. Dies iſt der Fall bei mehreren Arten der Gattungen Loxia, Tetrao, Otis, Carbo, Charadrius, Vanellus, Totanus u. a. m.

Bei dem größten Theil der Ufer-, Sumpf- und Waſſervögel (vielleicht bei allen) bewirkt die doppelte Mauſer entweder für den ganzen Körper oder nur für einen Theil deſſelben periodiſch und regelmäßig wechſelnde Veränderungen. Bei einigen Vögeln, die nur

*) Als allgemeine Regel ſcheint angenommen werden zu können, daß bei Vögeln, welche das mannbare Alter erreicht haben, ſämmtliche Schwungfedern, ſo wie die Schwanzſeitenfedern keiner periodiſchen Farbenveränderung unterworfen ſind; nur bei einigen Arten findet dieſe Veränderung an den Schwanzmittelfedern, wie am übrigen Gefieder des Körpers, statt; ſeltener noch verändern — wie bei mehreren Arten — der Gattung Loxia (Grosbec, *Buffon*) — dieſe Federn ihre Geſtalt.

einmal im Jahre ſich mauſern, bemerkt man eine Erſcheinung anderer Art. Wenn nehmlich ein gewiſſer, durch das Alter ſich beſtimmender Zeitpunkt eintritt, erhalten ſie ein neues Federkleid, deſſen Farben gänzlich von denen verſchieden ſind, welche das Geſieder im vorigen Jahre zierten, und eben ſo von denen, welche ſpäterhin das für ihr ganzes übriges Leben ſtändig bleibende Gewand ſchmücken. Dieſer Fall findet bei der Gattung Loxia, und bei mehreren andern ſtatt.

Auffallender noch iſt die Erſcheinung, daß das Geſieder mancher Wandervögel erſt auf dem Wiederzuge (bei ihrer Frühlingsrückkehr) in erhöhtem Farbenglanze ſich darſtellt, obgleich die Mauſer ſchon im Herbſt ſtatt fand. Bei den hierher gehörigen Vögeln — z. B. Fringilla cannabina, Fringilla linaria, Fringilla coelebs, Fringilla montifringilla, Fringilla nivalis u. a. m. — werden die lebhaften Farben des Sommerkleides bei der Mauſer durch meiſt mattgefärbte Federränder verhüllt; dieſe Ränder nutzen ſich durch die bei den Bewegungen des Vogels entſtehende Reibung ab, und es ſtellt dem, und den Einwirkungen des Lichts und der Luft zu Folge, im Frühlinge das hochzeitliche Kleid in ſeiner ganzen Reinheit und Vollkommenheit ſich dar. Bei der Herbſtmauſer macht dann daſſelbe dem durch die vorerwähnten mattgefärbten Federränder weniger ſcheinbaren Wintergewande wieder Platz *).

Alle dieſe periodiſchen Veränderungen, welchen die Federn an ſich und die Farbenzeichnungen derſelben, von der erſten Mauſer bis zum mannbaren Alter des Vogels, unterworfen ſind, ſo wie alle zufällige Geſie-

*) So verhält es ſich mit der Mauſer der obengenannten Vögel, wenn ſie im Freien leben; in engerer Gefangenſchaft, oder gar im Bauer, findet die Mauſer nur theilweiſe ſtatt, oder es werden durch dieſelbe die Geſiederfarben nicht verändert.

derfarbenabweichungen legen, begreiflicher Weiſe, den ornithologiſchen Unterſuchungen ungemeine Schwierigkeiten in den Weg. Eben deshalb muß der Unterſuchende mit höchſter Vor- und Umſicht zu Werke gehen, ehe er es wagen darf, die ſchon beſtimmten Arten einer Gattung durch eine neue Art zu vermehren.

Erſter Abſchnitt.

Hohe Jagd.

Erſte Abtheilung.

Haarwild.

Erſtes Kapitel.

Vom Edel- oder Roth-Wild.

(Cervus Elaphus. *Linn.*)

§. 1 *).

Vorlängſt ſchon erhielt der in unſern Wäldern einheimiſche Rothhirſch den Namen Edelhirſch. Zu dieſer Benennung gab wohl theils ſein, ihn vor allem übrigen Wilde ſo vortheilhaft auszeichnender Körperbau Anlaß, theils kann ſie auch daher mit rühren, daß der Hirſch durch beſondere Kennzeichen im Tritt und in der Fährte — wovon weiter unten nähere Rede ſeyn wird — nicht allein von allen übrigen Wildarten, ſondern ſogar vom weiblichen Geſchlecht ſeiner Art — vom Thiere — ſich unterſcheidet.

Als man anfing Wild von derſelben Gattung zu welcher unſer Hirſch und Thier gehört, aber von andern Farben und größtentheils von minderer Stärke, aus andern Ländern herbeizuſchaffen und es in Thiergärten fortzupflan-

*) In einem für Jäger zunächſt beſtimmten Werke muß auch die Weidmannsſprache (die weidmänniſche Kunſtſprache) beachtet werden. Der erſte §. dieſes und jedes folgenden Kapitels ſoll hierüber das Bemerkenswertheſte enthalten.

zen, war die allgemeine Benennung Rothwild nicht umfaſſend genug; man wählte daher den Ausdruck Edelwild, deſſen ich mich, weil er jetzt überall eingeführt iſt, in der Ueberſchrift dieſes Kapitels bedienen zu müſſen glaubte, ob ich gleich hier nur vom Rothwild, von den Spielarten aber ausführlicher erſt dann das Nöthigſte mittheilen werde, wenn ich im Anhange zum erſten Theile dieſes Werkes von Thiergärten ſpreche.

Das männliche Geſchlecht wird mit den Namen Hirſch, Edelhirſch, Rothhirſch belegt; das weibliche nennt man Thier, Roththier, Stück-Wild; die Jungen werden Kälber genannt und durch den Beiſatz: Hirſch- und Wildkalb, in Rückſicht des Geſchlechts unterſchieden.

Unter einem Trupp Edelwild verſteht man die Mehrzahl beider Geſchlechter, ſowohl des männlichen als des weiblichen, wenn ſie vermiſcht beiſammen gefunden werden *).

Man ſagt: ein Trupp Hirſche und ein Trupp Wild, wenn im erſtern Falle mehrere Hirſche, im andern mehrere Thiere beiſammenſtehen.

Schalen nennt man die hornigen Theile an den geſpaltenen Klauen.

Tritt — der Eindruck, welchen das Edelwild beim Auftreten mit dem Ballen und den Schalen eines Laufes (Fußes) im Boden zurückläßt.

Fährte — mehrere einander folgende Tritte, mit den Schalen und Ballen der Vorder- und Hinterläufe gemacht.

Oberrücken, Geäfter oder Aftern heißen die beiden über den Ballen ſtehenden hörnernen Spitzen.

Alles Haarwild hat Läufe, keine Füße.

Ueber den Vorderläufen ſtehen die Blätter, über den Hinterläufen, die Keulen.

Zwiſchen letztern liegt das Schloß, welches aus zwei Theilen beſteht, und dieſe werden Eisbeine genannt.

---

*) Statt dieſes Ausdrucks bedient man ſich in mehreren Gegenden, z. B. im Anhalt-Deſſauiſchen, eines andern, nehmlich: Rudel, der jedoch eigentlich vom Sauwilde gebräuchlich iſt.

Der ganze Theil über der Kugel, von hinten bis an die Ribben, heißt der Zimmer oder Ziemer; da, wo dieſer aufhört, fängt der Rücken an, und dieſer reicht bis dahin, wo die Halsknochenwirbel anfangen.

Die Dünnungen werden Flanken genannt.

Alles Wild hat kein Fleiſch, ſondern Wildbret; kein Blut, ſondern Schweiß; kein Fett, ſondern Feiſt.

Da, wo im Halſe die Speiſeröhre (Schlund) und die Luftröhre (Gurgel) heruntergehen, liegen zwei Streifen Wildbret, und eben ſo über den Nieren am Rückgrath. Erſtere heißen Kehlbraten, letztere Mehrbraten.

Das Edelwild hat Lichter, keine Augen; Gehör, keine Ohren; kein Fell, ſondern Haut. Es färbt ſich, wenn es das Winterhaar verliert.

Der Schwanz heißt Blume.

Die edlen innern Theile: Herz, Lunge und Leber zuſammen, heißen Lunze, Geräuſch oder Gelünge.

Die Luftröhre heißt Droſſel; der knorpliche dicke Knoten am obern Theile derſelben der Droſſelknopf.

Die vom Netz umſchloſſenen Gedärme, Geſcheide, deſſen größter Theil, der Magen, der Wanſt, Panſen.

Das Weideloch iſt der Ausgang des Maſtdarms, und durch dieſes entlediget ſich das Wild der Exkremente, welche Loſung genannt werden; das Geſchäft ſelbſt aber wird unter dem Ausdruck: es löſet ſich, verſtanden.

Näßen oder Brunſten, bedeutet ſo viel als uriniren.

Das Edelwild ſteht in einem Reviere, oder hat ſeinen gewiſſen Stand darin, wenn man es eine geraume Zeit hindurch täglich darin antrifft.

Es ſteckt in einem Theile deſſelben, wenn es ſich blos zufällig verweilt, ohne ſeinen Stand darin zu haben; es thut ſich nieder, es legt ſich nicht.

Das Bett iſt der Platz, welchem es ſich im Holze zur Ruhe gewählt und von demſelben das Laub und den Raſen mit den Läufen weggeſchlagen hat; iſt dieſer Platz aber auf einer Wieſe und der Raſen nicht weggeſchlagen, ſo ſagt man, das Niederthun.

Den Gang, welchen das Hochwild gewöhnlich nimmt, um Nahrung zu ſuchen, nennt man den Wechſel; das, was es zu ſeiner Sättigung wählt, Aeſung oder Geäſe. Wenn es aber die Aeſung zu ſich nimmt, ſo ſagt man, es äſet ſich.

Bei guter Aeſung wird es feiſt, nicht fett; bei magerer ſchlecht, nicht mager.

Das Edelwild zieht auf die Aeſung, es geht nicht darnach; es zieht zu Holze, und tritt aus demſelben auf Felder und Wieſen oder Gehaue. Auch ſagt man, es iſt hier oder dort gezogen, wenn man es auf der Erde oder im Thau ſpürt, d. h. Fährte findet.

Es iſt flüchtig, es rennt nicht; es trollt, wenn es trabend ſich bewegt; es geht vertraut, bei der Bewegung im Schritt.

Es flieht oder fällt über Vermachungen und Jagdzeug; es ſpringt nicht darüber. Es fällt ins Garn; es ſpringt oder ſtürzt nicht hinein.

Es iſt verwundet (angeſchweißt), wenn es einen Schuß erhalten hat.

Es ſtürzt oder bricht zuſammen, wenn es eine tödtliche Verwundung bekam und, dieſer zu Folge, fällt.

Es klagt, wenn es beim Gefühl der Hülfloſigkeit oder des Schmerzes — z. B. beim Genickfangen (Abnicken, Nicken) — einen ſchreienden Laut ausgibt.

Es endet oder verendet, wenn der Tod eine Folge der Verwundung iſt; es fällt oder geht ein, wenn dieſer durch Kälte, Hunger oder Krankheit veranlaßt wird.

Wenn es verendet hat, bricht man es auf, indem man Geſcheide und Lunge herausnimmt; wenn dies geſchehen iſt, zerwirkt und zerlegt man es, um es in der Küche zu benutzen.

Das Edelwild brunftet, d. h. es begattet ſich. Die Begattungszeit heißt die Brunftzeit.

In der Brunftzeit vernimmt man ſowohl vom Hirſche, als vom Thiere einen Laut, der zu andern Zeiten vom Hirſche gar nicht, vom Thiere nur kurz nach der Setzzeit zuweilen

gehört wird (§. 4.). Die Weidmannsſprache bezeichnet den des Hirſches durch Orgeln oder Schreien, den des Thieres durch Mahnen*).

Hat das Thier während der Brunft empfangen, oder ſich bezogen, ſo ſagt man, es iſt hochbeſchlagen, oder es iſt tragend.

Das weibliche Glied wird das Feigenblatt genannt.

Das Geſäuge iſt das, was bei zahmen Kreaturen das Euter genannt wird.

Das Thier ſetzt ein Hirſch- oder Wildkalb; es gebiert nicht. Die Zeit, zu welcher dieſes geſchieht, heißt die Setz- oder Satzzeit.

Das Thier giebt zuweilen, wenn es überraſcht wird oder Gefahr ahndet, vorzüglich zu der Zeit, wo die Kälber noch klein ſind, einen Schreckenslaut von ſich. Man ſagt in dieſem Falle, es meldet ſich.

Das Wildkalb, d. i. das Junge weiblichen Geſchlechts, behält das ganze erſte Jahr ſeines Lebens hindurch dieſen Namen. Im zweiten und ſo lange, bis es brunftet, welches zuweilen in dieſem, oder doch in dem folgenden Jahre geſchieht, wird es mit der Benennung Schmalthier belegt. Sobald es das erſtemal hochbeſchlagen geht, heißt es ein altes Thier. Iſt das alte Thier nach der Brunftzeit nicht hochbeſchlagen, ſo nennt man es geltes Thier oder Gelt-Thier.

Das Hirſchkalb, d. i. das Junge männlichen Geſchlechts, ſetzt, wenn es das erſte Jahr vollendet hat, zwei Spieße auf und wird dann Spießer genannt. Die Stelle, wo dieſe Spieße auf dem Kopfe aufſtehen, heißt und behält immer den Namen Roſenſtock. Aus dieſem erhebt ſich das Gehörn, welches mit dem Namen Kolben ſo lange belegt wird, bis es vereckt iſt (ſich ausgereckt hat) — d. h. ſich völlig ausgebildet hat und

---

*) Der Ausdruck mahnen wird ſonſt auch noch vom Jäger gebraucht, um dadurch jedes Zeichen anzudeuten, welches er dem flüchtig ihm ſich nähernden Wilde — durch kurz abgebrochenes, leiſes Pfeifen, Hüſteln, Zerknicken eines dünnen Reiſigs u. dgl. — giebt, um es für den Moment zum Stutzen (Stehen) zu bringen.

bis zu den Spitzen verhärtet iſt. Roſen nennt man den, unten an den Spießen, wie an jedem künftigen Geweih, rund umher vorſtehenden, mit ungleichen kleinen Erhabenheiten beſetzten Theil jeder einzelnen Stange.

Ehe der Spießer zwei volle Jahr alt wird, wirft er zum erſtenmale ab, d. h. er verliert die Spieße und ſetzt während des nächſten Sommers wieder auf. Der junge Hirſch bekommt dann gewöhnlich an jeder Stange, nicht weit über den Roſen, einen ſpitzig nach den Augen zulaufenden Auswuchs, welchen man die Augenſproſſe nennet; der Hirſch heißt dann Gabelhirſch oder Gabler.

Von nun an wird der ganze, aus poröſem Horn beſtehende, Auswuchs auf dem Kopfe, welcher dem Hirſche ſo ſehr zur Zierde gereicht, und von Jahr zu Jahr ſich erneuert, mit dem Namen Geweih belegt; bei ſtarken Hirſchen Gewicht genannt; der Theil deſſelben aber, welchen man vorher Spieße nannte, bekommt die Benennung Stangen.

Oft ereignet ſich der Fall, daß der Hirſch, gleich wenn er das zweite Geweih aufſetzt, an einer oder an beiden Stangen noch ein Ende über den Augenſproſſen bekommt, welches man Eisſproſſe zu nennen pflegt. Im erſten Falle heißt er dann ein Hirſch an ungerade ſechs Enden, im andern, an gerade ſechs Enden *).

Jeden ſpitzigen Auswuchs an den Stangen, an welchem das Hornfeſſel oder ein Handſchuh hängen bleibt, — im Allgemeinen auch die Augen- und Eisſproſſe — nennt man ein Ende.

In den nächſtfolgenden Jahren nimmt, wenn nicht beſondere Umſtände eintreten, die Zahl der Enden zu.

Geht der oberſte Theil der Stangen in zwei Enden aus,

---

*) Ueberhaupt wird die Zahl der Enden allemal nach der Stange, auf welcher die meiſten gültigen ſichtbar ſind, verdoppelt angeſprochen, nur daß der Zuſatz gerade die gleiche Zahl auf beiden Stangen, ungerade aber die ungleiche beſtimmt. So z. B. wird der Hirſch an 8, 10, 12, 14 Enden angeſprochen, wenn er entweder auf einer, oder auf jeder von beiden Stangen 4, 5, 6, 7 Enden hat. Im erſten Fall kommt das Wort ungerade, im zweiten gerade hinzu. Nie giebt es daher für den Jäger Hirſche an 5, 7, 9, 11 Enden.

ſo heißen dieſe zuſammen Gabel; ſind aber mehrere daneben, Krone.

In der Zeit, wo alljährlich das neue Geweih aus dem Roſenſtocke ſich erhebt, iſt dies mit einer rauhen wolligen Bedeckung überzogen, welche Baſt heißt. Dieſes reibt der Hirſch, wenn das Geweih bis an die äußerſten Spitzen reif und hart iſt, an jungen Baumſtämmen ab. Man nennt dies fegen. Die abfallenden Stücken Baſt, welche man aber nur ſelten findet, heißen das Gefege.

Wenn das Geweih ganz vollkommen iſt, ſo bedient man ſich, um dieſes anzuzeigen, des Ausdrucks: der Hirſch hat ſein Geweih vereckt (ausgereckt), und zwar hoch, wenn die Enden lang, kurz, wenn ſie nur kurz ſind.

Die perlenförmigen braunen Erhabenheiten, mit welchen die ganzen Stangen, beſonders aber die Roſen dicht beſetzt ſind, werden, ihrer Form wegen, auch Perlen *) genannt.

Ein jagdbarer oder guter Hirſch iſt bei der teutſchen Jagd der, welcher wenigſtens zwölf Enden hat und 300 Pfund wiegt. Mit zehn Enden iſt er nur ſchlecht jagdbar.

Ein ſehr alter, ſtarker und guter Hirſch heißt Kapitalhirſch; dieſer hat ein gutes, braves, prächtiges Gewicht oder Geweih, nie ein ſchönes.

Aeußert der Weidmann ſein Urtheil über die Stärke deſſelben, entweder nach der Anſchauung, oder nach der Fährte; ſo ſagt man, er ſpricht den Hirſch an **).

Wenn der Hirſch das Wild zu Anfang der Brunftzeit aufſucht, ſo ſagt man, er tritt auf die Brunft.

Die Begattung ſelbſt heißt der Beſchlag. Man ſagt daher auch, der Hirſch beſchlägt das Thier.

Das männliche Glied heißt Ruthe; die langen Haare,

---

*) Die Perlen an den Roſen werden auch Steine genannt.

**) Vergl. §. 11. d. K., ingleichen den Artikel Anſprechen in der Allgemeinen Encyclopädie der Wiſſenſchaften und Künſte (Leipzig, bei J. F. Gleditſch, Th. 1. 1818.)

womit der vordere Theil derſelben bedeckt iſt, *Pinſel*; die Teſtikel, *Kurzwildbret*.

Während der Brunft läßt er häufig einen ſtarken Laut von ſich hören, welchen man zu keiner andern Jahreszeit vernimmt. Man bedient ſich hiervon des Ausdrucks: er *ſchreiet* oder *orgelt*.

Er *kämpft* mit ſeinem Nebenbuhler, um ſeine Gattenrechte zu vertheidigen; er ſtößt ſich nicht mit ihm.

Wenn der Hirſch ſehr ſtark und feiſt iſt, ſo ſagt man von ihm, er *ſieht gut aus am Leibe*, oder er *iſt ein guter*, auch, nach Verhältniß, ein *ſehr guter*, *ſtarker*, *braver* oder ein *Kapitalhirſch*. Schön, dick und groß iſt er für den Jäger nie.

Nach der Brunft und nach einem harten Winter iſt er *ſchlecht am Leibe*, nicht mager.

Wenn der Hirſch feiſt iſt, und auch während der Brunft, *geht er in die Suhle* und *ſuhlet ſich*, d. h. er ſucht Moderlöcher auf und wälzt ſich in denſelben, um ſich abzukühlen.

Kümmerer wird der Hirſch genannt, welcher auf irgend eine Weiſe verwundet worden iſt, die Wunde aber ausgeheilt hat. Im engern Verſtande wird auch der ſo genannt, welcher Schaden am Kurzwildbret litt.

Der jagdbare Hirſch wird, wenn er nach dem Schuſſe *zuſammenbricht* (ſtürzt), oder wenn ihn die Hunde niederziehen, mit dem Hirſchfänger *abgefangen*, indem man dieſen durch die linke Bruſthöhle bis in die Herzkammer und edeln Theile ſtößt; der ſchwächere, das Thier und das Kalb, *genickt*, indem man den Kopf vorwärts biegt, und den Nickfänger da, wo der Hirnſchädel mit dem Halsknochen verbunden iſt, bis in das Gehirn hineindrückt *).

*) Der Verfaſſer bekennt es, daß er ſich bei Abfaſſung dieſes Paragraphen oft in Verlegenheit befand. Hin und wieder mußte er einiges erwähnen, was eigentlich erſt bei der Naturgeſchichte hätte vorkommen ſollen. Wollte er aber nicht unverſtändlich ſchreiben, ſo konnte doch das nicht wegbleiben, was zur Erklärung der Kunſtwörter nöthig war.

§. 2.

Das Edelwild *) gehört nach dem Linnéiſchen Syſteme in die fünfte Ordnung, unter die wiederkäuenden Säugthiere; nach dem Blumenbachiſchen in die neunte Ordnung unter die Thiere mit geſpaltenen Klauen; nach dem durch Herrn Bechſtein verbeſſerten Pennantiſchen in den zweiten Abſchnitt der erſten Ordnung unter die zweihufigen; nach dem neuen Pariſer aber in die vierzehnte Unterordnung, welche mit der ſechſten Ordnung der vierfüßigen Säugthiere in Verbindung ſteht, und macht, als mit Schneide- und Backenzähnen verſehenes, wiederkäuendes, zweihufiges, die erſte Art der Gattung Hirſch aus. Nach Bechſteins Eintheilung für Jäger wird es in die erſte Abtheilung der erſten Stufe der teutſchen eßbaren wilden, wiederkäuenden Säugthiere geſetzt, und zwar gleichfalls als erſte Art der Gattung Hirſch. Es bewohnt in größerer oder geringerer Menge, und — nach Maaßgabe des Klima's und der Aeſung — ſtärker oder ſchwächer am Leibe, faſt alle Wälder von Europa, Aſien, Afrika und Nordamerika. Nur unter den heißeſten und kälteſten Himmelsſtrichen kommt es nicht fort.

Wie bei andern Thiergeſchlechtern, iſt auch die Haarfarbe deſſelben, nach Maaßgabe des ſeinem Wohnorte eigenen Klima's, verſchieden. Die Haut des in Teutſchland und faſt in ganz Europa einheimiſchen iſt im Sommer mit kurzem, dichtſtehendem, bei einigen Racen hellrothbraunem, bei andern dunkelrothbraunem Haar beſetzt, welches nur am Geäſe (Maule) ins Schwärzliche, um das Weideloch herum ins Gelbe fällt. Dieſerhalb wird es auch gemeinhin mit dem Namen Rothwild belegt. Nur die Kälber machen in den erſten Monaten ihres Lebens eine Ausnahme, da zu dieſer Zeit ihre braunröthliche Haut mit kleinen weißen Flecken, die ſich gegen den Herbſt verlieren, gleichſam beſäet iſt.

---

*) v. Wildungens Taſchenbuch f. d. J. 1794, I. Bechſteins Handb. d. Jagdwiſſenſch. Th. I. B. 1. K. 8.

Gegen den Winter nimmt das Haar des Rothwildes eine gelbbräunlich-fahle Farbe an, verlängert ſich merklich und dient nun zum Schutz gegen Froſt und Kälte.

Im Monat April färbt es ſich, d. h. es verliert das Winterhaar und erhält die oben erwähnte Sommerbedeckung *).

Die Stärke (Größe) deſſelben iſt ſelbſt in einem und demſelben Lande, nach Maaßgabe des Standes, der Aeſung und des Alters verſchieden. Steht es in einer fruchtbaren Gegend, ſo iſt es beträchtlich ſtärker, als an Orten, wo der Boden ihm weniger kräftiges Geäſe liefert. Dieſerhalb iſt es unmöglich, ein beſtimmtes Maaß oder Gewicht anzugeben.

Nach Verhältniß ſeiner Stärke iſt es ungemein leicht und größtentheils ebenmäßig gebaut. Der Kopf iſt vielleicht etwas zu klein, das eirund zugeſpitzte Gehör aber weder unförmlich lang noch kurz. Eine beſondere Eigenheit machen die Thränenhöhlen aus. Sie befinden ſich *unter* dem Vorderwinkel der großen, braungelben Lichter (Augen), ſind einen Zoll tief, eben ſo lang, acht Linien breit und haben inwendig eine dünne gefaltete Haut. In denſelben ſammelt ſich aus den abgeſetzten Feuchtigkeiten eine mit Haaren vermiſchte gelbliche, zähe Maſſe, welche nach und nach hart wie Horn, glatt, glänzend, gelblichbraun, ſchwarz geadert und rund wird, anfänglich übelriechend iſt, in der Folge aber eine Art von Wohlgeruch annimmt. Wird ſie nach und nach ſo groß, daß der Hirſch am Sehen gehindert wird, ſo ſucht er ſich davon durch Reiben an Bäumen und Geſträuchen zu befreien. Dieſem ſogenannten Hirſchbezoar ſchrieb man ſonſt Heilkräfte zu **).

Die Läufe ſcheinen beim erſten Anblick faſt zu ſchwach (dünne) gegen ihre Länge; allein einige Achtſamkeit auf

---

*) Klima, Witterung, Aeſung und nicht vollkommner Geſundheitszuſtand des Wildes tragen dazu bei, daß die Färbezeit oft um mehrere Wochen ſpäter eintritt.

**) Wie weit man vor Zeiten die Narrheit mit dergleichen Heilmitteln trieb, darüber ſ. v. Wildungens Weidmanns-Feierabende Bdch. III. S. 63—65.

die Stärke und Spannkraft der Sehnen, welche man ſo oft beim Ueberfallen (Springen) über ungemein hohe Vermachungen und breite Gräben zu bewundern Gelegenheit findet, belehrt ſehr bald darüber, daß die Natur durch ſelbige den Abgang an Stärke der Knochen hinlänglich erſetzt hat.

Der Rücken iſt gerade, der Leib nicht zu ſtark, aber ziemlich lang von Flanken; die Bruſt nur ſo breit, daß der Schnelligkeit in den Bewegungen kein Eintrag geſchieht.

Die Länge der Blume reicht hin, um die Theile, welche ſie ſchützen ſoll, zu bedecken, nicht aber zum Abwehren der Fliegen und des andern Ungeziefers. Zu letztgedachtem Behuf ward dem Edelwild eine außerordentliche Bewegſamkeit des Halſes und der Läufe zu Theil.

Wie fein die Sinne der Witterung (des Geruchs), des Aeugens (Geſichts) und des Vernehmens (Gehörs) organiſirt ſind, wird jeder, der ſich mit Ausübung der Jagd beſchäftigt, oft zu ſeinem Verdruß wahrzunehmen Gelegenheit finden.

Das Edelwild iſt deshalb vielleicht nur furchtſam und ſcheu gegen den Menſchen, weil es in ihm zu allen Zeiten ſeinen mächtigſten und furchtbarſten Feind erblickt. Für dieſe Behauptung ſpricht ſchon die Leichtigkeit, Kälber zu zähmen; auch werde ich im Verfolge da, wo von der Parforcejagd Rede iſt, Beiſpiele anführen, welche darthun, daß das Rothwild, wenn es nicht beunruhigt wird, auch im Freien die natürliche Schüchternheit, wenigſtens gegen ſeine Bekannten, faſt ganz verleugnet.

Sein Blick iſt offen und ſanft.

Das Thier kennt Bosheit oder Hinterliſt gar nicht; der Hirſch, ohne gereizt zu werden, nur ſelten, zu gewiſſen Jahrszeiten und unter beſondern Verhältniſſen *). Klugheit hingegen und Ueberlegung — man erlaube mir den Ausdruck! — erhellt aus allen Maaßregeln, welche das Edelwild zu ſeiner Rettung ergreift, klar.

*) S. §. 3. d. K. z. Ende.

Es iſt keine neue, aber eine richtige Bemerkung, daß jede Haarwildart — einzelne Ausnahmen von der Regel ungerechnet — die Zeit ihres Wachsthums ſechs, bis ſiebenmal überleben würde, wenn der gewaltſamen Abkürzungen der Lebenstage wenigere ſtatt fänden. Sonach kann man die Lebensdauer beim Edelwilde füglich zwiſchen 30 und 40 Jahre anſetzen.

§. 3.

Das männliche Geſchlecht aller Haarwildsgattungen iſt ſtärker, als das weibliche. Dieſe Wahrnehmung beſtätigt ſich auch beim Hirſche, und zwar ſchon am Spießer, im Vergleich zum Schmalthiere.

Die vorzüglichſte Auszeichnung des Hirſches vor dem Thiere, und zugleich ſeine größte Zierde macht das Geweih *) aus, welches durch den Ueberfluß organiſcher Saamentheile gebildet wird.

Der Roſenſtock zeigt ſich ſchon durch merkliche Erhabenheiten auf dem Kopfe des Hirſchkalbes **), wenn es im ſiebenten Monate ſeines Lebens ſteht.

Der Spießer wirft ſein Gehörn zu Anfang des Monats April, der junge Hirſch im März, der ſehr ſtarke oder eigentliche Kapitalhirſch gegen Ende des Februars ab ***). Wenige Tage darauf erhebt ſich das junge Geweih aus dem Roſenſtocke und vervollkommnet ſich von Tage zu Tage mehr, ſo daß es, nach Maaßgabe der guten oder ſchlechten Aeſung, binnen 10 bis 16 Wochen völlig vereckt iſt. Bis dahin bleibt es mit Baſt bedeckt, der ſich nun erſt durch das Fegen verlieren muß. Während des

*) Ein in ſeiner Art ſeltenes Naturſpiel darf ich hier nicht unerwähnt laſſen. Im Jahre 1725 hat nehmlich im Anhalt-Deſſauiſchen ein altes Thier Spieße aufgeſetzt. Ob dieſes mehrere Jahre nach einander geſchehen und ob die Beſchaffenheit der Geburtstheile näher unterſucht worden, kann ich nicht beſtimmen.

**) Die fernere Entſtehung und Zunahme des Gehörns iſt ſchon §. 1. dieſes Kapitels aus einander geſetzt worden.

***) Das oben Geſagte gründet ſich auf eigene Erfahrungen des Verfaſſers, welche derſelbe im Königreiche Sachſen und im Anhalt-Deſſauiſchen gemacht hat; Klima, Witterung und Aeſung bewirken jedoch auch hierbei Abänderung.

Fegens iſt es weiß und hin und wieder ſchweißig; in kurzer Zeit aber bekommt es eine braune — bei guten Hirſchen faſt ſchwarze — Farbe, bis zu den äußerſten, immer glänzend weiß bleibenden Ecken (Spitzen) der Enden.

Vom dritten Jahre an findet durchaus keine gewiſſe Beſtimmung über die jährliche Verſtärkung des Gehörns ſtatt. Dieſe hängt von der guten oder ſchlechten Aeſung des Hirſches ab; zum Theil hat aber auch die Race Einfluß darauf.

Die ganze von einem Hirſche, welcher ein prächtiges, oder ſonſt ausgezeichnetes Geweih trug, entſproſſene Generation männlichen Geſchlechts wird mehrentheils ein ſolches bekommen, welches dem des Stammvaters an Form und Stellung gleich oder ihm doch ähnlich iſt *).

Steht ein Spießer in fruchtbaren Gegenden, ſo tritt oft der Fall ein, daß er gleich im folgenden Jahre ſechs Enden, im nächſtfolgenden zehn aufſetzt. In ähnlichem Maaße kann es ſich von Jahr zu Jahr ſtufenweiſe verſtärken; nach harten Wintern aber, oder nach einer erhaltenen Verwundung kann ſich auch die Zahl der Enden vermindern (man nennt dies zurückſetzen), ſo daß der Hirſch an 18 Enden im folgenden Jahre nur 16 oder 14 bekommt. Bei ſehr alten Hirſchen iſt dieſe Erſcheinung auch in guten Jahren gewöhnlich.

Uebrigens ſetzt jeder geſunde Hirſch das Geweih in eben der Form und Stellung wieder auf, welche es im vergangenen Jahre hatte. Stand es weit oder enge, vor- oder rückwärts; ſo wird es in der Folge wieder eben die Geſtalt bekommen. Hatten die Augen- oder Eisſproſſen, oder ein anderes Ende eine beſondere Biegung; ſo erſcheint dieſe auf gleiche Weiſe beim nächſten Aufſetzen. Eben ſo wenig ändert ſich die Geſtaltung der Krone **).

---

*) Ich berufe mich über dieſen Gegenſtand auf das Zeugniß der ganzen Deſſauiſchen Jägerei, welcher dieſe Beobachtung um ſo weniger neu iſt, da man dort alle ältere Hirſche genau kennt. Hiervon mehr bei der Parforcejagd.

**) So gab es im Deſſauiſchen eine Hirſchrace, bei welcher ſich durchgängig ein Ende an der Krone hinterwärts in einem ſtumpfen Winkel herunterbiegte. Mit obiger Bemerkung ſteht auch das in Beziehung,

Die Veränderung der Geweihe beſteht alſo blos in der Zu- und Abnahme der Enden.

Je älter der Hirſch wird, deſto dichter auf dem Kopfe ſteht die ſich alljährlich mehr verbreitende Roſe; deſto mehr nehmen die Stangen wo nicht an Länge, doch an Stärke zu. Auch die Perlenbeſetzung wird immer dichter und ſtärker.

In jetzigen Zeiten wird man ſelten Hirſche finden, welche bis 24 Enden aufſetzen; ehedem hat es unter andern einen gegeben, welcher 66 trug.

Der Kümmerer, welcher Schaden am Kurzwildbret litt, ſetzt, wenn dies zu der Zeit geſchah, wo er kein Gehörn trug, entweder gar keins auf, oder erſetzt es doch nicht vollkommen wieder, ſondern es erheben ſich aus dem Roſenſtocke unförmliche, mit Baſt umgebene Auswüchſe, welche er gewöhnlich für immer behält, zuweilen aber auch — vermuthlich wenn das Kurzwildbret nicht völlig deſtruirt wurde — zu unbeſtimmten Zeiten verliert, und immer in anderer Geſtalt wieder bekommt.

Im Herzogl. Schloſſe zu Anhalt-Deſſau werden verſchiedene ſolche Auswüchſe aufbewahrt, welche ein Kümmerer in kurzer Zeit (ich glaube in einem Jahre) abwarf und aufſetzte.

Wenn nur die eine Hälfte des Kurzwildbrets (nur ein Hode) verloren gegangen iſt, ſo ſollen — nach Hartigs Lehrbuch für Jäger, Th. I. S. 130 — ähnliche Knollenauswüchſe nur an die Stelle derjenigen Stange treten, welche auf derſelben Seite, wo der Hode deſtruirt wurde, ſonſt hätte aufgeſetzt werden müſſen; die andere Stange hingegen ſoll ſich vollſtändig reproduciren.

Hirſche, welche bei völlig vereckten, ungefegtem oder gefegtem Geweih des Kurzwildbrets ganz verluſtig werden, werfen ihr ganzes Leben hindurch

---

was im Jahrg. 1802 des v. Wildungenſchen Taſchenbuchs, S. 97 u. f. von einer merkwürdigen Race von Einhornhirſchen in den Gräfl. Erbachiſchen Forſten beigebracht wird.

nie wieder ab, ſondern behalten es ſtets ſo, wie es zur Zeit der Verletzung iſt.

Ueber die Urſachen dieſer Erſcheinung, über das jährliche Aufſetzen und Abwerfen der Geweihe des männlichen Geſchlechts der Gattung: Hirſch, ingleichen über das an ſich höchſt ſeltene, nie ganz geregelte Aufſetzen, Abwerfen und Reproduciren derſelben bei Individuen des weiblichen Geſchlechts der hierher gehörigen Gattungsverwandten enthält von Wildungens Taſchenbuch f. d. J. 1801 S. 176 u. ff. eine höchſt intereſſante und lehrreiche Abhandlung des Hrn. D. Klett zu Erbach.

Der Kümmerer durch andere Verwundung wirft, wenn er ſich ausgeheilt hat, mit den übrigen Hirſchen zu gleicher Zeit ab, ſetzt auch vollkommen wieder auf, aber zurück, d. h. er bekommt weniger Enden als zuvor.

Das Gehörn eines alten Hirſches iſt ſehr ſchwer. Im Jahre 1800 fing man bei der Parforcejagd in Deſſau einen an 24 Enden, deſſen Gewicht 32 Pfund wog.

Ich würde der Zeugungstheile, als Auszeichnung des Hirſches, kaum erwähnen, wenn zu der Zeit, wo er abgeworfen hat, der Pinſel an der Brunftruthe, und ſelbſt das Kurzwildbret nicht dazu beitrüge, ihn bei der Anſchauung vom Thiere zu unterſcheiden *).

Die Farbe des Haars iſt überall bei den meiſten Hirſchen dunkler, vorzüglich aber am vordern Theile des überhaupt ſtärkern Halſes, als beim Thier.

Oben wurde ſchon erwähnt, daß der Hirſch zu gewiſſen Zeiten und unter gewiſſen Umſtänden böſe ſeyn kann, und zwar tritt dieſer Fall, im eingeſchränkten Raume, bei alten, ſtarken Hirſchen ſehr häufig, faſt zu jeder Jahreszeit, auch ohne vorgängige Anreizung, im Freien aber nur ſel-

*) Einzig in ihrer Art iſt vielleicht die Erſcheinung, mit welcher Herr Staatsrath Hartig uns in ſeinem Lehrbuch für Jäger, Th. I. S. 84 bekannt macht; indem er a. a. Orte ſagt: „Er ſelbſt habe einen erlegten Hirſch geſehen und unterſucht, an deſſen Kopf nicht die geringſte Andeutung eines Roſenſtocks, vielweniger eines Gehörns bemerkbar, und doch auch nicht die mindeſte Verletzung oder Unvollkommenheit am Kurzwildbret wahrzunehmen, ſondern mehr als eine Anzeige vorhanden geweſen wäre, daß er gebrunftet gehabt habe.“

ten und nur während der Brunftzeit oder an der Fütterung ein, doch nie in dem Maaße, daß man nicht zu jeder Tageszeit ſeinen Weg in einer Erfernung von 50 Schritten unbeſorgt fortſetzen könnte *).

Iſt hingegen der Hirſch verwundet, oder ſehr durch Hunde geängſtiget, ſo widerſetzt er ſich, vorzüglich in der Feiſtzeit, nicht nur ſeinen Verfolgern, ſondern er nimmt auch den Menſchen an, d. h. er biegt den Kopf vorwärts, richtet die Spitzen der Augenſproſſen gerade auf den anzufeindenden Gegenſtand und fährt mit ſoviel Schnelligkeit darauf los, daß nur ſchwer zu entkommen iſt. Doch bemerkt man faſt immer die Neigung zum Annehmen an einem gewiſſen Zuſammenrümpfen des Obermauls und an der ſtieren Richtung der funkelnden Lichter (Augen) **).

§. 4.

Die Brunftzeit des Edelwildes fängt mit Eintritt des Monats September an und dauert bis zur Mitte des Oktobers ***).

Schon gegen Ende des Auguſts, wenn die Hirſche am feiſteſten ſind, erwachen in den ſtärkſten die Triebe zur Brunft. Sie äußern dies durch ihr Schreien — ein Laut, der dem Jäger angenehm, dem muſikaliſchen Ohre aber nichts weniger als ſchmeichelnd iſt — welches macht, daß ihnen gleich Anfangs der Hals anſchwillt. Denſelben Ort, wo der Hirſch einmal gebrunftet hat, wählt er, ſo lange das Holz nicht abgetrieben wird, da, wo er Ruhe

---

*) Einem Kapitalhirſche im Anhalt-Deſſaniſchen durfte während der Brunft niemand ſich zu ſehr nahen; ein anderer duldete auch an der Fütterung keinen Menſchen, als den Jäger, welcher die Beſorgung derſelben hatte.

**) Iſt man zu Pferde, ſo laſſe man bei ſolchen Gelegenheiten, wenn man Platz zum Weichen hat, den Hirſch bis auf 10 oder 12 Schritte heran, und fahre dann ſchnell auf die Seite; zu Fuße ſpringe man, wenn er ſich nahet, hinter einen Baum oder dicken Strauch. Er iſt zu ſehr in der Hitze, um ſich gleich wenden zu können und flieht gewiß vorüber. Das Verbergen, ehe der Hirſch wirklich annimmt, taugt nichts, weil, wenn er es bemerkt, ſich auch darnach richtet.

***) Da, wo der Verfaſſer jezt (i. J. 1818) lebt — im untern Mainkreiſe des Königreichs Baiern — beginnt und endet die Hirſchbrunft 2 bis 3 Wochen ſpäter, als im Königreiche Sachſen und in den Anhaltiſchen Landen.

holt, in den folgenden Jahren immer wieder. Solche Stellen nennt man Brunftplätze.

In der Nachbarſchaft derſelben zieht ſich dann auch das Wild in kleine Trupps zu 6, 8, 10 bis 12 Stück zuſammen, verbirgt ſich aber, vielleicht aus Koketterie, vor dem Brunfthirſche. Dieſer trollt unaufhörlich mit zu Boden geſenkter Naſe umher, um zu wittern, wo es gezogen iſt und ſteht.

Findet er noch ſchwache Hirſche oder Spießer dabei, ſo vertreibt er ſie und bringt ſich in den Beſitz der Alleinherrſchaft, welche er von nun an mit deſpotiſcher Strenge ausübt. Keine der erwählten Geliebten darf ſich nur auf 30 Schritt weit entfernen; er treibt ſie ſämmtlich auf den gewählten Brunftplatz.

Hier, von ſo viel Reizen umgeben, vermehrt ſich der Begattungstrieb ſtündlich; aber noch immer weigern ſich wenigſtens die jüngern Spröden, die Schmalthiere, welche er unausgeſetzt herumjagt, ſo daß der Platz ganz kahl getreten wird.

Abends und Morgens ertönt der Wald vom Geſchrei*) der Brunfthirſche, welche ſich jetzt kaum den Genuß des nöthigen Geäſes und nur zuweilen Abkühlung in einer benachbarten Suhle oder Quelle, wohin die Thiere ſie begleiten müſſen, geſtatten.

Andere, weniger glückliche, Nebenbuhler beantworten neidiſch das Geſchrei.

Mit dem Vorſatz, alles zu wagen, um durch Tapfer-

---

*) Das oben erwähnte Geſchrei — eigentlich Schreien — des Hirſches in der Brunftzeit lautet ungefähr ſo, als wenn mit einer ſtarken, ſonoren Baßſtimme und weit geöffnetem Munde, in einen Topf (Hafen) Ŏ — Ā geſchrieen wird. Brunfthirſche ſchreien meiſt nur dann, wenn mehrere in der Nähe beiſammen ſtehen; auch ſtets in kalten Nächten häufiger und ſtärker als in lauen. Dieſes Schreien ſcheint Ausforderung zum Kampfe zu ſeyn. Auch das Thier, beſonders ſo lange es vom Hirſche getrieben wird, gibt in der Brunftzeit mitunter einen kurzabgebrochnen, ſtark näſelnden, wie o ă im Bariton erklingenden Laut aus. Außer der Brunftzeit vernimmt man denſelben nur kurz nach der Setzzeit von alten Thieren die ihre Kälber dadurch zu ſich rufen. Im erſten Falle ſcheint ſelbiger daher Angſtlaut, im andern Locklaut zu ſeyn. Der Jäger bezeichnet ihn, wie ſchon §. 1. geſagt, durch Mahnen.

keit oder Liſt ſich an die Stelle jener zu ſetzen, nahen ſie ſich. Kaum erblickt der beim Wilde ſtehende Hirſch einen andern, ſo ſtellt er ſich, glühend vor Eiferſucht, ihm entgegen.

Jetzt beginnt ein Kampf, welcher oft einem der Streitenden, nicht ſelten beiden, das Leben koſtet. Wüthend gehen ſie mit geſenktem Gehörn auf einander los, und ſuchen ſich mit bewundernswürdiger Gewandtheit wechſelsweiſe anzugreifen oder zu vertheidigen.

Weit erſchallt im Walde das Zuſammenſchlagen der Geweihe, und wehe dem Theile, welcher aus Altersſchwäche oder zufällig eine Blöße giebt! Sicher benutzt dieſe der Gegner, um ihm mit den ſcharfen Ecken der Augenſproſſen eine Wunde beizubringen.

Man hat Beiſpiele, daß die Gehörne beim Kampfe ſich ſo feſt in einander verſchlungen hatten, daß der Tod beider Hirſche die Folge dieſes Zufalls war, und auch dann vermochte keine menſchliche Kraft, ſie ohne Verletzung der Enden zu trennen. Oft bleibt der Streit Stunden lang unentſchieden. Nur bei völliger Ermattung zieht ſich der Beſiegte zurück; der Sieger aber findet ſeinen Lohn im unerſättlichen, immer wechſelnden Genuß von Gunſtbezeigungen der Thiere, welche — wer kann es beſtimmen, ob nicht mit getheiltem Intereſſe — dem Kampfe zuſahen.

Während deſſelben gelingt es zuweilen ganz jungen Hirſchen ſich auf kurze Zeit in den Beſitz der Rechte zu ſtellen, um welche jene ſich mit ſo großer Hartnäckigkeit ſtreiten, indem ſie ſich an das Wild heranſchleichen und das genießen, was ihnen ſonſt erſt drei Wochen ſpäter, wenn die ſtarken, ganz entkräftet, die Brunftplätze verlaſſen, zu Theil wird.

Zum Beſchlag ſelbſt bedarf der Hirſch nur eines höchſt kurzen Zeitraums.

Das Thier gehört nicht zu den Kreaturen, welche nicht gleiches mit gleichem vergelten wenn der Gatte ſich ſteten Wechſel erlaubt! Auch ſucht es ſich ſo oft als möglich für den Zwang ſchadlos zu halten, welchen ihm die eiferſüchtigen Grillen deſſelben auflegen.

Sonſt ſchrieb man ihm ſo viel Enthaltſamkeit zu, daß man behauptete, es trenne ſich unvermerkt vom Hirſche, ſobald es ſich hochbeſchlagen fühlte; neuere Beobachtungen haben das Gegentheil bewieſen. Wahrſcheinlich empfindet es nur zu gut, daß die letzten Wochen der Brunſt es doppelt für die Mühſeligkeiten der erſten entſchädigen.

§. 5.

Das Thier geht vierzig bis ein und vierzig Wochen tragend und ſetzt, je nachdem es, während der Brunſt, zeitig oder ſpät hochbeſchlagen wurde, zu Ende des Mai oder im Monat Juni ein Kalb, ſelten zwei.

Wenn die Setzzeit herannaht, ſucht es Einſamkeit und Ruhe im dichteſten Holze. Die Kälber ſind in den erſten drei Tagen ihres Lebens ſo unbeholfen, daß ſie ſich nicht von der Stelle bewegen, man kann ſie ſogar mit der Hand aufnehmen.

Nur ſelten und auf kurze Zeit verläßt ſie in dieſer Periode die Mutter, und ſelbſt wenn ſie verſcheucht wird, entfernt ſie ſich nur ſo weit, als nöthig iſt, um durch fingirte Flucht die wirkliche oder eingebildete Gefahr abzuwenden.

Und dieſen Zweck ſucht ſie, vorzüglich wenn ein Hund oder Raubthier ſich naht, mit vieler Schlauheit zu erreichen. Trotz ihrer ſonſtigen Furchtſamkeit, flieht ſie nicht eher und nicht ſchneller, als ſie, um zu entkommen, muß, weil ſie weiß, daß dies das beſte Mittel iſt, die Aufmerkſamkeit des Feindes vom Kalbe ab und auf ſich zu ziehen, und ihn, indem er ihr mit Eifer folgt, irre zu führen. Kaum iſt er gänzlich entfernt, ſo eilt ſie an den Ort zurück, wo ſie ihren Liebling verließ.

Nachdem das Kalb nur eine Woche überlebt hat, würde die Mühe vergeblich ſeyn, es ohne Netze fangen zu wollen. Ueberall folgt es nun der Mutter und drückt ſich ſogleich im hohen Graſe, wenn dieſe ſich meldet, d. h. einen Laut des Schreckens von ſich giebt; oder mit dem Vorderlaufe ſchnell und ſtark auf den Boden ſtampft. Es beſaugt das Thier bis zur nächſten Brunſtzeit, und wird

von dieſem über die Wahl der ihm dienlichen Aeſung von Jugend auf belehrt.

§. 6.

Die Aeſung des Edelwildes beſteht im Winter, beim Plattfroſt, in den an warmen Quellen hervorſproſſenden Kräutern und in grüner Saat; fällt tiefer Schnee, ſo begnügt es ſich mit den Knospen, im Nothfall auch mit der Schale des gefällten Holzes, mit Heidekraut (Erica vulgaris) und mit den immer grünen Blättern des Brombeerſtrauches (Rubus fructicosus, Lin.). Findet es aber Oelſaatbreiten, ſo ſchlägt es den Schnee mit den Läufen weg und nimmt die Blätter als Leckerbiſſen an. Nichts reizt es mehr als der Miſtel (Viscum album, Lin.), aus welchem bekanntlich der Vogelleim bereitet wird. Er iſt ein Hülfsmittel, das Rothwild Stunden weit heranzuziehen, wenn er auch nur in geringer Quantität angewendet wird. Ueber die Nothwendigkeit und Einrichtung der Fütterung in dieſer Jahreszeit iſt bereits in der Einleitung geſprochen worden. Bei der erſten Anlage derſelben wird es ſehr vortheilhaft ſeyn, ſich des Miſtels zur Kirrung zu bedienen.

Auch muß darauf Bedacht genommen werden, daß ſowohl für die guten Hirſche, als für die ſchlechten und das Wild, an verſchiedenen Orten eine beſondere Fütterung unterhalten wird.

Im Frühjahr ſorgt die Natur ſchon ſelbſt für Aeſung durch Holzknospen, grünes Getreide, aufſproſſende Grasarten und Kräuter, ſo wie ſpäterhin durch die friſchen Triebe und das junge Laub faſt aller Holzarten, die der Erlen ausgenommen *).

Werden alle dieſe Nahrungsmittel zu alt und bitter, ſo nimmt das Edelwild die Wieſen an. Lieblingsäſung iſt ihm der junge Trieb, das Blatt und die Blüthe des wil-

*) Als Eigenheit verdient bemerkt zu werden, daß das Edelwild die Stockloden den jungen Samenpflanzen jeder Laubholzart bei weitem vorzieht.

Jasmins (Philadelphus coronarius, Lin.). Durch ihn wird in dieſer Jahreszeit das Edelwild eben ſo ſicher aus weiter Ferne herangezogen, als im Winter durch den Miſtel.

Wenn das Getreide Körner bekommt, ſo äſet es alle Arten derſelben, Gerſte ausgenommen, vorzüglich aber liebt es Hafer, alle Arten Futterkräuter, Leimknoten und Buchwaizen.

Da es zu allen andern Zeiten durch kühle Aeſung vor Durſt geſchützt wird, ſo zieht es faſt ausſchließlich nur im Juli, Auguſt und September zur Quelle, um zu trinken.

Nach der Ernte ſucht es auf den Wieſen und im Holze wieder, ſo viel als möglich, grünes Geäſe, und nimmt Kraut und Rüben, Kartoffeln, auch junge Oelſaat an. Späterhin findet es ſeinen reichlichen Unterhalt im Walde an den Eicheln, und auf dem Felde an der jungen Winterſaat. Beſonders liebt es die reifen Früchte des nordamerikaniſchen großen ſtachligen Hagedorns (Crataegus coccinea, Lin.). Durch den Genuß ſo nahrhafter Aeſungsmittel werden bei den Hirſchen die durch die Brunft, bei den Thieren die durch das Säugen der Kälber verlornen Kräfte größtentheils erſetzt, und beide Geſchlechter können ſo, bei einiger Unterſtützung durch die Fütterung, einen harten Winter und den damit verbundenen Mangel ertragen *).

§. 7.

Starke Hirſche ſtehen nur in der Brunftzeit bei Thieren, zu jeder andern Zeit in ſtärkern oder ſchwächern Trupps, abgeſondert, beiſammen; Spießer, Hirſche vom zweiten Kopf (die das zweite Gehörn tragen), Thiere

*) Wenn (ſ. Okens Zoologie Th. III. S. 749, 754) die neueren Naturforſcher von den geſpitzten Backenzähnen des Edelwildes darauf ſchließen, daß daſſelbe zu den Fleiſch freſſenden Thieren gehören müſſe und wirklich gehöre, ſo thun ſie der Natur Gewalt an — denn in der Freiheit nimmt daſſelbe (ſelbſt beim höchſten Mangel) ſchlechterdings kein Fleiſch, gezähmt aber nur geſottenes oder gebratenes an.

und Schmalthiere vereinigen ſich in andern oft zahlreichen Geſellſchaften.

Die Kälber bleiben bis zur Setzzeit des folgenden Jahres bei der Mutter; dann geſellen ſie ſich, nun als Spießer und Schmalthiere, zu den ältern Schmalthieren und ſchlechten Hirſchen. Sobald das Kalb dem Thiere folgen kann, formiren ſich wieder gemiſchte Trupps, und dieſe halten ſich bis zur Brunftzeit zuſammen.

Zahlreiche, blos aus ſtarken Hirſchen beſtehende Trupps ziehen ſich mit Eintritt des Winters in die Nachbarſchaft der jungen und neuangelegten Gehaue, oder in ſolche Waldgegenden, wo die Heide (Erica vulgaris) häufig ſich findet.

Eben ſo die gemiſchten Wildgeſellſchaften, nur von jenen abgeſondert.

Fällt Schnee ein, ſo ſucht jeder Trupp die für ihn beſtimmte Fütterung auf, entfernt ſich auch den Tag über nicht weit davon.

Nur bei einbrechender Nacht ziehen in der Regel Hirſche und Wild überhaupt auf die Aeſung.

Wenn die Hirſche abgeworfen haben, vermeiden ſie Dickungen und alle ſolche Orte, wo ſie mit dem jungen Gehörn anſtoßen müßten, weil ihnen dies ſchmerzhafte Empfindungen verurſacht.

Im Frühjahr ziehen ſich die verſchiedenen Trupps in die Vorhölzer und an Orte, wo ſie zu der Zeit Geäſe finden.

Im April, während des Färbens, verbirgt ſich das Edelwild den ganzen Tag über im dichteſten Holze und geht nur zur Nachtzeit auf die Aeſung.

Im Mai erſcheint es in ſeinem leichtern und ſchönern Sommergewand, öfter und früher in der Nähe der Felder, Wieſen und jungen Gehaue, entfernt ſich auch ſelten weit davon, wenn es nicht beunruhigt wird.

Den nun gewählten Sommerſtand *) behält es gewöhnlich bis zur Brunftzeit.

---

*) In Revieren, wo das Edelwild nicht immer, ſondern nur im Sommer Stand oder auch nur Wechſel hält, wird man es gemeiniglich dann zu-

Während dieſer Jahreszeit wird es vom geflügelten Ungeziefer nicht wenig geplagt. Um ſich dagegen ſo viel als möglich zu ſchützen, thut es ſich den Tag über im Dickicht, im hohen Graſe oder im Getreide nieder; tritt auch bei heißem Wetter, gegen Mittag, wo es Gelegenheit dazu findet, ſo tief ins Waſſer, als es, ohne ſchwimmen zu müſſen, geſchehen kann.

Gegen Abend, wenn es auf die Aeſung, und Morgens frühe, wenn es zu Holze zieht, kühlt es ſich in den Suhlen ab, welche es auf ſeinem Wechſel findet.

Gegen Ende des Auguſts vertheilen ſich die ſtarken Hirſche auf die Brunftplätze, wenn ſie ſich mit einigen alten Thieren, die ihre Kälber bei ſich behalten, und mit Schmalthieren vereinigt haben. Spießer und geringe Hirſche müſſen jetzt das Feld räumen, bis die ſtarken von der Brunft abtreten; doch halten ſie ſich gern in der Nähe der Brunftplätze auf.

Nach der Brunft vereinigt ſich alles, wie vorher, truppweiſe, und wählt ſeinen Stand in den Vorhölzern, welche den mit Herbſtfrüchten und grünem Wintergetreide beſetzten Feldern nahe ſind. Auch trifft man jetzt das Rothwild häufig da, wo es Eichelmaſt findet.

§. 8.

Unter allen Wildgattungen gewährt das Edelwild auf mannigfaltige Weiſe beträchtlichen Nutzen. So wird

1. das Wildbret ſeines, vorzüglich in der Feiſtzeit, vortrefflichen Geſchmacks wegen, ſelbſt von denen ungemein geſchätzt, welche, ſo lange ſie aus ökonomiſchen Rückſichten, oder unter andern Verhältniſſen, den Genuß deſſelben auf ihren Tafeln entbehren müſſen, abgeſagte Feinde alles deſſen ſind, was dieſen Namen führt.
2. Die Lunze, und

---

erſt und forthin ſpüren, wenn an der Chereſche (dem Vogelbeerſtamme, Sorbus aucuparia, Lin.) die Knospen ſich öffnen.

3. das Geſcheide, wenn ſie gut und vorſichtig gereinigt ſind, geben eine ſchmack- und nahrhafte Koſt.
4. Das Kurzwildbret hält man, bei guter Zubereitung, für ein wohlſchmeckendes Gericht; mit minderm Rechte für ein Kräfte verleihendes Mittel.
5. Die Kolben und das Maul werden, als Salat, für lecker gehalten.
6. Aus dem Geweih wird eine kräftige Gallerte bereitet, die in auszehrenden Krankheiten von großem Nutzen seyn ſoll. Auch wird es unter dem Namen Hirſchhorn in Apotheken zu mehreren Zwecken verwendet, und von Horndrehern, Schwertfegern und Büchſenſchäftern zu mancherlei Arbeiten geſucht.

   Nicht nur die Geweihe der erlegten Hirſche ſind hierzu brauchbar, ſondern auch die abgeworfenen.

   Man ſetzt deshalb gewöhnlich 3 Pfennige für jedes Ende der Stange zur Belohnung für den aus, welcher ſie findet und abliefert.
7. Das Unſchlitt dient zur Heilung leichter Hautverletzungen, auch verhindert es dieſe, wenn bei heftigen Strapazen zu Fuß und zu Pferde die der Reibung ausgeſetzten Theile öfters damit beſtrichen werden.
8. Die Haut wird, wenn ſie gar gemacht iſt, von den Beutlern, Riemern und Schuhmachern verarbeitet und macht deshalb einen nicht unbedeutenden Handlungszweig aus.

Den Hirſch benutzt man von der Mitte des Monats Juni bis zur Mitte des Septembers am zweckmäßigſten, weil dann Wildbret und Haut am beſten iſt. Die eigentliche Feiſtzeit fällt erſt in den Monat Auguſt. Bei voller Aeſung muß der gute Hirſch dann 400, der Kapitalhirſch gegen 600 Pfund wiegen und 2 bis 4 Zoll hoch Feiſt aufgelegt haben.

Im Winter Edelwild überhaupt und beſonders ſtarke Hirſche zu ſchießen, würde in jedem gut unterhaltenen, geſchloſſenen Reviere unſtatthaft ſeyn, da dann beides, Wildbret und Haut, ſchlecht, die letz-

tere beſonders auch durch die Engerlinge *) verletzt iſt.

Der Kümmerer, der kein förmliches Geweih wieder aufſetzt, iſt das ganze Jahr hindurch gut am Leibe, im Auguſt aber außerordentlich feiſt. Die Haut verſchlechtert und verbeſſert ſich bei Kümmerern ebenfalls mit der Jahreszeit, wie bei andern Hirſchen. Dies geſchieht auch beim Thiere und Kalbe. Erſteres iſt im Herbſte, beſonders im November, nicht nur gut am Wildbret, ſondern auch oft ſehr feiſt. Kälber, Spießer und Schmalthiere ſind nie feiſt, im Sommer jedoch gut am Wildbret und dann vorzüglich brauchbar.

§. 9.

Das bisher Geſagte hat, hoffe ich, den jungen Weidemann mit der Naturgeſchichte des Edelwildes gnüglich bekannt gemacht. Dieſe Kenntniß wird ihm um ſo nützlicher ſeyn, da ſie ihn in den Stand ſetzt, das ſeiner Aufſicht anvertraute Revier, nach den daraus von ſelbſt ſich ergebenden Regeln, richtig zu behandeln und von der Jagd den höchſtmöglichen Nutzen für ſeinen Herrn und ſich zu ziehen.

Ich gehe nun zu dem über, was ganz eigentlich das Jagdweſen betrifft.

---

*) Mit der Verlängerung des Winterhaars wird zugleich die Haut dünne. Zwiſchen derſelben und dem Wildbret generiren ſich die Engerlinge aus den Eiern der Bremſe (Oestrus bovis, Lin.), welche dieſe zur Sommerszeit in die Haut alles wiederkäuenden Wildbrets legt. Man findet dieſe Maden im Februar ſchon häufig, aber erſt im März fangen ſie an, ſich unter der Haut zu bewegen, dieſe zu durchlöchern und ſo faſt ganz unbrauchbar zu machen. Die Bewegung der Engerlinge verurſacht dem Wilde ein empfindliches Jucken und Brennen, welches es zum Kratzen und Reiben, ja ſelbſt zum Aufbeißen der leidenden Theile reizt. Bei dieſer Gelegenheit verſchluckt es eine Menge dieſer Geſchöpfe, wirft ſie aber durch öfteres Huſten, welches durch das Anhängen derſelben im Schlunde erregt wird, wieder aus. Im April ſind ſie faſt ganz aus der Haut verſchwunden. Während des Färbens verharſchen die Löcher in derſelben, die Narben verſchwinden, und ſie verſtärkt und verbeſſert ſich von Tage zu Tage mehr.

§. 10.

Der 4te und 10te §. der Einleitung zu gegenwärtigem Werke enthalten bereits das Allgemeinere über die zu dem Zwecke, ein mit Wild verhältnißmäßig gut beſetztes Revier in gutem Stande zu erhalten, auch einem heruntergekommenen wieder aufzuhelfen, anwendbaren Mittel. Hier noch ein kurzer Nachtrag derjenigen Maaßregeln, durch welche, — nach Möglichkeit — dem zu ſtarken Auswechſel des Edelwildes entgegengewirkt, der Zugang deſſelben aber befördert werden kann.

Erhaltung der Ruhe im Walde — in ſo weit örtliche und andere Verhältniſſe es geſtatten — zu jeder Jahreszeit muß, begreiflicher Weiſe, hierzu das meiſte beitragen.

Nächſtdem ſei man beſonders darauf bedacht, alle Arten von Raubzeug, durch fortgeſetzte Anwendung der erlaubten Ausrottungsmittel, bis zur höchſtmöglichen Unſchädlichkeit, zu vermindern.

Ferner ſorge man für zweckdienliche Unterhaltung der Winterfütterungen, verändere auch den dazu einmal beſtimmten Ort, ohne Nothwendigkeit, nicht.

Das Nehmliche gilt für die milderen Jahreszeiten von den Salzlecken.

Deshalb muß deren Errichtung, wenn ſolche durch Landesgeſetze nicht unterſagt iſt, an ruhigen Stellen zu rechter Zeit ſtatt finden.

Man verfährt dabei auf folgende Weiſe:

Im Monat März läßt man 1½ Fuß hohe und 4 Fuß im Quadrat haltende Kaſten von eichenen Pfoſten auf den Hauptwechſeln und in der Nähe einer Suhle befeſtigen. Dieſe werden mit feiner, von Steinen und Wurzeln gereinigter, trockner, ſtark mit Salz vermiſchter Leimerde *) nicht nur vollgeſchlagen, ſondern auch ein rundlich abgeſtumpfter, kegelförmiger Haufen, in deſſen Mitte ein Stock

*) Einen geringen Zuſatz von zerſtoßenem Anis oder Anisöl habe ich bei der Fertigung der Salzlecken eben ſo zweckmäßig gefunden, als zum Behuf der Anfriſchung das Beträufeln mit einem Gemiſch von Salzwaſſer und einigen Tropfen Anisöl.

ſteht, feſt darauf gedrückt. Geht Viehtrift in die Nähe der Lecken, ſo umgiebt man ſie mit einer etwa 10 Fuß vom Kaſten abſtehenden 3 Fuß hohen Vermachung.

Das Edelwild liebt die Salzlecken ſo ſehr, daß es ſolche oft in kurzer Zeit ausſchlägt (ausleert). Dann füllt man ſie auf die nehmliche Art wieder an.

Nicht weniger reizend — für den Edelhirſch beſonders — ſcheint reiner, ſtrengflüſſiger Theer zu ſeyn. Verſuche, welche der Verfaſſer im Spätſommer und Frühherbſte des Jahres 1817 anſtellte, als derſelbe durch eine diesfallſige Anzeige im Meyer'ſchen Journ. f. d. Forſt- und Jagdweſen im Königr. Baiern, Jahrg. 1816, hierauf aufmerkſam gemacht worden war, berechtigen ihn zu dieſer Aeußerung, ohne jedoch für jetzt noch die Sicherheit des Erfolgs verbürgen zu können, indem die diesjährigen Proben durch eine ziemlich lange Abweſenheit von der Heimath unterbrochen worden ſind.

Man beobachtete folgendes Verfahren:

Auf bekannten guten Wechſeln wurden iſolirt ſtehende, glattrindige Baumſtämme von beliebiger Art und Stärke, in einer Höhe von 3 bis 4 Schuh über der Erde, rings um mit Theer ſtark beſtrichen, nachdem man den Boden um den Stamm her, bis auf 3 Schuh Breite, gehörig hatte auflockern laſſen.

Nach Verfluß weniger Tage, vorzüglich beim Herannahen der Brunftzeit und während derſelben, fand man anfänglich weniger oder mehr abgeriebenes Haar und Zeichen des Leckens, ſpäterhin auch häufige Rindenverletzungen mit dem Geweih an den beſtrichenen Stellen der Bäume, am Boden aber reine Tritte der Hirſche — nie die eines Thieres.

Fortgeſetzte Verſuche müſſen beſtätigen, ob dieſe Theer-Lecke ſtets gute Dienſte leiſtet.

§. 11.

Eine eigene Kunde des Jägers iſt das richtige Anſprechen des Edelwildes und jeder andern Wildart.

Man ſpricht das Edelwild entweder in Folge der Anſchauung, oder nach der Fährte an. Das erſtere hat weiter keine Schwierigkeit, weder in Rückſicht der Unterſcheidung des Geſchlechts, noch der Gattung und Art.

Der Hirſch zeichnet ſich auf den erſten Blick ſchon hinlänglich vor dem Thiere aus.

Die Stärke des Wildes am Leibe gibt den Maaßſtab, nach welchem man das Alter deſſelben, bei einiger Erfahrung, bald beurtheilen lernt.

Welcher Hirſch als jagdbar, ſchlecht jagdbar, und wie er der Zahl der Enden nach anzuſprechen ſei, findet man §. 1. d. K. Daß die Stärke der Stangen, Roſen und Perlen ꝛc. das höhere oder geringere Alter deſſelben beſtimmen, wurde ſchon oben §. 3. geſagt. Hier folgen daher nur noch einige nicht erwähnte Kennzeichen ſehr alter Hirſche. Die Schalen an den Läufen nehmlich ſind ſtumpf und breit, die vordern Zähne wackelnd und gelb, in der Mitte der Seitenzähne aber braune Flecken ſichtbar; die Roſen ſtehen dicht auf dem Stirnbeine.

Das Edelwild der Fährte nach richtig anzuſprechen, hat in hartem Boden ſchon bedeutende Schwierigkeiten; aber ſehr viel gehört beſonders dazu, die Fährte des Hirſches nicht nur von der einer jeden andern Wildart, ſondern auch von der des Thieres zu unterſcheiden, und die Stärke deſſelben, auch die muthmaßliche Endenzahl darnach zu beſtimmen. Ueberhaupt aber beſchränkt ſich beim Anſprechen des Hirſches nach der Endenzahl aus der Fährte alles darauf, richtig anzugeben, wie viele Enden das Geweih deſſelben im Verhältniß zu ſeiner Stärke am Leibe eigentlich haben ſollte oder könnte.

Nächſtdem gibt es noch andere Merkmale, auf die man bei ähnlichen Unterſuchungen, beſonders an Orten Acht haben muß, wo die Fährte nicht ſichtbar iſt.

Alle dieſe Eigenheiten an der Fährte des Hirſches, nebſt den andern erwähnten Merkmalen werden Zeichen genannt, und nur der Jäger wird für hirſchgerecht zu erklären ſeyn, welcher ſich durch genaue Kenntniß und fortgeſetzte Beobachtung derſelben die Ge-

ſchicklichkeit erworben hat, beſtimmt darnach anzu-ſprechen.

Es iſt daher ein wichtiges Geſchäft für jeden jungen Weidemann ſich mit dieſen Zeichen vertraut zu machen.

Zwar kann man nicht in Abrede ſtellen, daß kaum ein einziges für ſich allein, ohne Vergleichung mit mehreren, untrüglich iſt, weil dabei ſogar viel auf den Boden, in welchem der Hirſch die Fährte macht, auf die Jahreszeit und auf andere Zufälligkeiten ankommt. Geht man aber, bei der Beobachtung ſo vieler Zeichen, als nur immer be-merkbar ſind, genau und vorſichtig zu Werke; ſo wird man, beſonders mit Hülfe eines guten Leithundes, nicht leicht fehlen.

Gern gebe ich es zu, daß ich, bei aller Anſtrengung nicht im Stande ſeyn kann, dem jungen Jäger hier alles deutlich zu machen. Dieſer ſoll und darf aber dies Werk — in dieſem Falle beſonders — nur zur Wiederholung deſſen gebrauchen, wozu ihm ein erfahrner Lehrherr Anleitung geben muß.

Auch glaube ich zu meiner Beruhigung vorausſetzen zu können, daß keiner von den Schriftſtellern, welche mir vorgearbeitet haben, mehr in dieſer Rückſicht geleiſtet hat und leiſten konnte, als hier geſchehen ſoll.

Es iſt übrigens ſonderbar, daß auch der Weidemann, welcher nach der genauen Anſicht einiger völlig ausgedruckten Fährten gewiß den Hirſch allemal richtig anſprechen würde, es doch nicht vermag, den abgelöſ'ten Lauf eines jungen Hirſches von dem eines alten Thieres zu unterſcheiden; da doch erſterer, ſchon als Spießer, ſich auf ſo mannichfache Weiſe in der Fährte vor letzterem auszeichnet.

Die alten Jäger gaben 72 Kennzeichen des Hirſches an. Unter dieſer Menge ſind viele entbehrlich. Ich werde mich daher nur auf die einſchränken, welche g e r e c h t ſind, d. h. ſie trügen nie, oder doch nur ſelten, und höchſtens 3 bis 4 Tritte hinter einander können den Jäger zwei-felhaft machen. Aber eben deshalb hüte man ſich auch, gleich auf den erſten Anblick einer Fährte anſprechen zu wollen.

1. Der **Schrank** oder das **Schränken** beſteht darin, daß, wenn der Hirſch feiſt iſt, oder im Schnee, Sande und Moder fortzieht, die Tritte des rechten und linken Laufes nie gerade hinter, ſondern neben einander kommen. An der Weite des Schranks erkennt man zugleich die Schwere und Breite des Hirſches. Das tragende Thier ſchränkt auch zuweilen, doch gewiß nicht in drei bis vier Schritten nach einander, der Hirſch hingegen ununterbrochen, auch ſchränkt in der Regel nur das **tragende** Thier.

2. Der Hirſch ſchreitet ſchon in einem Alter von vier Jahren weiter aus, als das älteſte Thier. Dies Zeichen heißt der **Schritt**. Es iſt zu allen Zeiten und in jedem Boden — auch beim tiefſten Schnee und im Flugſande — bemerkbar und durchaus gerecht. Schreitet er 2½ Schuh weit *), ſo kann er füglich ein Gehörn an 10 Enden tragen. Ich rathe dem jungen Jäger, jedesmal, wenn er einen Hirſch an 8, 10 und 12 oder mehr Enden einzeln ziehen ſieht, die Fährte deſſelben aufzuſuchen, und die Weite des Schritts mit dem Zollſtocke zu meſſen. Die Nützlichkeit dieſes Verfahrens leuchtet von ſelbſt ein.

3. Der **Zwang** oder das **Zwängen** entſteht dadurch, daß der Hirſch die im Tritte zuſammengepreßte Erde zum Theil mit den Schalen feſt an ſich und rückwärts zieht.

4. Der **Burgſtall** oder das **Grimmen** ſtellt ſich in der Mitte des Trittes als eine kleine, gewölbte, der Länge nach ausgedehnte Erhabenheit dar, welche durch das feſte Ein- und Vorwärtsdrücken des Ballens gebildet wird. Im feuchten Lehm- und Sandboden iſt dieſes Zeichen deutlich wahrnehmbar und dann ſehr gerecht.

5. Den **Beitritt** macht der Hirſch, indem er mit dem Hinterlauf etwa einen Finger breit neben den vordern tritt. Dies Zeichen würde nicht zu den ſicherſten

---

*) Hierbei iſt zu merken, daß eine von den zwei hinter einander folgenden Fährten mit zum Schuhmaaße gerechnet wird.

gehören, weil man es, obwohl nicht fortgeſetzt, auch beim tragenden Thiere bemerkt; wenn es nicht beſonders und immer dem Feiſthirſche eigen wäre; alſo zu einer Jahreszeit, wo keine Irrung mit dem tragenden Thiere ſtatt finden kann.

6. Wenn die durch die vordern Schalen gebildeten Tritte von den Tritten der hintern Schalen gleichſam geſpaltet, ſonach kreuzförmig erſcheinen und in dieſen Doppeltritten drei Ballen ſichtbar werden; ſo nennt man dies den Kreuztritt. Er wird beim Thiere nie bemerkt.

7. Das Zurückbleiben oder Hinterlaſſen entſteht, wenn die Tritte der hintern Schalen zwei bis drei Finger breit gerade hinter den vordern in den Boden ſich eingedrückt haben. Nur alte feiſte Hirſche machen dies Zeichen wegen mangelnder Dehnkraft der Sehnen. Das alte tragende Thier bleibt auch zurück; aber man wird bemerken, daß dann die Hinterfährte immer etwas ſeitwärts gegen die vordere ſteht.

8. Das Zeichen der Uebereilung findet man nur bei jungen und ſchlechten Hirſchen, und es wird dadurch bemerkbar, daß der Hintertritt ganz gerade vor den vordern geſtellt iſt. Zugleich mit dieſem erſcheint oft

9. das der vier Ballen, indem ſich die Ballen in allen vier Tritten ausdrücken. — Möchte beſſer das Ballenzeichen zu nennen ſeyn, weil nicht immer alle vier Ballen ſichtbar ſind.

10. Der Hirſch ſetzt die Schalen auswärts. Hieran erkennt man, welches die rechte oder linke Fährte iſt. Man gebe hierauf beſonders Acht, wenn man das Schränken ausmachen will.

11. Beim Blenden tritt der ſchlechte Hirſch mit der hintern Schale ſo gerade in die vordere Fährte, daß dieſe dadurch etwas länger und breiter wird. Die, bei dem Anſprechen des Hirſches nach dieſem Zeichen mögliche Verwechslung des geringen Hirſches mit einem Kapitalhirſche wird vermieden, wenn man darauf achtet, ob in der Fährte zwei oder vier Tritte ſich darſtellen. Der erſte Fall tritt beim Blenden ein. Man muß bei dieſem Zei-

chen vorzüglich Acht haben, daß man nicht einen ſchlechten Hirſch für einen Kapitalhirſch anſpricht. Doch kann man nicht irren, wenn man aufmerkſam iſt, ob man alle vier oder nur zwei Fährten ſpürt.

12. Eins der ſicherſten Zeichen iſt das im guten Boden eingedrückte Geäfter oder die Oberrücken. Beim Hirſch iſt der Eindruck faſt ſo ſtark wie ein Mannsdaumen, beim Thiere ſpitz und ſchmal. Beim Hirſche erſcheinen die Eindrücke des Geäfters in die Breite, beim Thiere in die Länge geſtellt; bei erſterem ſteht es — beim ruhigen Gange, wie bei der Flucht — $2\frac{1}{2}$ bis 3 Zoll, beim Thiere kaum 2 Zoll vom Ballen entfernt.

13. Die Schalen des Hirſches ſind durch das ſtete Zwängen und durch die Schwere ſeines Leibes vorn ſtumpfer, als die ſpitzig bleibenden des Thieres. Dies Zeichen heißt die Stümpfe.

14. Durch den ſtets beſchloſſenen Gang und durch das daher rührende, unter 13. ſchon erwähnte Zwängen mit den Schalen wird beim Zuge des Hirſches auf gutem, zuſammenhaltenden Boden bewirkt, daß in der Mitte des Trittes ein kleiner, ſchmaler, erhabener, oben zugeſchärfter Längsſtrich ſich darſtellt. Das hierdurch ſich bildende Zeichen heißt das Fädlein. Beim Thiere bleibt viel Erde zwiſchen dem Abdruck der Schalen.

15. Wenn nach langer Dürre ein kurzer, aber ſtarker Regen gefallen iſt und der Hirſch in fettem Boden vom Felde zu Holze zieht, ſo behält er ganze Stücken Erde in und an den Schalen, welche oft faſt ſo groß wie ein Teller ſind. Da, wo er zuerſt auf Raſen tritt, fällt das Stück im Ganzen ab. Dies iſt ein ſehr gerechtes Zeichen und heißt, das Inſiegel. Eben ſo ſicher iſt

16. das, welches man den Abtritt nennt. Der Hirſch ſchneidet nehmlich mit ſeinen Schalen das grüne Getreide oder junge Gras ſcharf ab, wenn er auf Feldern und Wieſen herumzieht. Man findet die abgeſchnittenen Grashalmen in den Fährten. Hält man ſie gegen die Sonne und ſie ſind noch grün, ſo iſt der Abtritt friſch, iſt es ſchon etwas gewelkt, Tags zuvor gemacht. Das Thier

quetſcht das Grüne nur in der Fährte zuſammen, tritt es aber nicht ab.

17. Oft behält beim Abtritt der Hirſch Getreide oder Gras in den Schalen. Da, wo er über einen harten Weg zieht, bleibt es in der Fährte liegen. Dies untrügliche Merkmal wird der Einſchlag genannt.

18. Die Fährte des Hirſches bleibt im naſſen Sande gemeiniglich ganz ausgedruckt ſtehen, und auf dieſe Art macht er die reine Fährte; die des Thieres fällt leichter zu, weil es nicht ſo beſchloſſen geht.

19. Wenn der Hirſch über ſenkige Wieſen oder Bruch zieht, ſo hebt er den Koth über den Schalen mit heraus und läßt ihn umgekehrt liegen. Dies Zeichen heißt das hohe Inſiegel.

20. Wenn ſich der Hirſch aus dem Bette erhebt, macht er mitten in demſelben einen Tritt, und dieſen nennt man den Schloßtritt.

21. Der Hirſch macht oft den Wiedergang wenn er zu Holze zieht; indem er vor demſelben umkehrt, etwas zurückzieht und dann einen Bogen nimmt. Beim genauen Verſpüren, vorzüglich aber beim Vorſuchen mit dem Leithunde hat man hierauf beſondere Rückſicht zu nehmen und den Wiedergang auszumachen oder vorzugreifen, um nicht mehr Hirſche anzugeben, als in der That gewechſelt haben.

22. Naſſen und weichen, an den Schalen kleben bleibenden Schnee hebt und wirft der Hirſch in Klumpen heraus. In dieſen Schneeballen findet man mehrere der vorher angeführten Zeichen; z. B. den Burgſtall, das Fädlein ꝛc.

23. Der Hirſch brunſtet oder näſſet zwiſchen die Fährten; das Thier mit in dieſelben hinein.

24. Er kehrt und ſchiebt das Moos und Heidekraut, beim Darüberziehen ſo um, das die Wurzeln in die Höhe ſtehen. Dies Zeichen heißt der Umſchlag.

25. Das Schlagen oder Fegen — ſonſt auch die Himmelsſpur genannt — iſt gleichfalls ein untrügliches Zeichen des Hirſches und man muß darauf vorzüglich in hartem Boden, wo man die Fährten nicht finden kann, Acht

haben. Je ſtärker der Hirſch iſt, an deſto ſtärkeren Holzſtangen fegt er und deſto höher hinauf erſcheinen dieſe von der Rinde entblößt.

26. Das **Wenden** oder **Himmelszeichen** macht der Hirſch, wenn er durch junge Laubhölzer zieht, indem er die Aeſtchen, an welche er mit dem Geweih ſtreicht, abgeknickt umwendet, ſo daß die obere Seite des Laubes unterwärts gekehrt hängen bleibt.

27. Die Loſung des Hirſches iſt zu allen Jahreszeiten von der des Thieres merklich verſchieden; ſie verändert ſich aber auch von Zeit zu Zeit, und dieſe Veränderung hängt wieder ſehr von der Fruchtbarkeit der Gegend ab, in welcher er ſeinen Stand hat. Der Jäger muß ſich daher durch fortgeſetzte Beobachtung der Loſung in den Stand ſetzen, darnach richtig anſprechen zu können.

Im Winter iſt die Loſung des Hirſches, in kleinen, dünnen Stücken, rund geformt. Eins dieſer Stückchen hat ein Zäpfchen, welches in die Hohlung des andern paßt. Die des Thieres fällt in ungleicher Form, faſt wie bei den Schafen.

Im Frühjahr wird die Loſung des Hirſches feiſter, die Knoten dicker, ſie drückt ſich breiter, fällt haufenweiſe und hängt, faſt wie bei den Sauen, in einander. Nach und nach fängt ſie an, ſich mehr zu formen und härter zu werden; bei den Thieren hingegen fällt ſie einzeln und klein wie bei den Ziegen.

Im Sommer wird ſie länglichrund, bekommt Zäpfchen und iſt bis in den Auguſt mit Schleim überzogen; dann ſieht ſie ganz feiſt aus, iſt aber hart und fällt traubenförmig zuſammenhängend.

Im Anfang des Septembers iſt ſie zwar noch gezäpft, wird aber von Tage zu Tage dünner.

Im October und November ſieht die der Thiere, welche nun ſchleimig und zuſammenhängend wird, beſſer aus, als die der Hirſche, doch iſt ſie nicht ſo gleichgeformt wie jene im Sommer. Dies iſt die Zeit, wo der Weidemann beſonders vorſichtig ſeyn muß, um nach der Loſung ein Thier nicht für einen Hirſch anzuſprechen; denn

auch die des Hirſches verbeſſert ſich dann oft merklich, indem dieſer durch gute Herbſtäſung ſich ſehr erholt.

§. 12.

Bei der Abhandlung der verſchiedenen Arten des Jagdbetriebes auf Rothwild will ich erſt von der teutſchen und in der Folge auch von der franzöſiſchen oder Parforce-Jagd ſprechen.

A. Teutſche Jagd.

Zur teutſchen Rothwildsjagd werden folgende vier Racen von Hunden vorzüglich gebraucht:

1. Der Leithund,
2. Der Schweißhund,
3. Der däniſche Blendling und
4. Der teutſche Jagdhund.

§. 13.

Mit Recht kann man von jedem Jäger verlangen, daß er auf dem ſeiner Aufſicht anvertrauten Revier jeden Hirſch und den jedesmaligen Stand des Rothwildes überhaupt kenne, und ſo möchte man wohl glauben, daß es nicht nöthig wäre, genau mit dem Gebrauch und der Behandlung des Leithundes ſich bekannt zu machen. Nichts deſto weniger können Fälle eintreten, welche die Anwendung deſſelben nothwendig machen. Es iſt daher Pflicht für jeden rechtlichen Weidemann, ſich die dazu erforderlichen Kenntniſſe umfaſſend zu erwerben.

Dem Verſuche hierzu ſchriftliche Anleitung zu geben muß die Bemerkung vorangehen, daß dieſelbe nur dann von weſentlichem Nutzen ſeyn wird, wenn praktiſcher Unterricht eines erfahrnen Lehrers dem eigenen Fleiße des Lernenden freundlich zu Hülfe kommt. An meiner Bemühung, alles ſo deutlich als möglich vorzutragen, ſoll es indeß nicht fehlen. Um dieſen Zweck deſto leichter erreichen zu können, will ich die Erklärung der gewöhnlichſten Ausdrücke, welche von den Jägern auf den Leithund angewendet werden, hier folgen laſſen.

Der Leithund hat wahrſcheinlich ſeinen Namen daher, daß er beſtändig geleitet oder geführt wird; vielleicht auch, weil er dazu beſtimmt iſt, den Jäger auf die Fährte zu leiten.

Den Leithund arbeiten heißt, ihn abrichten und auf dieſe Weiſe zu ſeiner Beſtimmung geſchickt machen. Mit dem Leithunde arbeiten heißt, den abgerichteten zweckmäßig gebrauchen und zu dem Ende ihn zur gehörigen Zeit fortwährend zu üben.

Das Behängen iſt die Zeit, zu welcher derſelbe abgerichtet, gebraucht und geübt wird.

Die Halſung iſt das lederne, mit einem Ringe — durch den eine, zur Hälfte aus Hanf und Bocksbaaren verfertigte fingersdicke Leine, das Hängeſeil genannt, gezogen wird — verſehene Halsband.

Der Jäger zieht mit dem Leithunde aus, er geht nicht mit ihm aus.

Er faſſet ihn zu dieſem Ende an das Hängeſeil, d. h. er zieht dieſes durch den Ring an der Halſung, um ihn daran zu führen.

Der Leithund hat eine gute Naſe, wenn der Sinn des Geruchs recht ſtark und fein bei ihm iſt.

Er fällt auf oder fällt die Fährte an, wenn er vermöge des Geruchsſinnes die Fährte des Rothwilds bemerkt und die Naſe gleichſam hineinſteckt.

Er übergeht nicht, wenn er jede Fährte anfällt.

Er zeichnet, indem er auf der Fährte ſtehen bleibt und mit der Naſe gerade darauf oder hinein zeigt.

Es iſt ihm gerecht, wenn er mit Munterkeit und Begierde die Fährte anfällt; es iſt ihm nicht gerecht, wenn er nicht freudig darauf fortſucht.

Mit dem Hunde nachhängen heißt, der Fährte, auf welcher er gezeichnet hat, mit ihm folgen, um nach deren Beobachtung anſprechen zu können.

Er wird abgetragen, indem man ihn von einer Hirſchfährte abnimmt und, unter den Arm genommen, wegträgt.

Vorſuchen heißt, einen Theil des Waldes mit dem

Leithunde umziehen, um mit Hülfe deſſelben beſtimmt angeben zu können, wie viel Rothwild hinein- oder herausgezogen iſt.

Man richtet zu Holze, indem beim Vorſuchen alle gerechte Fährten verbrochen werden.

Verbrechen heißt, ein abgebrochenes Aeſtchen auf eine Fährte werfen. Hierbei iſt folgender Unterſchied zu bemerken: will man eine Hirſchfährte verbrechen, ſo muß das abgebrochene Ende des Aeſtchens auf derſelben dahin zeigen, wohin der Hirſch gezogen; bei der Fährte eines Thieres das laubige Ende.

Der Bruch iſt der grüne Aſt, mit welchem 1. der Hund, wenn er richtig gezeichnet hat, geliebelt (geſtrichen) und 2. die Fährte bezeichnet wird.

Es iſt beſtätigt, wenn man vorgeſucht und zu Holze gerichtet hat, und alſo im Stande iſt anzuzeigen, daß und wie viele Hirſche in einem gewiſſen Bezirk des Waldes ſtehen.

Erneuern oder verneuern heißt, das Vorſuchen mehrere Morgen hinter einander, oder an einem öfter als einmal wiederholen. Der letztere Fall tritt beſonders ein, wenn ein beſtätigtes Jagen eingerichtet werden ſoll.

Man greift vor, entweder wenn man, um genauer angeben zu können, wo die Hirſche ſtehen, die Vorſuche abkürzt; oder an einem andern Orte die ſchon einmal beobachtete Fährte wieder zu finden ſich bemüht.

Man läßt den Hund ſchießen, indem man ihn während der Arbeit auf der Fährte am Hängeſeile weiter fortläßt.

Der Hund iſt führig, wenn er ein Jahr alt iſt, und ſo zur Arbeit tüchtig wird.

Er iſt gut behangen, wenn er lange und ſehr breite Ohren und an beiden Seiten herunterhangende Lefzen hat.

Beim Leithunde und bei allen Hunden ſagt man Ruthe ſtatt Schwanz, Läufe ſtatt Füße, Schweiß ſtatt Blut.

Die Hündinnen ſind läufiſch in der Zeit der Be-

gattungsluſtigkeit; ſie binden ſich (hängen) mit dem Hunde bei Vollführung des Begattungsactes; ſie wölfen, ſie gebären nicht.

§. 14.

Die Eigenſchaft des Leithundes beſteht darin, daß er jede Rothwilds-Fährte anfällt, und vorzüglich auf jeder Hirſch-Fährte zeichnet, d. h. wie ſchon im vorigen §. geſagt worden, er ſtutzt auf derſelben, hält die Naſe genau hinein und blickt nach dem Jäger auf. Der völlig gearbeitete trägt alſo viel dazu bei, einen jungen Weidemann hirſchgerecht zu machen; der hirſchgerechte Jäger aber iſt allein im Stande, einen jungen Leithund zu arbeiten, weil dieſem nur dann Recht gegeben werden darf, wenn er Hirſch- oder wenigſtens Rothwilds-Fährten anfällt.

Es gibt auch ſolche, welche entweder blos auf Sauen, oder auf Rothwild und Sauen zugleich gearbeitet ſind; von dieſen wird bei der Saujagd die Rede ſeyn.

Die gewöhnliche Farbe dieſer Hunde-Race iſt roth, wolfsgrau oder ſchwarz; die untern Theile der Läufe, welche bei allen Hunden Extremitäten genannt werden, ſind faſt immer gelb. Das Ausgezeichnete ihres Körperbaus iſt:
eine breite Bruſt; nicht gar hohe, aber ſtarke Läufe; ein ſtarker, doch nicht zu kurzer Kopf; guter Behang; dichtes Haar.

§. 15.

Will man (verhoffentlich) gute, junge Leithunde ziehen; ſo nehme man zu einer guten alten Hündin einen jungen, raſchen Hund von reiner Race, der ſchon gezeigt hat, daß er Luſt zur Arbeit hat. Eine junge, muntere Hündin belege man hingegen mit einem alten ausgearbeiteten Hunde.

So lange die Hündin tragend iſt, darf ſie nicht angelegt werden; aber ſehr vortheilhaft iſt es, in dieſer Periode mit ihr, wenn es die Jahreszeit irgend geſtattet, zuweilen, doch nicht bis zur Ermüdung, zu arbeiten.

Hat ſie gewölft (geworfen); ſo läßt man alle junge Hunde etwa 24 Stunden bei ihr liegen; dann ſucht man 3 oder 4 — ſo viel kann die Mutter ſäugen — davon aus, an welchen die im vorigen §. angegebenen Eigenheiten am meiſten ſichtbar ſind, die übrigen ſchafft man auf die Seite.

Fünf bis ſechs Wochen müſſen ſie ſäugen; gegen das Ende dieſer Zeit aber gewöhne man ſie nach und nach gekrümtes Brod mit Milch zu freſſen.

Sind ſie von der Mutter abgeſperrt, ſo erziehe man ſie ferner bei einem, abwechſelnd aus warmer Milch und Mehlſuppen mit geſchnittenem gut ausgebackenem Brode vermiſcht, beſtehendem Futter.

So zeitig als möglich, längſtens wenn ſie ein Jahr alt ſind, gewöhne man ſie an die Kette.

Die Erziehung auf dem Lande hat deshalb Vorzüge, weil ſie da mehr Gegenſtände ſehen und an das Vieh gewöhnt werden.

Nie darf der junge Leithund geſchlagen oder geſtoßen werden, ſonſt iſt er für immer verdorben.

Selbſt der alte Hund dieſer Gattung ſoll an der Kette liegen. Hat man indeß einen guten Zwinger, ſo iſt es beſſer, ſie im Winter darin herumgehen zu laſſen.

Die beſte Fütterung erwachſener Leithunde wird auf folgende Art zubereitet:

Man brühe feines Schrot von gutem Hafer, mit ſiedendem Waſſer, in einem zugedeckten Gefäß auf; thue dazu etwas Salz, Butter oder Rinds- und Schafstalg, zuweilen auch Brühe aus Schafsknochen bereitet. Iſt das Schrot hinlänglich gequollen, ſo menge man gut ausgebackenes Brod, welches zur Hälfte aus Roggen-, zur Hälfte aus Gerſtenmehl beſtehen kann, darunter, und gebe, wenn alles gehörig verkühlt iſt, jedem Hunde allein, Mittags dieſe Suppe. Im Sommer aber füttre man einen Tag um den andern Milch und Brod. Abends iſt trockenes Brod hinreichend.

Brühſuppen, wie man ſie gewöhnlich auf den Tiſch bringt, ſind wegen des Gewürzes, welches dazu genommen wird, ſchädlich.

Ganz alter, weicher Käſe, Majoran in ungeſalzener Butter gebraten, auch Krebsſchalen ſind, von Zeit zu Zeit einmal gegeben, zweckmäßige Mittel; — die erſtern zu Erhaltung einer guten Naſe, das letzte zur Abkühlung und gelinden Oeffnung.

Friſches Waſſer zum Getränk darf nie fehlen.

Man ſorge dafür, daß der Hund ſtets vom Ungeziefer rein gehalten werde und daß er immer eine reinliche, trockene Lagerſtätte habe.

§. 16.

Die Zeit des Behängens, oder die ſchicklichſte zur Arbeit mit dem Leithunde auf Hirſche fängt im Monat Mai an und endigt mit Ausgang des Juni, bei nicht zu großer Hitze auch wohl erſt im Juli. Selbſt in dieſer Periode muß man, wenigſtens mit jungen Hunden, bei windigem ſchlackigem Wetter ausſetzen; ſonſt aber ohne Noth die Arbeit keinen Morgen unterbrechen.

Der Gebrauch des jungen Hundes in früherer Jahreszeit iſt deshalb nachtheilig, weil während des Färbens zu viel Haare vom Rothwild an dem Geſträuche hängen bleiben, und der Hund dadurch die Naſe hoch zu tragen ſich gewöhnt, welche er doch immer auf und in die Fährten halten ſoll und muß. Später hin, als oben geſagt worden, darf man wieder nicht mit ihm arbeiten, weil die Sonne dann zu zeitig den Thau abtrocknet.

§. 17.

Wenn im Anfange des Monats Mai der junge Hund ſein erſtes Jahr vollendet hat, und alſo führig wird, ſo iſt es Zeit ihn zu arbeiten oder abzurichten.

Man wählt zu dieſem Zweck einen heitern, windſtillen Morgen, an welchem es zwar etwas, doch nicht zu ſtark gethauet hat; faßt ihn, ungefähr eine halbe Stunde nach Sonnenaufgang, an das Hängeſeil und zieht mit ihm aus. Um nun den Hund aufzumuntern und dahin zu bringen, daß er am Hängeſeile raſch aus der Hand gehe, muß man ihm von Zeit zu Zeit zureden. Dies kann mit den her=

gebrachten Worten: Hin! Hin! Voraus! Soſo! Vorhin! geſchehen; zuweilen wird er auch dazu beim Namen genannt. Alles aber muß mit Gelindigkeit und Güte geſagt werden. Ueberhaupt iſt es eine Hauptregel bei jeder Art von Hundedreſſur, oft mit dem Hunde zu ſprechen. Beim Leithunde darf ſie noch weniger als bei jedem andern vernachläſſigt werden. Man hat dazu drei Gründe: entweder ihn feuriger zu machen; oder ihm Recht zu geben, wenn er thut, was er ſoll; oder endlich ihn durch Worte merken zu laſſen, daß er gefehlt hat, wenn er eine falſche Fährte anfällt. Indeß verſteht es ſich von ſelbſt, daß man nicht unaufhörlich mit ihm reden muß; man würde ſonſt machen, daß der Hund mehr auf die Worte, als auf die Fährte Acht hätte und am Ende eben ſo läſſig ſuchen würde, als das Pferd, auf das der Knecht immer los ſchreit, im Zuge faul werden muß. Noch viel weniger darf man bei der Arbeit laut ſchreien, weil der ohnedies weiche und ſchüchterne Leithund furchtſam, das Wild aber, welches beſtätigt werden ſoll, rege und flüchtig gemacht werden würde.

Sehr vortheilhaft iſt es für den jungen Hund, wenn in den erſten Tagen ein anderer Jäger mit einem alten guten Leithunde voraus, oder wenn erſterer ſehr hitzig wäre, nur nebenher zieht. Deſto leichter wird er ſich gewöhnen, das Hängeſeil immer ſtraff anzuziehen, und deſto geſchwinder wird er an dem alten Hunde gewahr werden, was er eigentlich thun ſoll.

Das Hängeſeil wird in der linken Hand etwas hoch geführt, um es immer mit der rechten anziehen zu können, wenn ja der Hund etwas zurückbliebe, wodurch er ſich gar leicht in demſelben verwickeln möchte; oder wenn er durch zu ſtarkes Eilen ſich und den Jäger ermüdete.

Der linke Arm muß feſt am Leibe liegen, der rechte aber nicht zu ſehr ausgeſtreckt werden, damit man den Hund nicht bei jedem Schritte ruckt; denn auch hierdurch wird er furchtſam und von der Fährte, wenn ſie ihm nicht ganz gerecht iſt, leicht abgebracht.

Auch darf man nicht zugeben, daß er auf der Straße alles anrieche und eben ſo wenig, daß er ſich an den Waſ-

ſerpfützen aufhalte oder gar hineinlege. Nur wenn er ſich leicht machen, d. h. ſeine Nothdurft auf eine oder die andere Art verrichten will, darf und muß man mit ihm ſtehen bleiben.

Eben ſo wenig geſtatte man das herüber und hinüber ſchwärmen auf den Wegen; denn immer muß er gerade vor der rechten Hand des Jägers herziehen.

Es iſt gut, den jungen Hund an gewiſſe Ausdrücke zu gewöhnen, wenn er ſich rechts oder links wenden ſoll. Im erſten Falle ſagt man gewöhnlich dahin! — im andern daher!

Stets muß man die Augen auf ihn gerichtet und auf alle ſeine Bewegungen Acht haben. Denn, fiele beim Vorſuchen der Hund auf einer Fährte an, die ihm nicht ganz gerecht wäre, ohne daß man es bemerkte; ſo würde ihm dadurch, daß man ihn noch dazu von derſelben abzöge, das Uebergehen der Fährten angewöhnt werden.

Harte Strafen, beſonders Schläge, verträgt der Leithund nie. Die einzige, welche, aber auch höchſt vorſichtig, angewendet werden darf, beſteht, wenn Worte gar nicht fruchten wollen, in einem mäßigen Ruck mit der rechten Hand an dem Hängeſeile.

§. 18.

Die beſte, aber auch ſchwierigſte Art, den Leithund zu arbeiten, iſt die, auf den Ab- oder Wiederſprung.

Zum Anfang wählt man gern ſolche Gegenden, wo einzelne Hirſche wechſeln. Hier ſucht man, ſo weit als möglich vom Holze entfernt, auf eine friſche und reine, d. i. deutlich ausgedrückte Fährte zu kommen. Fällt der Hund darauf an; ſo ruft man ihm leiſe zu: Hoho! was witterſt du? Was zog daher? Hirſch? Hirſch? laß ſehen! — Zugleich faßt man das Hängeſeil kurz und läßt den Hund ſo einigen Fährten nachziehen. Dann hält man ihn an, und zwar ſo, daß er die Naſe gerade in die Fährte hält, ruft ihm dabei zu: Fährte! oder: Nun, laß ſehen! und eilt während dieſer Zuſprache, das Hängeſeil immer kürzer faſſend, an ihn heran, bis man mit beiden

Füßen über ihm ſteht. In dieſer Stellung gibt man ihm Recht mit dem Zuruf: Haſt Recht! Haſt Recht! Söllmann (oder wie ſonſt der Hund heißt); läßt ihn ununterbrochen die Naſe recht in die Fährte halten und liebelt ihn, d. h. man ſtreicht ihn mit einem Bruch, welchen man zu dieſem Behuf in der rechten Hand hat, ſchmeichelnd über Kopf und Rücken. Hierauf läßt man ihn ungefähr drei Schritte weit auf der Fährte fortſchießen, unter dem Zuruf: recht, nach der Fährt'! hängt ſo etwa zwanzig bis dreißig Schritte weit nach, hält ihn dann mit dem Worte: Fährte! abermals zum Zeichnen an und nimmt ihn wie vorher zwiſchen die Füße, damit er nicht anfange zu ſchwärmen.

Iſt der Hund ſehr hitzig, ſo muß man ihn während des Nachhängens immer zwiſchen den Füßen behalten, um ihn nicht von der Fährte weichen zu laſſen und deſto leichter zum Zeichnen zu bringen.

In den erſten Tagen der Arbeit hüte man ſich ſorgfältig, den Hund zu ſtark anzugreifen. Hat er zwei- bis dreimal gezeichnet, ſo höre man auf, trage ihn ab und übe ihn an den folgenden Morgen zunehmend immer länger. Bis der Hund ganz zuverläſſig iſt, welches man vor dem Ende des dritten Behängens nicht füglich fordern kann, arbeite man nie mit ihm im niedern, dichten Geſträuche, weil er ſonſt daran zu viel Witterung vom Wilde bekommt, und deshalb die Naſe hoch tragen lernt.

Iſt man durch fortgeſetzte Uebung ſo weit gekommen, daß er von ſelbſt alle gerechten Fährten anfällt, und darauf, anfänglich nur kurze Zeit, zeichnet; ſo halte man ihn von Tage zu Tage zum längern Zeichnen an, damit der Jäger beim künftigen Gebrauch des Hundes ſich zur genauen Unterſuchung der Fährten Zeit nehmen könne.

Darf man erſt etwas mehr verlangen, ſo geht man, wenn der Hund auf der Hinfährte zeichnet, an ihn heran, gibt ihm Recht und zieht ihn an dem ziemlich kurz gefaßten Hängeſeile mit gehöriger Vorſicht, daß ihm die Halſung keinen Ruck gebe, um ſich herum nach der Rückfährte zu; ruft ihn dabei mit den Worten an: wieder,

wieder nach der Fährt'; läßt ihn hier zeichnen, dann noch ein paarmal ſchießen; hierauf den Wiederſprung bei den Worten: recht! hin nach der Fährt'! noch einmal machen, auch auf der Hinfährte zeichnen. Endlich, wenn man ihm Recht gegeben und ihn geliebelt hat, trägt man ihn ab.

Anfänglich wird dieſe Arbeit auf dem Felde vorgenommen, und zwar ehe das Getreide zu hoch wird. Auf ganz friſch beſtelltem Felde aber, wo dem Hunde die Fährten zu ſehr in die Augen fallen, darf man ſich gar nicht aufhalten, ſondern muß raſch darüber hinziehen und erſt im nächſten Stück Getreide, oder auf einer Wieſe ihn zeichnen laſſen.

Weiter als bis dicht vor das Holz mit einem jungen Hunde nachzuhängen, iſt deshalb nicht rathſam, weil er ſonſt leicht, ehe es der Jäger bemerken könnte, Wild irgend einer Gattung in die Augen bekommen möchte. Erblickt man aber während der Arbeit ja etwas dergleichen, ſo muß man dem Hunde ſo lange die Augen bedecken, bis es ihm aus dem Geſicht iſt. Selbſt das Auffliegen der Vögel macht oft, daß der Hund den Kopf in die Höhe wirft. So bald man das gewahr wird, muß man ihn deſto mehr anhalten, raſch auf der Fährte fortzuarbeiten.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der Hund nie wiederſpringen darf, wenn man nicht ganz ſicher iſt, ob er eine Hirſch- oder wenigſtens Rothwilds-Fährte angefallen hat. Es geſchieht gar oft, daß der junge Hund Damhirſch- oder andere Fährten aufnimmt. Der Jäger gebe alſo ſelbſt genau auf dieſe Acht und rufe ihm in dieſem Falle gleich zu: Pfui! wahre dich! und ziehe ihn ſo ſchnell als möglich, doch ohne heftiges Reißen, einige Schritte davon ab. Nie aber trage man ihn bei einer ſolchen Gelegenheit ab; denn dies muß ihm, wie das Liebeln, jedesmal beweiſen, daß er Recht hat.

Schläge und heftiges Rucken am Hängeſeile verderben den Leithund auf immer. Hat man ihn aber bei richtiger Behandlung auf gutem Boden und an mehreren guten Morgen ſo weit, daß er jede gerechte Fährte anfällt,

darin zeichnet, gehörig auf ihr fortarbeitet und den Wiederſprung auf den bloßen Zuruf thut; ſo wähle man zur fernern Arbeit ſolche Gegenden mitunter, wo er ſich mehr Mühe geben muß, z. B. kahle Wieſen, Anger, Lehden. Thut er auch da ſeine Schuldigkeit, ſo ſuche man ihm auf felſigem oder mit Heidekraut bewachſenem Boden Uebung zu verſchaffen. Auch bringe man ihn auf kältere Fährten und verfahre hierbei ſo: man ziehe nach Verlauf einer Stunde wieder an den Ort, wo man ſchon vorher zu Holze gerichtet hat; hier laſſe man ihm alles das noch einigemal wiederholen, was im Vorhergehenden geſagt worden.

Ein für allemal ſei es geſagt, daß der Hund, ſo oft man auf einer Fährte bis vors Holz nachgehangen, er aber hier gezeichnet, auch den Wiederſprung gehörig gemacht hat, und ſo oft die Arbeit beendigt iſt, abgetragen werden muß.

Sehr windiges Wetter iſt eigentlich zur Leithundsarbeit gar nicht ſchicklich. Da indeſſen Fälle eintreten können, wo man einen beſſern Morgen zur Vorſuche nicht abwarten kann, ſo muß man auch an weniger guten die Uebung der alten Hunde nicht ganz vernachläſſigen.

Bei ſtarkem Winde hüte man ſich, unter dem Winde zu ziehen, wähle nur ſolchen Boden, wo die Fährte ſelbſt genau zu beobachten iſt, und arbeite, das Hängeſeil kurz gefaßt, genau auf derſelben fort. Bemerkt man aber je, daß der Hund blos im Winde und nicht auf der Fährte ſucht, ſo ziehe man gleich mit ihm über Wind, greift dort vor, bringt ihn auf die rechte Fährte, läßt ihn im Freien nur ein= oder zweimal zeichnen, beſchließt dann hier auf die vorgeſchriebene Art und wendet ſich auf breite, gebahnte, durchs Holz gehende Straßen oder auf Alleen und Stellflügel. Fällt hier der Hund ein gerechte Fährte an; ſo bleibt man ſtehen, läßt ihm das Hängeſeil nach und ſpricht: was witterſt du? Sobald er zeichnet, reicht das bloße Wort Wieder! hin, den ſchon geübten Hund zum Abſprunge und durch den Zuruf Fährte! auf der Wiederfährte zum Zeichnen zu bringen. Hat er denn

den Abſprung wieder auf die Hinfährte gemacht und auch da gezeichnet, ſo wird er abgetragen.

§. 19.

Beim dritten Behängen muß — wie ſchon geſagt — bei richtigem Verfahren der Leithund zuverläſſig ſeyn. Mit einem ſolchen zu arbeiten, das iſt für den geübten Jäger allerdings ein viel angenehmeres Geſchäft, als das, einen jungen abzurichten oder zu arbeiten. Was man von einem tüchtigen Leithunde mit Recht fordern kann, und wie man ihn in der Folge zur Uebung zu behandeln habe, ergibt ſich größtentheils aus dem vorher Geſagten.

Hier mögen noch einige allgemeine Bemerkungen ihren Platz finden.

Es wurde ſchon oben erwähnt, daß die Bearbeitung des Leithundes auf den Wiederſprung weſentliche Vortheile gewähre. Geſetzt, der ferme Hund zeichnet beim Vorgreifen auf verraſetem oder hartem Boden, wo es nicht möglich iſt, die Fährte genau zu erkennen; ſo kann eben der Ab- und Wiederſprung hierzu Gelegenheit verſchaffen, indem man von drei oder vier Fährten doch vielleicht eine deutlich genug ausgetreten findet, um darnach anſprechen zu können, und das iſt ſchon ein großer Gewinn, beſonders wenn man vielleicht gerade zwiſchen zwei Dickungen arbeitet, wo es nicht möglich iſt, weiter zu folgen. Auch zum leichtern Ausmachen der Wiedergänge und Kreuzwechſel trägt es ſehr viel bei; es iſt aber in der That nicht wohl möglich, hierüber ſchriftlich Anleitung zu geben. Uebung, mit eignem Nachdenken und unnachläſſiger Mühſamkeit verbunden, muß hierbei das meiſte thun.

Um den Hund beharrlich zu machen, verlängere man das Vorſuchen von Tage zu Tage mehr; mit einem ſehr hitzigen vermeide man die Sonnenhitze am wenigſten, denn je mehr er da arbeiten muß, deſto eher dämpft ſich das übermäßige Feuer.

Ueberhaupt verzärtle man den ausgearbeiteten nicht durch allzugroße Vorſicht in der Wahl der Morgen, des Bodens und der Jahreszeit zum Vorſuchen. Der gute

Leithund muß von der Zeit an, wo das Rothwild abgefärbt hat, bis zur Brunftzeit, gleich brauchbar ſeyn, die Witterung ſei wie ſie wolle; ſonſt wäre die ganze Arbeit Spielerei, da alles Jagen auf Hirſche doch erſt in der Feiſtzeit gemacht wird. Selbſt im zeitigen Frühjahre kann man den alten Hund ſchon üben, wenn nur Strauchhölzer vermieden werden.

Abſichtlich ſuche man an einem Tage bald in Laub-, bald in Nadelhölzern, und ſo oft als möglich in verſchiedenem Boden vor. Geſchähe dies nicht, ſo würde man ſelbſt auf den Hund, welcher an einem Orte mit Recht für zuverläſſig zu halten wäre, an dem andern nicht rechnen können.

Mit jungen Hunden, welche in den erſten acht Tagen der Arbeit keine Fährte, ſelbſt die warme nicht, anfallen wollen, iſt allenfalls noch folgender Verſuch zu machen: Man ſuche einem Hirſche ſo nahe zu kommen, daß man ihn dem Hunde zeigen kann. Geht der Hirſch dann fort, ſo ziehe man gleich auf die nächſte Fährte; will auch da der Hund nicht anfallen, ſo iſt alle weitere Mühe und Arbeit verloren.

Uebrigens arbeiten viele Jäger den Leithund nicht auf den Abſprung. Auch kann es in ſolchem Boden, wo die Fährten ſich rein austreten, unterbleiben; aber gerade an ſolchen Orten, wo ſich der Jäger ſelbſt forthelfen kann, iſt auch der Leithund am erſten entbehrlich. Will man der letztgedachten Methode, welche allerdings weit weniger mühſam iſt, folgen; ſo bleibt alles, was im Vorhergehenden über den Abſprung geſagt worden, bei der Abrichtung des Hundes weg.

§. 20.

Die zweite Art von Hunden, welche zur teutſchen Hirſchjagd angewendet wird, iſt der Schweißhund; eine für den Jäger, bei Ausübung der Hohen- und Mittel-Jagd auf Haar-Wild, ganz unentbehrliche Hülfe.

Auch der beſte Schütze kann dafür nicht bürgen, daß er nicht mitunter einen ſchlechten Schuß macht. Nach

manchem, ſelbſt gutem Schuſſe ſchweißt das verwundete Wild, beſonders in der Feiſtzeit, nur ſehr wenig; auf manchem Boden iſt der Schweiß, vorzüglich wenn er trocken wird, faſt gar nicht ſichtbar; wie viel Wild würde daher ohne Schweißhund verloren gehen? Auch wäre es doch wahrhaft unbarmherzig, eine verwundete Kreatur länger ſich quälen zu laſſen, als es unumgänglich nöthig iſt.

§. 21.

Faſt unter jeder Art von Hunden findet man ſolche, die von Natur gern auf den Schweiß arbeiten. Die beſten aber werden von einem ſchon geübten, jungen und raſchen Schweißhunde, und von einer alten, ruhigen und ſichern Hündin, beſonders wenn dieſe, während ſie tragend iſt, in Uebung gehalten werden kann, gezogen.

Die Farbe kann ſeyn wie ſie will; auf die Größe hingegen iſt Rückſicht zu nehmen. Zu große Hunde verlaſſen ſich zu ſehr auf ihre Stärke, packen deshalb zu ſchnell und leiden dadurch gar leicht Schaden; auch ſtellt ſich vor ihnen das verwundete Wild nicht gern, weil es deren Ueberlegenheit an Kraft kennt. Vor kleinen, z. B. Dachshunden, ſtellt ſich zwar alles Verwundete bis auf das Reh herab, aber theils können dergleichen Hunde im Schnee und Moraſt nicht gut fort; theils iſt ihnen ſelten das Lautwerden auf der Fährte abzugewöhnen. Nie darf aber der Schweißhund die Witterung der Fährte achten, ſondern muß blos dem Schweiße folgen, und nie eher laut werden, bis er verwundetes Wild im Geſicht hat, oder wenn dieſes ſich vor ihm ſtellt.

Eine der beſten Eigenſchaften des guten Schweißhundes iſt die, wenn er todt verbellt, d. h. wenn er laut wird, wo das Wild geſtürzt iſt und verendet hat. Beſitzt er ſie nicht von Natur, ſo iſt ſie ihm auch nicht beizubringen, und in dieſem Falle kann man einige kleine helltönende Schellen an das Halsband befeſtigen laſſen, um dem Geklimper zu folgen. Doch iſt auch hierbei ein Nachtheil nicht zu verkennen, nehmlich der, daß das nicht ganz kranke Wild durch das Geklimper rege gemacht wird und

weiter fortgeht, als es ſonſt geſchehen ſeyn würde. Es iſt alſo immer das Sicherſte, die Schellen nicht zu gebrauchen, und mit einem Hunde, der nicht todt verbellt, immer an der Leine zu arbeiten, bis man das angeſchoſſene Wild ſieht; dann erſt ihn zu löſen.

Einige Dreſſur iſt dem Schweißhunde allerdings nothwendig, das heißt, er muß auf das Pfeifen hören, ſich gut an der Fangeleine führen laſſen, und auf das Wort zurück! hinter dem Jäger bleiben; auch auf dem Anſtande, ſelbſt wenn Wild im Anzuge iſt, unbeweglich neben ihm liegen. Dies kann man ihn wie den Hühnerhund lehren, zu deſſen Abrichtung gehörigen Orts Anweiſung gegeben werden wird.

§. 22.

Hat der Jäger Gründe zu vermuthen, daß das Wild, wonach geſchoſſen wurde, verwundet iſt; ſo übereile er ſich nicht mit dem Nachſuchen, ſondern unterſuche, nachdem er ſeine Büchſe friſch geladen, den Ort genau, wo das Wild ſtand, als er darauf ſchoß. Findet er auf demſelben zerſchoſſenes Haar, oder bei den nächſten Fährten Schweiß; ſo lege er einen Bruch darauf, und laſſe dem verwundeten Wild eine Viertel= oder halbe Stunde Ruhe, damit es ſich niederthue und krank werde. Nach Verfluß dieſer Zeit ſetze er den Schweißhund am Riemen darauf. Hat er weder Haar noch Schweiß vorher bemerkt, ſo laſſe er den Hund ganz ruhig kurz an der Leine fort arbeiten; ſobald dieſer aber ſehr eifrig wird und Schweiß da iſt, ermuntere er ihn durch den halblaut auszuſprechenden Zuruf: verwundet! recht! verwundet! laſſe ihn ſchießen, ſo weit der Riemen reicht und folge immer behutſam nach. Vermehrt ſich der Schweiß, ſo fahre man mit dem vorher erwähnten Zuruf fort. Ueberſchießt aber zufällig der Hund den Schweiß, ſo darf er ja nicht gleich an der Leine herumgeriſſen, ſondern es muß vorgegriffen und der Hund ſo wieder auf den Schweiß gebracht werden. Fällt er denſelben wieder an, ſo animire man ihn aufs neue, und arbeite ihn am Riemen fort, bis man

das Wild niedergethan erblickt. Erſt dann wird der Hund gelöſ't.

Wird nun das Wild wieder flüchtig, ſo muß ihm der Schweißhund, ſo lange er es im Geſicht hat, laut, ſobald er es aber nicht mehr ſieht, ſtumm folgen, bis es ſich vor ihm ſtellt. Der Jäger wird Letzteres ſogleich bemerken, weil der Laut des Hundes dann auf einer Stelle bleibt, weit regelmäßiger iſt und gewöhnlich in einem tiefern Tone erſchallt als beim Jagen. Dann eile man, beſonders wenn das verwundete Stück ein Hirſch oder Keiler wäre, ſo ſchnell als möglich, jedoch mit Behutſamkeit hinzu, und ſuche das Wild durch einen zweiten Schuß zu fällen *).

Nur bei gänzlicher Unmöglichkeit, dem Hunde zu folgen, iſt es Sitte und recht den Hund früher zu löſen, als man das Wild erblickt, und in ſolchen Fällen möchte das Schellenhalsband anwendbar ſeyn, um nachkommen zu können, weil, wie ſchon geſagt, der Schweißhund nicht eher laut werden darf, bis er das verwundete Wild zu Geſicht bekommt.

Sobald es gefällt iſt, wird es aufgebrochen und der Hund erhält etwas Schweiß, um ihn immer mehr genoſſen zu machen, aber nie gebe man ihm Wildbret oder Geſcheide, wenn man nicht wagen will, ihm die größte aller Untugenden, das Anſchneiden — ſo ſagen viele Jäger ſtatt Anfreſſen — anzugewöhnen.

§. 23.

Wenn die §. 21. erwähnte vorläufige Dreſſur des jungen Schweißhundes beendet iſt, ſo richtet man ihn am leichteſten ab, wenn man Gelegenheit hat, ihn zugleich mit einem alten, guten Hunde zu brauchen. Nur darf er in keinem Falle, bis er zuverläſſig wird, anders als an einem Fangſtricke, welcher zum Theil aus Haaren ge-

---

*) Roth- und alles andere Wild, bei dem es auf möglichſte Schonung der Haut ankommt, wird bei dieſer Gelegenheit auf den Kopf, die Sau aber, an welcher der Kopf ſehr geſchätzt wird, hinters Blatt geſchoſſen.

flochten iſt, damit er ihn nicht zerfrißt, wenn man ihn irgendwo anbinden muß, arbeiten. Auch vermeide man es ſo viel als möglich, den jungen Hund an einen angeſchoſſenen Hirſch oder Keiler zu bringen, damit er nicht geſpießt oder geſchlagen und auf dieſe Art furchtſam gemacht werde. Wollte er ſich aber das Packen angewöhnen, ſo iſt es im Gegentheil räthlich, ihn an Wild zu bringen, welches ſich ihm widerſetzt, ſollte er auch bei einer ſolchen Gelegenheit geſpießt oder geſchlagen werden; deſto mehr wird er ſich in der Folge in Acht nehmen lernen.

Den jungen Hund übe man ſo oft als möglich und laſſe ihn ſelbſt dann, wenn man das Wild ſtürzen ſieht, vom Anſchuſſe an bis zu einer kurzen Entfernung von dem Orte, wo es liegt, am Riemen arbeiten. Hier animire und löſe man ihn, wenn es thunlich iſt, in einer Gegend, wo er das verendete Stück nicht liegen ſieht. Durch das letztere Verfahren erreicht man oft den Zweck, daß er todt verbellen lernt.

§. 24.

Träfe es ſich, daß man in ſechs bis acht Wochen keine Gelegenheit fände, den Schweißhund zu gebrauchen; ſo muß man ſich freilich entſchließen, mit Vorſatz einen nicht guten Schuß zu machen, um ihn in Arbeit zu bringen. Uebrigens verabſcheue ich die an mehrern Orten übliche Gewohnheit, Alles der Schweißhundsjagd wegen ſchlecht zu ſchießen, von ganzem Herzen; einmal, weil es unmenſchlich iſt, die arme Kreatur des eingebildeten Vergnügens wegen zu martern, und dann, weil auf dieſe Art oft wenigſtens ein Theil des Wildbrets unbrauchbar wird.

§. 25.

Aus allem, was über den Gebrauch des Schweißhundes geſagt worden iſt, ergibt ſich, daß der tüchtige Jäger nie bürſchen *) gehen ſollte, ohne den Schweißhund

*) Man braucht dieſen Ausdruck von der Ausübung der hohen und Mitteljagd mit der Büchſe.

bei ſich zu führen. Jungen Leuten hingegen ſollte es ſchlechterdings vom Lehrherrn nicht geſtattet werden, ihn anders als unter ſeinen Augen zu gebrauchen. Sie verlaſſen ſich ſonſt zu ſehr auf den Hund und ſchießen ins Gelag hinein. Von einem einigermaßen geübten Büchſenſchützen kann man mit Recht neun gute Schüſſe gegen einen ſchlechten verlangen. Kommen die letztern häufiger vor, ſo iſts ein Zeichen von Nachläſſigkeit und Faſelei. Lieber ſehe ich ſechs reinen Fehlern als einem ſchlechten Schuſſe nach. Noch jetzt danke ich es meinem braven Lehrherrn, dem verſtorbenen Wildmeiſter Hähnel in Sizerode, daß er in dieſem Falle ſtrenge gegen mich war. Die Bedingung, daß ich jedes ſchlecht geſchoſſene Stück, wär's auch nur weidewund, nach der Taxe bezahlen mußte, machte mich vorſichtig.

§. 26.

Zur teutſchen Jagd auf Rothwild wendet man endlich auch däniſche Blendlinge und teutſche Jagdhunde an. Beide Racen werden vorzüglich beim eingeſtellten Jagen, letztere aber auch in bergigen Gegenden beim Bürſchen im Freien gebraucht. Auf welche Art dieſes zu geſchehen pflegt, findet man in dieſem Kapitel §. 37. s. A.; ihre Fütterung, Erziehung, Behandlung und deren ſonſtige Anwendung aber wird weiter unten, in den dem Bär und den wilden Sauen gewidmeten Kapiteln vorkommen.

§. 27.

Der Verfolg des gegenwärtigen Kapitels hat den Zweck, die verſchiedenen Jagdbetriebsarten auf Edelwild — in ſo fern es möglich iſt — durch Beſchreibung zu verſinnlichen.

Vor Allem ſollte daher vom Hauptjagen die Rede ſeyn.

Flemming, Döbel und andere ältere Schriftſteller im Fach der Jagdkunde haben davon, als von

dem Höchſten des weidmänniſchen Wiſſens und Könnens, mit ungemeiner Ausführlichkeit gehandelt.

Ich begnüge mich, den Wißbegierigen beſonders auf Döbels Jäger-Praktik zu verweiſen, weil

1. mir, während meines 36jährigen Weidmannslebens, keine einzige Gelegenheit ſich darbot, an der Einrichtung eines Hauptjagens mit zu arbeiten, oder auch nur der Abhaltung deſſelben beizuwohnen, ich alſo beim Mangel eigner Erfahrung den Nachſchreiber machen und ſo nur etwas höchſt Unvollkommnes liefern würde; weil
2. ich den Vorwurf nicht verdienen mag, durch weitläufigen Wortkram, zu deſſen möglicher Erläuterung Zeichner und Kupferſtecher mitwirken müßten, das gegenwärtige Werk zwecklos zu vertheuern, — indem wir, Gott ſei Dank! in Zeiten leben, wo dem Jagdweſen überhaupt engere Schranken geſetzt, und auf dieſe Art dem fleißigen Landmann die Früchte ſeines Fleißes durch viel weniger beſchränkte Benutzung ſeiner Fluren und der ihm ſo koſtbaren Zeit geſichert ſind; in Zeiten, wo weder zum Vergnügen der Großen, noch zur Verminderung eines übertrieben ſtarken Wildſtandes Metzeleien ſolcher Art nicht nur nicht nothwendig, ſondern auch nicht einmal möglich ſind, und höchſtwahrſcheinlich es auch nie wieder ſeyn werden.

Den Ausdruck Metzelei wird man vielleicht ſtark finden; aber ſollte er nicht aufhören in dieſem Lichte zu erſcheinen, wenn man bedenkt, daß zu einem Hauptjagen das ganze Wild aus einem Bezirk von vier, fünf Quadratmeilen zuſammengetrieben, mit hohen Tüchern eingeſtellt und dann in einem Tage todtgeſchoſſen wird?

Bringt man dabei in Anſchlag den Zeitverluſt von mehr als tauſend Treibeleuten, welche großen Theils ihre eigene Arbeit Wochen lang verſäumen müſſen, um bei der Einrichtung und Abhaltung des Jagens zu frohnen; die Vernachläſſigung der Reviere des ganzen Forſtperſonals, welches dazu verſchrieben werden muß; den höchſt beträcht-

lichen Koſtenaufwand, den das Anſchaffen und die Erhaltung des dazu nöthigen Jagdzeugs verurſacht, welcher durch die mannigfaltig zu gewährenden Auslöſungen noch gar ſehr vermehrt wird; überlegt man, wie groß der Schade ſeyn muß, welcher bei einem Wildſtande, der ein Jagen dieſer Art zuläſſig macht, an Aeckern und Wieſen unvermeidlich iſt: ſo wird jeder billig Denkende zugeſtehen, daß dies, zuſammen genommen, ein zu großes Opfer wäre, würde es auch dem Vergnügen eines Halbgottes gebracht.

§. 28.

Eine andere, für jetzige Zeiten anwendbarere, obgleich auch nicht ſehr gewöhnliche Art, mit Zeug auf Rothwild zu jagen, iſt das beſtätigte Jagen, d. i. ein ſolches, bei deſſen Einrichtung, durch Anwendung des Leithundes, ſchon im Voraus beſtimmt angegeben werden kann, wie viel Stücken Rothwild überhaupt, beſonders aber, wie viel jagdbare und wie viel geringere Hirſche ſich in demſelben befinden.

Auch zu dieſem Jagen wird ein beträchtlicher Zeugvorrath, und zwar von verſchiedenen Gattungen, erfordert, nehmlich: 1. Feder= oder Tuchlappen. Jedes Bund derſelben ſtellt gewöhnlich 80 Doppel= oder 160 einfache Schritte *). 2. Hohe Tücher. Ein Tuch ſtellt eben ſo weit als ein Bund Lappen. Vier Tücher machen ein Fuder Zeug. 3. Mitteltücher oder däniſches Zeug. Auch dieſe haben dieſelbe Länge, aber etwas weniger Höhe; weshalb auf das Fuder ein Tuch mehr gerechnet wird. Gewöhnlich wendet man dieſe nur zur Stallung im Weiten, und auch dann nur an, wenn die hohen Tücher nicht zureichen, oder wenn das Zeug getragen werden muß, als z. B. in Brüchen (Sümpfen), auf ſchmalen Wegen und in Gebirgen **).

---

*) Den Doppelſchritt zu 5 Schuh, den einfachen Schritt zu 2½ Schuh (rheiniſch) gerechnet.

**) Das Nöthigſte über ſämmtliches Jagdzeug wird man in dem, dieſem Theile beigefügten Anhange Kap. I. finden.

Die Gründe, weshalb jetzt wohl nirgends leicht ein beſtätigtes Jagen veranſtaltet werden wird, möchte ich in ſolche eintheilen, welche den großen Herren, für welche Jagen der Art allein ſich eignen, zur Ehre, und in andere, die den heutigen Weidemännern nicht zum Ruhme gereichen.

Mit Dankbarkeit ſollte es allerdings erkannt werden, wenn der Landesherr bei der Wahl ſeiner Vergnügungen, welche doch immer gegen die mit der Regierung verbundnen Beſchwerden in ſehr geringem Verhältniſſe ſtehen, die verſchmäht, welche große Koſten verurſachen, den Unterthanen ſehr läſtig und dem gemeinen Weſen auf dieſe oder jene Art nachtheilig werden könnten.

Dies alles findet beim beſtätigten Jagen zwar nicht in ſo hohem Grade ſtatt, wie bei dem Hauptjagen, aber doch immer noch in einem nicht unbeträchtlichen.

Jeden rechtlichen Weidemann ſollte aber die Bemerkung ſchmerzen, daß unter denen, welche auf dieſe Benennung Anſpruch machen, jetzt gewiß nur eine geringe Anzahl ſich findet, die mit den allerunentbehrlichſten Vorkenntniſſen ausgerüſtet ſind, irgend ein Jagen im Zeuge, geſchweige denn ein beſtätigtes, einzurichten. Zum Theil kann dies wohl daher kommen, daß in Ländern, wo der Weidemann noch etwas gelten ſoll, Verhältniſſe eintreten, welche es der niedern Klaſſe der Jäger unmöglich, der höhern aber, welche ihres Fortkommens wegen unbeſorgt ſeyn kann, ziemlich unnöthig machen, viel in ihrer gewählten Laufbahn zu leiſten; zum Theil aber auch daher, daß entweder gar keine Behängen, (welche doch dazu beſtimmt ſind, den jungen Leuten Anweiſung zur Leithundsarbeit, zur Einrichtung der Jagen und zur gehörigen Anwendung des Zeuges zu geben) oder doch nicht mit dem gehörigen Eifer gehalten werden.

So weit es ſchriftlich möglich iſt, will ich alles deutlich zu machen ſuchen, was zur Veranſtaltung eines beſtätigten Jagens nothwendig iſt. Vielleicht werde ich hier und da etwas weitläufig ſeyn müſſen; aber ich hoffe dadurch den Zweck zu erreichen, in der Folge bei der Abhandlung der übrigen Jagen mit Zeuge mich deſto

kürzer faſſen und auf das hier Folgende beziehen zu können.

§. 29.

Eine ſehr zweckmäßige Einrichtung, die Forſt- und Jagdbedienten aufmerkſam auf den in ihren Revieren ſich befindenden Wildſtand zu machen, iſt die, wenn ſie angehalten werden, monatlich oder vierteljährlich getreue Liſten darüber bei der oberſten Jagdbehörde einzureichen.

Dieſe wählt, wenn ein beſtätigtes Jagen in der Feiſtzeit eingerichtet werden ſoll, dasjenige Revier, welches ſich vermöge ſeiner Lage und des daſelbſt befindlichen Wildſtandes am meiſten dazu eignet. Hier wird zuvörderſt der Ort beſtimmt, wo die Stallung und das Jagen, ohne dem Waldbeſtande durch Holzfällung weſentlich zu ſchaden, am füglichſten anzubringen iſt.

Bei der Wahl des Orts, wo das Abjagen ſtatt finden ſoll, hat man beſonders dahin zu ſehen, daß vor einer nicht unbeträchtlichen Dickung, in welcher ſelbſt und in deren Nachbarſchaft das Wild in der Feiſtzeit ſeinen Stand oder doch Wechſel hat, eine große Wieſe gelegen iſt, an der ſich auf der entgegengeſetzten Seite wieder Holz anſchließt.

In das zur Einrichtung des Jagens beſtimmte Revier ſchickt dann der, unter deſſen Oberbefehl die ganze Jägerei ſteht, drei Jäger, auf welche er ſich in Rückſicht der Leithundsarbeit vollkommen verlaſſen kann, und dieſe heißen Beſuchjäger.

Einige Morgen nach einander umziehen zwei von ihnen das ganze zur Einrichtung des Jagens beſtimmte Revier mit den Leithunden und berichten täglich an die Behörde, was ſie zu Holze gerichtet haben *). Sie fangen gewöhnlich an einem und demſelben Ort ihre Arbeit an, indem ſich der eine rechts, der andere links wendet.

*) d. h. was für friſche Eingangsfährten die Leithunde angefallen, demnächſt die Beſuchjäger als Hirſchfährten erkannt und verbrochen (mit Brüchen belegt) haben.

Jeder zählt und verbricht die Hirſch- und Rothwilds-Fährten, welche er auf ſeinem Zuge mit Hülfe des Leithundes nach dem Holze zu, oder aus demſelben heraus ſpürt. Beide treffen auf der entgegengeſetzten Seite an einem beſtimmten Orte wieder zuſammen, und können ſo nach einer gegenſeitigen Anzeige der bemerkten Fährten genau angeben, wie viel Hirſche und Wild in dem umzognen Diſtrikte ſtehen müſſen. Iſt die Zahl der Ein- und Ausgänge ungleich; ſo iſt man ſeiner Sache bald gewiß. Denn haben z. B. die Hirſche dreimal heraus und zweimal hinein gewechſelt, ſo ſtehen ſie beſtimmt nicht darin, und ſo umgekehrt. Mehr Schwierigkeiten ſind zu überwinden bei gleicher Zahl von ein- und ausgewechſelten Hirſchen. In dieſem Fall muß ſogleich das Vorſuchen erneuert, und bei dieſer Gelegenheit darauf Acht gegeben werden, welche Fährten der Hund am feurigſten anfällt. Dieſe ſind die friſcheſten und wo dieſe hinzeigen, dahin iſt auch das Wild zuletzt gezogen. Kann man auch auf dieſem Wege ſeiner Sache noch nicht ganz gewiß werden, ſo muß man in den Fluren, wo das Wild geäſet hat, ſo weit vorgreifen, als es nöthig zu ſeyn ſcheint, um dort beſtimmtere Auskunft zu erhalten, und darf in dieſer Bemühung nicht nachlaſſen, bis man ganz ins Reine über die zweifelhaften Wechſel kommt.

Daſſelbe Verfahren findet auch an dem Morgen ſtatt, an welchem der Anfang mit der eigentlichen Einrichtung des Jagens gemacht werden ſoll, nur daß an dieſem auch der dritte Beſuchjäger mit auszieht, um auf einem Stellflügel oder auf einem breiten gebahnten Wege den ganzen Diſtrikt, welcher von den andern beiden bisher und auch an dieſem Tage beſucht wird, zu durchſchneiden. Auch er richtet, ſo wie jene, alles mit höchſter Genauigkeit zu Holze, zählt ebenfalls alle über den Weg herüber und hinüber geſpürte Rothwilds-Fährten. Alle drei Beſuchjäger kommen, wenn ſie die Vorſuche beendigt haben, an dem beſtimmten Verſammlungsorte zuſammen. Jeder ſagt dem andern pünktlich, wie viel und was für Fährten er zu Holze gerichtet hat. Nachdem dies aufgeſchrieben worden

iſt, verwechſeln alle drei ihre Züge ſo, daß jeder einen andern bekommt und erneuern das Vorſuchen noch einmal. Bei dieſer Gelegenheit zählen ſie zugleich ſelbſt, oder ein anderer, jedem zugeordneter Jäger, die Schritte, um nach beendigtem und völlig berichtigtem Geſchäft des Vorſuchens angeben zu können, wie viel Bund Lappen zur weiteſten und erſten Umſtellung gebraucht werden.

Wenn ſie ſämmtlich ihre Züge vollendet haben, und das Reſultat derſelben nach der Erneuerung nicht von dem abweicht, welches ſich nach dem erſten Vorſuchen ergab; ſo iſt das Jagen beſtätigt und nun wird ein Forſtbedienter abgeſchickt, um in möglichſter Stille und Geſchwindigkeit die erforderlichen Lappen ſowohl, als die Tücher herbeizuholen.

Daß man ſich ſchon vorher bemühen müſſe, den zu verlappenden Diſtrikt, durch Verkürzung des Vorſuchens an Orten, wo man nicht fürchten darf, das Wild rege zu machen, ſo weit als es die Umſtände erlauben, ins Enge zu faſſen, verſteht ſich von ſelbſt, damit nicht unnöthiger Weiſe die ganze Arbeit und der Aufwand vermehrt werde.

Uebrigens muß natürlich auch auf den zu Gebote ſtehenden Vorrath an Lappen und Zeug Rückſicht genommen werden.

§. 30.

Sobald die Lappen angekommen ſind, wird mit dieſen, indem einer der Beſuchjäger mit dem Leithunde den gewöhnlichen Zug links, der andere rechts erneuert, hinterdrein gleich zugeſtellt; dies geſchieht durch die Zeugknechte, Jagdleute und durch die ihnen zugeordneten Forſtbediente in möglichſter Stille und Schnelligkeit.

Die **Federlappen** ſind ſo leicht zu transportiren, daß ein Mann füglich ſechs bis acht Bund auf den Rücken nehmen kann. Es iſt daher begreiflich, daß, wenn es darauf ankommt, die Lappſtadt ſchnell einzurichten, Federlappen am beſten anwendbar ſind, um ſo mehr, da das Wild ſolche auch ſehr reſpectirt, ſobald ſie nur frei hängen und durch Bauern, welche hier

und da angeſtellt ſeyn müſſen, von Zeit zu Zeit bewegt werden.

Das Verlappen iſt deshalb beſonders nöthig und nützlich, weil eines Theils dadurch das Wild verhindert wird, tiefer, als man es wünſcht, zu Holze zu ziehen — wenn man nehmlich auf der Seite damit zeitig genug anfangen kann, wohin es ſeinen Wechſel hat — und weil andern Theils bei der Unmöglichkeit, das Poltern der Zeugwagen und das Lärmen, welches mit dem Einſchlagen der Heftel und mit dem Vorſtoßen der Forkeln beim Zeugſtellen verbunden iſt, zu vermeiden, das Wild, welches unruhig wird und ſich wegziehen will, dadurch in dem Theile des Revieres ſo lange aufgehalten wird, wo das Jagen eingerichtet werden ſoll, bis es in Tüchern ſteht.

§. 31.

Nachdem nun die Lappſtadt vollendet und der erforderliche Zeugbedarf herbeigeſchafft worden iſt, ſchreitet man zum Umſtellen mit Tüchern an eben der Stelle, wo die Lappen ſtehen. Auch werden dieſe nicht eher abgeworfen, bis das Zeug geſtellt iſt.

So weit als die hohen Tücher reichen, wendet man dieſe an; ſind deren nicht genug vorhanden, ſo nimmt man, ſo lange das Jagen im Weiten ſteht, d. h. eine große Fläche einnimmt, Mitteltücher, vorzüglich im lichten Holze oder auf dem Freien; wären auch dieſe nicht hinlänglich, ſo bedient man ſich der Tuchlappen, welche in dieſem Falle aber zweimal über einander geſtellt werden. Der Gebrauch der letztern gewährt auch große Vortheile da, wo man mit den Zeugwagen nicht fort kann.

Ehe mit dem Zuſtellen der Anfang gemacht wird, übernimmt derjenige, welcher den Oberbefehl bei der Einrichtung des Jagens führt, die Beſorgung aller Anordnungen auf dem rechten Flügel, und der, welcher ihm im Range folgt, auf dem linken. Auf jedem Flügel vertheilt man an fünf Jäger Nummern, durch welche ihnen zugleich ihre Geſchäfte angewieſen werden. Als:

Nr. I. bindet vor,

Nr. II. bindet nach und knebelt ein,
Nr. III. ſtellt nach,
Nr. IV. bindet die Windleinen an,
Nr. V. verhaket und verfeſtigt das Jagen.

Dieſen Jägern werden auf jedem Flügel, wo die Zeugwagen fahren können, 40 bis 50 Bauern untergeordnet und zwar dadurch, daß die, welche unter dem Jäger Nr. I. ſtehen, dieſelbe Nummer erhalten ꝛc.

Die Vertheilung der Jagdleute kann auf folgende Art eingerichtet werden:

2 Mann mit Schlegeln, um zum Vorbinden der Oberleinen, wo es nöthig iſt, ſtarke Heftel einzutreiben; Nr. I.
2 Mann knebeln ein; Nr. II.
2 Mann tragen die Pfahleiſen, zum Vorſtoßen der Löcher zu den Stellſtangen; Nr. III.
6 Mann tragen die Stellſtangen; Nr. III.
8 Mann bekommen die Hebegabeln, um das Zeug auf die Stellſtangen zu heben; Nr. III.
1 Mann einen Schlegel, um die Heftel zu den Windleinen einzuſchlagen; Nr. IV.
2 Mann binden dieſe an; Nr. IV.
4 Mann tragen die Haken und Heftel; Nr. V.

Die noch übrigen Jagdleute ſchlagen die Tücher aus, wenn ſie vom Wagen ablaufen, wobei der, welcher die Aufſicht führt, genau Acht haben muß, daß die Tücher ſich nicht überſchlagen, wodurch die Unterleinen über die Oberleinen kommen würden; auch daß das Tuch oft angezogen werde, damit es ganz glatt, nicht faltig oder beutlich ſtelle.

Die Einknebler knebeln gleich den obern und untern Knebel ein, dann kann der Wagen immer fortrücken. Die übrigen werden nachher eingehangen, wenn das Zeug gehoben wird, und wenn man die Hauptleinen anbindet.

Sobald das letzte Tuch vom Wagen abgelaufen

iſt, rückt dieſer hinter das Zeug, und bleibt am Wechſel *) ſeines Tuches halten.

An Orten, wo die Zeugwagen nicht fahren können, muß freilich die Zahl der zum Stellen nöthigen Bauern wohl bis auf 100 vermehrt werden, um das Zeug durch ſie tragen zu laſſen; zur Aufſicht ſtellt man noch einige Jäger an**).

§. 32.

Auch beim Stellen der Tücher ziehen die Beſuchjäger wieder mit den Leithunden voraus, um die Beſtätigung nochmals zu verſichern.

Sobald nun das Jagen im Ganzen — d. h. völlig zugeſtellt iſt, ſchickt der Befehlshaber einen von der Jägerei an den Herrn ab, um den Tag zu beſtimmen, wenn das Abjagen vor ſich gehen kann.

Ob dies am dritten oder vierten Tage möglich ſei, muß danach beurtheilt werden, ob man beim Beſtätigen das Jagen ins Enge, oder ſehr weitläuftig faſſen konnte; ob in demſelben viel und große Dickungen vorhanden ſind, welche in der Folge ſehr kurze Treiben nöthig machen.

Haben die Beſuchjäger ihre Schuldigkeit gethan und ſind die Leithunde zuverläſſig; ſo kann nun ſchon mit Gewißheit angezeigt werden, wie viel und was für Hirſche, auch wie viel Stücken Wild in dem Jagen ſeyn werden. Dieſe angegebene Zahl muß ſich nachher auch beim Abjagen beſtätigen; nur ein durch keine menſchliche Vorſicht abzuwendender Zufall, als z. B. ein Orkan, durch welchen das Zeug umgeworfen worden wäre, kann zur Entſchuldigung dienen, wenn daran etwas fehlt.

Um nun das Wild nicht unruhig zu machen und es dadurch nicht zum Ueberfallen zu reizen, bleibt das Jagen an

---

*) Das Ende des einen Tuchs wird mit dem Anfange des künftigen zuſammengeknebelt und der Ort, wo dieſes geſchieht, heißt der Wechſel.

**) Das Stellen wird immer da am ſchnellſten und beſten von ſtatten gehen, wo, wie in Sachſen, eigene Zeugknechte, welche alle Handgriffe inne haben und jeder ſein Geſchäft kennt, dazu gebraucht werden.

dieſem Tage unberegt. Die darauf folgende Nacht hindurch wird es durch eine hinlängliche Anzahl Jäger und Jagdleute bewacht; auch dahin ſtrenge geſehen, daß das ganze Perſonale ſich ruhig und ſtill verhält. Doch kann das Feueranmachen unter Anwendung möglichſter Vorſicht, daß dadurch dem Zeuge oder gar dem Walde nicht Schade geſchehe, geſtattet werden.

Sollte Regenwetter einfallen, ſo müſſen alle Leinen von Zeit zu Zeit etwas nachgelaſſen werden, damit ſie nicht ſpringen; hätte man aber in der Näſſe geſtellt, und der Himmel klärt ſich auf, ſo muß man ſie anziehen.

§. 33.

Der hierher gehörige, dem erſten Theil angefügte Grundriß hat den Zweck, das, was in der Folge über das beſtätigte Jagen noch geſagt wird, deutlicher zu machen.

Ich habe dabei angenommen, daß die Lappſtadt und alſo auch die erſte Stallung auf dem Flügel T fort, bis zur und durch die Allee IV, dann längs dem Holzrande N bis auf die Allee ⊙ und durch dieſe bis wieder zu T angebracht und vorbeſchriebenermaßen vollendet iſt.

Man würde zu ſelbiger verwendet haben:

38 Bund Lappen, und nachher

9½ Fuder Zeug,

indem der Umfang des ganzen Bezirks 6080 einfache Schritte beträgt.

An dem Morgen, wo die Verengerung des Jagens unternommen werden ſoll, verſammelt ſich die Jägerei nebſt den Stell- und Treibeleuten, zu einer feſtgeſetzten Stunde, an einem in der Nähe der Stallung beſtimmten Orte, nachdem Tags zuvor jeder Forſtbediente eine ſchriftliche Inſtruktion über alles erhalten hat, was er bei dem Treiben thun ſoll. Beſonders muß dieſe für diejenigen genau abgefaßt ſeyn, welche die Flügel und das Mittel führen.

Am erſten beſchäftigt man ſich mit dem Abſtecken des Laufs A, und mit dem Abräumen der Stellflügel zur Kammer B und zum Zwangtreiben C (zu denen aber hier die

Alleen P und Q dienen, und alſo nur Stellwege von k bis h und von l bis i durchzuhauen ſeyn würden); dann wird von h bis i, als an dem Orte, wohin in der Folge das Rolltuch kommen ſoll, eine gerade Linie von allem darauf ſtehenden Holze geſäubert, und wenn dicht hinter derſelben nach dem Jagen zu, in der zur Kammer beſtimmten Dickung lichte Plätze vorhanden wären, ſolche mit hohem Geſträuch ſo dicht beſetzt, daß das Wild beim Abjagen nicht zu früh auf den Lauf ſehen kann.

Auch beſorgt man, daß zur künftigen Einrichtung der Jagensrundung hinter der Kammer B, oder hinter dem Zwangtreiben C, oder, wenn es ohne große Holzverwüſtung geſchehen kann, hinter beiden das im Wege ſtehende Geſträuch abgehauen und weggeſchafft wird.

§. 34.

Das Abſtecken des Laufs bewerkſtelligt man leicht auf folgende Weiſe:

Auf der Mitte der geraden Linie h i, welche 160 einfache Schritte lang iſt, wird bei H ein in 36 gleiche, numerirte Grade eingetheiltes Scheibeninſtrument, wie ſolches unten auf dem Riſſe im Großen abgezeichnet iſt, ſo aufgeſtellt, daß man von 9 über 27 nach dem bei h eingeſteckten Stabe und von 27 über 9 nach dem bei i ſtehenden viſiren kann. Dann tritt man ſo hinter das Inſtrument, daß man von 36 über 18 ſieht und läßt in einer geraden Linie von 375 Schritten wieder einen Stab bei f einſtoßen. Ein gleiches geſchieht bei M, welches von H 125 Schritte entfernt iſt.

Nun verſetzt man das Inſtrument dahin, wo der Stab bei M geſtanden; ſo daß man von 36 über 18 nach f, und von der andern Seite nach H viſiren kann. Hierauf ſehe man von 3 über 21 und laſſe in einer geraden Entfernung von 175 Schritten bei e einen Stab ſetzen; eben ſo, wenn man von 33 über 15 viſirt, bei g. Ferner ſehe man über 30 nach 12 und laſſe in einer geradlinigen Weite von 75 Schritten bei b, und wenn man hierauf über 12 nach 30 viſirt hat, in einer gleichen

Entfernung bei c Stäbe errichten. Auf gleiche Art verfährt man, indem man über 6 nach 24 und dann über 24 nach 6 ſieht, ſo daß die Stäbe d und a von M gleichfalls 75 Schritte entfernt ſind, und alſo die Linie c b 150 Schritte und eben ſo viel die Linie a d beträgt. An die Stellen der Stäbe werden Krummruthen eingegraben, welche dem Zeuge beim Stellen die gehörige Richtung und Feſtigkeit geben müſſen.

Zugleich will ich hier bemerken, daß alle Krummruthen an den Orten, wo ſich das Zeug, wenn es geſtellt wird, nach dem Jagen hineinwärts zu wenden anfängt, an der innern Seite deſſelben, da aber, wo es anfängt ſich nach außen zu wenden, an der äußern ſtehen müſſen.

Um aber beim Umſtellen des Laufs die Rundung am Ende deſſelben gut und richtig herauszubringen, könnte man bei y einen Pfahl einſtoßen, an demſelben eine Leine befeſtigen, welche bis e reichte; mit dieſer dann von e über f nach g einen halben Zirkel beſchreiben und in einer Weite von 10 bis 15 Schritten Stäbe einſetzen, hinter welchen hernach beim Stellen das Zeug gleich ausgeſchlagen und gehoben würde.

§. 35.

Nachdem auch das im vorigen Paragraph beſchriebene Geſchäft vollendet worden, fängt man an, die Stellung allmählig durch Treiben zu verengern. Um dieſen Zweck zu erreichen, wird das erſte ſo angelegt, daß der rechte Flügel da anfängt, wo der Weg ⊙ den Holzrand N durchſchneidet. Längs dem ⊙ werden die Treiber in gleichen Entfernungen von einander angeſtellt und Forſtbediente, der ihnen ertheilten Inſtruktion gemäß, zur Aufſicht zwiſchen dieſelben vertheilt, ſo daß der linke Flügel ſich an den Jagdflügel T anlehnt.

Derjenige Forſtbediente, welcher den rechten Flügel führt, bläſ't, nach erhaltenem Auftrag des Befehlshabers, mit dem Flügelhorne das Treiben ab; ihm antwortet der auf dem linken, und dieſem der, welcher das Mittel führt.

Hierauf geht das Treiben in gerader Linie fort bis auf die Querallee I. Würde es aber etwa noch von einem Wege der Breite nach durchſchnitten; ſo wird auf dieſem *ganz gemacht*, d. h. die Treibeleute werden angehalten und wieder in gerade Linie geſtellt. Alsdann ſetzt man das Treiben fort *).

Iſt es endlich ganz auf der Allee I angelangt, ſo wird vom rechten Flügel nach dem linken zu gefragt, ob etwas an Hirſchen oder Rothwild zurückgegangen ſei. In dieſem Fall nimmt man das Treiben noch einmal; außerdem aber bleiben die Treibeleute ſo lange ſtehen, ohne irgendwo eine große Lücke zu machen, bis mit zwei Fudern Zeug, welche da, wo I den Flügel T durchſchneidet, bereit ſtehen müſſen, in möglichſter Geſchwindigkeit längs der I durchgeſtellt worden, bis zum rechten Zeugflügel **). Während des folgenden Treibens wird das Zeug an dem abgetriebenen Theil der Stallung gehoben, um es in der Folge wieder anwenden zu können.

Das *zweite* Treiben könnte man auf dem Holzrande N zwiſchen I und IV anlegen und es bis P fortführen. Sobald es da angekommen und nichts zurück iſt, wird auf der Allee P mit zwei Fuder Zeug durchgeſtellt.

Das *dritte* Treiben würde man längs der Allee IV von einem Zeugflügel zum andern anlegen und bis zur III fortführen. Während nun auch hier das Zeug geſtellt und verfeſtigt wird, könnte man auch gleich auf dem Stellwege

---

*) Alle Treiben gehen ſtill, ohne Schreien und Juchzen, auch ſelbſt dann, wenn Wild auf die Treiber zurückkäme. Iſt es von einer Gattung, welche man nicht im Jagen zu haben wünſcht, ſo ziehen ſich da wo es durch will, aufs Geheiß der Forſtbedienten die Treibeleute aus einander und laſſen es zurück; wäre es aber Rothwild oder doch ſolches, worauf mit gejagt werden ſoll, ſo wird es viel eher umkehren, wenn die Treiber ruhig ſtehen bleiben und nur ganz unbefangen mit einander ſprechen, Feuer anſchlagen und dergl., als wenn ſie anfangen zu ſchreien.

**) Reichte vielleicht die Zahl der Treibeleute nicht hin, das erſte Treiben auf einmal zu nehmen, ſo könnte dieſes dadurch getheilt werden, daß man vorher von ⊙ bis I auf R allenfalls nur verlappte, dann erſt die eine Hälfte von N bis R abtriebe und hierauf längs I durchſtellte, hernach aber mit der zweiten Hälfte auf gleiche Weiſe verführe.

h k durchſtellen. 1½ Fuder Zeug wäre zu dieſem allen hinreichend.

Das vierte Treiben lehnt ſich auf T, mit dem rechten Flügel an I, mit dem linken aber an III an, und geht, da hier dichtes Holz vorausgeſetzt wird, nur bis S. Fünf Tücher ſind hier hinlänglich.

Vier Tücher aber ſind erforderlich, um nach vollendetem fünften Treiben, welches zwiſchen P S von I bis II geführt wird, auf der letztgenannten Querallee durchzuſtellen.

Das ſechſte Treiben würde dann auf der Allee S zwiſchen II und III angelegt und nur bis R getrieben werden können, weil man nun ſchon das Wild mit Vorſicht behandeln muß, um es nicht zum Ueberfallen zu reizen. Sobald hier das Zeug ſteht, kann man das ſiebente und letzte von R bis Q führen, den linken Flügel aber gleich von l an, bis zur Stellſchneiſe l i vorziehen.

Auf dieſe Weiſe wäre nun, wenn auch hier das Zeug ſteht, das geſammte Wild in dem zum eigentlichen Jagen beſtimmten Bezirke eingeſchloſſen. Es bliebe alſo für jetzt nichts zu thun übrig, als die Jagensrundung hinter dem Zwangtreiben von r bis p und q einzurichten und zuzuſtellen; dafür zu ſorgen, daß das Zeug gehörig verfeſtigt und daß rings um das Jagen — doch außerhalb des Zeuges — Wach= und Wehrfeuer angezündet, auch die ganze folgende Nacht hindurch unterhalten, und daß das Ganze unter Aufſicht verſtändiger Forſtbedienten mit hinlänglicher Mannſchaft bewacht werde.

§. 36.

Mit Anbruch des Morgens, an welchem das Abjagen gehalten werden ſoll, ſtellt man den Lauf und errichtet auf demſelben den Schießſchirm.

Man fängt damit an, daß an der Krummruthe f zwei Tücher zuſammengeknebelt und nach beiden Flügeln deſſelben, längs der abgezeichneten Rundung ausgeſchlagen werden und man fährt fort, den linken Flügel des Laufs bis h, den rechten aber bis i mit möglichſter Genauigkeit zu ſtellen.

Könnte man ſich nicht ganz auf die Feſtigkeit des Zeugs verlaſſen, ſo muß man es lieber um das ganze Jagen herum auf der auswendigen Seite dupliren, d. h. Netze herumziehen; vorzüglich wenn Hunde zum Abjagen gebraucht werden.

Das ganze Jagen beſteht aus drei Hauptabtheilungen:

1. Aus dem Laufe A, welcher völlig frei von Holze und planirt ſeyn muß. Auf dieſem wird das Wild herausgetrieben oder durch Jagdhunde herausgejagt, und aus dem bei M errichteten Schießſchirme geſchoſſen.
2. Aus der Kammer B, welche ſich von h bis D und von i bis E erſtreckt. In dieſe wird an dem zum Ausſchießen des Jagens beſtimmten Morgen das Wild auch
3. aus dem Zwangtreiben C hineingetrieben und von o bis m und n die Rundung der Kammer geſtellt *). Doch bleibt auch das Zeug am Zwangtreiben ſtehen.

Endlich zieht man das Rolltuch von h bis i vor und läßt das vorher an deſſen Stelle geſtandne Zeug heben und wegſchaffen.

Auch werden, um Unglück zu verhüten, ſtarke Brüche (grüne Zweige) bei den Krummruthen a, b, c und d an beiden Seiten des Zeuges aufgehängt, über welche hinaus nicht geſchoſſen wird, denen ſich aber auch von außen Niemand nähern darf.

§. 37.

Wenn die Herrſchaft beim Jagen anlangt, wird das Zeug dem Schirme gegenüber niedergelegt, bis die Wagen wieder hinausgefahren und auf die Seite gerückt worden ſind.

Sobald der Lauf wieder herſtellt iſt, zieht die Jä-

*) Die Rundungen ſind deshalb ſehr nützlich, weil ſie das Ueberfallen des Wildes verhindern, indem es ſich nicht in die ſonſt entſtehenden Ecken ziehen kann, wo man es nur mit Mühe herausbringen würde.

gerei zu Holze, um das Wild entweder durch Treiber oder durch teutſche Jagdhunde auf den Lauf zu bringen. Im letztern Falle wird das Rolltuch für immer weggezogen, im erſtern aber nur ſo lange, bis ein Trupp Wild auf den Lauf heraus iſt. Hier wird es denn durch einige Reiter wieder aus dem hintern Theile des Laufes hervorgetrieben.

Wird ein Hirſch oder Thier durch einen nicht gleich tödtlichen Schuß verwundet, ſo hetzt man drei bis vier von den in den Hundeſchirmen hinter dem Schießſchirme ſtehenden Blendlingen darauf und eilt, ſobald dieſe das angeſchoſſene Stück fangen, hinan, um es, dem eingeführten Gebrauch nach, zu nicken oder abzufangen.

Alles erlegte Wild wird auf der rechten Seite des Schirmes zuſammengetragen und, mit den Köpfen nach demſelben hin gerichtet, in folgender Ordnung der Stärke nach geſtreckt:

in der erſten Reihe alle Edelhirſche,
in der zweiten Reihe die Thiere,
in der dritten Reihe die Damhirſche,
in der vierten Reihe die Damthiere,
in der fünften und
ſechſten Reihe Rehböcke und Ricken.

§. 38.

Es würde zu weitläufig, auch unnöthig ſeyn, von jeder Art der eingeſtellten Jagen eben ſo ausführlich zu handeln, als es beim beſtätigten geſchehen iſt; da im Vorhergehenden ſchon vieles vorkommt, was auch auf die übrigen Jagen mit Zeug anwendbar iſt.

So verhält es ſich z. B. mit der Einrichtung des Contrajagens, welche, was das ins Enge-Bringen betrifft, ſich in nichts vom vorigen unterſcheidet. Alle Treiben werden nach der Kammer B und dem Zwangtreiben C zugenommen. Der Lauf wird auf einer Wieſe angebracht, an welche ſich auf der andern Seite wieder dichtes Holz anſchließt, in welchem, gerade der Kammer B gegenüber, noch eine ähnliche, wenn auch etwas kleinere,

eingerichtet wird. Zwiſchen beide kommt der Lauf, welcher ſich im Mittel ſo weit verengert, daß die größte durch die Krummruthen a, b, c, d bezeichnete Schußweite höchſtens vom Schirme aus 80 Schritte beträgt, nach der zweiten Kammer zu ſich aber wieder erweitert.

Wäre der Wildſtand eines Reviers nicht ſtark genug, um vorausſetzen zu können, daß in einem zur Beſtätigung ſich eignenden Bezirk eine hinlängliche Anzahl Wild ſich befände, um ein Jagen darauf einzurichten, oder will es ſich die Herrſchaft gefallen laſſen zu jagen, ohne vorher genau zu wiſſen, was ſie ſich verſprechen darf; ſo läßt man verlorne Treiben von allen Seiten nach dem Theile des Reviers zu machen, wo das Jagen eingerichtet werden ſoll. Hier wird denn das zuſammengetriebene Wild entweder mit Zeug oder mit doppelten Tuchlappen im Weiten eingeſtellt.

Um nicht zu viel Zeug anwenden und hernach bei der Verengerung zu viele Treiben machen zu müſſen, würde man zur weiteſten Stallung doch auf keine Weiſe mehr als 10 bis 12 Fuder Zeug oder 80 bis 96 Bund Lappen verwenden dürfen.

Schon zu dieſer Anlage gehört ein ſtarker Zeugvorrath, da man doch immer noch fünf bis ſechs Fuder in Bereitſchaft haben muß, um damit das Jagen ins Enge zu bringen.

Wenn nun das Zwangtreiben, beide Kammern und zwiſchen dieſen der Lauf vollkommen eingerichtet ſind, ſo wird das Wild zum Theil in die Kammer diesſeits, zum Theil in die jenſeits des Laufes getrieben und vor jede ein Rolltuch gezogen.

Beim Abjagen wird dann abwechſelnd aus beiden ein Theil des Wildes auf den Lauf gejagt und da erlegt.

Erhielte ich den Auftrag ein Contrajagen einzurichten, ſo würde ich alles Wild in die Kammer vor dem Zwangtreiben bringen und blos vor dieſe ein Rolltuch ziehen, die gegenüberſtehende aber offen laſſen.

Beim Abjagen würde ich am Ende beider Kammern Treiber anlegen, zuerſt das Wild aus der zugeſtellten Kammer über den Lauf treiben und, wenn es ſich in die

zweite gezogen hätte, daſſelbe von da wieder über den Lauf nach der erſten zurückjagen laſſen *).

So würde ich fortfahren, bis alles eingeſtellte Wild erlegt wäre.

Ich möchte wohl behaupten, daß das Contrajagen ſchon deshalb mehr Vergnügen gewähren muß, als ein eingeſtelltes mit dem freien Lauf ohne die zweite Kammer, weil bei jenem die Herrſchaft das Wild doch nicht immer vor Augen hat und alſo in ſteter Erwartung bleibt.

Auch kann das Contrajagen, wo das Wild die Lappen reſpektirt, füglich mit doppelter Lappſtadt **) allein, ohne Tücher, gemacht und dadurch viel an Zeit und Aufwand erſpart werden.

Einige Stunden läßt das Wild ſich auch hier hin- und hertreiben; wird es aber zu ſtark oder zu anhaltend preſſirt, ſo macht es beim Zeuge ſo gut wie bei der Lappſtadt Verſuche, ſich zu befreien.

§. 39.

Wenn es nun vollends darauf nicht angeſehen iſt, alles vorhandne Wild auf einen gewiſſen Bezirk zuſammenzubringen; wenn man über 1500 bis 2000 Treibeleute und über ein verhältnißmäßig ſtarkes Jägerperſonale gebieten kann: ſo iſt es auch nicht einmal nothwendig, eine Stallung im Weiten zu machen. Man läßt in dieſem Falle zuerſt die entlegenſten Vorhölzer rege machen, d. h. aus ihnen das Wild nach dem zum Jagen beſtimmten Waldbezirke hintreiben; doch nur bis in die Gegend, wo in der Nacht vor dem zum Abjagen beſtimmten Tage die Treiben von allen Seiten her angelegt werden. Nur muß man dahin ſehen, daß die Treiben, welche am weiteſten heranzu-

*) Auch zum Zurückgehen der Treibeleute wird auf beiden Flügeln das Zeichen durchs Flügelhorn gegeben. Die Treiber ziehen ſich dann aus der Mitte nach beiden Flügeln, und gehen hinter den ſie führenden Forſtbedienten her bis ans Ende der Kammer, wo ſie ſich wieder anlegen.

**) Um einen Bezirk doppelt verlappen zu können, müſſen an den Stellſtangen zwei Haken ſo angebracht ſeyn, daß die oberſte Reihe Lappen gerade bis an die untere reicht.

holen ſind, verhältnißmäßig früher abgehen, als die kürzern, ſo daß alle von allen Seiten möglichſt zugleich da ankommen, wo das Jagen eingerichtet werden ſoll.

Sämmtliche Anführer der Treiber müſſen genaue, ſchriftliche Inſtruktionen erhalten und, je näher ſie dem zum Anhalten des Treibens beſtimmten Orte kommen, deſto aufmerkſamer müſſen ſie — vorzüglich beim Ganzmachen — auf die Entfernung der Treiben ſeyn, welche ihnen am nächſten gehen. Man wird deshalb Urſache haben, unter den Forſtbedienten diejenigen zu Anführern zu wählen, welche auf den Revieren am meiſten bekannt ſind, damit ſie ſich in der Nacht nicht irren. Auch kann man jedem Flügelführer einen zuverläſſigen und inſtruirten Ortseinwohner, beigeſellen.

Die Flügelhörner ſind das beſte und faſt einzige Signalement, wodurch man in den Stand geſetzt wird, in der Entfernung den Gang der Treiben zu beurtheilen, da Geſchrei oder anderes Getöſe nicht geduldet werden darf.

Wäre durch Zufall ein Treiben zurückgeblieben, ſo müſſen die übrigen, wenigſtens beim vorletzten Ganzmachen, ſo lange anhalten, bis zu vermuthen iſt, daß ſie alle faſt zugleich auf den Stellwegen eintreffen.

Auf dieſen müſſen ſchon Tags vorher Haufen von dürrem Holz, von 50 zu 50 Schritt von einander entfernt, um den ganzen zum Jagen beſtimmten Bezirk herum, zu Wehrfeuern zuſammengebracht werden, welche, ſobald ſämmtliche Treiben angelangt ſind, alle ſo ſchnell als möglich — doch die zuletzt, von welchen der Wind in das Jagen geht — angezündet und ſo lange unterhalten werden, bis die ganze Lappſtadt fertig iſt.

§. 40.

Oft wird auch ein Jagen dieſer Art ſo eingerichtet, daß mehrere Schießſchirme auf einem Gehau oder Jagdflügel in gerader Linie und in beſtimmten Entfernungen von einander gemacht werden.

Hierbei muß man vorzüglich für die Sicherheit der

Schützen unter einander und für die der Treiber beſorgt ſeyn. Daß nie in die Richtung geſchoſſen werden darf, wo die andern Schirme ſtehen und eben ſo wenig nach den Treibern hin, verſteht ſich von ſelbſt.

§. 41.

So viel von eingeſtellten Jagen! Vom Einfangen des Edelwildes mit Netzen wird im Anhange zum I. Theile Kap. I. §. 18. und Kap. III. §. 12. die Rede ſeyn. Jetzt wollen wir zum Bürſchen, d. h. zum Schießen mit der Büchſe, und zwar im Freien, übergehen.

Starke Hirſche werden gewöhnlich in der Feiſt- oder guten Zeit, alſo vom Ende des Monats Juli an, den ganzen Auguſt hindurch und höchſtens bis zur Mitte des Septembers mit wahrem Vortheil, alte Thiere nur ſo lange, bis ſie hochbeſchlagen ſind und nicht eher, bis ſich die Kälber ſelbſt forthelfen können, alſo nie vor dem Auguſt und nicht leicht nach der Brunftzeit geſchoſſen. Hiervon kann jedoch in ſtark beſtandnen Wildbahnen eine Ausnahme gemacht und ſpäterhin, auch wohl bis zum Januar, etwas weggenommen werden.

Spießer, Schmalthiere und Kälber bürſcht man in den landesherrlichen Jagdrevieren Jahr aus Jahr ein. Doch wird jeder rechtliche Weidemann ſie nicht zur Ungebühr angreifen, um der Jagd für die Folge keinen Schaden zu thun.

Es iſt freilich nichts dagegen zu ſagen, wenn Jagdberechtigte auf Privat- und Koppeljagd-Revieren alles, was ihnen zukommt und vorzüglich Wechſelwild zu jeder Zeit ſchießen, wo die Geſetze es erlauben. Doch wiederhole ich für die, welchen die Erhaltung ihrer Jagd am Herzen liegt, die Warnung, wenigſtens in geſchloſſenen Revieren vor Anfang des Monats Auguſt kein altes Thier vom Kalbe wegzunehmen, weil das letztere außerdem faſt immer fällt, oder doch gewiß ſchwach und ſchlecht am Leibe bleibt.

§. 42.

Die gewöhnlichſten Arten, das Bürſchen auf Rothwild zu betreiben, ſind folgende:

a) der Anſtand;

b) das Schleichen (der Bürſchgang);

c) der Gebrauch des Schießpferdes und des Bürſchwagens;

d) das Zutreiben vermittelſt mehrerer Jagdleute (das Buſchiren);

e) eben dieſes durch einen einzelnen Gehülfen;

f) vermittelſt teutſcher Jagdhunde.

Der Anſtand iſt ein ſehr ſicheres und zweckmäßiges Mittel, das Rothwild zum Schuß zu bekommen; da daſſelbe überhaupt (beſonders aber der Hirſch) Abends, wenn es auf die Aeſung und Morgens, wenn es zu Holze zieht, in der Regel genau Wechſel hält, d. h. es nimmt einen Tag wie den andern denſelben Weg, ſo daß es zuweilen wieder in die Fährten tritt, welche es vorher gemacht hat.

Oft wechſelt es jedoch zur erſt erwähnten Tageszeit an andern Orten, als zur letzten. Mitten in den Waldungen ſucht es nach Maaßgabe des mit der Jahreszeit veränderten Standes die alten gewohnten Wechſel wieder auf.

Hat man ſich nun durch genaues und tägliches Verſpüren der Wildbahnen, oder, in Ermangelung derſelben, der gebahnteſten, nicht zu harten Wege, welche an den Holzrändern, an jungen Gehauen und an den Grenzen hinlaufen, der zunächſt an den Standort grenzenden Felder und Wieſen — auf welchen letztern man nur des Morgens im Thauſchlage die Fährten gewahr wird — wo das Rothwild Aeſung ſucht, mit dem Wechſel hinlänglich bekannt gemacht; ſo errichtet man in einer Entfernung von 60 bis 80 Schritten von demſelben aus grünen Zweigen verdeckte Schirme auf der Erde oder, wo es möglich iſt, Sitze auf ſtarken Bäumen, Kanzeln genannt, oder man gräbt Löcher mit Sitzen in die Erde, in und auf welchen man vor den äußerſt ſcharfen Sinneswerkzeugen des Geſichts

und Geruchs dieſer Kreaturen hinlänglich geſichert zu ſeyn hoffen kann *).

Abends, wenigſtens eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang (nach einem warmen Regen etwas früher), Morgens vor Anbruch des Tags ſchleicht ſich der Jäger bei gutem Winde oder doch bei gutem Seitenwinde **) behutſam und ohne Geräuſch auf ſeinen Anſtandsort; es ſei ein Schirm, oder ein Erdſitz, oder eine Kanzel. Die letztere gewährt den Vortheil, daß das Wild nicht ſo leicht Wind bekommen kann, wenn er auch nicht ganz gut iſt, weil ſie höher ſteht und man alſo immer im Ueberwinde bleibt.

Hat der junge Weidemann Luſt und Liebe zu ſeinem Metier, ſo wird ihm ſchon dieſerhalb hier die Zeit nicht lang werden. Auch müßte es ihm ſehr an Geiſtesbildung fehlen, wenn er ſich nicht einige Zeit, ſelbſt einige Stunden mit ſich ſelbſt und mit der ihn umgebenden ſchönen Natur unterhalten könnte.

Wahr iſts, daß die genaue Abwartung dieſer Jagdart nicht gemeine Thätigkeit, Munterkeit und Beſonnenheit erfordert und daß mit dieſen Eigenſchaften Kaltblütigkeit oder doch Mäßigung und ſtets geſpannte Aufmerkſamkeit auf alles, was ſich in der Nachbarſchaft regt und bewegt, verbunden ſeyn muß. Auch darf man ſich nicht das geringſte Geräuſch, ja nicht einmal eine merkliche Bewegung irgend eines Gliedes erlauben; nur die Augen müſſen überall vorwärts und nach den Seiten hin ſich richten, ohne dabei den Kopf zu verwenden.

Iſt nun der Jäger vielleicht drei oder vier Tage von früh ein Uhr bis Abends zehn Uhr auf den Füßen gewe-

---

*) Es iſt wohl kaum zu erwähnen nöthig, daß dieſe Schirme, Kanzeln und Sitze ſo eingerichtet ſeyn müſſen, daß ſie den Jäger nach der Seite zu verbergen, wo das Wild herkommt.

**) Der Wind iſt gut, wenn er aus der Gegend, wo das Wild herkommt, gerade von vorn auf den Schützen zukommt. Der Seitenwind iſt gut, wenn er bei dem Heraustreten des Wildes von dieſem auf die eine Seite des Jägers zuſtößt. Im umgekehrten Falle iſt der Wind überhaupt, und ſo auch der Seitenwind ſchlecht.

ſen — Perioden ſolcher Art werden jedem guten, thätigen Jäger vorkommen —; ſo iſt freilich der Kampf mit drückender Müdigkeit hart, und doch ſoll und muß er mit Ausdauer ſo lange beſtanden werden, als die Kräfte der menſchlichen Natur hinreichen. Der Verfaſſer bekennt es willig und rechnet es ſich unter den Umſtänden, wie ſie waren, nicht zur Schande, einmal, aber wahrhaftig nicht öfter, bei einer ähnlichen Gelegenheit vom Schlafe übermannt worden zu ſeyn.

Hier die kurze Geſchichte!

Schon vier oder fünf Nächte hatte ich nicht länger als von elf Uhr Abends bis ein Uhr Morgens Ruhe genießen können; während der ganzen übrigen Zeit mußte ich — ſo forderte es meine damalige Lage — dringende Geſchäfte abwarten. Ein neues Tagewerk begann um die nehmliche Stunde mit dem Anſtande auf Feiſthirſche. Schon fingen die Füße an, ihre Dienſte zu verſagen; ich konnte, in einem Alter von zwanzig Jahren, der Sehnſucht nach augenblicklicher Ruhe nicht länger widerſtehen. Mit dem feſten Vorſatze, nicht zu ſchlafen, ſetzte ich mich am Stamm einer Eiche, an welcher ich auf dem Wechſel ſtand. Kaum hatte ich mich mit dem Rücken angelehnt und die Büchſe quer über die Füße gelegt, ſo fielen mir unwillkürlich die Augen zu. Lange mochte ich ſo wohl nicht geſeſſen haben, als ich durch einen, mir gerade nicht fremden, aber für dieſen Augenblick doch unerwarteten Ton geweckt ward.

Es war das Grunzen eines hauenden Schweines, welches nicht fünf Schritte von mir entfernt ſtand. Wahrſcheinlich kam es in der Morgendämmerung außer dem Winde heran und ſtutzte, als es eine Figur erblickte, welche ihm verdächtig ſchien. Eine natürliche Folge des Schrecks über das Kopfnicken des ſchlummernden Nimrods war das Grunzen. Dieſes veranlaßte ein zufälliges Zuſammenfahren des beſchämten Schläfers, welcher ſeinen Wecker nur noch flüchtig erkannte und ſich herzlich freute, daß die Sonne ſich noch nicht über den Geſichtskreis erhoben hatte. Nach einer kleinen halben Stunde ward mir das Vergnügen zu Theil, einen Hirſch von vierzehn Enden zu erlegen, welcher

mir ohne dies ſonderbare Ereigniß wahrſcheinlich entgangen wäre. —

Auf der andern Seite gewährt der Anſtand dem Weidemann zu der Zeit, wo er auf Hirſche betrieben wird, oft Genüſſe, durch welche er hinlänglich für ſeine Anſtrengung belohnt wird, wenn er nur irgend Sinn und Gefühl für die Natur und ihre Schönheiten hat.

Erquickt durch die mit dem ſinkenden Tage ſich verbreitende Kühle, freut er ſich des Gezwitſchers der kleinern gefiederten Waldbewohner; ſieht, wie Rehe und Haarwild anderer Gattungen in ſeiner Nachbarſchaft ruhig, man möchte ſogar ſagen, mit feiner Auswahl ihre Aeſung ſuchen und mit innigem Wohlbehagen das Gefundene benutzen; wie die Kälber ſcherzend um die, ſie mit zärtlicher Sorgfalt beobachtenden, Mütter herumhüpfen; wie dieſe ihnen hier mit wahrer Reſignation das leckerſte Geäſe abtreten, dort das von nahrhafter Milch ſtrotzende Geſäuge darreichen, um durch dieſen kräftigen Genuß das Wachsthum und Gedeihen ihrer Nachkommenſchaft zu befördern.

Früh vor Tage, wenn in der Natur noch alles ſchläft und ruht, geht der Weidemann hin an den Ort, wo er das zu Holze ziehende Wild zu erwarten gedenkt. Mit anbrechendem Morgen erwacht Alles. Majeſtätiſch erhebt ſich die Sonne über den Geſichtskreis und drückt die Dünſte zu Boden. Zitternd glänzt an jedem Grashalm das kryſtallhelle Thautröpfchen und im friſcheren Grün prangt Wald und Wieſe um ihn her.

Solche oder ähnliche Wahrnehmungen und die daraus entſpringenden Gefühle ſind gewiß vermögend, auch in ſolchen, Vielen unthätig hingebracht ſcheinenden Stunden, die Langeweile zu verſcheuchen. Sie ſtimmen zugleich das Herz zu edlen und frommen Empfindungen, welche, wahrlich! auch dem Jäger zur Ehre gereichen und ihn zum ſittlichguten Menſchen bilden.

Möge dieſe kleine Abſchweifung nicht falſch gedeutet werden, ſondern ſo, wie ich es wünſche, als Anleitung zum weitern Nachdenken für junge Leute, die ſich dem Forſt- und Jagdweſen widmen!

Doch zurück zur Sache!

Der junge Jäger laſſe ſich dadurch nicht irre machen, wenn er etwa gegen Abend das Wild eilig nach dem Holzrande zu ziehen ſieht. Da es ſich nach der Aeſung ſehnt, iſt dies faſt immer der Fall. Mit dem erſten Schritt ins Freie wird es ſtutzen und überall umherblicken — man ſagt ſichern. — Iſt der Jäger ſchußfertig und in Ruhe, ſteht der Hirſch oder das Thier, welches er ſchießen ſoll, völlig breit und in der gehörigen Schußweite, kurz, hat er gutes Abkommen; ſo kann er gleich ſchießen.

Doch rathe ich mehr zun folgendem Verfahren:

Man laſſe erſt das den meiſten, vorzüglich jungen, Jägern eigene Herzklopfen vorübergehen. Während dieſer Zeit wird das Wild ruhig werden und die Aeſung annehmen. Steht es nun in einer Entfernung von höchſtens 90 Schritten in der oben angegebenen Richtung, nicht gebückt, ſondern aufgerichtet, — im erſtern Falle ſchweißt es nicht gut, wenn es verwundet wird — ſo wähle man ſich vor allen Dingen einen Gegenſtand, dicht beim Wild, um, wenn es nach dem Schuſſe flüchtig wird, den Ausriß und das Bürſchzeichen *) leichter finden zu können; nehme dann, ohne Geräuſch und überhaupt behutſam, die ſchon vorher aufgezogne Büchſe an den Backen, ſteche, ziehe von unten herauf, bis man etwa zwei bis drei Finger breit Wildbret dicht hinter dem Blatte auf dem Korne hat und drücke dann ohne weitern Verzug **).

Faſt immer, vorzüglich bei ſtillem, heiterm Wetter, und wenn der Wind dem Schützen den Rauch nicht ins Geſichte treibt, wird er ſchon nach dem Zeichnen ***) beurtheilen können, wie und wo die Kugel ſitzen müſſe.

---

*) Ausriß — der Eingriff im Boden mit den Schalen bei der erſten Flucht (Sprung) nach dem Schuß. Bürſchzeichen — zerſchoßnes Haar, zerſplitterte Knochen, Schweiß, wenn man Eins oder das Andere beim Ausriß wahrnimmt.

**) Ueber die Beurtheilung, Behandlung und den Gebrauch der Büchſe wird Th. III. Anhang I. ausführlich geſprochen werden.

***) Siehe §. 48. dieſes Kapitels.

Nur behalte er das Stück, worauf er ſchoß, ſo lange als möglich im Auge.

Sieht er, daß es in einiger Entfernung vom Anſchuſſe ſtürzt, ſo kann er ſicher ſogleich hinangehen, den Leib bei heißem Wetter gleich eine Hand breit, ohne das Geſcheide zu verletzen, mit dem Nickfänger aufſchärfen, das Wild dann verbrechen *) und ſobald als möglich für das Nachhauſeſchaffen ſorgen.

Hätte aber das verwundete Stück bei einem Trupp geſtanden und ginge daſſelbe nach dem Schuſſe noch mit dieſem fort; ſo habe er genau darauf Acht, wo es ſich von demſelben abſondert (abthut) und wohin es ſich wendet.

Bemerkt er, daß das verwundete Wild ſich niederthut, ſo gehe er, vorzüglich wenn er fürchten müßte, zu hoch oder zu kurz, oder weidewund geſchoſſen zu haben, am Abend gar nicht, am Morgen aber erſt nach Verlauf einer halben Stunde, nach Befinden auch noch ſpäter hinan, damit es nicht rege werde; denn in dieſem Falle geht es gewiß ſo weit fort, als es nur immer kann.

Stürzt es nicht oder thut es ſich nicht nieder im Geſichtskreiſe des Schützen, ſo gehe er auf den Anſchuß **), ſuche dort den Ausriß und das Bürſchzeichen auf der Fährte zu finden, verbreche dieſen auf die bei der Leithundsarbeit vorgeſchriebne Art und hole den Schweißhund, um mit ihm nachzuſuchen. Abends muß auch dies bis zum nächſten Morgen verſchoben, Morgens aber dem verwundeten Stücke vorher gehörig Ruhe gelaſſen werden.

§. 43 [a]).

Unterhaltender als der Anſtand und ſehr anwendbar an Orten, wo das Rothwild immer Stand hat und nicht

*) Dies geſchieht, indem man einen Bruch, d. i. ein grünes abgebrochenes Reis, beim Hirſche mit dem abgebrochnen Ende nach dem Geweih zu, beim Thiere aber, nach dem Geſänge hin gerichtet, darauf wirft. Dies geſchieht deshalb, um jedem, der das erlegte Stück etwa früher fände, als man es abzuholen im Stande iſt, ein Zeichen zu geben, daß der Jäger ſchon dabei geweſen iſt und es alſo als Eigenthum betrachtet.

**) d. h. die Stelle, auf welcher das Wild, nach welchem geſchoſſen wurde, ſtand.

ſtark beſchoſſen wird, iſt allerdings das Schleichen — auch Bürſchgang genannt.

Indem man gegen Abend und früh, wenn es Tag wird, an den Feld- und Wieſenrändern, an den jungen Gehauen, in den Vorhölzern, durch welche das Wild zu wechſeln pflegt, auch auf Wegen und im Holze ſelbſt, wenn da nicht zu viel trocknes Holz und Laub liegt, vorſichtig herumgeht, erblickt man ſo manchen andern Gegenſtand, welcher eine erfreuliche Anſicht gewährt.

Nur glaube man nicht, daß es ſo gar leicht iſt, auf dieſe Art dem Wilde Abbruch zu thun.

Ueberall müſſen bei dieſer Gelegenheit die Augen umherſchweifen, um jedes Stück Wild eher zu ſehen, als man von ihm geſehen wird.

Erblickt man an einem Orte einen Hirſch oder ein Thier, ſo drücke man ſich hinter den erſten beſten Strauch oder Baum, und erſpähe erſt genau, ob auch in der Gegend rund umher kein Wild derſelben oder andrer Art ſtehe. Iſt man ſicher, durch keinen fremdartigen Gegenſtand behindert zu werden, ſo lege man den Hut ab, an welchem wahrſcheinlich der Farbe wegen das Wild den Menſchen am früheſten erkennt, und ſchleiche bis auf die gehörige Schußweite mit gutem Winde von Baum zu Baum, von Strauch zu Strauch. Kann man dies, durch einen Holzhaufen oder eine Klafter gedeckt, bewerkſtelligen, deſto beſſer.

Man richte abwechſelnd die Augen auf den Boden, um auf kein trockenes Aeſtchen zu treten und jedes Geräuſch zu verhüten *) (denn das geringſte Verſehen dieſer Art macht unfehlbar das zu beſchleichende Stück flüchtig), dann wieder auf das Wild, um auch die geringſte Bewegung deſſelben nicht zu überſehen. Sichert es, ſo bleibe man unbeweglich, ſelbſt in der unbequemſten Stellung, bis das Wild wieder ruhig äſet. Hierbei traue man dem er-

*) Oft genug wird man in die Nothwendigkeit verſetzt ſeyn, die Stiefeln oder Schuhe des geräuſchloſeren Auftritts wegen auszuziehen.

ſten Anſcheine nicht; oft bückt es ſich blos und ſchielt gleichſam nach dem ihm verdächtigen Gegenſtande; oft biegt es Hals und Kopf wohl gar auf die vom Jäger abwärts gekehrte Seite und ſcheint ſich ganz gemächlich mit dem Hinterlaufe am Gehör zu kratzen, da es doch eigentlich unter ſeinem eigenen Leibe weg dahin blickt, wo es etwas Befremdendes wahrnahm.

Doch iſt im Holze immer noch leichter fortzukommen, als auf einem freien Platze, deſſen Breite die normale Bürſchbüchſenſchußweite überſteigt. Am beſten thut man, unter ſolchen Umſtänden den Heranzug des Wildes auf dem Wechſel, oder, wenn man den nicht kennt, da, wo man ſich bei gutem Winde an dem Holzrande befindet, hinter einem Baume oder Strauche mit Beharrlichkeit zu erwarten. Den Nothfall ausgenommen, daß, bei einem geringen Wildſtande oder an der Grenze, Wild in die Küche geſchafft werden ſoll und muß, rathe ich zu keinem Annäherungsverſuche, welcher Art er ſei; denn das Herankriechen auf allen Vieren in einem ſeichten Graben, im hohen Graſe, hinter einem Aufwurfe oder großen Feldſteine mißlingt unter zehnmalen gewiß neunmal. Daß dadurch das Wild für die Folge unruhig und ſchüchtern gemacht wird, iſt begreiflich.

Einem ganzen Trupp, ſelbſt wenn er auf der Aeſung iſt, durchs Schleichen gnüglich nahe zu kommen, wird nur hinter einer guten Bedeckung möglich, weil faſt in jedem Augenblick ein Stück oder mehrere ſichern. Und doch wird ſelten der Zeitaufwand durch glücklichen Erfolg belohnt!

Steht der Trupp vielleicht gar auf einer Lehde oder im Stangenholze, ohne ſich zu äſen, ſo wird man beſſer thun, ſeinen Weg unbefangen, leiſe trällernd oder pfeifend, in dem Maaße fortzuſetzen, daß man ſich nur nach und nach näher heranzieht. Alles Wild liebt Muſik. Die eben vorgeſchlagne möchte wohl ſchwerlich für andere Zuhörer Reiz haben; aber dieſen gefällt ſie doch gerade genug, um ſich dadurch täuſchen zu laſſen. Nur muß man in gehöriger Schußweite auch ſchußfertig ſeyn, um faſt in demſelben Moment, wo man ſtehen bleibt, abdrücken zu können.

Hat der Schütze noch einen Begleiter, ſo wird das Wild am ſicherſten zu ſeyn glauben, wenn beide im Gehen ihr Geſpräch ruhig, aber nicht zu laut fortſetzen. In einer Entfernung von 80—100 Schritten bleibt dann der eine hinter einem Baume ſtehen, der andere ſetzt ſeinen Weg ſprechend fort, bis der Schuß gefallen iſt.

Bei der Ausübung dieſer Jagdart werden freilich immer noch häufig Fälle ſich ereignen, auf welche dieſe Vorſchriften nicht anwendbar und berechnet ſind. Erfindungsgeiſt muß dann das hier Fehlende erſetzen.

Ueberhaupt aber gewährt der Bürſchgang den großen Vortheil, daß der Jäger mit dem Stand und Wechſel des Wildes jeder Art immer genauer bekannt, das Revier auch beſſer als bei andern Jagdbetriebsmethoden geſchützt wird.

§. 43 b).

Noch ſoll hier einer Methode, den Edelhirſch zu bürſchen, Erwähnung geſchehen, welche in der erſten Ausgabe des vorliegenden Werks zufällig übergangen worden iſt; nämlich des Bürſchens auf den Ruf in der Brunftzeit. Hierauf wirkt die Nachahmung des Schreiens wie des Mahnens (§. 1. u 4.) als Reiz- (Anlockungs-) Mittel begünſtigend ein, indem erfahrungsmäßig in beiden Fällen der Hirſch — wenn er den Ruf vernimmt und vorher durch Zufall oder durch falſchen Ruf noch nicht verſchüchtert worden iſt — dem Schützen meiſt ſchleichend und dabei oft ſichernd, nicht ſelten trollend, zuweilen auch in voller Flucht ſich — oft nur zu ſehr — zu nähern pflegt. Iſt dann der Jäger bei gutem Winde gut verborgen, auch, ehe ihn der Hirſch wahrnimmt, ſchußfertig und — was er ſeyn ſoll — ein geübter Schütze; ſo wird der Moment, wo der Hirſch ihm zu Geſichte kommt, zum Anbringen eines möglichſt guten Schuſſes benutzt werden können.

Soll eine wie die andere Methode, den Hirſch zu rufen, in der Anwendung als erfolgvoll ſich bewähren; ſo muß man vor Allem, ſowohl den des Schreiens als den des Mahnens geſchickt, d. h. genau — nachzuahmen

verſtehen. Zur Nachahmung des Schreilautes bedient man ſich gewöhnlich eines bei den Nürnberger — auch bei vielen andern — Kunſtdrechslern, unter der Benennung Hirſchruf, verkäuflichen Inſtruments. Auf welche Weiſe vermittelſt deſſelben jener Laut hervorzubringen iſt, das kann nicht wohl vorgeſchrieben, ſondern muß unter der Anleitung eines Kunſterfahrnen erlernt werden. Würde übrigens dem Jäger eine Stimme zu Theil, wie ſie nach §. 4. ſeyn muß, um vermittelſt derſelben den Schreilaut, unter den erforderlichen Modifikationen in Rückſicht der Tiefe und Höhe der Töne, hervorbringen zu können; ſo darf er, in Ermangelung jenes Inſtruments, nur ſeine beiden Hände vor dem Munde in dem Maaße hohl zuſammenlegen, daß ſie denſelben faſt umſchließen, und dann in dieſe Hohlung die ihm — wenn er vorher nur einige Hirſche ſchreien gehört — bekannten Töne hineinſchreien. Was nun die fernere Anwendung dieſes Hülfsmittels zum beabſichtigten Zweck anlangt, ſo ſind hierbei folgende Regeln zu beobachten:

1. Man bediene ſich des Schreirufs nur dann, wenn, und da, wo man den Hirſch in bedeutender Entfernung früh Morgens oder gegen Abend kurz vorher ſchreien hörte und zwar mehr als Aufmunterung zum öftern Schreien, in ſo fern er etwa ſtille bleiben zu wollen ſcheint, um hiernach den dermaligen Standort deſſelben beurtheilen und, auf Seiten des Jägers, Maaßregeln zur Annäherung ergreifen zu können, als zum Reizmittel, durch welches Annäherung auf Seiten des Hirſches bewirkt werden ſoll. Immer aber, beſonders wenn bei obwaltender Unmöglichkeit, dem Hirſche näher zu kommen, derſelbe durch dieſen Ruf herbeigelockt werden ſoll, laſſe man den Schreilaut in höhern Tönen erſchallen, als die waren, welche der Hirſch ausgab. Im Gegenfalle würde derſelbe — aus Furcht vor einem ſtärkern Gegner — nicht nur ſtumm bleiben, ſondern eher ſich entfernen, als näher kommen.

2. Man rufe nicht zu oft, höchſtens zwei- bis dreimal nach einander und wiederhole den Ruf nach Verlauf einiger Minuten in eben dem Maaße, wenn der Hirſch

nicht antwortet. Antwortet er, ſo gebe man genau Acht, ob er auf ſeinem vorigen Standorte geblieben oder ob er näher gerückt iſt. Letzteren Falls, beſonders wenn man den Gang des Hirſches im Laube rauſchend, oder deſſen Anſtreichen im Holze vernähme, ſetze man den Schreiruf aus und gehe, wenn nach geraumer Zeit alles ſtill und ruhig geblieben iſt, zum mahnenden über.

Dieſer letztere, begründet auf Nachahmung des §. 1. u. 4. erwähnten Lautes, welchen das vom Hirſche getriebene Thier ausgibt, kann vermittelſt eines äußern Werkzeugs meines Wiſſens nicht, ſondern einzig vermittelſt der Naſe des Jägers genau und richtig ertönen. In dieſem Falle aber und wenn ein Brunfthirſch in geziemender Nähe des dieſes Rufs ſich bedienenden Jägers ſich befindet, wird durch ſelbigen die Annäherung des Hirſches — ſelbſt wenn er beim Wilde ſteht — bei weitem ſicherer und in den meiſten Fällen unfehlbar bewirkt, in ſo fern ſonſt alles das pünktlich beachtet wird, wozu die oben beim Schreiruf unter 2 aufgeſtellte Regel in Rückſicht auf das Verhalten des Jägers Vorſchrift gibt. Ganz leicht iſt es übrigens nicht, den mahnenden Ruf durch die Naſe treffend hervorzubringen, ſelbſt dann nicht, wenn man, mit dem mahnenden Laute des Thieres im Voraus bekannt, durch einen Dritten in der Nachahmung deſſelben praktiſch unterrichtet wird. Noch bei weitem ſchwieriger muß es begreiflicher Weiſe ſeyn, hierzu eine irgend befriedigende Anleitung ſchriftlich zu geben. Hiernach bitte ich den folgenden diesfallſigen Verſuch zu beurtheilen.

Denke Dir, lieber Leſer, den Naſenlaut, wie ihn pedantiſche, teutſch-franzöſiſche Sprachlehrer vor Zeiten ihren Schülern bei der Anweiſung zur Ausſprache der Wörter un, bien und anderer ähnlicher, die Naſe entweder mit Schnupftaback vollgepfropft oder die Naſenlöcher durch Zuſammenziehung möglichſt verengt, herauszuzwängen ſtrebten, ſo haſt Du eine ungefähre Vorſtellung von dem näſelnden Tone, welcher das Mahnen im Allgemeinen charakteriſirt.

Ziehſt Du alſo Deine Naſenlöcher oder drückſt Du

ſie im Nothfall mit dem Spitzfinger und Daumen möglichſt gegen die Naſenwand zuſammen, thuſt Du einen etwa ſekundenlang aushaltenden — daß ich ſo mich ausdrücke — Stoßſeufzer auf å im Bariton, bei deſſen Schluß die Naſenlöcher ſchnell wieder erweitert werden; ſo wirſt Du etwas dem Mahnlaut Aehnelndes hervorbringen, das durch anhaltende Uebung naturgetreu werden wird.

§. 44.

Zum Anreiten und Anfahren gehören ſchußbändige Pferde, zu deren Abrichtung ich in der Folge Anleitung geben werde *).

Das Schießpferd und der Bürſchwagen ſind allerdings vortreffliche Hülfsmittel, überall, wo damit fortzukommen iſt und zu allen Zeiten dem Wilde anzukommen, beſonders aber dann, wenn es zu laut zum Schleichen iſt, z. B. bei großer Trockenheit, beim Plattfroſte, oder wenn der Schnee mit einer Eisrinde überzogen iſt.

Nähert man ſich bei gutem Winde reitend oder fahrend — nur gemächlich, allenfalls durch Kreiſen —, läßt man die Bewegung des Pferdes von der Zeit an, zu welcher man das Wild ins Auge faßt, weder ſchneller noch langſamer werden; ſo wird auch das durch öftere Beunruhigung ſcheu gemachte und ſtark beſchoſſene mehrentheils aushalten.

Erblickt der Jäger ſelbiges früher, als es ihn bemerkt, ſo thut er am beſten, gleich abzuſteigen und das Pferd oder den Wagen zwiſchen ſich und dem Wilde gehen oder fahren zu laſſen; im entgegengeſetzten Falle ſteige er, wo er nur irgend einen Moment vor den Blicken deſſelben geſichert iſt, ohne dabei anzuhalten, ab, laſſe, wenn etwa noch ein Reiter bei ihm iſt, dieſem ſein Pferd an die Hand nehmen, oder den Bürſchwagen neben ſich hinfahren und nicht eher halten, bis er geſchoſſen hat.

Iſt der Schütze zu Pferde allein, ſo bleibe er, wenn

---

*) S. den Anhang zum I. u. II. Abſchn. Kap. 8.

er ſchießen will, neben dem Pferde ſtehen und nütze allenfalls den Sattel, um die Büchſe aufzulegen. Beſſer aber iſts, wenn das Pferd ſo gewöhnt iſt, daß es entweder ganz frei oder an einem langen Beizügel langſam fortgeht.

§. 45.

Das Treiben auf Rothwild mit mehrern Jagdleuten — das Buſchiren — iſt nur dann gewöhnlich, wenn mehrere Schützen an der Jagd Theil nehmen ſollen.

Dieſe werden dann außer dem Winde vor einem Walddiſtrikt, in welchem man Wild dieſer Art anzutreffen vermuthet, auf einem breiten Wege, an einem freien Platze, oder in hohem Holze hinter Bäumen in gleichen Entfernungen von 100 bis 150 Schritten angeſtellt und ihnen zum unverbrüchlichſten Geſetz gemacht, den angewieſenen Stand während des Treibens nicht zu verlaſſen; weniger noch in das Treiben oder auf die Linie, wo die übrigen Schützen angelegt ſind, zu ſchießen.

Nur durch dieſe Maaßregeln wird man ſich vor Unglücksfällen geſichert halten können *).

Auf der den Schützen gegenüberſtehenden Seite des Triebes legt ein Jäger, oder ein andrer mit der Sache und dem Orte bekannter Mann, die Treiber gleichweit von einander entfernt an, geht aber mit ihnen nicht eher los, bis ein verabredetes Zeichen gegeben iſt, oder bis er ſonſt verſichert ſeyn kann, daß alle Schützen auf ihren Plätzen ſtehen.

Im Treiben darf weder geſchrien, noch ſonſt viel Lärm gemacht, und nur ein von Zeit zu Zeit wiederholtes, nicht zu ſtarkes Pfeifen den Jagdleuten geſtattet werden, um bemerken zu können, ob ſie in gleicher Richtung ſind.

*) Und doch wird man immer noch Urſache haben, die Witterung und die Lage des Orts in Betracht zu ziehen. Beim Plattfroſt oder an felſigen Orten prallt die Kugel oft in unzuberechnenden Richtungen ab. Kann man ganz im Freien ſchießen, wenn das Wild nur 30 Schritte aus der Linie iſt, ſo muß man es in den angegebnen Fällen wenigſtens 60 hinauslaſſen.

Bricht vor einem Treiber Wild, welches geſchoſſen werden ſoll, los, ſo benachrichtigt dieſer ſeine Kameraden und die Schützen davon durch den Zuruf: Habt Acht! Macht es Miene, zurückgehen zu wollen, ſo wird dieſes durch Schreien und Zuſammenlaufen der Treiber ſelten verhindert. Beſſer iſt's, wenn ſie ſo lange ſtill ſtehen bleiben, bis das Wild ſtutzt, dann ſich durch gemächliches Hin- und Herbewegen demſelben ſehen laſſen, auch allenfalls mit dem Stocke an einen Baum ſchlagen. Geht es auf dieſe Art nicht wieder vorwärts, ſo laſſe man es lieber durch, damit es nicht zu ſehr beunruhigt werde; dann hat man doch noch Hoffnung, es in der Folge an einem andern benachbarten Orte wieder anzutreffen. Kehrt es ſich aber auf die Schützen zu, ſo müſſen ſich die Treiber ganz ſtill und langſam vorwärts ziehen, um es nicht flüchtig zu machen.

Nie übereile ſich beim Herausbrechen des Wildes der Jäger mit dem Schuß in der Flucht. Nur wenige Büchſenſchützen ſind geübt genug dazu. Lieber mache man einen Verſuch, es zu mahnen, d. h. durch leiſes Huſten oder Pfeifen es zum Stutzen zu bringen. Iſt das Wild im Treiben nicht forcirt worden, ſo mißlingt er gewiß nur ſelten; geſchähe es aber doch, ſo ſchieße man, wenn der Fall nicht dringend oder die Grenze ganz in der Nähe iſt, gar nicht *).

§. 46.

Alles zur hohen und Mitteljagd gehörige Haarwild iſt durch das Zutreiben vermittelſt eines einzelnen Gehülfen gut zum Schuſſe zu bringen, wenn beide, der Schütze und der Treiber, die Sache gehörig angreifen und ſich verſtehen.

*) Soll und muß aber in der Flucht geſchoſſen werden; ſo ziehe man mit der Büchſe ſo lange ruhig fort, bis man den vordern Theil des Blattes auf dem Korne hat und drücke nur dann, wenn das Wild im Niederſprunge iſt.

Hat man im Winter bei einer **Neue** *) eine Abtheilung des Waldes rundum verſpürt und in derſelben einen Trupp Rothwild eingekreiſ't; ſo ſtellt ſich der Schütze in gutem Winde auf dem ihm bekannten Wechſel an. Da wo das Wild hineingezogen iſt, geht der Gehülfe vorſichtig der Fährte nach, bis er es anſi tig wird und bemüht ſich, ihm unbemerkt ſo nahe als möglich zu kommen. Iſt er auch ein Jäger, ſo wird er oft bei dieſer Gelegenheit zum Schuſſe kommen; doch muß er weniger hierauf Rückſicht nehmen, als darauf, daß er ſich von der Seite heranſchleiche, von welcher er es auf den Vorſtehenden zutreiben kann. Wird es **rege** und nimmt die verlangte Richtung, ſo folgt er immer langſam und ſtill; wendet es ſich nach einer andern Seite, ſo greift er in gehöriger Entfernung trällernd und pfeifend vor, ſucht es erſt dadurch ruhig zu machen und dann nach dem Schützen zuzuwenden. Uebereilt er ſich und das Wild nicht, ſo wird er ſeinen Zweck mehrentheils erreichen.

Zu jeder andern Jahreszeit wählt man Waldgegenden, wo das Wild gewöhnlich ſteht, zu dieſer Jagd. Auch dann ſtellt ſich der, welcher ſchießen ſoll, auf den Wechſel, der Gehülfe aber ſchleicht von der entgegengeſetzten Seite in dem abzutreibenden Bezirk behutſam ſo lange herum, bis er etwas ins Auge faßt. Von dieſem Moment an leidet das vorher angezeigte Verfahren keine Veränderung.

§. 47.

In ſehr bergigen Gegenden wendet man nicht ohne Nutzen die **teutſchen Jagdhunde** zum Herausjagen des Rothwilds an. Die Schützen ſtellen ſich auf die Wechſel; ein Jäger löſ't die Hunde da, wo ſie guten Wind haben, und wirft ſich auf den Wegen und unbeſetzten Wechſeln vor, wenn ſie jagen.

---

*) d. h. bei friſch gefallenem Schnee.

§. 48.

Nachträglich zu dem, was oben (§. 42.) über das Benehmen des Jägers bei und gleich nach dem Schuſſe auf Edelwild geſagt worden und was auch auf alles übrige zur hohen und Mitteljagd gehörige Haarwild anwendbar iſt, ſoll hier noch die Rede ſeyn:

1. von den Ausdrücken, durch welche die wirkliche oder muthmaßliche Verwundung des Wildes auf einer oder der andern Körperſtelle, mit Beziehung auf die Stellung, in welcher ſelbiges ſich in dem Moment befand, als danach geſchoſſen wurde, weidmänniſch richtig anzuſprechen iſt;
2. von den Merkzeichen der Verwundung, nach Maaßgabe der körperlichen Bewegung des Wildes beim Schuſſe;
3. von den genauern Erkennungszeichen wirklicher Verwundung durch den Schuß.

Zu 1. Das Kunſtwort Anſchuß bezeichnet a) den Ort, wo das Wild ſtand, als danach geſchoſſen wurde; b) die Stelle am Leibe (Körper) deſſelben, auf welcher die Kugel eindrang. Durchdrang dieſe das Wild, ſo wird die Stelle, wo ſie hinausfuhr, durch Ausſchuß bezeichnet. Den Grund zur näheren Bezeichnung der dem angeſchoßnen — auch dem erlegten — Wilde beigebrachten Wunde, nimmt man her, theils von den äußern Körpertheilen, auf welchen — weidmänniſch zu reden — die Kugel ſitzt, oder welche ſie nur berührte, theils von den innern, welche ſie durchdrang, theils von der Richtung, in welcher das Wild ſtand, zog oder flüchtig war, indem es von der Kugel getroffen wurde.

Demnach wird die Verwundung bezeichnet:

durch Kopf-, Hals-, Rücken-, Blatt-, Keulen-, Rippen- (Flanken-) Schuß, wenn die Kugel auf einem dieſer Körpertheile ſitzt;

durch Lauf-Schuß, wenn ſie einen Lauf zerſchmetterte;

durch Krell-Schuß, wenn ſie den nach oben gekehrten Theil des Halswirbelknochens nur leicht und oberflächlich berührte;

durch Feder-Schuß, wenn eine ähnliche Berührung, wie die vorgedachte, an der ſogenannten Feder eines Rückenwirbelknochens ſtatt fand;

durch Streif-Schuß, wenn die Kugel von irgend einem äußern Theile Haar, Haut oder in geringer Vertiefung Wildbret wegriß;

durch Herz-, Herzkammer-, Lungen-, Leber-, Milz-, Nieren-Schuß, wenn von der Kugel einer dieſer innern Theile, mit oder ohne Mitzerreißung des Geſcheides, durchdrungen wurde;

durch Weidewund-Schuß, wenn, ohne Verletzung eines der eben genannten Theile, Zerreißung am großen oder kleinen Geſcheide ſtatt fand;

durch Breit-Schuß, wenn die Kugel das Wild von einer Flanke (Seite) nach der andern in meiſt gerader Richtung durchdrang;

durch Schräg-Schuß, wenn ſie von einer Seite nach der andern eine mehr diagonale, als gerade Richtung nahm;

durch Spitz- (Schmal-) Schuß, wenn die Verwundung gerade von hinten oder von vorn her erfolgte. Im letzterwähnten Falle iſt jedoch der Ausdruck Schuß auf den Stich mehr üblich.

Zu 2. Als Regel — bei welcher Ausnahmen ſelten ſind — kann es gelten,

daß alles und jedes Wild im Moment, wo es durch den Schuß verwundet wird, eine eigene körperliche Bewegung macht, nach welcher, wo nicht mit voller Gewißheit, doch mit hoher Wahrſcheinlichkeit, auf eine oder die andere der vorerwähnten Verwundungsarten und auf die ſchnellere oder mindere Tödtlichkeit derſelben geſchloſſen werden kann.

In der Weidmannsſprache wird dieſe ominöſe Bewegung durch zeichnen, oder ein Zeichen machen, ausgedrückt.

Die deutungsvollſten Zeichen, welche das Wild beim Empfang der Schußwunde macht, ſind folgende:

Beim Blatt-, Herz-, Lungen- und Leber-

Schuß ſcheint das Wild nach vorn zu im Feuer hinſtürzen zu wollen; fährt mit der Naſe eine kurze Strecke auf der Erde hin; rafft ſich ſchnell wieder auf; rennt in größter Flucht gegen Stangen und Geſträuche gewaltig an; bricht — in der Regel — ſehr bald zuſammen und verendet dann auf der Stelle.

Beim Schuß auf den Stich und in Folge der Herz- und Lungen-Verletzung pflegt Edel- und Dammwild ſich, wie ein bäumendes Roß, auf den Hinterläufen zu erheben, beim Niederlaſſen gewöhnlich noch eine Strecke fortzufliehen, zuweilen aber auch auf der Stelle ſich zu überſchlagen und ſofort zu enden.

In Folge des erhaltnen Weidewund-Schuſſes ſchlägt in den meiſten Fällen alles Hochwild mit den Hinterläufen aus; geht in den Flanken ſehr geſtreckt (gedehnt) nicht weit flüchtig fort; zieht dann mit gekrümmtem Rücken noch eine Strecke langſam fort und thut ſich bald nieder. Das Verenden erfolgt erſt dann, wenn Brand eingetreten iſt; man muß daher die Nachſuche auf den Schweiß nicht übereilen.

Beim Keulen-, wie beim Spitzſchuß von hinten — beide Verwundungsarten wird der gute Schütze ſich nicht oft zu Schulden kommen laſſen — ſtürzt das Wild hinten nieder; macht ſich jedoch gleich wieder auf; kann aber weder weit noch ſchnell mehr fort.

Beim Vorderlauf-Schuß pflegt das Wild wie beim Blatt-Schuß, beim Hinterlauf-Schuß wie beim Keulen-Schuß zu zeichnen. In beiden Fällen hört man in gewöhnlicher Büchſenſchußweite von 80 bis 100 Schritten die Kugel einſchlagen. Im erſten laſſe man dem Wilde mehrere Stunden lang Ruhe; außerdem wird man auf eine mühſame Schweißhundsjagd gefaßt ſeyn müſſen, auch wohl eine Fehlhetze zu fürchten haben, wenn der Hund nicht vorzüglich ſchnell iſt.

Beim Krell- und Feder-Schuß ſtürzt das Wild auf der Stelle nieder; im letzten Falle pflegt es, auf dem Rücken liegend, die Läufe in die Höhe zu kehren. Bei der Wahrnahme dieſes Zeichens beeile man ſich möglichſt, mit

der Zwillingsbüchſe verſehen, einen zweiten und beſſern Schuß anzubringen, oder, in deren Ermanglung, heranzuſpringen und den Fang zu geben. Denn, kommt gekrelltes oder gefedertes Wild wieder auf die Läufe und zum Ausreißen, ſo iſt alle Hoffnung zur Habhaftwerdung verloren; wenn auch ganze Büſchel Haare und mehr oder weniger Schweiß, als Bürſchzeichen, auf dem Anſchuſſe befindlich wäre.

Zu 3. Sicherer als nach ſämmtlichen, im Vorherigen erwähnten, Merkmalen der Verwundung — deren Wahrnahme noch dazu entweder durch den Pulverdampf oder durch Dämmerung oft unmöglich wird — kann nach den Bürſchzeichen*) — deren wenigſtens eins auf dem Anſchuſſe oder auf der Fährte zunächſt deſſelben ſich finden muß, wenn, beſonders bei nicht wahrgenommnem Zeichnen, es nicht ſehr zweifelhaft werden ſoll, ob der Schuß ein Treffer geweſen ſei — im Voraus beurtheilt werden, auf welcher Stelle am Leibe (Körper) des Wildes die Kugel ſitzen, auch ob die Verwundung überhaupt tödtlich ſeyn und ob in dieſem Falle das Erkranken oder Verenden früher oder ſpäter erfolgen wird.

Da auf der richtigen Beurtheilung des Anſchuſſes aus dem Bürſchzeichen das Ergreifen zweckmäßiger Maaßregeln beruht, um des verwundeten Wildes ſicher und möglichſt bald habhaft zu werden; ſo wird ausführliche Darſtellung alles hierher Gehörigen nothwendig.

Gerechte (ſichere) Bürſchzeichen ſind folgende:

1. Abgeſchoſſenes Haar. Geziemende Bekanntſchaft mit der natürlichen Länge und Farbe des Haares bei den verſchiedenen Hochwildarten, an den verſchiedenen Körpertheilen derſelben und zu verſchiedenen Jahreszeiten, gibt den Maaßſtab zur Beurtheilung an die Hand, ob und in wie fern die Schußverletzung, auf welche nach dieſem Bürſchzeichen geſchloſſen werden kann, tödtlich ſei, oder nicht, je nachdem die Berührung eines oder des andern äußern Körpertheiles ſich beſtimmen läßt. Dieſe Bekanntſchaft

*) Die Erklärung dieſes Ausdrucks ſ. §. 42. in der dritten Anmerkung.

muß durch Vergleichung guter Beſchreibungen der Wildarten mit zu verſchiedenen Jahreszeiten erlegten Exemplaren erworben werden. Hier nur die gemeingültige Regel: Zerſchoſſenes Haar deutet auf weſentliche Verletzung desjenigen Körpertheils, welchen die Kugel berührt hat; an und mit der Wurzel durch die Kugel vom Körper in ſeiner ganzen normalen Länge losgeriſſenes läßt einen Krell-, Feder- oder Streif-Schuß, und demnach Nichterlangung des Wildes mit Beſtimmtheit vorausſetzen, ſo daß — beſonders wenn das Haar büſchelweiſe auf dem Anſchuſſe und weit umher zerſtreut liegt, auch zerſchoſſenes darunter ſich nicht findet — das weitere Nachſuchen unnöthig wird.

2. Kleinere oder größere Knochenſtücken, deren Form, Farbe und Textur — bei gnüglicher Bekanntſchaft mit den bei alle den ſtatt findenden Abweichungen an den verſchiedenen Skelettheilen — ziemlich zuverläſſig den verletzten Körpertheil anzeigen, finden ſich meiſt auf der Ausſchußſeite, dicht neben der Fährte und deuten, wenn ſie flachründlich an der Außenſeite geſtaltet und weiß von Farbe ſind, auf hohen Lauf-Schuß; ganz flach und ſcherbenartig geformt, bräunlich gefärbt, auf Blatt- (Schaufel-) Schuß; ſtark abgerundet, lang geſplittert und weiß gefärbt, auf kurzen Lauf- (Röhrenknochen-) Schuß. Dergleichen Röhrenknochenſplitter pflegen in der Fährte zu liegen.

3. Schweiß (Blut) auf oder neben der Fährte — unter allen das untrüglichſte Bürſchzeichen in Hinſicht ſowohl auf Verwundung im Allgemeinen *) durch ſein Daſeyn, als auf die Verwundungsart im Beſondern, durch die Verſchiedenheit der Farbe deſſelben. —

Wodurch dieſe Verſchiedenheit im Thierkörper bewirkt und modificirt wird, darüber enthält der hierher gehörige Paragraph unter Lit. A. des dritten Kapitels der Einlei-

*) Vergl. Hartigs Journal f. d. Forſt-, Jagd- und Fiſchereiweſen, Jahrg. 1806, H. 3. S. 484, ff. u. Jahrg. 1807, H. 1. S. 115 u. 116.

tung das Weſentliche; hier folgt das Erforderliche, um den Jäger in den Stand zu ſetzen, aus der Farbe des Schweißes — welcher jedoch begreiflicher Weiſe friſch (kurz vorher verloren) ſeyn muß — auf die Stelle, an welcher das Wild verwundet worden, mit hoher Wahrſcheinlichkeit, in manchen Fällen ſogar mit Gewißheit, ſchließen zu können.

Es iſt nehmlich vorauszuſetzen:

a) Hals-Schuß, wenn der vor den Vorderlauf-Tritten liegende Schweiß die gewöhnliche — zwiſchen hell und dunkel ſchwebende — Blutröthe hat. Bei Schlagaderverletzungen ſpritzt derſelbe weit ſeithalben und erſcheint mehr hell- als dunkelroth; den Venen (Blutadern) entquollen, fällt er in ſtarken Tropfen, mehr dunkel- als hellroth gefärbt, nahe neben den Tritt. Bloße Wildbretsverletzung (Fleiſchwunde) kündigt ſich hier und überall durch beſondere Dünnflüſſigkeit, hellrothe Farbe und bald aufhörenden Schweißverluſt an; da dieſer in den andern vorerwähnten Fällen anhaltend bleibt.

b) Blatt-Schuß, wenn der Schweiß meiſt gerade zur Seite des Vorderlauftritts; Herzkammer-Schuß, wenn er dicht hinter, aber auch ſeithalben des gedachten Tritts gefunden wird. Der Schweiß ſelbſt erſcheint ſehr hellroth, ſchäumig und an der rechten Seite der Fährte liegend, wenn Lungenverletzung ſtatt findet; in der gewöhnlichen blutrothen Farbe, ohne Schaum und zur linken Seite der Fährte bei Herz- und Herzkammerverletzungen. In beiden Fällen verliert das Wild anhaltend vielen Schweiß, welcher in der Flucht umherſpritzt, im Trollen und im Zuge klumpenweiſe herunterfällt; auch ſucht es das Bergklimmen zu vermeiden. Eine ſichere Andeutung des Lungen-Schuſſes iſt öfteres kurzes Huſten, welches gewöhnlich beim Niederthun oder beim Stehen des durch ihn verwundeten Wildes vernommen wird.

c) Weidwund-Schuß, wenn der — beſonders in der Feiſtzeit — weder häufig noch anhaltend, in der Flucht in kleinen Tröpfchen umherſpritzende, im Stehen

in einzelnen großen Tropfen zur Seite und im Mittel der Fährte, oder mehr nach hinten zu, heruntergefallene Schweiß eine etwas mehr dunkle Farbe hat als die, welche man gemeinhin durch blutroth zu bezeichnen pflegt, und wenn demſelben in Folge der Zerreißung des kleinen oder großen Geſcheides mehr oder weniger grünlich, oder bräunlich, oder gelblich gefärbtes Geäſe grieſigt beigemengt iſt. Weidwund geſchoſſenes Wild thut ſich, wenn es nicht durch übereilte Verfolgung beunruhigt wird, bald nieder und erkrankt dann — beſonders bei Zerreißung des kleinen Geſcheides — ſehr. Zu früh aufgeſprengt aber geht es oft ſtundenweit über Berg und Thal fort, ruht dann wohl zuweilen, verliert jedoch ſelten Schweiß, thut ſich erſt mit Eintritt des Brandes wieder nieder und verendet dann.

d) Leber-, Milz- oder Nieren-Schuß, wenn der anhaltend und ziemlich häufig an der Seite der Fährte herabgeträufelte Schweiß ausgezeichnet dunkelroth, eigentlich ſchwarzbraunroth gefärbt erſcheint.

e) Keulen-Schuß, wenn der die gewöhnliche blutrothe Farbe habende Schweiß ziemlich anhaltend, aber nicht häufig in oder dicht neben dem Tritte des Hinterlaufs ſich findet.

f) Lauf-Schuß, wenn der Schweiß aa) beim hohen, durch welchen das Auftreten nicht ganz verhindert wird, in den Tritt; bb) beim kürzern, wegen des Umherſchleuderns der zerſchmetterten Knochenröhre, in der Gegend des Tritts umherſpritzt, und in beiden Fällen eine der gewöhnlichen blutrothen nahe kommende, doch etwas hellere Farbe hat.

g) Schuß auf den Stich, wenn, in die rechte Bruſthöhle eingedrungen, Lungenſchweiß, in die linke gegangen, Herz- und Herzkammerſchweiß (ſ. lit. b.), vor der Fährte umhergeſpritzt, ſich darſtellt.

h) Spitz-Schuß von hinten, wenn Keulenſchußſchweiß hinter der Fährte klumpenweiſe ſich findet.

Noch eine durch vielfältige eigene Erfahrung beſtätigte Beobachtung kann ich dem Leſer nicht vorenthalten. Nehm-

lich: alles mit der Kugel — auch mit Schrot — geſchoſſene Haarwild wird man, wenn es nach der Verwundung auch nur einen Schritt noch zu thun vermochte und dann zuſammenbrechend oder im Niederthun geendet hat, auf der Seite liegend finden, von welcher es die tödtliche Verwundung erhielt. Es ſind mir ſogar Fälle vorgekommen, wo zwei Schützen von den entgegengeſetzten Seiten auf ein Stück ſchoſſen. Der eine hatte es auf dem Blatte, der andere in den Flanken verwundet, und doch fiel es auf die Seite des tödtlichern Anſchuſſes *).

§. 49.

Ich faſſe hier nun das zuſammen, was der Jäger zu thun und zu beobachten hat, wenn er einen Hirſch, ein Thier, oder überhaupt Rothwild erlegt und verbrochen hat **).

Um das Rothwild auf den Wagen zu bringen, faßt er, wenn er grüne, wo möglich eichene Brüche (Zweige) untergelegt hat, den Hirſch an beiden Stangen dicht unter der Krone, das Thier bei beiden Gehören, ſteigt auf den Wagen, zieht zuerſt den Kopf hinauf und läßt die übrigen Gehülfen nachheben. Dann verbricht er es wieder.

Der Platz, wo, wenn es auf die eben vorgeſchriebene Art vom Wagen gehoben worden, das Aufbrechen vorgenommen werden ſoll, muß gleichfalls mit friſchen Brüchen belegt werden. Nie darf bei dieſen und den folgenden Verrichtungen der Weidemann den Rock ausziehen, noch weniger die Hemdenermel aufſtreifen. Will er ſich recht reinlich halten, ſo muß er grüne oder

*) Alles in dieſem Paragraph Geſagte iſt auf jede zur hohen und Mitteljagd gehörige Haarwildsart anwendbar. Nur die Sau geht nie in die Höhe, wenn ſie auch von vorn geſchoſſen wird.

**) Alles was dieſer Paragraph enthält, iſt anwendbar auf ſämmtliche zur hohen und Mitteljagd gehörige Haarwildsarten und wird in der Folge nicht wiederholt. Einzelne Abweichungen ſollen am gehörigen Orte angezeigt werden.

dunkelgraue Leinwandermel über den Rock ziehen und über dem Ellenbogen am Arme feſtbinden.

Auf den Brüchen wird nun der Hirſch auf den Rücken gezogen und das Gehörn ſo unterwärts gedrückt, daß die obern Theile der Blätter auf demſelben ruhen.

Vor dem Kopfe ſtehend — nicht knieend — ſchärft er nun die Haut und das Wildbret von dem Unterkiefer an bis zum Ende des Halſes auf, löſ't die Droſſel aus und den Schlund von derſelben ab. Dann ſchärft er in dieſen, zwei Zoll vom vordern Ende deſſelben, eine Oeffnung, ſchlingt den obern Theil drei- bis viermal durch, damit die Aeſung nicht herausdringen kann, und ſchiebt nun mit der rechten Hand den ganzen Schlund nach der Herzkammer hinein.

Indem er an den hintern Theil des Hirſches zwiſchen die Läufe tritt, drückt er dieſe etwas aus einander, ſchärft, ſo daß der eine Theil des Kurzwildbrets (der eine Hode) auf der rechten, der andere auf der linken Seite bleibt, zwiſchen den Keulen nach dem Weideloch zu, bis auf das Schloß hinab; dann über die Ruthe bis zu dem Bruſtkern hinan, blos die Haut auf und löſ't die Ruthe nebſt den Samengefäßen aus, läßt aber das Kurzwildbret zu beiden Seiten in der Haut. Hierauf ſchärft er vom Kurzwildbret bis zum Schloſſe mit Vorſicht das Wildbret auf, ſchlägt die Junktur des Schloſſes durch und drückt die Keulen vollends aus einander. Nun ſetzt er die zwei erſten Finger der linken Hand an den Anfang der entſtandnen Oeffnung, hebt das Wildbret etwas vom Geſcheide auf, ſetzt zwiſchen den Fingern den Nickfänger an, und ſchärft auch das Wildbret, mit der linken Hand nachdrückend, bis zum Bruſtkern auf.

Hiernächſt wird das Netz herausgenommen, dann zwiſchen den Wanſt und das Zwerchfell hineingegriffen, um den Schlund zu erlangen. Nun wird das ganze Geſcheide, welches man, um es nicht zu zerreißen, in der Gegend der Nieren mit der andern Hand untergreifen muß, nach hinten zu herausgezogen, auch der Maſtdarm völlig ausgelöſ't.

Wenn das Geſcheide auf die Seite gebracht worden, nimmt man — jedoch ohne ein ſchneidendes Werkzeug anzuwenden — das Unſchlitt heraus.

Nachdem vorn der Droſſelknopf abgelöſ't worden, geſchieht ein gleiches an den Rippen herum mit dem Zwerchfell. Dann greift man in der Herzkammer nach der Droſſel und zieht dieſe nebſt der ganzen Lunze auch nach hinten zu heraus.

Endlich werden auch die Mehrbraten, welche nebſt der Lunze dem Jäger als Jägerrecht zukommen, ausgelöſ't.

Wenn nun der Hirſch vorn etwas gehoben worden, um den etwa zurückgebliebnen Schweiß herauszulaſſen, wird er an einen kühlen Ort gebracht und gut verwahrt.

Das Zerwirken fängt man beim Hirſch mit dem Ausſchlagen des Gehörns an, welches in der Regel vermittelſt eines Weidemeſſers — auch Blatt genannt — geſchehen ſoll.

Hierauf ſchärft man, von vorn an, die Haut längs der Bruſt, ſo weit es noch nicht geſchehen iſt, vollends auf. Dann trennt man drei Zoll über dem Oberrücken des rechten Laufs durch einen Einſchnitt rund um denſelben die Haut, ſetzt gerade vom Geäfter hinauf in dem Einſchnitte den Nickfänger an und ſchärft gerade fort bis zur Mitte der Bruſt. Eben ſo verfährt man mit dem linken Vorder- und endlich mit dem rechten und linken Hinterlauf. An den beiden letztern ſchärft man ſo auf, daß an der inwendigen Seite der Keule, unfern der Blume, der Einſchnitt aufhört.

Vermittelſt aller dieſer Einſchnitte wird nun von vorn nach hinten zu, die ganze Haut erſt auf der rechten, dann auf der linken Seite abgelöſ't.

Nur dann, wenn die Haut ſich mit dem Daumen der rechten Hand nicht vom Wildbret abſtoßen läßt, wendet man das Meſſer an, führt es aber ſtets flach und vorſichtig, um der Haut keinen Schaden zuzufügen.

An der Blume, welche am Zimmer und an dem Gehör, das, vom Kopf abgelöſ't, an der Haut gelaſſen

Bayerische Staatsbibliothek München

wird, ſo wie an einem ſchmalen Streif über dem Ober= und Untermaule bleibt die Haut.

Beim nun folgenden Zerlegen bleibt die Haut unter dem Wildbret ausgebreitet.

Zuerſt wird das rechte, dann das linke Blatt nach ſeiner natürlichen Geſtalt abgelöſ't.

Dann ſchärft man die Flanken *) von da, wo ſie ſich an die Keulen anſchließen, erſt auf der rechten, dann auf der linken Seite bis an die Rippen durch, greift, wenn dem Jäger das ganze Jägerrecht zukommt **), hinein, zählt die drei erſten Rippen ab, trennt dieſe mit dem Nickfänger von den übrigen, ſchlägt mit dem Blatt den Rückgrat durch und legt ſie mit dem Halſe auf die Seite.

Nun macht man auf der rechten und linken auswendigen Seite mitten über die übrigen Rippen einen Einſchnitt, ſchlägt ſie an der bezeichneten Stelle mit dem Weidemeſſer durch und legt ſie ungetrennt auf die andere Seite. Hiernächſt ſchärft man auf der äußern Seite der Eisbeine bis an die Kugel fort, löſ't dieſe aus, dann erſt die rechte, dann die linke Keule vom Zimmer ab und bringt ſie zu dem übrigen Wildbret.

Endlich trennt man auch den Rückgrat da, wo, dem eingeführten Gebrauch nach, der Rücken und Zimmer ſich ſcheiden ſollen.

Noch iſt zu bemerken, daß alle hier erwähnten Geſchäfte ſtehend verrichtet werden müſſen, und daß man das Meſſer oder Blatt jedesmal bei Seite legt, wenn man ſeiner nicht bedarf.

In Gegenwart großer Herrn und bei großen Jagen wird das Aufbrechen und Zerwirken im vollen Jägerzeuge verrichtet.

---

*) Einige Jäger löſen erſt die Keulen aus.

**) Dies beſteht im Kopf und Hals, in den daran ſtoßenden drei erſten Rippen, und in dem ganzen Aufbruch nebſt den Mehrbraten. Auch iſt es geſtattet, alles Feiſt, was ohne Beihülfe des Meſſers beim Aufbrechen erlangt werden kann, zu nehmen.

§. 50.

Jeder Fehler bei der Jagd, beim Aufbrechen und Zerwirken, beſtände er auch nur im Gebrauch eines nicht gerechten Ausdrucks, wird, dem Herkommen gemäß, mit dem Blatte oder Weidemeſſer beſtraft, und zwar auf folgende Art:

Der eines Verſtoßes Ueberführte muß ſeinen Hirſchfänger ab-, ſich ſelbſt quer über einen geſchoſſenen Hirſch, von welchem der Bruch heruntergenommen wird, legen, und erhält von einem andern Weidemanne höhern Ranges drei Streiche, welche in der Jägerſprache Pfund genannt werden, mit dem Blatt ad posteriora; wobei der, welcher das Blatt gibt, ſich folgender Worte bedient:

Beim erſten Pfund: das iſt für meinen Fürſten und Herrn;
beim zweiten Pfund: das iſt für Ritter, Reiter und Knecht; und
beim dritten Pfund: das iſt das edle Jägerrecht!

Während des ganzen Akts bläſ't die umſtehende Jägerei und mit einem allgemeinen Jägergeſchrei wird er beſchloſſen. Der Beſtrafte muß ſich bedanken.

An den mehreſten Orten iſt es eingeführt, daß jeder von den Zuſchauern, der einen Hirſchfänger trägt, ſolchen lüften, d. h. etwa zwei Zoll breit aus der Scheide ziehen muß.

Nicht nur der Jäger von Metier iſt dieſer Strafe unterworfen, ſondern jeder, der an der Jagd Theil genommen hat, oder beim Aufbrechen und Zerwirken gegenwärtig iſt.

Ob es in ältern Zeiten ernſtlich mit dieſer quasi-Strafe gemeint geweſen iſt, läßt ſich wohl nicht beſtimmen; aber Schande hat ſie, ſelbſt den älteſten Jagdgeſetzen zu Folge, nie gemacht.

In unſern Zeiten, wo wichtigere Dinge ſpaßhaft betrieben werden, wäre es lächerlich, aus einer bloßen Ceremonie Ernſt machen zu wollen.

Darf ich wohl hoffen, über die Erwähnung dieſes

Gegenſtandes nachſichtig beurtheilt zu werden? — Ich dächte doch! Wer weiß, wenn und wo es ſelbſt dem ſtrengen Kritiker einmal zu Gute kommen kann, über dieſen Gegenſtand etwas geleſen zu haben! Lachen Sie immer, meine Herrn, ſo lange Sie ſagen können: „Weit vom Knall, iſt gut für den Schuß!“ Sollten Sie je einem Jagen beiwohnen und dennoch gegen die Jägerregel ſündigen, ſo rettet auch Sie nichts; dann heißt's: „Was unter der Heerde iſt, ſchont der Wolf nicht!“ —

B. Parforcejagd *) auf Edelhirſche.

§. 51.

Die Parforcejagd beſteht darin, daß man einem Hirſche mit einer beträchtlichen Anzahl Jagdhunde, welche weniger ſchnell als er ſind, ſo lange auf der Fährte folgt, bis er durch die Flucht ermüdet, nicht mehr aus der Stelle weicht, ſondern ſich ſo lange gegen die Hunde vertheidigt, bis dieſe ihn niederziehen, oder bis er von den Jägern auf eine dem Lokal, wo er ſich ſtellt, angemeſſene Art erlegt wird.

Dieſer Erklärung zu Folge iſt der Ausdruck: Hirſchhetze, welchen man von Unkundigen ſo oft hört, auf dieſe Jagd nicht anwendbar **). Denn man hetzt nur dann

---

*) Der Verfaſſer bekennt, daß er zwar mehrere Jahre nach einander der Parforcejagd als Zuſchauer in Deſſau beigewohnt, aber des großen Aufwandes wegen, welcher mit der Unterhaltung von vier guten Pferden verbunden geweſen ſeyn würde, dennoch nicht Gelegenheit gehabt hat, alles das gründlich zu ſtudiren, was der Parforcejäger von Metier wiſſen muß. Indeſſen hofft er dem Liebhaber und ſelbſt denen, welche ſich der franzöſiſchen Jagd widmen wollen, durch die Mittheilung ſeiner an Ort und Stelle gemachten Beobachtungen um ſo eher einen Dienſt zu leiſten, da er das ihm Fehlende aus Döbels Jägerpraktik zu erſetzen ſich bemühte. Da man ſowohl in Rückſicht des Ausdrucks als der Grundſätze in der nachſtehenden Abhandlung große Aehnlichkeit mit einem in Nr. 33, 34, 41, 42 und 43 der Zeitung für die elegante Welt vom Jahre 1801 abgedruckten Aufſatze finden wird; ſo glaubt er, um dem Verdachte auszuweichen ſich an fremdem Gute vergriffen zu haben, erklären zu müſſen daß auch dieſer aus ſeiner Feder gefloſſen iſt.

**) Eben ſo wenig der Ausdruck Rennjagd; der Verfaſſer ſchlägt daher,

das Wild, wenn man daſſelbe im Geſicht ſolcher Hunde, welche ſchneller als jenes ſind, verfolgt, bis dieſe das fliehende Wild einholen und feſthalten.

§. 52.

Nothwendige Erforderniſſe zur Parforcejagd ſind:

1. Jäger, welche ſich in allem, was auf dieſelbe Bezug hat, die nöthigen Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten erworben haben;
2. ein auf Widerhalt zur Parforcejagd berechneter Edelwildſtand;
3. Terrain, welches ſich zur Unterhaltung deſſelben und zu dieſer Jagdart beſonders eignet;
4. ſichere, ſchnelle, dauerhafte und gewandte Pferde für die Jäger;
5. eine Meute, d. i. eine willkürliche Anzahl Jagdhunde, welche ausſchließlich nur auf der Fährte des angelegten Hirſches vermittelſt ihrer guten Naſe (fein organiſirten Geruchswerkzeuge) fortarbeiten und ununterbrochen laut ſind.

§. 53.

Bei der Anſtellung des nöthigen Jägerperſonals kommt es mehr auf die Qualität als auf die Quantität der Männer an, welchen die Beſorgung alles deſſen übertragen wird, was auf dieſe Jagd — die Pferdewartung abgerechnet — Bezug hat.

Die Befolgung dieſes Grundſatzes macht, daß man in Deſſau mit Wenigen viel ausrichtet *).

Dort beſteht es, außer dem Director der Parforcejagd und dem Oberjäger, nur aus zwei Piqueurs und drei Jägern.

---

wenn der ausländiſche nicht mehr gelten ſoll, den ihm paſſender ſcheinenden: Ermüdungsjagd, vor.

*) Der Verfaſſer hat keine Kunde darüber, ob und wie die Parforcejagd jetzt (1818) noch in Deſſau betrieben wird. Alles Obenſtehende bezieht ſich auf die Verfaſſung, welche im Jahr 1800 ſtatt fand.

Hierzu kommen noch ſechs Jagdpfeifer, die, ſo weit es mit einem Pferde und zu Folge der durch fortgeſetzte Uebung erlangten Erfahrung möglich iſt, auch bei der Jagd Dienſte thun, ein Hundearzt und, wenn ich in der Zahl nicht irre, vier Hundewärter.

Jeder Parforcejäger muß

a) vollkommen hirſch= und fährtengerecht ſeyn; auch alle auf den zur Jagd beſtimmten Revieren befindliche Hirſche, vorzüglich die ſtärkern, nach den beſondern Auszeichnungen am Geweih und ihren Stand zu jeder Jahreszeit kennen; dieſe der Stärke nach richtig anzuſprechen und jeden aus andern Gegenden zuwechſelnden, bei der erſten genauen Anſicht von den übrigen Standhaltenden zu unterſcheiden wiſſen; überhaupt aber ein geübtes und ſcharfes Auge haben, um in beträchtlicher Ferne, ſelbſt im Holze, auch den nur einmal genau geſehenen Hirſch, ſogar wenn er flüchtig iſt, beſonders bei der Jagd, mit andern nicht zu verwechſeln. Er ſoll

b) in allen Theilen der eignen Reviere ſo genau Beſcheid wiſſen, daß er auch den kleinſten ihm beſtimmten Ort ſogleich zu finden vermag, und von der benachbarten Gegend wenigſtens ſo viel Lokalkenntniß haben, daß er ſich überall forthelfen und zurecht finden kann;

c) jeden Hund bei der Meute nicht nur dem Namen, ſondern auch der Folgſamkeit und Zuverläſſigkeit nach kennen und danach ihn bei der Jagd zu beurtheilen und zu behandeln verſtehen;

d) ein guter Reiter ſeyn, d. h. er muß ſein Pferd vollkommen in der Gewalt haben und die Kräfte deſſelben möglichſt ſchonen, für ſeine Perſon aber ſo wenig beſorgt ſeyn, daß er die Möglichkeit eines Sturzes kaum zu ahnden ſcheint und überhaupt alles von der Natur erhalten und erlernt haben, was nach §. 2. der Einleitung vom teutſchen Jäger gefordert wird.

Dieſe Eigenſchaften muß der Director ſowohl, als der Oberjäger in ſo vorzüglichem Grade beſitzen, wie es bei beiden in Deſſau der Fall iſt; auch, wie dort bei jedem andern Jäger das Beſtreben ſichtbar ſeyn, ſeinem

Beruf treu, unverdroſſen und mit Leidenſchaft Genüge zu leiſten.

§. 55.

Um die im vorigen Paragraph unter a angegebenen Fertigkeiten zu erlangen, muß ſich der junge Jäger nicht nur mit allem, was §. 1. und 3. dieſes Kapitels über das Entſtehen und den Bau des Gehörns geſagt worden, ſondern auch mit dem, was er §. 11. ausführlich dargeſtellt findet, praktiſch bekannt zu machen ſuchen. Beim letztern nird ihm die Arbeit mit dem Leithunde unter Anleitung eines ſachverſtändigen Prinzipals ſehr weſentlichen Nutzen ſchaffen.

Zum Erwerbe des Hirſcherkenntniß nach der Auszeichnung am Geweih und nach dem Körperbau gibt es kein ſichreres Mittel, als tägliche Beobachtung und Anſchauung mehrerer Hirſche und damit verbundene Aufmerkſamkeit auf die abweichende Stellung der Gehörne im Ganzen und der einzelnen Theile derſelben — der Enden. An gut und zweckmäßig unterhaltenen Winterfütterungen *) findet man hierzu die beſte Gelegenheit. Durch vieljährige Uebung hatte der verſtorbene Director der Parforcejagd in Deſſau, der Forſtmeiſter Krüger, es ſo weit gebracht, daß er viele der ſtärkern Hirſche ſelbſt dann erkannte, wenn ſie das Gehörn abgeworfen hatten.

Um von der Zahl der Standhirſche unterrichtet zu ſeyn, wird an jeder Fütterung eine Liſte darüber aufgenommen; und damit es an einem Hülfsmittel nicht fehle,

---

*) In Deſſau ſtehen an jeder der beiden Fütterungen 70, 80 und mehrere Hirſche. Haben ſie ſich, um andere Aeſung zu ſuchen, davon entfernt, ſo kann ſie der Jäger mit dem Pferde gemächlich näher treiben. Hat er dann Heu auf die Raufen geſteckt und Hafer oder Eicheln in kleinen Häufchen auf dem Erdboden herumgeſtreut, ſo kommen ſie, dem wiederholten Rufe: Komm Hirſch! zu Folge, heran und ſind ſo ruhig bei der Aeſung, daß der ihnen bekannte Jäger unter denſelben herumreiten, auch zuweilen einige mit den Händen berühren kann. Dies Schauſpiel, an welchem mehrere Zuſchauer ganz in der Nähe Theil nehmen dürfen, gewährt gewiß jedem Jagdliebhaber ein hohes Vergnügen.

in derſelben einen Hirſch von dem andern zu unterſcheiden, erhält jeder, ſobald er am Gehörn ſich auszuzeichnen anfängt, einen beſondern Namen, und heißt dann Namenhirſch. Außer dem Namen wird das Alter, nach der im folgenden Paragraph anzuzeigenden Art anzuſprechen, die Zahl der Enden auf jeder Stange, auch wo möglich die Auszeichnung an irgend einem Theile des Geweihes in der Liſte aufgeführt.

Da dieſe Auszeichnung dem Hirſche bei jedem nachmaligen Aufſetzen eigen bleibt, und da es wohl nicht leicht zwei Hirſche gibt, welche ein ganz gleich gebautes und geſtelltes Gehörn trügen, ſo erkennt man den einmal benannten an dem bekannten ausgezeichneten Theile wieder und trägt, wenn er im Sommer völlig vereckt hat, die Ab- oder Zunahme der Enden, und wenn im letztern Falle ein neues Unterſcheidungszeichen ſichtbar würde, auch dieſes in der Liſte ein.

Sie könnte etwa nach folgendem Schema eingerichtet werden:

Liſte der Namenhirſche im Jahr 1802.

Name.	Stärke und Endenzahl.	Endenzahl auf der rechten Stange.	Endenzahl auf der linken Stange.	Auszeichnung.
1. Der Fromme.	Vom 3ten Kopf jagdbar, an ungerade 16 Enden.	8	7	Die Krone der linken Stange hat hinten eine Quergabel, deren längſtes auswärts ſtehendes Ende ſcharf nach unten zu gebogen iſt.
2. Hubertus.	Vom 4ten Kopf, an gerade 12 Enden.	6	6	Lange Augenſproſſen; die an der rechten Stange wendet ſich nach außen und iſt an der Ecke ſcharf oberwärts gekrümmt.
		u. ſ.	w.	
Abänd	erung der	Liſte im	Jahre	1803.
1. Der Fromme.	Vom 4ten Kopf jagdbar, an gerade 14 Enden.	7 denn er hat auf dieſer Stange zurückgeſetzt.	7	Wie im vorigen Jahre.
2. Hubertus.	Schlecht jagdbar an gerade 14 Enden.	7	7	Wie im vorigen Jahre und iſt an der Krone der linken Stange durch das neuentſtandne Ende eine Seitengabel, deren vorderes Ende einwärts gebogen iſt, zum Vorſchein gekommen.

u. ſ. w.

§. 56.

Vom dritten Lebensjahre des Hirſches an weicht bei der Parforcejagd das Anſprechen deſſelben ganz von dem bei der teutſchen üblichen ab. Denn, ſobald er dann das zweite Gehörn aufſetzt, ſagt man: er iſt ein Hirſch vom zweiten Kopf, im vierten Jahre wird er ein Hirſch vom dritten, im fünften vom vierten Kopf. Wenn er im folgenden ſechsten Jahre zum fünftenmale ſein Gehörn erneuert, wird er ſchlecht=jagdbar; im nächſten ſiebenten Jahre jagdbar, im achten vom zweiten Kopf jagdbar, im neunten vom dritten Kopf jagdbar, u. ſ. w.

Bei dieſer Methode anzuſprechen kommt nie die Zahl der Enden in Betracht. Kennt der Jäger, wie er ſoll, ſeine Standhirſche, ſo iſt ſie unſtreitig ſichrer und beſtimmter, als die bei der teutſchen Jagd eingeführte, bei Wechſelhirſchen aber allerdings weniger beſtimmt, als bei dieſer; denn wenn der teutſche Jäger zwar jeden Hirſch, der der Fährte nach über zwölf Enden tragen kann, als jagdbar angibt, ſo fügt er doch allemal, in ſo fern er den Hirſch geſehen hat, die Zahl derſelben bei; der franzöſiſche hingegen achtet nur auf die Stärke und Perlbeſetzung der Stangen und Roſen, und zugleich darauf, ob die letztern dicht auf dem Roſenſtocke ſtehen oder nicht. Hiernach ſpricht er muthmaßlich das Alter an, welches alles ſich aber aus der Fährte noch viel weniger beſtimmt angeben läßt. Auch hierbei iſt der teutſche Jäger beſſer daran; denn ob der Hirſch nach ſeiner Anſprache jagdbar iſt, muß er ſchon dem Schritte nach beurtheilen können.

§. 57.

Daß der Edelwildſtand in ſolchen Revieren, wo alle Jahre Parforcejagd ſtatt finden ſoll, ſehr ſtark ſeyn müſſe, ergibt ſich ſchon daraus, daß vom Auguſt bis zum November, um Hunde und Pferde in Athem zu erhalten, wöchentlich dreimal gejagt wird, und daß dadurch jährlich 36 bis 40 Hirſche, oder wenn man, wie billig, einige Fehljagden vorausſetzt, doch 30 bis 34 in Abgang kommen.

Da nun unter dieſen Umſtänden höchſtens nur ein oder zwei Feiſthirſche für die herrſchaftliche Tafel gebürſcht, von den gejagten Hirſchen vor und zu Anfang der Brunftzeit nur der Zimmer, ſpäterhin aber gar nichts für dieſelbe benutzt werden kann, und alſo zu dieſem Behuf blos alte und Schmalthiere geſchoſſen werden; ſo läßt ſich leicht der Schluß machen, daß wenigſtens 300 Stücken Wild, Schmalthiere und Spießer erforderlich ſind, um die Küchenkonſumtion zu beſtreiten und den Hirſchſtand, welcher doch aus nicht weniger als 150 Stück beſtehen kann, vollzählig zu erhalten.

§. 58.

Vorzüglich eignen ſich zur Parforcejagd ebene Reviere, deren nicht zu ſehr zuſammenhängende Holzmarken, durch Wieſen und Lehden unterbrochen und begrenzt ſind. Dieſe Holzmarken, vorzüglich aber große Nadelholzwaldungen müſſen mit ſchnurgeraden, ſich kreuzenden, immer von überhangenden Aeſten gereinigten und planirten Wegen und Wildfuhren in mäßigen Entfernungen durchſchnitten ſeyn, um die Beobachtung des Hirſches und der Jagd im Ganzen zu erleichtern.

Jeder Eingang derſelben, jede mit Sand befahrne Brücke und jede Durchfahrt, welche über Graben führt, jeder Ort, wo ein Fluß oder ſtilles Waſſer ohne Gefahr mit dem Pferde paſſirt werden kann, iſt mit ſtarken, auf Stangen geſteckten Strohwiſchen, und der Weg im Waſſer auf beiden Seiten mit eingeſteckten Stäben, jeder Fuchs- und Dachsbau und jedes nicht ganz in die Augen fallende Loch mit breiten weißen Ringen an den umſtehenden Bäumen, und, wo dieſe fehlen, durch eingegrabene roth oder ſchwarz geringelte Säulen zu bezeichnen.

Sind die Flüſſe zu tief und reißend, oder iſt der Grund in denſelben zu unſicher; ſo werden während der Jagd auf den gewöhnlichen Wechſeln kleine, mit Fiſchern beſetzte Fähren oder doch Kähne angeſtellt, um einige Jäger ſogleich überſetzen zu können. Pflicht und Menſchlichkeit gebieten alle dieſe Maaßregeln, um den Jäger bei

einer bloßen Vergnügungsſache der Lebensgefahr ſo wenig als möglich auszuſetzen.

Es iſt mir nicht unbekannt, daß es ſonſt möglich gemacht wurde, in bergigen, ſelbſt felſigen Gegenden die Parforcejagd zu betreiben; aber gewiß nie iſt ſie da ſo regelmäßig gegangen und mit ſo vielen Annehmlichkeiten für den Zuſchauer verbunden geweſen, wie in Deſſau, wo alle oben angeführten Lokalverhältniſſe und Einrichtungen ſtatt finden.

§. 59.

Hat das Jagdpferd die §. 52. Nr. 4. angeführten Eigenſchaften und iſt es nicht zu hitzigen Temperaments — denn ſelbſt das faule wird bei der Parforcejagd lebhaft — ſo iſt es ganz gleich, von welcher Race es herſtammt.

Keins ſollte unter fünf Jahr alt ſeyn, wenn es zur Jagd gebraucht wird.

Ein Jagdpferd muß zwar nie hartmäulig ſeyn, aber doch immer feſt am Zügel ſtehen; denn wäre es zu empfindlich im Maule, ſo würde es ſchnelle, gewaltſame Wendungen nicht ruhig ertragen.

Immer, beſonders einen Monat vor und während der Jagdzeit muß es reichlich mit Hafer ohne Hechſel, aber nur höchſtens mit ſechs Pfund Heu täglich gefüttert werden; denn es ſoll Kräfte und Athem haben, aber nie fett ſeyn.

Bei übermäßiger Anſtrengung wird man wohl thun, es mit Gerſtenſchrotſaufen zu unterſtützen.

Im Frühjahre iſt ihm vierwöchentliche Graſung ohne trocknes Futter ſehr dienlich. Dem ſteifgerittenen kann man vorher mit einem Fontanell auf der Bruſt zu Hülfe kommen.

Im Sommer und ſelbſt in der Jagdzeit — nur die Jagdtage ausgenommen — hat das kalte Flußbad und nach harten Jagden das Frottiren und Waſchen der Blätter und Füße mit warmem Wein oder Branntweinſpülig großen Nutzen. Nie darf ein Jagdpferd warm in den Stall kommen und nicht eher Futter und noch weniger

Saufen erhalten, bis es innerlich und äußerlich völlig abgekühlt iſt. In dieſem Betracht müſſen die Stallleute unter ſtrenger Aufſicht ſtehen.

Der Jäger kann und darf, ſobald er abſteigt, nichts mehr mit dem Pferde zu thun haben; aber immer wird er doch, um ſein ſelbſt willen, den Stallknecht, welcher es wartet, beobachten, und wenn er Fehler bemerkt, ſie dem Stallvorgeſetzten anzeigen.

Der Director muß über fünf ihm ein für allemal zugetheilte Pferde in allem, was den Dienſt betrifft, disponiren können; über eben ſo viel der Oberjäger und die zwei Vorſuchenden. Von dieſen reiten die genannten Perſonen bei der Jagd ein Pferd zum Vorſuchen und Lanciren, eins zur Anjagd und zwei kommen auf relais.

Jeder der übrigen Jäger hat vier Pferde; eins davon wird zum Lanciren und zur Anjagd geritten und zwei gehen auf relais.

Ein Pferd bleibt bei allen übercomplet und zu Hauſe.

Auch außer der Jagdzeit darf und muß der Jäger ſeine Pferde gebrauchen, aber ohne Noth nicht über die Futterzeit ausbleiben.

Jeder Jagdpfeifer erhält in Deſſau nur ein Pferd; es iſt aber wohl die Frage, ob es nicht räthlicher wäre, ihnen zwei zu geben?

Mit Recht fordert man von jedem, der bei der Parforcejagd Dienſte thut, daß er ein guter Reiter ſei. Sobald die jungen Pferde in der Bahn nur ſo weit gebracht ſind, daß ſie den Reiter tragen und einigermaßen den Zaum annehmen, muß daher der Jäger das ihm zugetheilte ſelbſt, erſt unter den Augen des Bereiters und nachher im Freien allein, behandeln können und dürfen.

Verſteht er die Kunſt, es mit dem Vorder- und Hintertheile im Gleichgewicht zu erhalten, oder die ſchwächere Partie zu ſchonen; vermeidet er, ſo viel er kann, heftige Paraden und gewaltſames Herumwerfen; weiß er die Kräfte deſſelben für den Nothfall zu ſparen: ſo iſt es kaum zu glauben, wie lange es Dienſte thun kann. Es ſind mir Fälle in Deſſau bekannt, daß einige Pferde zwölf,

dreizehn, mehrere ſieben, acht Jahre ausgehalten haben. Und gewiß, der Vortheil iſt ſehr groß, zur Jagd gewöhnte Pferde zu reiten! Deshalb wird auch der bedachtſame Jäger ſein Pferd, um eines kleinen Fehlers willen, nicht abgeben und für untauglich erklären.

§. 60.

Die Meute kann aus Jagdhunden, entweder von engliſcher oder franzöſiſcher Race zuſammengeſetzt ſeyn. In Deſſau beſteht ſie gewöhnlich aus 80 bis 90 von der erſtern Art.

Je ſtarkzähliger ſie iſt, deſto voller und helltönender iſt auch der Laut; denn kein Parforcehund ſoll ſtumm jagen. Iſt ſie aber auch geringzähliger, ſo geht gerade deshalb die Jagd oft am beſten, weil die Hunde leichter zu überſehen und zuſammenzuhalten ſind.

Nie darf eine Hirſchmeute auf irgend eine andere Wildart, und nicht einmal auf Thiere jagen.

§. 61.

Die Unterhaltung und Behandlung der Meute fordert große Aufmerkſamkeit, nicht allein von Seiten der Jäger, ſondern auch der Wärter. Dieſerhalb muß bei Einrichtung des Jägerhofs (ſo wird der zur Aufbewahrung der Hunde beſtimmte Ort genannt) darauf Bedacht genommen werden, daß die Wohnung der Wärter ganz in der Nähe der Ställe und Zwinger ihren Platz findet, damit ſie aus derſelben beides überſehen können. Sämmtliche Wärter müſſen zur Futterzeit gegenwärtig ſeyn und in der Aufſicht außer derſelben je zwei und zwei wochen= oder tageweiſe abwechſeln. Die Wache haltenden dürfen ſich auch nicht eine Minute entfernen, um immer bei der Hand zu ſeyn, wenn etwa Unordnungen durch Beißen der Hunde unter einander u. dgl., welche ſcharf mit der Peitſche zu beſtrafen ſind, entſtünden.

Die Oberaufſicht im Jägerhofe führt der älteſte Piqueur, welcher auch ſeine Wohnung in dem Bezirk deſſelben hat.

Alle Hundeſtälle müſſen eine geſunde, trockene Lage haben und ſo angelegt ſeyn, daß vermittelſt der auf beiden Seiten geöffneten Fenſter immer friſche Luft durchſtreichen kann. Keinen Tag darf die Reinigung derſelben ausgeſetzt bleiben.

In dem größten derſelben liegt die eigentliche Meute; ein zweiter iſt für läufiſche Hündinnen beſtimmt und ein dritter für junge ausgewachſene Hunde, durch welche der Abgang alter erſetzt werden ſoll. Zunächſt an dieſe muß der Fütterungszwinger grenzen, und aus dieſem ein Eingang zum größern, in welchem ſich die Hunde Bewegung machen können, führen. Zur Beförderung der Reinlichkeit wird der Boden des erſteren ganz, der des letzteren, in welchem aber auch ein Raſenplatz, und hin und wieder ein Schatten gewährender Baum nicht ohne Nutzen iſt, zum Theil mit feinem Sande befahren, das ganze aber jedesmal, wenn die Hunde wieder in die Ställe gebracht worden, geſäubert. Iſt es möglich, einen Bach durchzuleiten, ſo mache man ja von dieſem glücklichen Verhältniſſe Gebrauch. Außerdem muß vorzüglich darauf gehalten werden, daß ſämmtliche Hunde oft und immer friſches Saufen durch Anwendung möglichſt leichter Mittel erhalten. Die Zwinger werden am füglichſten mit ſtarkem Lattenwerk, welches unten herum mit drei über einander liegenden Bretern vernagelt iſt, umſetzt.

Noch muß auf kleinere Stallbehältniſſe, um in denſelben die läufiſchen Hündinnen mit den ihnen beſtimmten Hunden paarweiſe zuſammenzuſperren, ingleichen auf eine zunächſt bei der Wärterwohnung anzubringende allgemeine, außerdem aber auf eine andere, aus der Nachbarſchaft aller andern Hunde zu entfernende, für ſolche Patienten, die an anſteckenden Krankheiten, z. B. an der Raude oder ſogenannten Seuche leiden, beſtimmte Krankenſtube Bedacht genommen werden. Beide müſſen mit Oefen und guten Lagern verſehen ſeyn.

§. 62.

Fleißige und oft wiederholte Reinigung der Hunde,

durch Kämmen, Waſchen und Baden wird das Gedeihen derſelben befördern; Nachläſſigkeit in dieſem Falle aber immer üble Folgen haben.

§. 63.

Die beſte Fütterung beſteht aus Haferſchrot, altbacknem Brod, aus halb Rocken=, halb Gerſtenmehl, und Schöpſen= oder Rindfleiſch *). Das zu einer Mahlzeit — die Hunde erhalten deren täglich zwei — nöthige Schrot und Brod wird jedes in ein beſonderes, mit einem Deckel verſehenes Faß gethan, das gehackte Fleiſch nebſt den zerſchlagnen Knochen aber mit Waſſer in einem Keſſel geraume Zeit tüchtig gekocht.

Dann ſchöpft man die Brühe ab, verdünnt ſie mit ſiedendem Waſſer, gießt ſo viel davon auf das Schrot als nöthig iſt, unter beſtändigem Rühren, eine breiartige Maſſe daraus zu machen, und deckt den Kübel zu. Hierauf ſetzt man im Keſſel wieder Waſſer zu, läßt das Fleiſch damit ſo lange kochen, bis es völlig weich iſt, gießt nun die zweite Brühe auf das Brod, und deckt auch dieſes Faß zu.

Wenn nun Schrot und Brod hinlänglich durchbrüht und aufgequellt iſt, wird es nebſt dem Fleiſche in die im Fütterungszwinger befindlichen Tröge gethan, dort gut gemengt, Fleiſch und Brod klein gezupft und gedrückt, und jeder Trog mit einer dünnen Bretdecke ſo lange belegt, bis das Ganze bis zum Lauwarmen verkühlt iſt.

Sobald ſämmtliche Jäger und Wärter mit Hetzpeitſchen verſehen, zur Fütterung beiſammen ſind, öffnet ein Wärter die Thüre des Stalles, in welchem die Meute liegt. Vor derſelben halten die Jäger ſolche unter dem Zuruf: derrière, durch Peitſchenſchwenken zurück, bis die übrigen Wärter die Decken von den Trögen gehoben haben. Dann treten die Jäger aus einander und geben durch:

*) Auch die neu erfundene, überall ſo gerühmte Knochenbrühe würde wenigſtens zur Abwechslung mit Nutzen angewendet werden können.

soupez, soupez! das Zeichen zum ſehr bald beendigten Schmauſe.

Nach eingenommener Mahlzeit darf mäßige Bewegung nicht fehlen; deshalb, und um zu bemerken, ob einem oder dem andern Hunde etwas zugeſtoßen ſei, um zugleich auch alle im Gehorſam zu erhalten, und jeden einzelnen, dem Namen und der Abzeichnung nach, kennen zu lernen, wird die Meute etwa eine halbe Stunde aus= und dann zurück in den Stall geführt.

Beim Ausführen geht ein Wärter vor derſelben, die Jäger ſchließen ſich an den Seiten an und zwei Wärter beſchließen den Zug. Alle Hunde müſſen dicht gedrängt gehen, und keiner darf auf der Seite oder vorn heraus=brechen. Der bloße Verſuch wird vorn unter dem Zuruf: derrière, an den Seiten unter dem: à la meute, mit Peitſchenhieben beſtraft. Die aber, welche, um ſich zu lö=ſen, zurückbleiben, muß einer der hinterſten Wärter beob=achten, und ſobald ſie ſich expedirt haben, à la meute rufend, nachbringen.

Ein zurückgelaſſener Wärter richtet während der Ab=weſenheit der Meute für die läufiſchen und tragenden Hün=dinnen an, welche, wenn jene eingethan iſt, freſſen und ausgeführt werden.

Auch die zum Vollzähligmachen der Meute beſtimm=ten jungen Hunde werden allein gefüttert, und kommen dann in den zur freiern Bewegung eingerichteten großen Zwinger.

Jeder ſäugenden Hündin wird Freſſen und Saufen bei ihren Jungen gereicht.

§. 64.

Zur Zuzucht bringe man, wenn eine gute Hündin läufiſch iſt, ſolche mit einem der vorzüglichſten Hunde, un=ter gehöriger Rückſicht auf beider Temperament, Bau und Alter, in einem kleinen Stalle, oder, noch beſſer, im Zwinger, wo ſie beobachtet werden können, allein zuſam=men, und trenne ſie nicht unter drei Tagen, oder wenig=ſtens nicht eher, bis ſie dreimal ſich gebunden (gehan=

gen) haben. Dann kommt der Hund wieder zur Meute, die Hündin aber bleibt, bis die gewöhnlich neun Tage dauernde Periode des Laufens vorüber iſt, in der für ſie ſchicklichen Geſellſchaft ihres Gleichen.

Die Monate Januar, Februar und März ſind die beſten zum Belegen. Späterhin läßt man die Hündinnen nicht gern zu, weil ſie ſonſt zur nächſten Jagdzeit, die Jungen aber zu der des folgenden Jahres nicht brauchbar ſeyn würden. Der Nothfall, wenn nehmlich eine abgeſperrte, läufiſche Hündin traurig ſich bezeigte oder das Futter verſagte, und deshalb der Ausbruch der Tollwuth zu beſorgen wäre, macht hierbei eine Ausnahme von der Regel.

Der Zeitpunkt der Begattung wird genau aufgezeichnet, um die Periode des Wölfens, welche in der Regel nach neun Wochen und zwei Tagen erfolgt, berechnen zu können. Wenn dieſe eintritt, bringt man die Hündin in die für ſie beſtimmte, immer in mäßiger Wärme zu erhaltende Stube, wo ſchon für ein gutes, weiches Lager in Körben oder Kaſten geſorgt ſeyn muß, und gibt wohl Acht, ob beim Geſchäft des Wölfens Hülfe nöthig iſt, welche dann der Hundearzt leiſtet.

Mehr als zwei bis drei Junge darf die Mutter nicht ſäugen. Da aber vorzüglich die von franzöſiſcher Race weichlich ſind, und überhaupt einiger Abgang unvermeidlich iſt, ſo dürfen die übrigen nie weggeworfen werden, ſondern man muß einige Bauerhündinnen zu Ammen in Bereitſchaft halten. Damit dieſe ihre Dienſte willig verſehen, nimmt man ihnen ihre eignen Jungen weg bis auf eins, und wäſcht dieſes wie die künftigen Milchgeſchwiſter, ehe man ſie unterlegt, mit Branntwein. Nie darf die rechte Mutter mit der Amme in einer Kammer liegen, dieſe und das Lager muß immer reinlich ſeyn, auch die rechte oder Pflegemutter nebſt den Jungen ſo viel möglich vom Ungeziefer frei gehalten werden, gutes Futter und friſches Saufen bekommen, und von Zeit zu Zeit einige Bewegung im Zwinger haben.

§. 65.

Wenn die jungen Hunde vier bis fünf Wochen alt ſind, gibt man ihnen, während die Mutter abweſend iſt, etwas lauwarme Milch, mit altem aus Mittelmehl gebacknem, gekrümeltem Brode vermiſcht, zu freſſen; aber nie darf dies beihülfliche Nahrungsmittel ſo lange ſtehen, daß es ſauer werden könnte. Sobald die Jungen Futter annehmen, entfernt man die Alte von ihnen, und bringt ſie wurfweiſe*) in vier Fuß lange und breite und eben ſo hohe, täglich mit friſchem Stroh oder Heu auszufütternde Kaſten, welche man gern in die Stube der Hundewärter ſetzt, damit die liebe Jugend immer unter Aufſicht iſt; denn dies iſt der Zeitpunkt, wo junge Jagdhunde ſorgfältig gepflegt, reinlich gehalten und beſonders genau beobachtet werden müſſen, weil ſie oft am Durchfall und an andern Uebeln leiden, die, ohne augenblickliche Anwendung zweckmäßiger, vom Hundearzt verordneter Heilmittel, faſt immer tödtliche Folgen haben.

Nach und nach entwöhnt man ſie von der oben angezeigten Fütterung und erſetzt dieſe durch Fleiſchbrühe, welche auf Brod gegoſſen und mit etwas kleinwürflich geſchnittenem Fleiſche vermengt wird. Das aufgeweichte Brod zerdrückt man völlig.

Nicht immer dürfen ſie im Kaſten liegen, ſondern müſſen oft aus demſelben auf die Erde, bei ſchönen Tagen aber an die freie Luft gebracht werden, damit ſie ſich Bewegung und Zeitvertreib machen können.

Bis zur achten Woche beſteht das Saufen in friſcher Milch, nachher bekommen ſie oft friſches Waſſer.

Am beſten iſt's, wenn ſie in einem Alter von drei Monaten aufs Land verlegt und bis ſie ein Jahr und etwas drüber alt ſind, in völliger Freiheit bei gutem Futter dort erzogen werden können; aber nie dürfen ſie eingeſperrt ſeyn, an der Kette liegen, oder gar Schläge bekommen.

---

*) Alle von einer Hündin auf einmal gewölfte Junge begreift man unter dem Ausdruck Wurf.

Von Zeit zu Zeit muß ſie ein Jäger oder der Hundearzt beſuchen und nach dem Rechte, in Rückſicht der Pflege, ſehen.

Erlauben beſondere Verhältniſſe dieſe Erziehungsart nicht, ſo bringt man alle drei Monate alt gewordne Hunde zuſammen in einen beſondern Stall, füttert ſie auf eben die Art wie die Meute, und ſorgt nun dafür, daß ſie in einem geräumigen Zwinger immer friſches Waſſer und viel Bewegung haben.

Weder die auf dem Lande aufgewachſenen und im Frühjahre in den Jägerhof gebrachten, noch die hier erzognen kommen eher zur Meute, bis ſie auf den ihnen beigelegten Namen hören und dem Zuruf: derrière und à la meute, und überhaupt gehorchen lernen. Sind ſie ſo weit, ſo koppelt man jeden beim Ausführen der Meute mit einem alten Hunde von einem andern Geſchlechte, als er ſelbſt iſt, bis alle ſich zur Ordnung und Folgſamkeit gewöhnt haben.

Von nun an bleiben ſie mit der Meute vereinigt.

§. 66.

Soll die Meute immer in recht gutem Stande bleiben ſo wird es zuweilen nothwendig, durch Ankauf echt engliſcher oder franzöſiſcher, vorzüglich zum Belegen beſtimmter Jagdhunde, friſches Blut — wie man zu ſagen pflegt — in die Race zu bringen. Letztere, die franzöſiſchen, waren, in vorigen Zeiten wenigſtens, ſchon in ihrem Vaterlande, welches auch das der Parforcejagd iſt, zum Gehorſam gewöhnt, und auf Hirſche vorzüglich eingejagt; erſtere hingegen haben zwar in Rückſicht der Dauer ſowohl, als der Naſe Vorzüge, jagen aber anfänglich auf jeder Wildfährte, beſonders aber auf der des Fuchſes lieber, als auf der des Hirſches, weil ſie in ihrer eigentlichen Heimath auf Hirſche ſelten, auf Füchſe immer Uebung haben.

Auch mag man ſich in England wohl nicht viel Mühe geben, ſie folgſam zu machen; denn das Geſchäft, ſie zum Gehorſam und zur Meute zu gewöhnen, und nur auf

die Hirſchfährte einzujagen, fordert, da faſt nie ein junger Hund dieſer Art nach Teutſchland gebracht wird, lange Zeit und viele Mühe.

Deshalb muß auch dahin geſehen werden, daß ein ſolcher Transport friſcher Hunde im Frühjahre ankomme, um ſie zugleich mit den jungen Hunden auszuarbeiten.

Langten ſie aber erſt kurz vor, oder gar erſt in der Jagdzeit an; ſo müſſen ſie im erſtern Falle beim Ausführen und Ausreiten anfänglich mit alten einheimiſchen Hunden gekoppelt, im letztern aber bis zur Anjagd gleichfalls gekoppelt, und jedesmal nur einige derſelben mitgenommen werden.

Gleichwohl kann man ſich ſelten eher als im zweiten Jahre einigermaßen auf ſie verlaſſen.

Ueberhaupt beſteht der Vortheil, welcher aus der Veränderung der Race entſpringt, beſonders darin, daß ſich das den engliſchen Hunden eigene Feuer der Meute, und ihre vortreffliche Naſe den von ihnen fallenden jungen Hunden mittheilt.

§. 67.

Bei der Jagd erhitzen und erkälten ſich die Parforcehunde ſo oft, und es häufen ſich aus dieſen und andern Gründen bei ihnen ſo viele Unreinigkeiten an, daß eine gewiſſe Anlage zur Raude, oder doch zu Ausſchlägen, welche in Raude übergehen können, vorauszuſetzen iſt.

Um nun dem Ausbruche dieſer und anderer Krankheiten zuvorzukommen, thut man wohl, der ganzen Meute im Mai oder Juni eine Reinigungskur brauchen zu laſſen. Zuvörderſt gibt man ihr nachſtehendes Abführungsmittel:

Es werden ſo viel Schafe geſchlachtet, daß auf achtzehn bis zwanzig Hunde eins kommt. Alles Fleiſch, ſelbſt die vorher gereinigten Kaldaunen, das wollige Fell und die Knochen läßt man klein hacken und in einem Keſſel lange und ſtark kochen. Die Brühe wird dann auf das Schrot und Brod gegoſſen, beides, wenn es eine Weile geſtanden hat, in die Futtertröge gethan und endlich alles aus dem

Keſſel dazu gemiſcht. Wenn dieſe Suppe noch heiß iſt, rührt man auf 100 Hunde zwölf Pfund Butter, fünf Pfund kleingeſtoßnen Schwefel, ſechs Pfund Lorbeeren und zwei Pfund Alaun hinein.

Nachdem alles gehörig verkühlt iſt, erhält es die Meute zum Morgenfutter.

Am dritten Tage darauf läßt man allen, oder doch den Hunden, bei welchen ſich beſondere Merkmale von Schärfe äußern, am Halſe Ader.

Dann gibt man ihnen wieder drei Tage Zeit zur Erholung, um folgende Salbe anwenden zu können:

Man nimmt auf 100 Hunde

67	Pfund	Leinöl,
8	=	Eſſig,
$10\frac{1}{2}$	=	Schwefel,
$4\frac{1}{2}$	=	Kupferwaſſer,
4	=	Gallus,
$1\frac{1}{2}$	=	Lorbeeren.

Wenn das Leinöl in einem Keſſel heiß gemacht worden, thut man den Eſſig hinzu, und läßt beides eine Weile über dem Feuer ſtehen. Dann werden die übrigen Species klein geſtoßen hinzugemiſcht. Unter beſtändigem Rühren muß nun die ganze Maſſe über gelindem Feuer, ohne überzulaufen, recht gut durchkochen.

Nachdem ſie bis zu dem Grade von Wärme verkühlt iſt, daß man den Finger hineinhalten kann, ohne ſich zu verbrennen, wäſcht man die Hunde über und über — nur daß nichts in die Augen kommt — damit, und thut jeden, ſobald er geſchmiert iſt, in einen engen, gut mit Stroh ausgeſtreuten Stall, wo die ganze Meute fünf Tage beiſammen liegen bleibt, auch da gefüttert und immer mit friſchem Waſſer verſorgt wird.

Von nun an läßt man täglich friſch einſtreuen.

Wenn ſechs Tage verfloſſen ſind, können die Hunde bei ſchönem warmen Wetter im Zwinger gefüttert werden und ſo lange herumlaufen, bis der Stall gereinigt und mit neuer Streu verſehen worden iſt.

Nach Verlauf von vierzehn Tagen werden ſie ſämmt-

lich mit Seife und warmem Waſſer gewaſchen, und hiermit iſt die Kur vollendet.

§. 68.

Wenn alle junge oder zugekaufte Hunde im Zwinger, beim Futter und beim Ausführen zum unverbrüchlichſten Gehorſam gewöhnt ſind, nimmt im Monat Juli das tägliche Ausreiten ſeinen Anfang, um ſie und die Jagdpferde in Athem zu ſetzen.

Zu dieſem Ende verſammelt ſich das ganze zur Parforcejagd gehörige Perſonal in den kühlen Morgenſtunden vor dem Jägerhofe und empfängt die ihm von den Hundewärtern zugeführte Meute. Der älteſte Piqueur reitet dicht vor derſelben her und feuert ſie durch den oft wiederholten Zuruf: Hay, hay! zur Nachfolge an. Vorn an der rechten Seite ſchließt ſich der Director, an der linken der Oberjäger, und hinter jedem von dieſen ein Theil der Jägerei und der Jagdpfeifer an, um die Hunde enge zuſammenzuhalten. Die vorderſten Reiter rufen gleichfalls Hay, hay! die übrigen: à la meute! Das Auseinanderdrängen und Durchbrechen wird, wie beim Ausführen zu Fuß, beſtraft.

Dem jüngſten Jäger liegt das Geſchäft ob, zurückbleibende Hunde zu beobachten und durch die Worte: à la meute! nöthigen Falls auch durch Peitſchenhiebe, nachzubringen.

So geht der Zug während der erſten vierzehn Tage langſam in einem eingeſchloſſenen Diſtrikt, oder in den Straßen der Stadt herum.

Späterhin wird mit der Meute einige Tage, etwa eine Stunde weit ins Freie, im Schritt geritten, aber jeder Ort ſorgfältig vermieden, wo Wild ſteht oder kurz vorher gewechſelt haben könnte. Von nun an folgen die Reitknechte mit den übrigen Jagdpferden der Meute.

In der Folge wechſelt Trapp mit Schritt ab, auch macht man längere Wege. Nach einigen Tagen wird mitunter galoppirt und die ſchnelle Bewegung täglich vermehrt.

Endlich dehnt man die Tour bis auf eine, auch wohl

auf 1½ Meile aus, und läßt auf kurze Diſtanzen den Galapp in Carriere übergehen. Von dieſer Zeit an ſchickt man einen Theil der Pferde auf dem halben Weg voraus, um wechſeln zu können.

Bei allen ſchnellen Bewegungen wird die Meute durch Juchen angefeuert, und von Zeit zu Zeit geſtoppt, d. h. dadurch aufgehalten, daß der vorreitende Piqueur von den an den Seiten zunächſt folgenden Jägern unterſtützt, den Kopfhund *) beim Namen nennt und vor ihm die Peitſche ſchwenkend — nicht klatſchend — derrière ruft. Sobald dieſer ſteht, iſt es leicht, alle übrigen Hunde anzuhalten. Unfolgſamkeit einzelner beſtraft man anfänglich, unter dem Namenzurufe, mit einem Peitſchenhiebe, bei öfterem Vergehen aber ſteigt ein Jäger ab, hebt den Ungehorſamen bei der Ruthe auf und zählt ihm einige tüchtige Hiebe, den Namen und das Wort derrière wiederholend, auf.

Nie, weder beim Ausreiten, noch bei der Jagd, darf die Meute geſtoppt werden, wenn auch nur ein einziger Hund voraus iſt.

Das Stoppen geſchieht, theils um den Schwanz nachzubringen, wobei dem Jäger ein Paar Jagdpfeifer helfen, theils um der Meute und den Pferden Erholung zu verſchaffen. Auch iſt es deshalb nothwendig, weil dadurch das übermäßige Feuer der Hunde gemildert wird, und weil in der Folge der regelmäßige Gang der Jagd von dem Beiſammenbleiben der Meute vorzüglich abhängt.

Während der letzten halben Stunde des Nachhauſewegs reitet man nur Schritt, um Pferde und Hunde verkühlen zu laſſen. Das Galoppiren darf weder an einem Tage zu oft, noch an zu vielen hinter einander wiederholt werden, weil ſonſt die Meute wegen der Ermüdung und weil ſie gewahr wird, daß ſie ſich ohne Zweck anſtrengt, ſchwer fortzubringen iſt.

---

*) Den vorderſten Hund nennt man den Kopfhund, den vordern Theil der Meute Kopf, den hintern Schwanz.

§. 69.

Zur fernern Uebung der Hunde und um beobachten zu können, welche unter ihnen die ſchnellſten, folgſamſten und zuverläſſigſten ſind, wird alljährlich, ungefähr in der Mitte des Auguſts, binnen drei Tagen zweimal trainirt oder Train gejagt.

Zu dieſem Ende werden für jeden Jäger auf einen großen freien, oder doch nur mit lichtem Holze beſtändnen Diſtrikt des Reviers, wo gewöhnlich kein Edelwild ſteht oder wechſelt, zwei Relaispferde vorausgeſchickt, und jedes Relais ſo geſtellt, daß eins nicht viel weiter laufen darf, als das andere.

Mit den Relais zugleich geht ein gut berittener, hinlänglich unterrichteter Jäger oder Reitknecht ab, welcher alle vier über dem Oberrücken abgelöſte, einige Stunden in warmes Waſſer eingeweichte Läufe eines einige Tage früher erlegten Hirſches an einer langen Leine *) befeſtigt, bei ſich führt.

Dieſe Läufe läßt er, wenn die Jäger, welche von nun an das Parforcehorn führen, mit der Meute bis auf 800 oder 1000 Schritte an den zur Anjagd beſtimmten Ort heran ſind, fallen, bezeichnet den Platz, wo es geſchehen iſt, mit einem Bruche und reitet dann, anfänglich im Trabe, auf der vorgeſchriebnen Tour fort.

Sobald die Meute etwa noch 30—40 Schritte vom Bruche entfernt iſt, fangen die Jagdpfeifer und Jäger an, die Anjagd-Fanfare (Nr. 1.) **) zu blaſen, fahren damit fort, wenn ſie auf den Platz kommen, wo der Bruch das Anlegen bezeichnet, halten da die Hunde etwa zwei Minuten an, um ihnen die Witterung der Hirſchläufe recht bemerkbar zu machen und feuern ſie durch lautes Juchen noch mehr an.

---

*) Durch ein Verſehen iſt in dem erwähnten Aufſatze in der Zeitung für die elegante Welt ſtatt Leine Stange abgedruckt worden.

**) Der Verfaſſer hielt den Abdruck der gewöhnlichen Fanfaren deshalb für nöthig, weil die Bekanntſchaft mit denſelben dem Liebhaber die Ueberſicht des Ganges einer Parforcejagd erleichtert. Sie ſind dieſer Abhandlung angehängt.

Auf ein vom Director gegebnes Zeichen — welches in Deſſau in den Worten: Toch, Toch! (Such, Such!) beſteht — theilen ſich die vor dem Kopfe der Meute haltenden Jäger, und in dem Augenblicke jagt ſie faſt mit eben dem hellen Laut, als hätte ſie eine Hirſchfährte vor ſich, auf dem Zuge fort, welchen der Jäger oder Reitknecht mit den Läufen gemacht hat.

Von Zeit zu Zeit wird geſtoppt, indem die Jäger dem Kopfhunde zuvor eilen und wie beim Ausreiten verfahren, ſowohl aus den oben angegebnen Gründen, als um dem Traineur, welcher nun ſehr raſch reiten muß, Zeit zum Vorkommen zu laſſen. Bei dieſer Gelegenheit ertönt die Fanfare Nr. 4. und abwechſelnd juchen die Jäger.

Vorzüglich muß man nahe bei den Relais ſtoppen laſſen, damit die Pferde gewechſelt werden können. Nur von der einen Hälfte der Jäger geſchieht dies auf einmal, die andere hält ſo lange die Meute auf, bis ſie, von den friſch berittenen abgelöſ't, Zeit bekommt, ein Gleiches zu thun.

Der Zeitpunkt des Weiterjagens wird durch eben das Zeichen, wie bei der Anjagd beſtimmt.

Während die Hunde raſch und richtig auf dem Train fortjagen, muß die Jägerei nicht aufhören, ſie durch Juchen und durch Blaſen der Fanfare: Gute Jagd (Nr. 3.), aufzumuntern.

Nothwendig iſt es auch, daß der Traineur, wie es der Hirſch oft thut, Retouren macht, d. h. er zieht auf oder dicht neben dem genommenen Wege ein Stück zurück, macht einen Bogen, und ſetzt dann ſeine Tour fort. Sobald die Meute, wie es gewöhnlich geſchieht, die Retour überſchießt, herumſchwärmt und ſtille wird, reiten die Jäger vor, rufen ihr Hourvari! zu und bringen ſie, die Fanfare Nr. 2. blaſend, wieder dahin, wo ſie aufhörte zu jagen. Sobald ſie die Retour aufnimmt, wird Toch! Toch! gerufen, gejucht und gute Jagd geblaſen. Nicht ohne Noth greift man kreiſend vor, ſondern läßt die Retour völlig ausjagen; denn erſteres macht die Hunde ungewiß, letzteres aber vorſichtig und feſt.

So geht die Jagd fort, bis man auf den Platz kommt, wo der Traineur die Läufe in die Höhe gezogen und ſich entfernt hat. Natürlich verliert ſich hier die Witterung. In dem Augenblicke hört die Meute auf, laut zu ſeyn, und bleibt nach einem kurzen Verſuch, ſie wieder zu finden, ſtehen.

Dies iſt das Ende der Trainjagd und nun wird langſam mit den Hunden nach Hauſe gezogen.

Außer dem Nutzen, welchen dieſe Uebung den Hunden verſchafft, gewährt ſie dem Zuſchauer auch großes Vergnügen, vorzüglich wenn er, als Jagdliebhaber, auf den Gang der Jagd, auf die Hunde und auf die Bemühung der Jäger, die Schnelligkeit ihrer Pferde bemerkbar zu machen, Acht hat, und ſelbſt raſcher Reiter iſt.

§. 70.

Am dritten Tage nach der letzten Trainjagd wird zum erſtenmale, und dann, wie oben §. 57. geſagt, bis zum November dreimal wöchentlich Parforce gejagt. Abends zuvor gibt der Director Nachricht in den Reitſtall, in welchem Forſt gejagt werden ſoll, zu welcher Stunde er nebſt den zum Vorſuchen beſtimmten Jägern wegreiten will, wenn die Meute nebſt dem ganzen übrigen zur Parforcejagd gehörigen Jäger-, und an derſelben Theil nehmenden Dilettantenperſonal abgehen, wo das Rendezvous ſeyn wird, und wohin er die Relais zu ſtellen für nöthig hält.

Hiernach verfertigt ein Bereiter die Liſte, in welcher die Jäger anmerken, welche von ihren Pferden ſie reiten wollen und zu welchem Relais ſie jedes beſtimmen.

Hierbei wird in der Folge vorzüglich dahin geſehen, daß das bei den vorherigen Jagden am meiſten angegriffene Pferd entweder ganz ruht, oder doch nur da gebraucht wird, wo es muthmaßlich am wenigſten laufen muß.

Auch gibt man den Forſtbedienten des Reviers, wo gejagt werden ſoll, Nachricht, wo und zu welcher Stunde die vorſuchenden Jäger ſie am folgenden Morgen treffen wollen.

§. 71.

Noch vor Anbruch des Tages reitet der Director und der Oberjäger nebſt den andern Vorſuchjägern, wozu die beſten Hirſchkenner zu wählen ſind, auf das den Forſtbedienten beſtimmte Rendezvous. Von hier aus vertheilen ſich dieſe Perſonen im Reviere, um die Hirſche beim Zuholzeziehen zu beobachten, und wenn es die Umſtände erlauben, den Waldbezirk, in welchen ein zur Jagd ſchicklicher Hirſch gezogen iſt, zu umlegen.

Geſtattete das Terrain es nicht, dieſe Einrichtung zu treffen, ſo würde man ſich freilich des Leithundes zum Vorſuchen und zum Beſtätigen bedienen müſſen.

Wenn nun auf eine oder die andere Art ein Jagdhirſch beſtätigt iſt, bleiben die Forſtbedienten auf den Wechſeln halten, der Director nebſt den übrigen Vorſuchjägern hingegen begibt ſich zur angeſetzten Stunde auf das von der Herrſchaft beſtimmte Rendezvous.

§. 72.

In der Feiſtzeit wählt man zur Jagd gern jagdbare und unter dieſen die ſtärkſten Hirſche, jedoch ſo, daß einer oder ein Paar der älteſten in jedem Reviere übrig bleiben, weil dieſe gegen den Winter die ſchwachen zur Fütterung und auf den Winterſtand führen.

Während und nach der Brunft jagt man aber lieber ſchwächere Hirſche und überhaupt ſo ſpät als möglich ſolche, welche auf der Brunft ſtehen, weil die Meute, wenn ſie auf Brunfthirſche gejagt hat, nicht gern die Fährte anderer aufnimmt.

§. 73.

Wenn die Herrſchaft, die Meute und die Vorſuchjäger auf dem Rendezvous eingetroffen ſind, gibt oder ſpricht der Director den beſtätigten Hirſch, wenn er von den Vorſuchenden genau geſehen worden iſt, dem Namen, oder wenn es kein Namenhirſch wäre, der Stärke nach an, und ſagt, wodurch er ſich am Geweih, oder ſonſt von andern unterſcheidet, damit er von

den Jägern, zu Folge der erſten Anſicht, gleich erkannt werden möge.

Dann wählt er vier oder ſechs der zuverläſſigſten Hunde aus der Meute zum Lanciren, läßt ſie vom jüngſten Jäger paarweiſe koppeln und etwa 50 bis 60 Schritte von derſelben wegführen. Dort werden die Koppeln gelöſ't und nun ziehen die beſtimmten Jäger nebſt allen Jagdtheilnehmern, welche mit lanciren wollen, an den Ort, wo die Fährte des Jagdhirſches beim Vorſuchen verbrochen worden iſt. Hier werden die Lancirhunde ſo lange geſtoppt, bis der Bezirk, in welchem der Hirſch ſtecken ſoll, ſo mit Reitern umlegt iſt, daß dieſer, ohne geſehen zu werden, nicht herausgehen kann.

Wenn dies geſchehen iſt, laſſen die Jäger, welche bei den Lancirhunden blieben, dieſe auf der Fährte nachjagen, vertheilen ſich im Walde und animiren die Hunde durch den Zuruf: Toch, toch! Sobald ein Hirſch vor den Hunden oder den Durchreitenden losbricht, ohne von den letztern genau geſehen zu werden, ſignaliſiren ſie dies durch den Ausdruck: Habt Acht! Wer aber den zur Jagd beſtimmten Hirſch erblickt, gibt dies durch Juchen zu erkennen, und nun läßt man die Lancirhunde ſo lange nachjagen, bis ſich der Jagdhirſch von andern bei ihm befindlichen und vom Wilde abgeſondert hat, oder durch die Reiter auf einem freien Platze davon ſeparirt worden iſt. Noch immer ſetzt man das Lanciren fort, bis der Hirſch vom Freien in ein Dickicht geht.

Hier ſtoppt man die Lancirhunde, und läßt die Meute durch einen abgeſchickten Jäger ſo ſchnell als möglich heranholen. Mußte man ſich beim Lanciren zu weit von dem Orte entfernen, wo ſie hält, ſo wird ihr ein anderer, wo ſie zum Anlegen bald bei der Hand iſt, durch einen abgeſendeten Jäger beſtimmt. Bemerken hingegen die bei ihr haltenden Perſonen, daß das Lanciren zu nahe kommt, und daß die Meute auf den Laut der jagenden Hunde aufmerkſam wird, ſo müſſen ſie ſelbige in einer Vertiefung oder hinter dichtem Geſträuche verbergen, ſcharf zuſammenhalten und durch Singen und Pfeifen ihr den Laut der Lancir-

hunde unhörbar machen. Auch iſt es räthlich, daß ein Jäger vorhält, um, wenn ein Hirſch, wäre es auch der zur Jagd beſtimmte, oder anderes Wild auf die Meute zukommt, durch Schwenken des Schnupftuchs oder durch andere Mittel, nur ohne Lärm, alles zu entfernen, was ihr Anlaß zum Durchbrechen geben könnte.

§. 74.

Zum Anlegen oder zur Anjagd wählt man deshalb einen freien Platz vor dichtem Holze, damit die Hunde gleich anfänglich vorſichtig auf der Fährte arbeiten müſſen, und ſich im erſten Feuer nicht ſo leicht übereilen können.

Vielleicht möchte man glauben, es wäre gut, zu Anfang der Jagdzeit an Orten zu jagen, wo wenig Change (d. h. andere Hirſche und Wild) ſteht, weil da die Meute weniger Gelegenheit findet, ſie anzunehmen. Die Erfahrung lehrt aber, daß die Hunde durch die wenige Anſtrengung, welche es ihnen unter den erwähnten Umſtänden koſtet, auf der rechten Fährte zu bleiben, leicht für die ganze Jagdzeit faſelig werden. Zweckmäßiger iſt's daher, gleich da anzulegen, wo ſie Change treffen; doch aber einen recht feiſten und kennbaren Hirſch zu nehmen und von Seiten der Jäger ihn genau beobachten zu laſſen.

Gänzlicher Verderb der Meute würde unvermeidlich ſeyn, wenn man ſie an einen angeſchoſſenen Hirſch brächte, denn ſie würde fernerhin immer nur auf Schweiß und nicht auf der Fährte jagen wollen.

Nachtheilig für die Zuverläſſigkeit der Hunde iſt's gleichfalls, an einem Tage zwei Hirſche mit einer Meute zu forciren; denn durch die veränderte Witterung beim zweiten werden ſie für die Folge deſto leichter dahin gebracht, Change anzunehmen.

Auch leiden ſie, wie die Pferde, zu ſehr dabei.

An vielen Orten ſtellte man ſonſt auch Hunde auf Relais; in Deſſau hingegen iſt man zu Folge der Bemerkung, daß dadurch oft die Jagd verdorben und gar kein Vortheil erreicht wird, davon abgegangen,

und deshalb läßt man die Meute, wie ſie bei der Anjagd war.

§. 75.

Beim **Anlegen auf den Hirſch** wird eben ſo wie bei der Trainjagd (ſ. §. 69.) verfahren; nur muß man ſich hüten, die Meute unter dem Winde heranzuführen, weil ſie ſonſt, wenigſtens bei den erſten Jagden, leicht jagt, ehe ſie ſoll, und dies wirkt höchſt nachtheilig auf den Gehorſam.

In dem Augenblick, wo man die Meute **ſchießen** läßt, ſprengen die Jäger aus einander, um durch Vorgreifen auf allen Seiten den angejagten Hirſch, ſo oft es nur immer ſeyn kann, zu Geſicht zu bekommen. Dies hat jederzeit großen Nutzen, vorzüglich aber dann, wenn der Hirſch viel Retouren *) und Wiedergänge macht.

Beim jedesmaligen Anblick deſſelben ertönt der Ausruf: Taïaut! und vorzüglich wenn die Meute gleich folgend ihn im Auge hat, die Fanfare à la vue (Nr. 5.).

So oft als möglich, beſonders wenn der Hirſch nicht weit vor iſt und nicht durchs Waſſer geht, muß man ſtoppen; denn dadurch werden die Hunde im Gehorſam gehalten und lernen auf weniger warmen, ſelbſt kalten Fährten jagen. Auch hier muß in der Nähe der Relais geſtoppt werden.

Wenn nach dem Stoppen beim Weiterjagen die Meute gleich auf der Fährte eifrig fortgeht, wird ihr durch Juchen Recht gegeben und **gute Jagd** geblaſen. (S. Nr. 3.) Es kann nicht fehlen, daß die Hunde, vorzüglich junge, bei einer Retour oder einem Wiedergange die Fährte überſchießen. Sobald der Jäger eins oder das andere wahrnimmt, oder die Fährte findet, reitet er an die Hunde heran, bringt ſie durch den Zuruf: Hourvari, hourvari,

*) Die Bemerkung iſt ſonderbar, aber wahr, daß der Hirſch faſt bei allen Retouren ſich auf eine und dieſelbe Seite wendet. Geht er bei der erſten rechts oder links herum, ſo thut er es meiſt auch bei allen folgenden.

und durch Blaſen der Fanfare Nr. 2. wieder aufs Rechte (auf die rechte Fährte) und feuert ſie durch Juchen, Toch, toch! rufen und gute Jagd blaſen, zum eifrigen Jagen.

Nicht ſelten ereignet ſich auch zu Anfang der Jagdzeit der Fall, daß junge Hunde — welchen auch zuweilen die ganze Meute folgt — Change annehmen. Auch geht wohl ein Theil der Meute mit dem rechten Hirſch fort, während ein anderer der Change folgt.

Dies iſt der einzige Zeitpunkt, wo die Jäger, welche dem Falſchen folgen, die Peitſche zum Klatſchen brauchen und nicht eher ruhen dürfen, bis ſie die falſchjagenden Hunde geſtoppt, abgenommen und unter dem Zuruf: hay, hay! wieder, wenn es ein Theil der Meute war, zu dem rechtjagenden, war ſie es aber ganz, dahin gebracht haben, wo ſie vom Jagdhirſch abging. Dann geht die Jagd wie zuvor fort.

Iſt aber die Fährte vor dem Wiederfinden zu kalt geworden, oder treten andere Umſtände ein, welche machen, daß die Hunde nicht weiter jagen; ſo muß die Meute abgenommen, von da an, wo man den Hirſch zuletzt ſah, wie vor dem Anlegen lancirt, und da wieder angelegt werden, wo man ihn findet und allein hat.

Wenn ſich die Meute getheilt hat, ſo werden die Hunde, welche auf der rechten Fährte jagen, oft geſtoppt, bis die übrigen wieder, wie oben geſagt, dazu gebracht worden.

Geht der Hirſch während der Jagd durch einen Fluß, welches durch den Zuruf: il bat l'eau und durch die Waſſer-Fanfare (Nr. 7.) bezeichnet wird — oder ſonſt durch ein tiefes Gewäſſer, das nicht mit dem Pferde zu paſſiren iſt; ſo muß der Jäger, welcher ihn auf der andern Seite ausſteigen ſieht, den Ort, wo dieſes geſchieht, genau merken. Wo möglich, ſtoppt man am diesſeitigen Ufer, hebt einige zuverläſſige Hunde aus und läßt ſie nebſt ein Paar Jägern, welche, wenn eine Fähre in der Nähe iſt, ihre Pferde mitnehmen, wenn aber blos ein Kahn gegenwärtig iſt, auf der andern Seite zu Fuß folgen müſſen, ſobald als möglich überſetzen.

Auf der Ausſtiegsfährte werden denn die übergeſetzten Hunde angelegt und jagen dort ſo lange fort, bis der Hirſch wieder durchs Waſſer zurückkommt.

Iſt es nicht thunlich, diesſeits zu ſtoppen, ſo muß wenigſtens ein Jäger ſo ſchnell als möglich übergeſetzt werden, um da, wo der Hirſch ausſtieg, ſo lange ſtoppen zu können, bis die meiſten Hunde nachgekommen ſind.

Der Theil der Meute, welcher auf der Seite bleibt, wo der Hirſch ins Waſſer ging, bleibt in einiger Entfernung unter der Aufſicht der Jagdpfeifer, alle Jäger aber, die nicht mit übergeſetzt werden, vertheilen ſich längs dem Ufer, um zu beobachten, wo der Hirſch wieder zurückkommt; denn dies iſt gewöhnlich der Fall. Sobald ihn einer wieder darin erblickt, ruft er wie zuvor il bat l'eau und bläſ't die Waſſerfanfare. Alle Jäger und die Meute eilen nun heran. Steigt der Hirſch diesſeits aus, ſo wird ſie ſo lange angehalten, bis die Hunde von jener Seite herüber und geſtoppt ſind, dann läßt man ſie alle wieder fortjagen. Bleibt aber der Hirſch im Waſſer und iſt es nicht zu kalt, ſo läßt man die diesſeitigen Hunde auch heran, um den Fang brillanter zu machen.

Sehr gut iſt's, wenn beſonders zu Anfang der Jagdzeit zwei der beſten Jäger und Reiter den Auftrag erhalten, den Hirſch zu beobachten (obſerviren). Dieſe werfen ſich denn, wo es gar nicht möglich iſt, ihm zu folgen, auf den Wechſeln vor, juchen, rufen Taïaut! blaſen à la vue, wenn ſie ihn erblicken und begleiten ihn in einiger Entfernung auf beiden Seiten bis dahin, wo Vorwerfen wieder nöthig wird.

So lange ſie hören, daß ihnen die Meute folgt, können ſie zuweilen juchen; bemerken ſie aber, daß ſie abgekommen iſt, ſo reitet einer ſtille mit dem Hirſche ſo weit fort, als er ihn im Auge behalten kann, verbricht da die Fährte und wirft ſich auf dem Wechſel vor. Der andere hingegen bleibt zurück und auf der Fährte halten, jucht und bläſ't den Jägerruf (Nr. 6.).

Sobald dies die bei der Meute befindlichen Jäger hören und wenn die Hunde wirklich verloren haben, nimmt

man ſie zuſammen, bringt ſie dorthin, wo der zurückge=bliebne Beobachter (Obſervateur) hält, und legt da wieder an, oder lancirt erſt, wenn die Fährte zu kalt iſt, ſo lange, bis der Hirſch geſehen worden iſt. Nur hüte man ſich, die Hunde im Ausmachen der Retouren und Wieder=gänge zu ſtören, übereile ſich auch nicht im Vorgreifen mit der Meute; denn ſonſt gibt ſie ſich in Zukunft keine Mühe, die Fährte ſelbſt zu finden.

Während der ganzen Jagd muß der jüngſte Jäger ſich bemühen, dem Schwanze der Meute zu folgen und ihn nachzubringen, einige andere Jäger aber bleiben, ſo weit es möglich iſt, bei oder doch dicht hinter der Meute, während die übrigen ſich auf den Wechſeln vorwerfen.

Unter mannichfachen Abwechslungen wird ſo die Jagd fortgeſetzt, bis ſich entweder der Hirſch auf dem Lande vor der Meute ſtellt, oder nicht aus dem Waſſer, in welchem er Abkühlung und Rettung ſucht, herausgeht.

In beiden Fällen juchen die verſammelten Jäger und blaſen im erſten die Fanfare à la vue, im letzten aber die Waſſerfanfare ſo lange, bis die Herrſchaft heran iſt.

Um das Land=Halali (den wirklichen Fang) zu befördern und um zu vermeiden, daß der nun zur Wuth gereizte Hirſch nicht zu viele Hunde, oder gar Menſchen und Pferde, durch Spießen mit dem Geweih beſchädige, ſteigen zwei Jäger vom Pferde, legen ihr Horn ab, ſchlei=chen ſich — während die übrigen reitend vorn den Hirſch beſchäftigen — hinterwärts, von Bäumen oder Sträuchern gedeckt, mit Vorſicht heran und ſchlagen ihm die Heſſen (die ſtarken Sehnen über dem Knie der Hinterläufe) mit einem ſcharfen Hirſchfänger ab, wofür ihnen gewöhnlich fünf Thaler zur Ergötzlichkeit zu Theil werden. Sogleich bemerken die Hunde das Hintenniederſtürzen des Hirſches, fallen über ihn her und ziehen ihn nieder. Nun eilt man, ihn beim Gehörn zu faſſen und niederzudrücken, bis der Herr oder einer der Theilnehmenden, welchem die Herrſchaft Vergünſtigung dazu ertheilt, ihm den Fang gibt.

Dies geſchieht, indem die Spitze des Hirſchfängers

durch die linke Bruſthöhle bis ins Herz geſtoßen wird. Dieſer Moment wird durch den Ausruf: Halali! und durch die Fanfare Nr. 8. bezeichnet.

Geht der Hirſch beim Ende der Jagd ins Waſſer, ſo ſchießt ihn der Herr entweder auf den Kopf, oder die in der Nähe befindlichen Kähne eilen heran, nehmen einen Jäger auf, fahren, wenn die Meute den Hirſch nicht untertaucht, an ihn heran, werfen ihm einen Haken ans Gehörn und drücken ihn unters Waſſer, wo er augenblicklich endet. Auch dieſen Schluß der Jagd zeigt der Ausruf: Halali! und die Halali-Fanfare an.

Sobald beides erſchallt, iſt es Sitte, daß jeder Jäger und Jagdtheilnehmer ſeinen Hirſchfänger lüftet (d. h. zwei Finger breit aus der Scheide hebt) und den Handſchuh von der rechten Hand abzieht.

Der im Waſſer gefangene Hirſch wird gleich ans Land gebracht, und erhält dann von einem Jäger den Fang.

§. 76.

Nun folgt die Curée, d. h. der Hirſch wird auf der Stelle zerwirkt. Hierbei verfährt man wie bei der teutſchen Jagd, außer daß zuerſt alle vier Läufe im Gelenk über dem Geäfter abgelöſ't werden; die Haut aber bleibt bis zum Kniegelenk daran, wird dann getheilt, aufgeſchlitzt und durchſchlungen. Den ganzen Kopf nebſt dem Geweih löſ't man gleichfalls ab. Der Zimmer kommt zur herrſchaftlichen Küche, der Aufbruch aber und das beſſere Wildbret wird an die Jägerei vertheilt. Alles übrige, ſelbſt das vom Geäſe gereinigte Geſcheide ſchneidet die Jägerei in kleine Stücken, bedeckt alles mit der Haut und ſtellt den Kopf nebſt dem Geweih an das Halsende derſelben.

Nun führt man die Meute heran. Nachdem ſie unter Juchen und Blaſen einige Zeit aufgehalten worden, ergreift ein Piqueur den Kopf, geht mit den vorwärts gekehrten Augenſproſſen des Geweihs auf die Hunde los und

dreht ſelbiges hin und her, ſo daß die Hunde zurückweichen müſſen. Hierdurch werden ſie vorſichtig und feurig.

Wenn ſie wieder eine kurze Zeit haben warten müſſen und recht eifrig laut ſind, zieht ein anderer Jäger die Haut weg und der Ausruf: Halali, gibt den Hunden das Zeichen zum Schmauſe, den ſie ſehr ſchnell beenden.

Während alles zur Curée vorbereitet wird, kommen gewöhnlich die alten und andere zurückgebliebene Hunde nach. Der Director führt jedesmal eine Liſte über die Hunde, welche mitjagen, bei ſich; nach dieſer revidirt er die Meute und fertigt, in ſo fern noch Hunde fehlen, die beiden jüngſten Jäger ab, um ſie aufzuſuchen *).

§. 77.

Den zuerſt abgelöſ'ten rechten Lauf erhält der Herr, die übrigen werden, auf Befehl, an die vornehmſten fremden Anweſenden als Ehrenzeichen überreicht. Die Jägerei erhält dafür ein Geſchenk, welches nicht wohl weniger als einen Dukaten betragen kann.

Auch werden an die vornehmeren Theilnehmer im Nadelholze kieferne, im Laubholze eichene Brüche vertheilt, welche die übrigen Anweſenden ſich ſelbſt nehmen.

Wer einen Lauf empfängt, hängt denſelben an das Hirſchfängergefäß; der Bruch wird auf den Hut geſteckt und den ganzen Jagdtag über getragen.

Wer bei der Jagd oder bei der Curée Fehler begeht, wird im erſten Falle bei dieſer, im andern bei der künftigen Jagd mit dem Blatte beſtraft; ſiehe A. §. 49.

Endlich, wenn alles eben Erzählte beendigt iſt, zieht die Meute, von den Jägern und Jagdpfeifern begleitet, vorweg, die Jagdliebhaber hinterdrein, nach Hauſe. So-

*) Da an der Erhaltung guter Hunde viel liegt, ſo muß man es nicht vernachläſſigen, den Landleuten, welche einen von der Meute abgekommenen aufgefangen haben und wiederbringen, den Weg gut zu bezahlen.

bald der Zug in der Stadt ankommt, blaſen die Jäger und Jagdpfeifer abwechſelnd Fanfaren; hat man aber eine Fehljagd gemacht, d. h. den Hirſch nicht gefangen, ſo wird ſtill heimgezogen.

§. 78.

Die Kleidung der Parforcejäger iſt eine Sache, auf welche mehr ankommt als man glauben ſollte. Gleichgültig iſt's, wie die Staatsuniform und der Oberrock eingerichtet wird, aber bei der Jagd ſelbſt muß der Jäger knapp und leicht, etwa in einem Collet von heller Farbe gekleidet ſeyn, weil er ſich muß frei bewegen können, ohne hängen zu bleiben, und weil ein gelbes Jäckchen z. B. ſchon von weitem in die Augen fällt, wenn man abgekommen iſt, oder wenn ein Jäger durch einen unglücklichen Sturz Schaden genommen hätte.

Lange, dicht anliegende Stolpenſtiefeln und große Stolpenhandſchuhe haben ihren Nutzen dadurch, daß beim Durchreiten durch einen Strauch oder ein Dickicht, die Aeſte ſich nicht ſo leicht hineindrängen.

§. 79.

Hier mögen zum Schluß noch einige Bemerkungen ſtatt finden, die vorzüglich für diejenigen von Nutzen ſeyn können, welche als Liebhaber einer Parforcejagd beiwohnen wollen.

Nur ruhige, gewandte, dauerhafte und ſchnelle Pferde ſind dazu anwendbar; gar nicht zu dulden ſolche, die nach Hunden ſchlagen.

Wer auch dem Lanciren beiwohnen will, muß, wenn er eigne Pferde reitet, wenigſtens drei haben, um Relais ſtellen zu können. Mit zwei guten Miethpferden hingegen kann der, welcher ſie nur einigermaßen zu ſchonen weiß, alles beobachten. Wer noch gar nicht mit der Jagd oder in dem Forſt, wo gejagt wird, Beſcheid weiß, thut wohl, an einen Jäger oder an einen andern erfahrnen Theilnehmer ſich anzuſchließen.

Wer nicht gar ſehr ſcharf reiten will, bleibe bei den

Jagdpfeifern, welche ihre Pferde ſchonen, und doch, ſo lange die Jagd nicht zu weit und zu raſch fortgeht, bei jedem Stoppen ſeyn müſſen. Oft ſieht man bei ihnen mehr als bei den Jägern.

Es iſt nicht gut, wenn zu viele Reiter einem Führer folgen; theils weil, wenn der Hirſch über den Weg gegangen iſt, welchen ſie nehmen, die Fährte und die Witterung für die Meute verloren geht, theils weil man nicht immer hören kann, wohin ſich die Jagd wendet und endlich, weil, beſonders kurz vor dem Halali, der Hirſch böſe iſt und man in einen Haufen eingezwängt, ihm, wenn er, die Reiter annehmend, gefahren kommt, nicht ſchnell genug ausweichen kann.

Man hüte ſich, beim Anblick eines Hirſches Taïaut! zu rufen und zu juchen, wenn man den Jagdhirſch nicht ganz beſtimmt erkennt. Wer hierin nicht feſt iſt und ſeyn kann, ſchweige, wenn er die Jagd nicht verderben will. Nie klatſche man mit der Peitſche, wenn man nicht zuverläſſig weiß, daß die Hunde falſch jagen; denn dadurch werden ſie völlig irre.

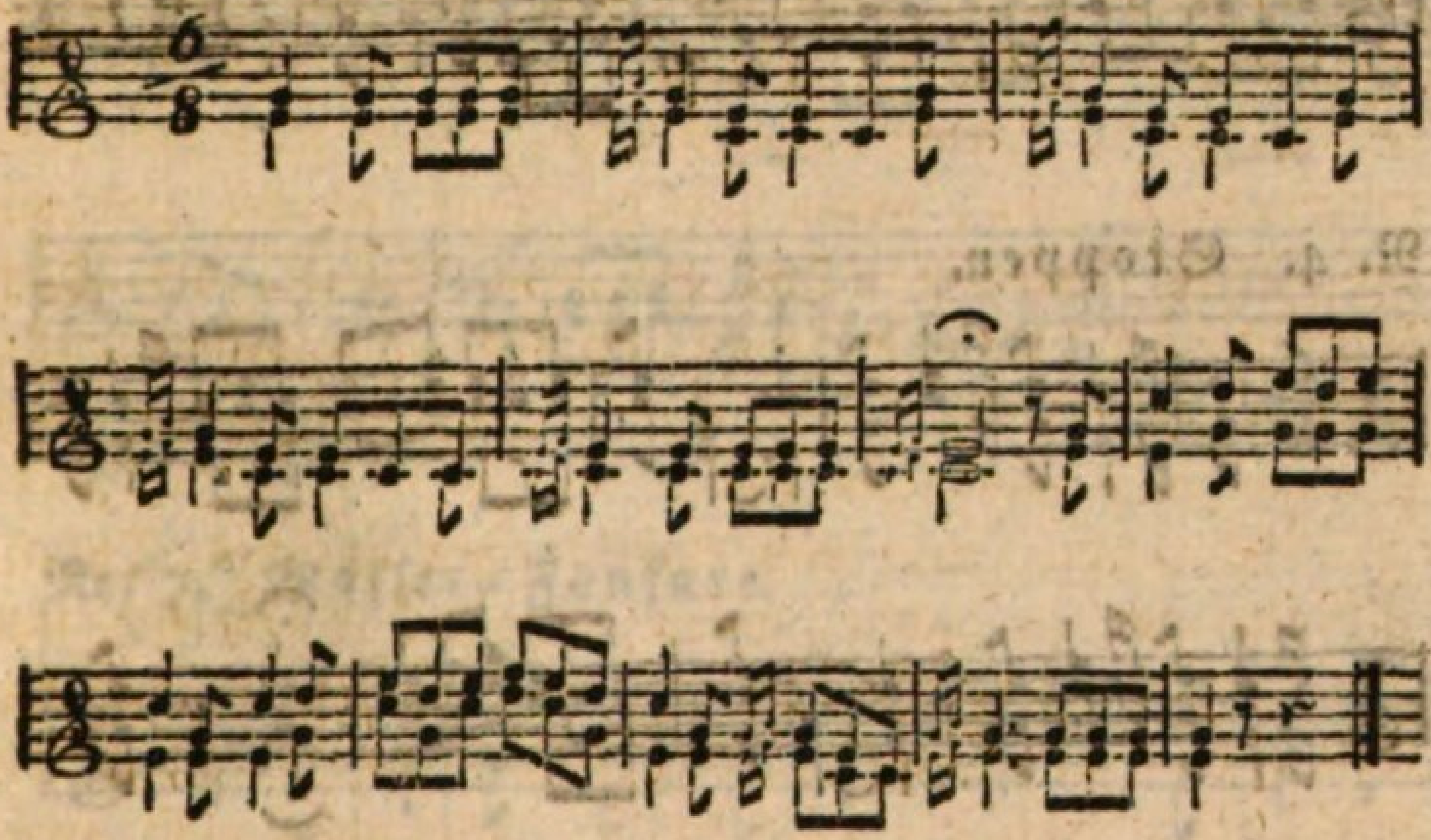
Endlich hüte man ſich, über die Fährte des Jagdhirſches zu reiten, bis die Meute voraus iſt.

Zu ſchnelles Reiten ohne Zweck macht, daß man bei jeder Retour des Hirſches oft weiter zurückeilen muß, als man mit aller Anſtrengung vorwärts zu kommen trachtete. Man bekommt in der Regel den Jagdhirſch öfter zu Geſicht, wenn man ſich nicht übereilt, weil er, beſonders im Laub- und dichten Holze, häufig umkehrt.

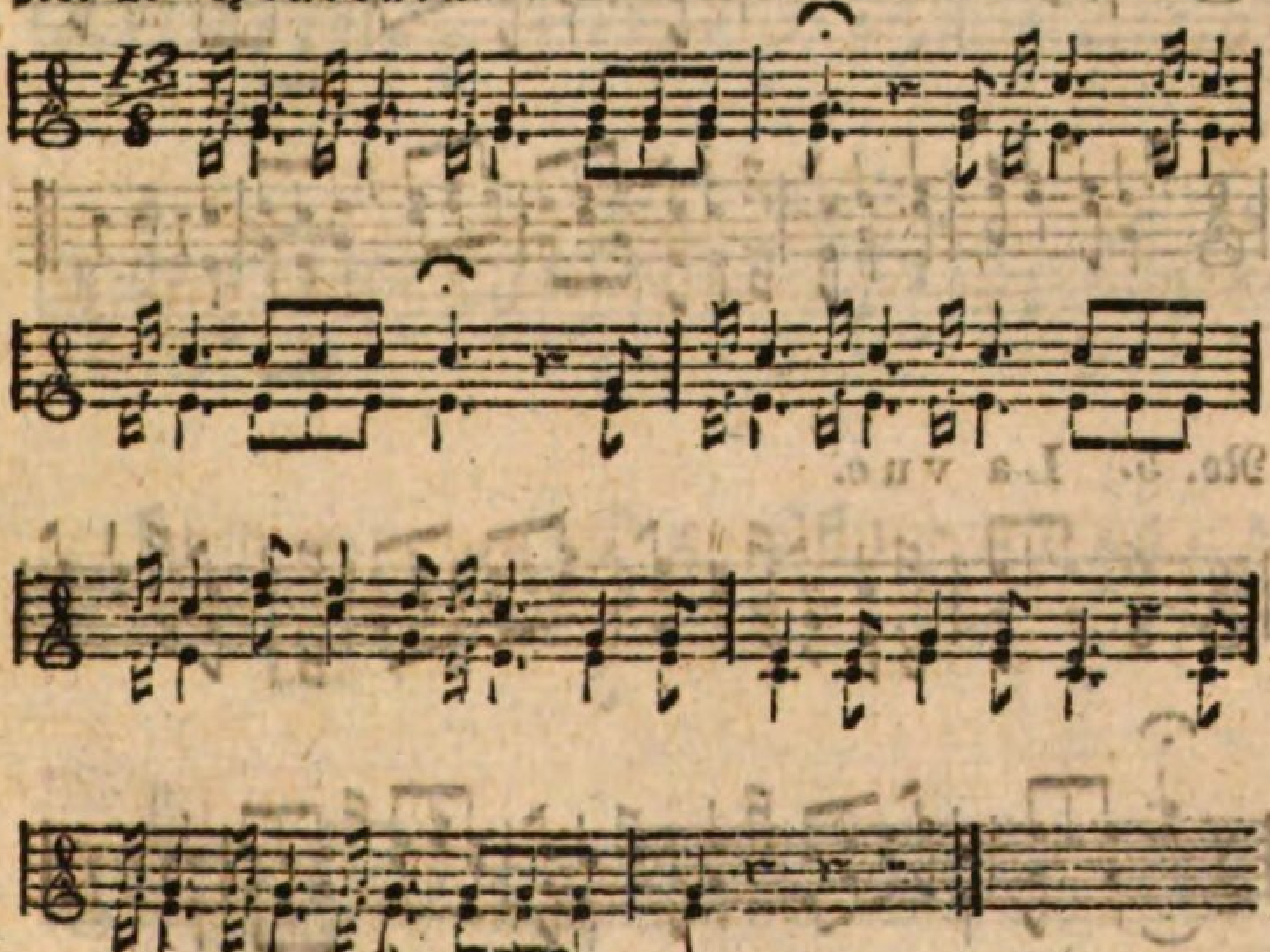
Die Parforcejagd hat allerdings viel Reizendes. Bei einiger Bekanntſchaft mit dem Gange derſelben und mit den Hunden wird dem ruhigern Beobachter die Vorſichtigkeit und der Gehorſam der Meute viel Vergnügen gewähren. So wird er z. B. oft ſehen, daß ſie auch dann die Fährte des angelegten Hirſches nicht verläßt, wenn er eine beträchtliche Strecke mit 50 bis 60 Stücken Wild und Hirſchen fortging und dann ſich erſt wieder davon trennte. Bliebe in dieſem Falle auch das ganze übrige Rudel — bei der teutſchen Jagd Trupp genannt — im Geſichte

A due Corni.

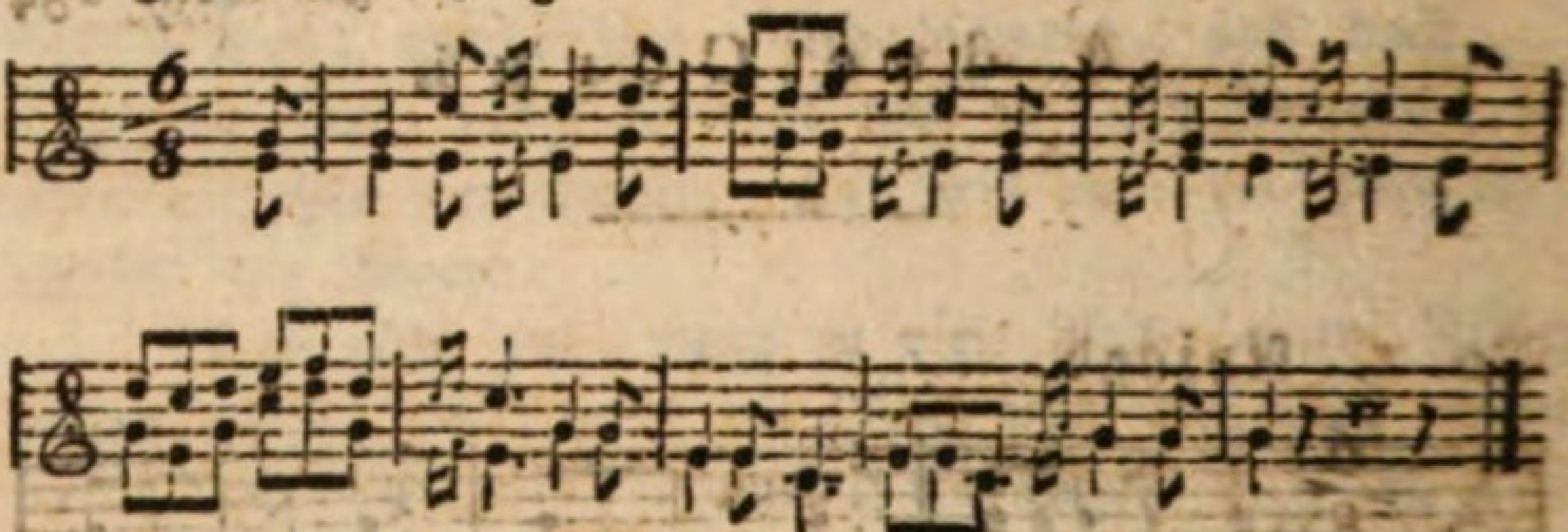
No. 1. Anjagd.



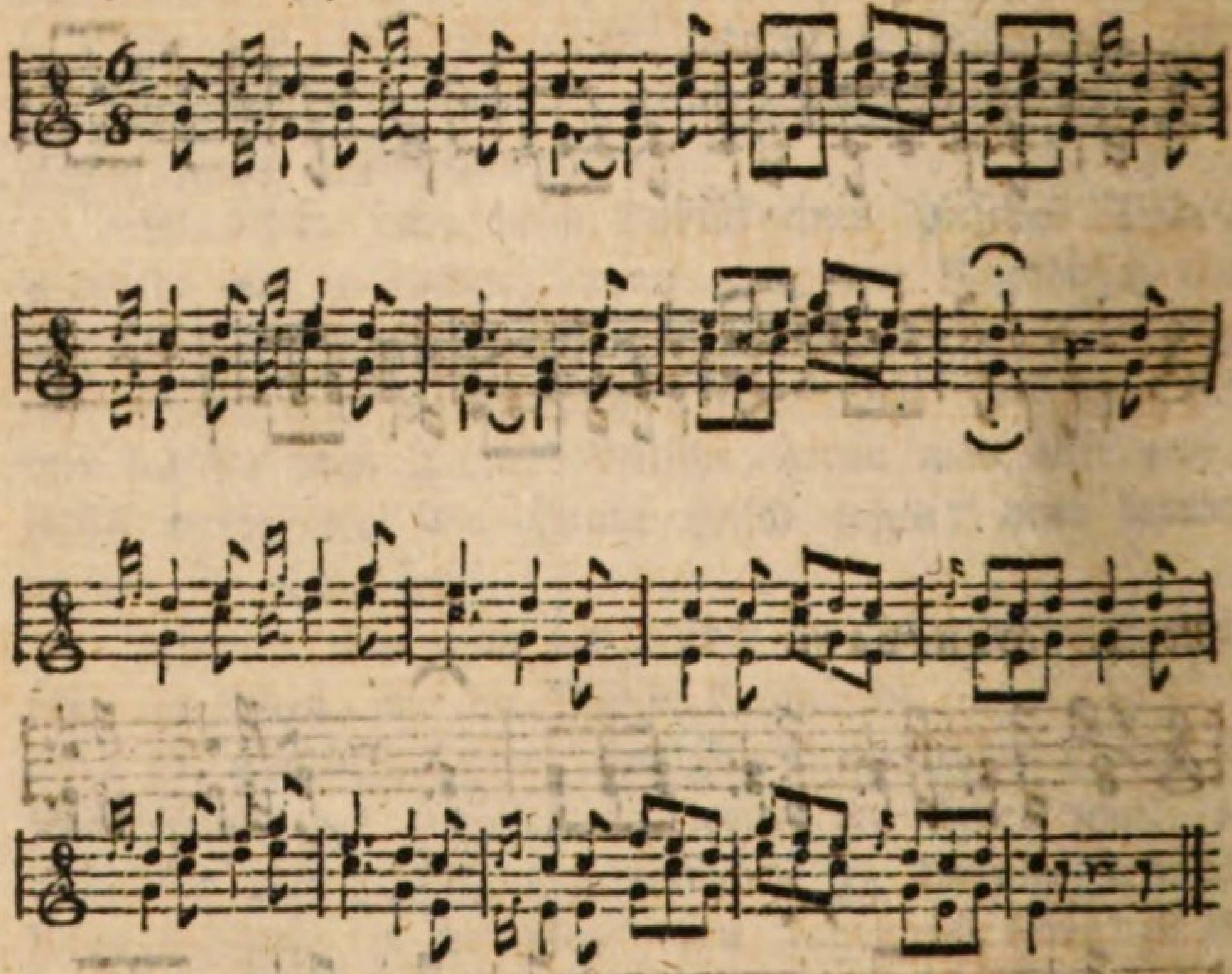
No. 2. Hourvari.



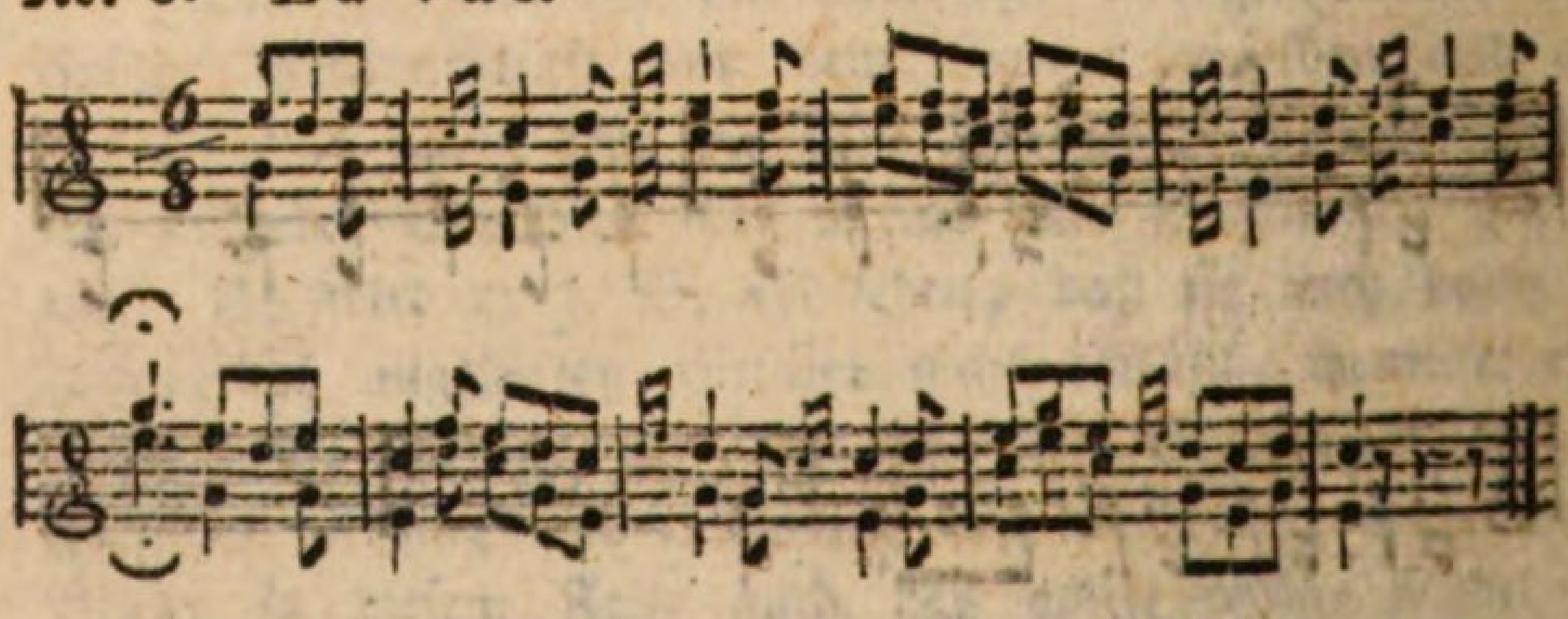
No. 3. Gute Jagd.



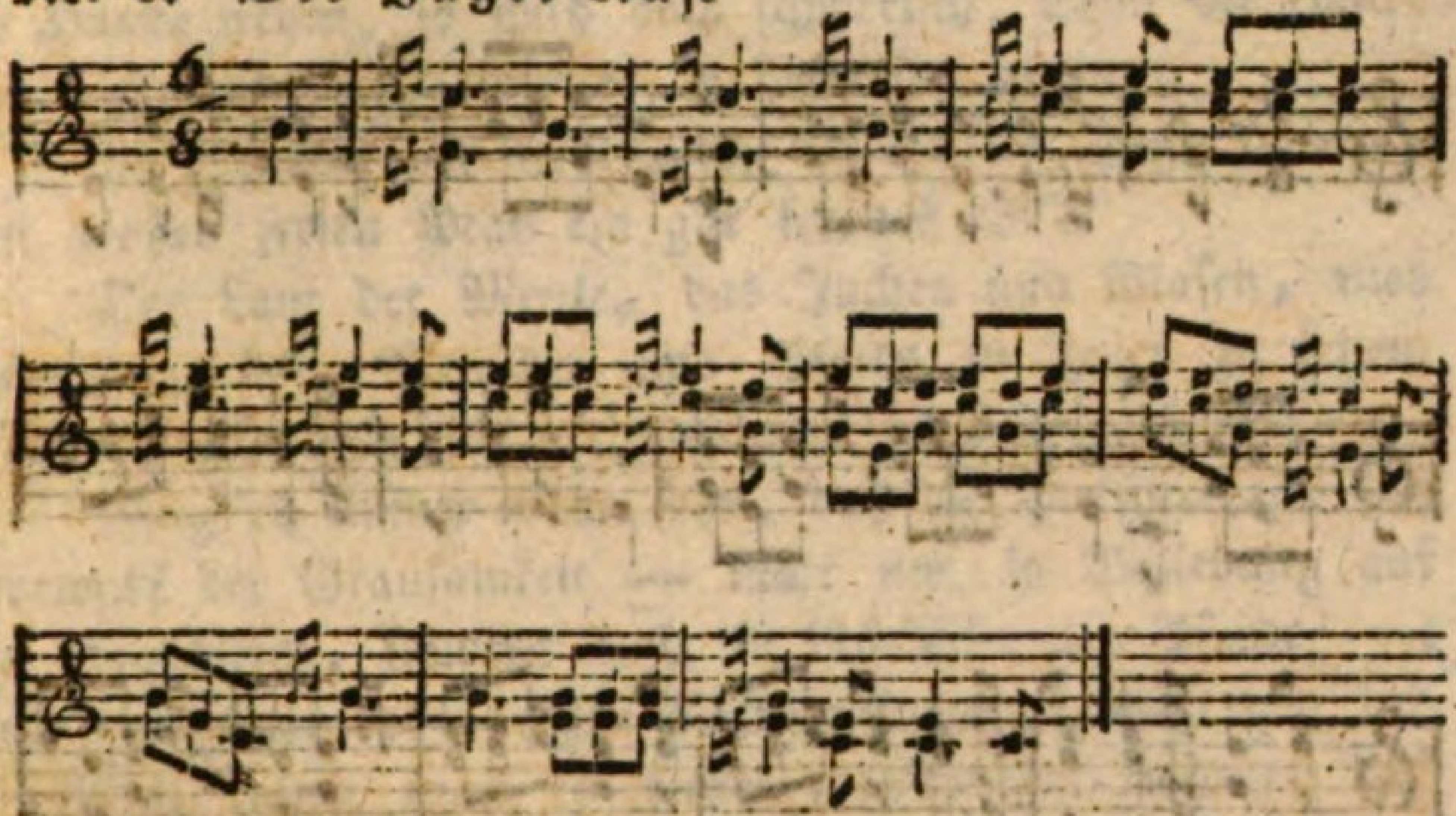
N. 4. Stoppen.



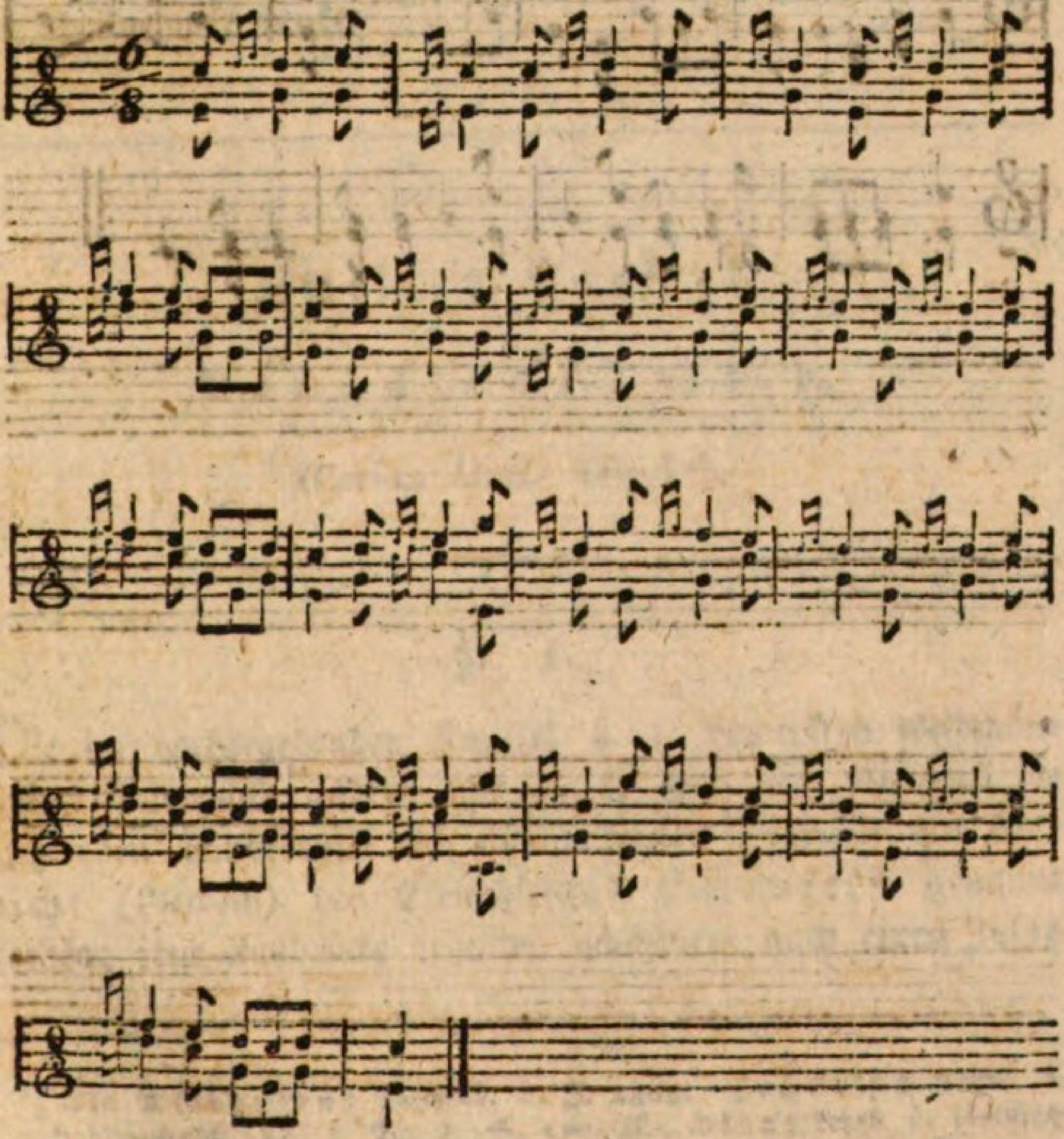
No. 5. La vue.



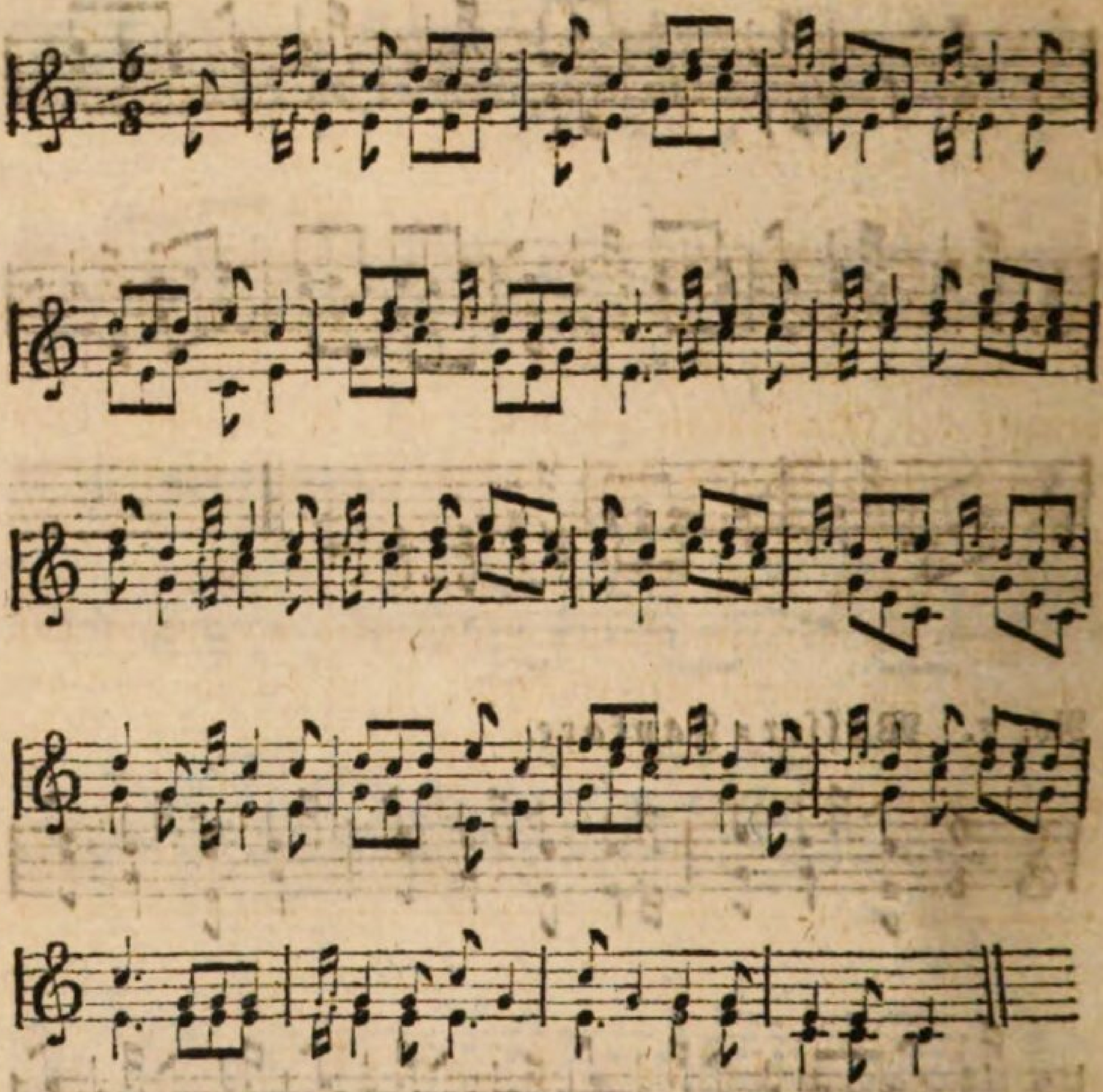
No. 6. Der Jäger Ruf.



No. 7. Waſſer=Fanfare.



No. 8. Hallali.



der Hunde ſtehen, ſo wird doch ſchwerlich, wenn die Hunde gut eingejagt ſind, einer es zu bemerken ſcheinen.

Auch macht der Uebergang der ganzen Jagd über einen großen freien Platz ein gar ſchönes Bild.

Der Laut der Meute, das Juchen und Blaſen, alles trägt dazu bei, Menſchen und Pferde in Feuer zu ſetzen. Selbſt Greiſe habe ich oft gleichſam verjüngt geſehen. —

Mag es immer wahr ſeyn, daß die Parforcejagd den Vorwurf der Grauſamkeit — nicht nur in Beziehung auf den Jagdhirſch, ſondern auch in Rückſicht der Pferde —; auch den eines allzugroßen Koſtenaufwandes nicht von ſich abwenden kann; muß es ferner zugeſtanden werden, daß ſie, wegen des nöthigen ſtarken Wildſtandes nachtheilig auf Feld- und Waldwirthſchaft einwirkt: ſo iſt's doch auch gewiß, daß **während der Jagd** an alles dies nicht leicht ein Theilnehmer denkt.

Zweites Kapitel.

Vom Elenn-Wild.

(Cervus Alces. *Linn.*) *).

---

§. 1.

Die im vorhergehenden Kapitel §. 1. bemerkten weidmänniſchen Ausdrücke ändern nur in ſo fern ſich ab, daß die nach oben handförmig ſich ausbreitenden Stangen am Gewicht (Geweih) des Elennhirſches **Schaufeln** genannt werden; jene Ausdrücke erhalten nächſtdem auch einen Zuſatz

*) Von **Wildungens** Taſchenb. v. J. 1805. **Bechſteins** Handb. d. Jagdwiſſenſch. Th. I. Bd. I. S. 110. ff. **Okens** Lehrb. d. Naturgeſchichte, Th. III. Abth. 2. S. 759. ff.

dadurch, daß das dieſer Wildart allein eigene, ziemlich weit hörbare Anſchlagen der Oberrücken (Afterklauen) an die Ballen im Trollen (Trabe), durch Schellen bezeichnet wird.

§. 2.

Dem Elenn — ſonſt auch Elch, Elend genannt — kommt die in der Ueberſchrift, wie hier, gewählte teutſche Benennung deshalb wohl am füglichſten zu, weil die Ableitung derſelben von dem ſlavoniſchen Worte Jelen — Hirſch — die natürlichſte zu ſeyn ſcheint. In allen naturgeſchichtlichen Syſtemen wird ſelbiges als Art der Gattung Hirſch aufgeführt.

Obwohl das Elenn ſeit Jahrhunderten in Teutſchland nicht mehr einheimiſch iſt und in Europa nur vom 53ſten bis 64ſten Grade nördlicher Breite — ſelbſt da nicht häufig —, dann in Aſien vom 45ſten bis 61ſten, in Amerika — unter dem Namen Musthier (Orignal) — vom 44ſten bis 53ſten angetroffen wird: ſo glaubt der Verfaſſer doch, daſſelbe nicht übergehen zu dürfen, weil es wohl nie mißlicher für den jungen Weidmann war, als in unſern Zeiten Unterhalt und Fortkommen im Vaterlande zu finden; Viele daher leicht ſich gezwungen ſehen möchten, beides fern von dieſem und ſonach auch da zu ſuchen, wo ihm vorläufige Bekanntſchaft mit der in Rede ſtehenden Wildart nützlich ſeyn kann.

§. 3.

Auch den Elennhirſch ziert auszeichnungsweiſe vor dem Thiere ein Gewicht (§. 1.), deſſen Stangen ſich, gleich vom Stocke (Stamme) an, nach den Seiten und ſanft unterwärts biegen; dann — ohne Roſen, Augenſproſſen und Eisſproſſen — weitbauchig ſich erheben und in handförmig geſtalteten, hinterwärts — dem Alter nach — mit weniger oder mehr endenartigen Fortſätzen beſetzten Schaufeln ſich ausbreiten.

Dieſes Gewicht, welches, wie beim Edelhirſche,

alljährlich abgeworfen und aufgeſetzt wird, entſteht und reproducirt ſich auf folgende Weiſe:

Im erſten Lebensjahre, und zwar früher als beim Edel-Hirſch-Kalbe, werden an den Stellen des Kopfs, an welchen künftighin die Stangen ſich erheben, bucklige Erhabenheiten, die im September einen Zoll Höhe erreichen, bemerkbar. Im Frühling des zweiten Jahrs treten die erſten wirklichen Kolben hervor, welche ſich zu 7 bis 8″ langen Spießen ausbilden. Dieſe — wie jedes künftige Geweih — ſind mit ſchwarzgrauem Baſt überzogen und werden, nachdem ſie im September ſich vereckt haben, gefegt.

Zu Ende des Aprils oder zu Anfang des Mai im nächſten Jahre erfolgt das erſte Abwerfen und ſodann das Wiederaufſetzen in zwei längern und ſtärkern Spießen oder in Gabelſtangen, die im Auguſt vereckt, bald danach gefegt werden. In Folge der bemerkten diesmaligen Gehörnbildung wird nun der junge Hirſch entweder — wie der zweijährige — Spießer oder Gabler benannt.

Im vierten Jahre reproducirt ſich das Anfangs April abgeworfene Geweih entweder in ſtärkern Gabeln, oder mit ſechs (drei an jeder Stange) kurzen, oben mehr breiten als runden, ſtumpfen Enden bis zur Mitte des Auguſts vollkommen und wird ſofort gefegt; der Hirſch aber als geringer Hirſch angeſprochen.

Im fünften Jahre tritt im März das Abwerfen ein; das Verecken und Fegen des nunmehr in Schaufel-Andeutungen ſich verbreitenden Geweihs zu Anfang des Auguſts. Dann wird der Hirſch geringer Schaufler benamt.

Im ſechsten Jahre erfolgt das Abwerfen im Februar; das Verecken und Fegen des Schaufelgehörns mit vier bis ſechs endenartigen Fortſätzen an jeder Schaufel im Julius. Nun wird der Hirſch als guter Schaufler, bei höherem Alter, davon abhängiger zunehmender Leibesſtärke, Schaufelverbreitung und ungeregelter Vermehrung der endenartigen Fortſätze an jeder Schaufel aber als Kapital-Schaufler angeſprochen. Dieſe werfen oft ſchon gegen das Ende

des Decembers oder doch zu Anfang des Januars ab; die vollſtändige Reproduktion und das Fegen des dann 30 bis 40 und mehr Pfunde haltenden Gewichts erfolgt bis zum Junius.

Das gefegte Geweih der jüngeren Hirſche iſt hellbraun, das der älteren je mehr und mehr dunkelbraun gefärbt.

Außer dem Geweih zeichnet der Elennhirſch durch den oben auf dem Halſe befindlichen, aus 7½″ langen, ſtarren Haaren beſtehenden, Schopf vor dem Thiere ſich ſtandhaft aus.

Vom dritten Lebensjahre an tritt ſtets bei ihm, unterhalb der Droſſel (Gurgel) ein warziger Beutel hervor. Er dehnt ſich bei zunehmendem Alter je mehr und mehr, bis zu 7½″ der Länge nach aus und erſcheint mit gegen einander gerichteten 6″ langen, ſtarren Barthaaren beſetzt.

Beim Elennhirſche ſind die Schalen an den Läufen kürzer und breiter, die Ballen ſtärker, die Oberrücken mehr auswärts ſtehend als beim Thiere.

Von den §. 11. des erſten Kapitels angegebenen Fährtenzeichen finden die mehreſten auch hier Anwendung; beſonders Schränken und Hinterlaſſen (in der Feiſtzeit), Schritt, Beitritt, Ballenzeichen, auch das Himmelszeichen.

Dem Elenn-Thiere mangelt, wie oben geſagt, Geweih und Schopf; vom Kehlbeutel zeigt ſich bei ihm im hohen Alter bisweilen eine Andeutung. Es iſt ſtets minder ſtark am Leibe, daher auch in jedem Alter minder gewichtig als der Hirſch. In Rückſicht der Fährtenunterſcheidungszeichen gilt alles Kap. 1. §. 11. in dieſer Beziehung Erörterte.

Ueber Größe und Gewicht beider Geſchlechter ſind in Litthauen folgende Erfahrungen gemacht worden:

Beim ausgewachſenen (ſechs- bis ſiebenjährigen) Hirſch beträgt die Länge des Kopfs bis zum Genick 2′ 6″, des Halſes 1′ 11″ 6‴, des Leibes, vom Stich (Bruſtkern) bis zum Ende der abgeſtumpften, 6″ 3‴ langen Blume (des Wedels), in gerader Linie gemeſſen,

6′ 4″, die Höhe vom Ballen am Vorderlaufe über das Blatt mit dem Schopf gemeſſen 6′ 2″, vom Ballen am Hinterlaufe über die Keule bis zur Mitte des Zimmers 6′. Ein Hirſch vom angezeigten Alter und Maaße wiegt zur Feiſtzeit — im Julius und Auguſt — mit Lunze, Geſcheide und Schweiß 650 Pfund auch noch darüber und hat bis 25 Pfund Unſchlitt — wenig für ein Thier von angezeigter Stärke! Ein altes (ſechs- bis achtjähriges) Thier iſt — eben ſo wie der Hirſch der Meſſung unterworfen — 5′ 7″ lang, vorn 5′ 9″, hinten 5′ 7″ hoch; wiegt in der guten Zeit — im September und Oktober — 550 bis 560 Pfund. Der zweijährige Spießer wiegt im Auguſt bis 400 Pfund, das eben ſo alte Schmalthier bis 380 Pfund, das kurz zuvor geſetzte Kalb bis 25 Pfund *).

§. 4.

Das Elennwild hat einen langen, hinten ſtarken, vorn ſpitz zulaufenden Kopf, den es geſenkt trägt; er ähnelt dem Maulthierkopfe; ſeitwärts hangendes, 12″ 8‴ langes Gehör; kleine Lichter (Augen), deren Winkel länglich und bogig geſpalten erſcheinen; 1½″ lange, 1½″ breite Thränenhöhlen; im Unterkiefer acht ſcharfe, zugeſpitzte Lippen- (Vorder-) Zähne, welche in die Kerben einer im Oberkiefer befindlichen, ſchwarzen, ſchwammigen Fleiſchwulſt paſſen; eine dicke, wulſtige, vom Zahnfleiſch abgeſonderte Oberlippe, größer als die Unterlippe; einen kurzen, ſtarken Hals; eine breite Bruſt; weitbauchig aufgetriebene Flanken; lange, ſtarke, nervige, in ſchwarzen Schalen ausgehende Läufe; 2″ über den Ballen locker eingelenkte Oberrücken (Afterklauen), deren Anſchlagen am Ballen beim trollenden Gange oder beim Stampfen auf harten Boden das §. 1. erwähnte Schellen bewirkt. Dieſem nach, weit weniger ebenmäßig und leicht, als das Edelwild, gebaut, kann es

*) Anderwärts — beſonders in Amerika — ſollen alte Elennhirſche zuweilen um ein Viertheil höher und faſt um die Hälfte gewichtiger seyn.

nicht, wie dieſes, anhaltend flüchtig ſeyn (rennen); dagegen trollt (trabt) es ſehr ſchnell und in ſo fern mit unglaublicher Ausdauer, als mehrere Schriftſteller ſagen, es könne in einem Tage 50 Meilen zurücklegen (wenn hierbei nicht von engliſchen Meilen die Rede iſt). Merkwürdig iſt die Art und Weiſe, wie daſſelbe ſich auf ſenkigem, andern Thieren unzugänglichen Moor= (Sumpf=) Boden forthilft. Da nehmlich, auf die Heſſen ſich niederlaſſend, ſtreckt es die Vorderläufe gerade vorwärts aus, greift mit den Schalen ein und gleitet, mit den Heſſen ſich ſtemmend und ſo nachſchiebend, darüber hin. In noch mehr ſchwammigem Grunde ſoll es ſich ganz auf die Seite legen und dann, nur mit den Schalen des unten liegenden Vorder= und Hinterlaufes die Oberfläche faſſend, darauf ſich gleichſam fortſchnellen. Im Schwimmen iſt es Meiſter und es übt dieſe Kunſt nicht nur im Nothfalle, ſondern auch zur Luſt und zur Geſundheitspflege. Auf dem Eiſe kann es gar nicht fort; auch wenn es da einmal fällt, ſehr ſchwer wieder auf die Läufe kommen.

§. 5.

Die Haut dieſer Wildart iſt ſtets ſehr ſtark; in den Sommermonaten vorzüglich gut. Die Behaarung und Haarfarbe leidet durch das (Ver=) Färben Abänderung. Die Frühjahrs=Färbezeit tritt im Monat April ein und dauert, wegen der klimatiſchen Verhältniſſe, bis gegen Ende des Junius, die Herbſtfärbezeit fällt in den Monat Oktober.

Die Farben des Sommerhaars ſtellen ſich folgendermaßen dar: am Geäſe — ſelbſt an den Lippen — bis über die Naſenlöcher hinauf gelbbraun; die innere Wand der Gehörmuſchel und ein Ring um die Lichter (Augen) aſchgrau; der übrige Körper — beim Hirſche auch Mähne und Kehlbeutel — ſchwarzbraun; Vorder= und Hinterläufe bis über das Knie hinauf, der einwärts gekehrte Theil der Keulen, nebſt dem Unterleibe, aſchgrau, ins Gelbweißliche ſpielend.

An dem länger und dichter behaarten Winterkleide erſcheinen die im Sommer dunkelbraunen Theile ſchmutzig=

hellbraun; vom April an bis zum Junius ſucceſſive ſich vergrößernde, kurzhaarige, dunkelbraune Flecken, mit ſolchen, auf denen das Winterhaar noch ſteht, gemengt.

§. 6.

Das Elenn vernimmt (hört) ausgezeichnet ſcharf, äugt (ſieht) gut, wittert oder windet (riecht) weniger gut, läßt aber in der Fährte ſtärkere Witterung zurück, als das Edelwild; auch iſt es weniger ſcheu als dieſes — ſelbſt vor der Schuß-Exploſion, indem es, vom Jäger gefehlt, oft nur eine kurze Strecke forttrollt und dann nicht nur ſtutzt, ſondern auch ſtehen bleibt. Im Allgemeinen friedfertig und geſellig, halten — gleich dem Edelwilde — zu gewiſſen Jahreszeiten junge Hirſche, Thiere nebſt Kälbern und Schmalthiere im Trupp ſich zuſammen; eben ſo alte Hirſche von jenen abgeſondert. Mit der Trennung und Wiedervereinigung im Trupp verhält es ſich auch faſt wie beim Edelwild.

Der ſchwankende Tritt und das ganze Anſehen dieſer Wildart ſcheint Phlegma anzukündigen. Und doch ſind beide Geſchlechter nicht wenig reizbar, wenn es auf Selbſtvertheidigung ankommt, beſonders nach einer Schußverwundung. In dieſem Falle nimmt das Elenn ohne weiteres Menſchen und Hunde an, die ſich unvorſichtig nähern und verſetzt mit den Vorderläufen höchſt kraftvolle, ſelbſt tödtliche Schläge. Erwachſen in einen engen Raum eingezwängt, geräth es gleichſam in Wuth, ſo daß es alles um ſich her zerſtampft und zerſchlägt, ſelbſt anderes Wild, auch reißende Thiere zermalmt, die mit ihm in eine Grube gefallen ſind.

Dem Elennhirſch ſteht nächſtdem in ſeinem Geweih noch eine beſondere Wehr und Waffe zu Gebote, deren er ſich nicht nur in allen vorerwähnten Fällen, ſondern auch zu Kämpfen mit ſeines Gleichen in der Brunftzeit, gewaltig damit forkelnd (ſpießend) und hierbei eben ſo viel Ausdauer als Gewandtheit zeigend, bedient.

Weder von einem Schreckens-, noch von einem Klagelaut iſt beim Elenn etwas bekannt; nur der

Hirſch läßt einen leidenſchaftlichen in der Brunftzeit von ſich hören, der aber auch dann weniger oft und keineswegs orgelnd (ſchreiend) wie beim Edelhirſche, ſondern in kurzen Abſätzen, gleichſam plärrend wie beim Damhirſche — nur in viel tieferen Tönen — vernommen wird.

Die Lebensdauer dieſer Wildart ſoll ſich, neuern Beobachtungen zu Folge, nur auf ſechzehn bis achtzehn Jahre erſtrecken; eine bemerkenswerthe Ausnahme von der bekannten, für die meiſten Säugthiere gültigen Regel, nach welcher ſie bis ſiebenmal ſo lange leben, als wachſen. Im Allgemeinen mögen hierzu Wohnort, Aufenthalt, Aeſung, und dadurch veranlaßt werdende Krankheiten, als Durchfall, Milzbrand und faſt alle zehn Jahre, wie man bemerkt haben will, ſich zeigende Löſerdürre beitragen; im Beſondern das beim Elenn im frühern Alter, als bei andern Säugthieren, erfolgende Ausfallen der Vorderzähne.

§. 7.

In Litthauen beginnt die Brunftzeit gegen Ende des Auguſts und dauert bis zu Ende des Septembers.

Vom Laut, welchen der Hirſch während derſelben ausgibt, ſo wie von den dabei ſtatt findenden Kämpfen iſt §. 6. ſchon die Rede geweſen. Sonſt verhält es ſich dabei mit Allem faſt eben ſo wie beim Edelwilde.

Junge Hirſche finden ſelten Gelegenheit zur Befriedigung des bei ihnen äußerſt heftigen Begattungstriebes. Hierdurch gleichſam in eine Art von Samenkoller verſetzt, trollen ſie unaufhörlich in der Nähe und Ferne — ſelbſt gegen ihre ſonſtige Gewohnheit in bewohnten Gegenden und auf Feldern — umher und kommen dadurch eben ſo ſehr vom Leibe (magern ab), als die alten durch das wirkliche Brunften.

Der Beſchlag ſelbſt dauert nur ganz kurze Zeit und wird in kurzer Zeit oft wiederholt. Nie ſteigt nach deſſen Vollendung der Hirſch ab, ſondern das Thier rückt unter ihm weg.

Das Elchthier geht 40 Wochen hochbeſchlagen.

Der erſte Satz beſteht gewöhnlich nur in einem Kalbe, jeder folgende aus zwei, ſelten aus drei, und im letzten Falle gehen die Kälber als Schwächlinge meiſt zu Grunde. Sie erſcheinen gleich in der früheſten Jugend einfarbig — röthlichbraun, ſpringen gleich nach dem Ablecken auf, folgen dem Mutterthiere ſchon am dritten oder vierten Tage und beſaugen daſſelbe meiſt ſo lange über die nächſtfolgende Brunftzeit hinaus, bis der Milchzufluß ganz aufgehört hat. Sie wachſen ſo ſchnell, daß ſie, um ſaugen zu können, in der letzten Zeit ſich unter die Mutter niederlegen müſſen.

Sie werden, dem Geſchlechte nach, in eben dem Alter wie die Edelwildkälber, respective Spießer und Schmalthiere benannt. Letztere behalten dieſen Namen, bis ſie, meiſt in der Brunftzeit des dritten Lebensjahrs, ſelten in der des zweiten, hochbeſchlagen werden. Im dreijährigen Alter wird daher das weibliche Elenn als fertiges (brunftfähiges) Thier, in den folgenden Jahren als altes Thier angeſprochen.

§. 8.

Halbarten und Abarten hat man beim Elennwilde noch nicht bemerkt.

§. 9.

Das Elennwild nimmt ſeinen Stand in den wildeſten und einſamſten Waldgegenden. Vom April bis zum Oktober in ſumpfigen, oder doch tiefgründig-naſſen, ſpäterhin in etwas erhöhtern, die der Ueberſchwemmung nicht ausgeſetzt und daher im Winter nicht mit Eis belegt ſind.

Bei ſtillem, heitern Wetter findet man daſſelbe meiſt in Laubhölzern mittlern Alters; beim Regen, Schnee und Duft meiſt in Nadelholzdickungen.

Leichter als bei allen übrigen Gattungsverwandten veranlaßt Mangel an Ruhe und gnüglicher Aeſung Veränderung des Standes und Wechſels.

§. 10.

Die Aeſung beſteht der Jahreszeit nach in Knospen, jungen Trieben und Blättern der Weiden, Pappeln, Linden, Ebereſchen, Hainbuchen, Sommerbirken (mit weißen Loden), Ahorn, Eiche und Eſche, Lerche, Kiefer und Fichte, im Winter in der abgenagten Rinde und Safthaut aller Nadel- und der weichen Laubhölzer, zur Frühlingszeit in der abgeſchälten Rinde und Safthaut der vorgedachten Laubholzarten, wenn ſelbige in vollem Safte ſtehen und in ſo fern die Rinde keinen bittern Geſchmack hat. Dieſe wird dann vermittelſt des Vordergebiſſes, wie mit einem Meißel, vom Stamme getrennt und vom ſtehenden hinaufwärts losgeriſſen.

Das Elenn nimmt auch faſt alle Getreidearten, doch nur in der Zeit an, wo ſie im Schoſſen ſtehen, nicht minder junges Schilf und Rohr und Sumpfgräſer.

Die ausgezeichnetſte Lieblingsäſung beſteht in der Dotter- oder Schmelzblume (Caltha paluſtris), nach welcher das Elenn die oben (§. 4.) erwähnte Sumpfrutſchreiſe zu machen der damit verbundnen Anſtrengung nicht unwerth hält.

Heidekraut (Erica vulgaris) und Kiehnpoſt (Ledum paluſtre) geben eine Winternothhülfe ab.

Beim Aeſen muß das Elenn, wegen ſeines kurzen Halſes, die Vorderläufe gegen die hintern zurückgezogen ſetzen und ſo den ganzen Vorderleib in eine mehr geſenkte Stellung als das Edelwild bringen. Vermag es nicht, auf allen vier Läufen ſtehend, die Gipfel junger Holzſtämme mit dem Geäſe zu erreichen; ſo erhebt es ſich auf den Hinterläufen und bricht vermittelſt des Geweihes und Halſes durch Druck und Biegung die Kronen ab. Daher die öfters bemerkbaren haarloſen Stellen am Halſe und an den Kinnladen.

Wo es ſich für ſicher hält, zieht es, wenn es Appetit hat, zu jeder Zeit auf die Aeſung, an weniger ruhigen Standorten nur zur Nachtzeit.

Waſſer zum Trinken und Baden iſt dieſer Wild-

art unentbehrliches Bedürfniß. Im Winter wird der Durſt durch Schneelecken geſtillt.

§. 11.

Beide Elennwildgeſchlechter werden, als Holzverwüſter, den Forſten ſo übermäßig gefährlich, daß Hegung nirgends, Schonung kaum zu irgend einer Jahreszeit ſtatt finden darf.

Mehrere Theile des Elenns werden gut und auf mannigfache Weiſe benutzt.

Das Wildbret nehmlich kommt dem Haushalte ſtets zu ſtatten, in vorzüglichem Maaße das des Hirſches vom Ende des Junius bis gegen Ende des Auguſts, das des Thieres vom Oktober bis zum Ende des Decembers, das der Spießer, Schmalthiere und Kälber während der Sommer- und Herbſtmonate. Es wird dann dem beſſern Rindfleiſche vorgezogen, dem des in der beſten Zeit erlegten Edelwildes an die Seite geſetzt. Geäſe (Maul), Gehör (Ohren), Zunge und Knochenröhrenmark werden zu den Leckereien gezählt.

Das Unſchlitt wird eben ſo wie beim Edelwild benutzt.

Meſſerſchmiede, Schwertfeger und Horndreher ziehen das vollkommen reife Gewicht dem des Edelwildes, der feſtern Textur wegen, die Knochen dem Elfenbein deswegen, weil es nicht wie dieſes vergelbt, vor.

Die eben ſo ſtarke, als dauerhafte Haut macht, beſonders in den Sommermonaten, einen von den Weißgerbern geſuchten Handelsartikel aus. Sie wird unter dem Namen Polowinki in Sibirien am beſten zubereitet; übertrifft dort jede andere an Weichheit und widerſteht dem Eindringen des Waſſers vorzüglich.

Das Haar wird zum Polſtern mit Vortheil benutzt.

Alles was beim Edelwilde als officinell in der Apotheke bekannt iſt, wird beim Elenn zu gleichem Zwecke verwendet. Nur die ſogenannten Elennklauen haben in unſern Zeiten ihren alten unverdienten Ruf als Heilmittel bei epileptiſchen Zufällen verloren.

§. 12.

Dem Elenn werden in Europa nachbenannte reißende Thiere gefährlich, nehmlich:

a) der Bär. Er beſchleicht es, wo er es allein findet — denn im Trupp hat er demſelben nichts an — von der Seite und reißt und ſchlägt es dann. Zuerſt frißt er die Lunze und das Geſcheide; das Uebrige für den folgenden Tag, mit Aeſten, Moos und Laub verdeckend.

b) Der Wolf, iſolirt, nur dem Kalbe, rottenweiſe vereint, vorzüglich auf dem Eiſe, dem einzelnen Hirſche, wie dem alten und Schmalthiere.

c) Der Luchs nur den Kälbern, die er nach ſeiner Art beſchleicht und an der Luft- und Speiſeröhre zerbeißend reißt, vom ganzen Thiere aber nichts weiter, als Schweiß, Lunze und Geſcheide ſich aneignet.

§. 13.

Von den Bewohnern ſolcher Gegenden, wo dieſe Wildart heimiſch iſt, wird die Jagd danach auf mancherlei Weiſe und mit deſto mehr Eifer betrieben, je größern Vortheil deren Habhaftwerdung und Verminderung gewährt.

Im Winter ſoll es, da in den nördlichern Ländern gewöhnlich viel Schnee liegt, leicht gelingen, das Elenn mit Pferden zu ermüden — zu buchſiren.

Man macht auch weite und tiefe Gruben auf den gewöhnlichen Wechſeln, bedeckt ſie leicht mit Reisholz und führt von allen vier Seiten nach und nach enger zugehende verzäunte Stege danach hin, um das Elenn darin zu fangen.

In den Ländern, wo die Jagd ordentlich betrieben wird, ſchießt man es mehrentheils auf dem Anſtande; auch beim Bürſchen zu Fuß, zu Pferd und zu Schlitten, oder vor polniſchen und deutſchen Jagdhunden mit der Büchſe*).

Der Schütze muß aber immer ſehr vorſichtig zu Werke gehen, weil keine andere Wildart, außer dieſer, ihn gleich

---

*) S. §. 43 a)., 44. und 47. des vorhergehenden Kapitels.

nach dem erſten Schuſſe ſo leicht annimmt. Beim Anſtande ſind daher die im vorigen Kapitel §. 42. erwähnten Kanzeln zu empfehlen; bei jeder andern Jagd zu Fuß auf das Elenn aber iſt Behutſamkeit in der Wahl des Standes hinter einem Baume, auf den man ſich im Nothfall retten kann, nothwendig. Auch muß man immer in gutem Winde zu bleiben ſuchen.

§. 14.

Es war der Urgroßvater des jetzt regierenden Herzogs von Anhalt-Deſſau, wenn ich nicht irre, welcher auf den, dieſem Hauſe zuſtändigen Beſitzungen in Preußen mit ſeiner Hirſchmeute mehrere Elennhirſche, deren Gehörne ſich (vermuthlich) noch jetzt in Deſſau und im Luſtſchloſſe zu Oranienbaum befinden, mit glücklichem Erfolg par force gejagt hat.

Ob ich nun gleich keinen der Jäger, welche an dieſer Jagd Theil nahmen, perſönlich gekannt habe, ſo iſt mir doch von mehrern, welchen jene genaue Auskunft darüber gegeben, verſichert worden, daß die Meute den Elennhirſch zwar ſehr feurig gejagt habe, daß aber die Jagd mit vielen Schwierigkeiten deshalb verbunden geweſen ſei, weil er viel Retouren und weite Abſprünge *) dabei mache, ſich dann gleich drücke und hierdurch die Hunde irre leite. Noch leichter kann dies zu Fehljagden Anlaß geben, wenn er den Abſprung in ein Waſſer macht, in dieſem fortzieht oder ſchwimmt, an der entgegengeſetzten Seite ausſteigt, Retour und Abſprung wiederholt und dann eilend fortgeht.

Vorgreifen mit einigen Lancirhunden, aber nicht mit der Meute, würde das beſte Mittel ſeyn, wieder auf die Fährte zu kommen.

§. 15.

Beim Verbrechen, Aufbrechen, Zerwirken und Zerlegen wird eben ſo verfahren, wie beim Edelwilde **).

*) Der Abſprung beſteht darin, daß manche Wildart ihren Weg nach einem viele Schuh breiten Seitenſatze in einer ganz andern Richtung fortſetzt.
**) S. §. 49. s. A. des erſten Kapitels.

Drittes Kapitel.

Vom Dam-Wild.

(Cervus Dama. *Linn.*) *).

§. 1.

Der Weidmann bedient ſich, wenn von dieſer Wildart die Rede iſt, im Allgemeinen eben der Ausdrücke, welche auf das Edelwild angewendet werden **)

Doch merke man hier noch Folgendes im Beſondern:

Die Stangen des Geweihes junger Hirſche behalten dieſen Namen, ſo lange ſie rund bleiben, wenn ſie aber ober- und hinterwärts breiter werden und von der Seite platt gedrückt erſcheinen, heißen ſie Schaufeln.

Daher kommt die Benennung: Schaufelhirſch oder Schaufler, welche man den ſtärkern Damhirſchen beizulegen pflegt.

Ein ſtarker Schaufler hat breite gute Schaufeln; ein ſchwacher ſchlechte.

§. 2.

Das Damwild wird von den Naturforſchern mit dem Edelwild ganz gleich klaſſificirt, und deshalb als eigne Art der Gattung Hirſch aufgeführt, weil keiner der mannigfaltigen Verſuche gelang, den Edelhirſch mit dem

*) v. Wildungens Taſchenb. 1796; Bechſteins Handb. der J. W. I. 1. S. 104. u. ff.

**) S. §. 1. des erſten Kapitels.

Damwild, und ſo auch umgekehrt den Damhirſch mit dem Roththiere brunften zu laſſen. In wie fern übrigens die beiden genannten Arten einander ähnlich oder unähnlich ſind, wird in der Folge deutlicher aus einander geſetzt werden.

Was die Heimath des Damwildes anbetrifft, ſo iſt's für meine Leſer hinreichend zu erwähnen, daß es — eigentlich aus ſüdlicheren Erdſtrichen herſtammend — jetzt in den meiſten europäiſchen Waldungen, wenn man es nicht mit Gewalt ausgerottet hat, angetroffen wird; überhaupt aber nur unter gemäßigten Himmelsſtrichen gedeiht. Faſt in allen Provinzen Teutſchlands findet man es, wo nicht im Freien, doch in Thiergärten zahlreich genug. In manchen brandenburgiſchen Gegenden fügt es, zu ſtark gehegt, den Waldungen noch jetzt beträchtlichen Schaden zu; im Anhalt-Deſſauiſchen hat es ſich ſeit einigen Jahren wieder anſehnlich vermehrt. An den Grenzen des Herzogthums Sachſen ſieht man es ſehr einzeln im Walde; mitten im Lande iſt es ganz vertilgt und nur in Thiergärten geduldet.

Bei keiner andern Wildart iſt die Farbe in ein und demſelben Lande ſo verſchieden und wechſelt mit der Jahrszeit und dem Alter ſo häufig, als bei dieſer.

Am häufigſten findet man in unſern Gegenden Damwild, bei welchem im Sommer das kurze, dicht auf der Haut anliegende, glänzende Haar an der Stirn und am Oberhalſe höher rothbraun als auf dem Rücken, an den Blättern, Seiten und Keulen gefärbt; an den drei letztgedachten Theilen mit kleinen, rundlichen, weißen Flecken unregelmäßig beſetzt erſcheint. Die Unterbruſt, der Unterleib, wie die inwendigen Seiten der Läufe ſtellen ſich weiß behaart dar. Das Weideloch iſt ringsum mit einem, beiläufig 1½″ breiten, weißen, an der Außenſeite*— oben breiter, unten ſchmaler — ſchwarz berandeten Streif, welcher den ſogenannten Spiegel bildet, umgeben. Die Blume (auch Wedel genannt) iſt auf der oberwärts gekehrten Seite bei allem Damwilde, außer bei dem ganz weißen, ſchwarz, bis zur weißen Spitze, die unterwärts gekehrte Seite durchgängig weiß.

Beim Verfärben im Herbſte behalten die inwendigen Seiten der Läufe, Unterbruſt, Unterleib, Spiegel und Blume die Sommerzeichnung ſtandhaft bei; an den übrigen Körpertheilen wird die Haarwurzel dunkelgrau, die Haarſpitze mattſchwarzbraun; die weißen Flecken verſchwinden im Winter gänzlich.

Weniger häufig, doch ſelten nicht, iſt das ganz weiße. Dieſes verändert die Farbe zu keiner Jahreszeit, ſondern das Haar verlängert ſich nur im Winter.

Büffon und mehrere Naturgeſchichtſchreiber nach ihm erwähnen auch der gelben Farbe als einer nicht ungewöhnlichen bei dieſer Wildart. In Folge vieljähriger Beobachtung glaube ich mit Gewißheit ſagen zu können, daß es kein Damwild gibt, welches dieſe zu irgend einer Zeit im Jahre, ſein ganzes Leben hindurch, behielte. Alle Kälber des weißen haben iſabellfarbenes Haar; im zweiten Jahre geht dieſes ſchon ſehr ins Weiße über, ſo daß man kaum noch einen gelblichen Schein daran bemerkt; im dritten wird es völlig weiß.

Ueberall findet man das ganz ſchwarze Damwild am ſeltenſten. Bei ihm iſt der Unterleib hellgrau, die Spitze der Blume hingegen weiß wie beim bunten. Auch dieſes verändert die Farbe im Winter nicht.

Die Färbezeit trifft mit der des Edelwildes zuſammen. Die Feiſtzeit fällt in den Monat September.

Das Damwild ſteht ſeiner Stärke (Größe) nach zwiſchen dem Edelwilde und dem Reh; es iſt beträchlich kleiner als das erſte, viel größer als das letzte, weniger zierlich als die beiden eben erwähnten Wildarten, doch ebenmäßig und leicht gebaut.

Nach des Herrn Gr. v. Mellin Erfahrung war ein 154 Pfund wiegender Damhirſch 4′ 10″ lang; vorn bis zum Widerriſt 2′ 8″, hinten über der Keule bis auf die Mitte des Zimmers 2′ 10″ 9‴ hoch. Der Umfang des Leibes, wo er am dickſten iſt, betrug 3′ 9″. Kapitalhirſche dieſer Art wiegen in der Feiſtzeit 250 bis 300 Pfund, ſind 5′ und darüber lang, vorn 3′, auch wohl etwas darüber, hoch, hinten 2 bis 3″ höher. In gleichem

Alter ſteht immer das Thier dem Hirſche an Stärke (Größe) bedeutend nach.

Verhältnißmäßig ſind beim Damwilde Hals und Läufe kürzer und minder ſtark (weniger dick), der Leib ſtärker (dicker), das Gehör (Ohr) kürzer, die Blume (der Wedel — d. h. Schwanz) viel länger als beim Edelwilde. Jenes gibt dieſem an Schnelligkeit, Sprungkraft und Gewandtheit wenig nach, unterſcheidet ſich aber in der Bewegung dadurch, daß es im Trollen (Traben) die Läufe höher hebt, in nicht ganz voller Flucht — nach Art der Ziegen — ſatzweiſe mit allen vier Läufen zugleich einſpringt. Im Trollen, wie in der Flucht, trägt es die Blume im geſunden Zuſtande erhoben, im kranken — beſonders nach einer erhaltenen Schußwunde — geſenkt und unterwärts gekrümmt. Als für den Jäger beachtenswerth — wenn auch ſonſt vielleicht geringfügig ſcheinend — glaube ich hier die auszeichnende Eigenheit dieſer Wildart erwähnen zu müſſen, daß ſelbige unmittelbar nach der Exploſion eines Fehlſchuſſes ſich mit der Blume vernehmbar klatſchend auf das Weideloch ſchlägt.

Die Sinne der Witterung (Geruchs), des Aeugens (Geſichts) und Vernehmens (Gehörs) ſtehen denen des Edelwildes an Schärfe nicht nach. Doch ſcheint das Damwild beim Aeſen weniger fein zu vernehmen.

Ungeachtet ſeiner ſehr großen Schüchternheit im völlig wilden Zuſtande kann es in Thiergärten doch leicht, und als junges Kalb mit Kuh- oder Ziegenmilch genährt, außerordentlich gezähmt werden; vorzüglich das weibliche Geſchlecht *). Im wilden Zuſtande äußert es nie den geringſten Anſchein von Tücke oder Bosheit. Es iſt ſtets munter, geſellig mit ſeines Gleichen, zum Scherzen aufgelegt, bei ſtürmiſcher Witterung unſtät und unruhig, in Ge-

*) Das männliche zwar auch; aber man ſollte doch ja kein Wild männlichen Geſchlechts, welches Gehörn aufſetzt, zu zähmen verſuchen; denn dieſes wird, ſobald der Begattungstrieb erwacht, ſo böſe, daß es leicht dem Menſchen Schaden zufügen kann.

fahr ſinnreich an Rettungsmitteln *); aufmerkſam auf Alles, beſonders auf muſikaliſche Töne jeder Art.

Es kann ein Alter von 20 bis 25 Jahren erreichen.

§. 3.

Der Damhirſch ſetzt, wie der Edelhirſch, ausſchließlich vom Thiere ein Geweih auf.

Im Frühjahre wirft der ſtarke zeitiger, der ſchwächere ſpäter ſein Gehörn ab, und erneuert es auf gleiche Weiſe und in gleich langer Zeit wie der Edelhirſch.

Wenn das Damhirſchkalb ſechs Monate alt iſt, zeigen ſich auch bei ihm Erhabenheiten auf dem Roſenſtocke, aus welchen zu Ende des nächſten Februars mit gelbem Baſt überzogne Kolben hervortreten, die ſich — beim nunmehrigen Spießer — bis zum Fegen im Auguſt zu 5″ langen Spießen verecken. Von nun an bis zum dritten Jahre weicht die Bildung und Form des Gehörns von dem nicht weſentlich ab, was hierüber beim Edelhirſche geſagt worden iſt. Dann aber zeigen ſich kurze Augenſproſſen, auch wohl bei guter Aeſung an jeder Stange ein oder zwei kurze abgeſtumpfte Enden, welche im folgenden Jahre ſich noch zu vermehren pflegen.

Die mit ſchwachen Perlen beſetzte Roſe verſtärkt ſich von Jahr zu Jahr, und ſteht bei zunehmendem Alter immer dichter auf dem Roſenſtocke.

Im fünften Jahre beginnt die Bildung des Schaufelgeweihes, an welchem mehr oder weniger kurze, kolbige, endenartige Erhabenheiten ſichtbar werden, die ſich in der Folge ungeregelt vervielfältigen. Stellung und Form des Geweihes bleibt von dieſer Zeit an, nach jedesmaliger Erneuerung, immer dieſelbe; auch iſt es bis zum Verecken und Fegen mit bräunlichgelbem Baſt überzogen.

Die Schaufeln ſtehen mehr rückwärts und oben verhältnißmäßig weiter aus einander, ſind auch gewöhnlich nach innen zu mehr gekrümmt, als die Stangen beim

*) Als da ſind: Abſprünge, Wiedergänge ꝛc.

Edelhirſche. Die Geweihe alter Damhirſche ſind oft prächtig und wiegen zuweilen vierzehn bis achtzehn Pfund.

Der Kümmerer, welcher abſichtlich oder durch Zufall des Kurzwildbrets beraubt ward, ſetzt kein vollkommnes Gehörn auf. Nur ſtarke, ſtets mit Baſt umlegt bleibende, Knollen entſtehen auf dem Roſenſtocke, welche er, ſo viel ich weiß, nie abwirft.

§. 4.

Zu Anfang des Monats Oktober ſchwillt dem Kapitalſchaufler der Hals und das Kurzwildbret an, und ein unangenehmer bockartiger Geruch bezeichnet den Anfang der Brunft, welche vier bis fünf Wochen dauert. Dieſer Geruch vermindert ſich gegen das Ende derſelben und verliert ſich bald darauf völlig. Die älteſten Hirſche treten zuerſt auf längſtens acht Tage auf die Brunft, dann minder ſtarke u. ſ. f.

Der Damhirſch beſchlägt mehrere Stücken Wild, welche er um ſich verſammelt und einige Tage getrieben hat. Zwiſchen zwei gleich ſtarken iſt bei Gelegenheit des Aufſuchens und Treibens der Thiere der Kampf heftig, aber ſelten von gefährlichen Folgen. Dem Sieger wird dann das Gattenrecht weiter nicht ſtreitig gemacht.

Damhirſche ſchreien auch während der Brunftzeit, aber nur in kürzern, rauhern und weniger tiefen Tönen, als der Edelhirſch. Mehrere Schriftſteller ſagen, der Brunftlaut — der leidenſchaftliche — des Hirſches werde ungefähr ſo vernehmbar, als wenn ein Menſch ſich erbreche. Ich habe dies nie finden können, jenen Laut aber dem der Kraniche auf dem Zuge, aus weiter Ferne ertönend, ähnelnd gefunden.

Bei der kürzeren Dauer der Brunftperiode und mindern Brunftgier ermatten die Damhirſche weniger als die Edelhirſche.

§. 5.

Das Damthier geht acht Monate tragend und ſetzt ein, ſelten zwei Kälber. Dieſe ſind in den erſten Tagen

ihres Lebens eben ſo unbeholfen, wie die Rothwildskälber, werden auf die nehmliche Art von den zärtlichen Müttern beſchützt und ebenfalls, bis dieſe ſich in der folgenden Brunftzeit hochbeſchlagen fühlen, geſäugt. Aus dem Kalbe weiblichen Geſchlechts wird, wenn es ein Jahr alt iſt, ein Schmalthier, und wenn es zum erſtenmale gebrunftet hat, ein altes Thier. Dies geſchieht bei guter Aeſung gewöhnlich ſchon im zweiten, bei ſchlechter aber erſt im dritten Jahre.

§. 6.

Das Damwild nimmt alle Aeſung an, von welcher das Rothwild ſich nährt; es ſchält aber auch, wie das Elenn, im Winter vorzüglich, die Rinde der meiſten Laubhölzer, den Ziegen gleich, ab, und muß ſich zu dieſer Jahreszeit faſt allein mit dem Genuß derſelben, ſo wie mit dem der Holzknospen begnügen. Auch weiß es ſich durch Aufrichten auf den Hinterläufen die jungen Blätter und Triebe manches Aſtes zu verſchaffen, welcher ihm ſonſt unerreichbar ſeyn würde. Lieblingsgeäſe iſt ihm die Roßkaſtanie, Obſt aller Art, Kenſter und grüne Oelſaat; auch die Beere vom Crataegus coccinea.

§. 7.

Je nachdem dem Damwilde zu einer Jahreszeit andere Nahrungsmittel ſich darbieten, als zur andern, entfernt es ſich — doch nie ſo weit wie das Rothwild — von dem einmal gewählten Stande. Eben dadurch wird es den jungen Gehauen, in deren Nähe es ſich am liebſten aufhält, gefährlich. Die Schaufler, zu denen ſich auch zuweilen Damhirſche geſellen vom zweiten und dritten Kopfe, d. h. ſolche, welche das zweite und dritte Gehörn tragen, bleiben bis zur Brunft in abgeſonderten Trupps vereinigt, vereinzeln ſich aber, im Sommer vorzüglich, mehr als die Edelhirſche.

Zu andern Zeiten ſtehen Thiere nebſt Kälbern, Spießern und Schmalthieren in andern, oft ſehr zahlreichen Trupps beiſammen. Zu Ende des Monats September

ſondern ſich alte Thiere und Schmalthiere ab und vertheilen ſich auf die Brunftplätze.

Dies iſt die Zeit, zu welcher Spießer und geringe Hirſche eigene geringzählige Trupps formiren. Wenn die ſtärkern abgebrunftet und ſich zurückgezogen haben, treten ſie zum Wilde und erſetzen die Stelle jener.

Das Damwild ſteht nicht nur am liebſten in lichten Hölzern, ſondern es thut ſich auch da nieder, um wiederzukäuen und der Ruhe zu pflegen. Nur im Sommer, wenn es von Fliegen und Mücken ſehr geplagt wird, verbirgt es ſich in Dickungen, zuweilen auch, obwohl ſelten, im hohen Getreide.

Aeltere Jäger haben behauptet — und manche Schriftſteller erzählen es ihnen noch jetzt nach: — das Dam- und Rothwild habe eine ſo ſtarke natürliche Abneigung gegen einander, daß es nie an einem und demſelben Orte Stand hielte. Wie ungegründet dies Vorgeben ſei, beſtätigt die tägliche Erfahrung, welcher zu Folge man (z. B. im Deſſauiſchen) ganze Trupps beider Wildarten ganz nahe beiſammenſtehend antrifft, und auf der Aeſung unter einander vermiſcht, herumziehen ſieht *).

§. 8.

Alle innere und äußere Theile, deren vielfache Benutzung für die Tafel, wie zum Gewerbsbetriebe im erſten Kapitel dieſes Abſchnitts §. 8. angegeben worden iſt, gewähren beim Damwilde gleiche, zum Theile noch größere, Vortheile.

So z. B. wird die Haut deſſelben der Dehnbarkeit und Weiche wegen mehr geſchätzt als die des Edelwildes. Wie bei dieſem iſt ſie auch im Sommer, aus den am angeführten Orte mitgetheilten Gründen, am meiſten nutzbar. Woher es kommen mag, daß man an manchen Orten den

*) Die Edelhirſche dulden freilich bei ihren Winterfütterungen das Damwild nicht; dies kann aber um ſo weniger befremden, da das weibliche Edelwild ſich dieſen nicht einmal nahen darf.

Geſchmack des Wildbrets zu allen Jahreszeiten weniger lecker finden will, als bei andern Wildarten, läßt ſich nicht wohl begreifen.

Vom Monat Julius bis zur Mitte des Monats September legt der Damhirſch ſo viel Feiſt auf, und das Wildbret gewinnt dadurch ſo ſehr an Zartheit, daß ich in der That nicht wüßte, welcher andern Speiſe ich Vorzüge geben ſollte. Beim Kümmerer durch Caſtration iſt dies das ganze Jahr hindurch der Fall. Die Thiere — vorzüglich gelde — ſind im Spätherbſte außerordentlich gut; das Wildbret der Spießer, Schmalthiere und Kälber iſt zu jeder Zeit ſchmackhaft.

Wahr iſt's, daß der Damhirſch, wenn die Brunſt herannaht, wie oben ſchon geſagt worden, einen bockartigen Geruch um ſich verbreitet, welcher ſich auch ſeinem Wildbret mittheilt, wenn nicht beſondere Vorſichtsmaaßregeln angewendet werden. Deshalb iſt's am rathſamſten, von der Mitte des Septembers bis zu Ende des Novembers keinen Damhirſch zu ſchießen; es müßte denn ein Kümmerer ſeyn, bei welchem gedachte Unannehmlichkeit nicht ſtatt findet.

Für Jagdberechtigte jedoch, welche blos Wechſel= und kein Standwild dieſer Art erlegen zu laſſen Gelegenheit haben, erwähne ich eines Mittels, das Wildbret eines Dambrunfthirſches wenigſtens eßbar zu erhalten, welches ſich mir bewährt bewies.

Ich ſchoß nehmlich einen Schaufler, welcher in voller Brunſt ſtand, auf den Kopf. Indem er im Feuer zuſammenbrach (ſtürzte), ſprang ich eiligſt hinan, unterband das Kurzwildbret und löſ'te es ſogleich mit allen Samenſträngen und der ganzen Ruthe aus. Hierdurch erreichte ich meinen Zweck ſo gut, daß niemand, der von dem Wildbret genoß, Widerwillen zeigte; auch ich ſelbſt fand den Geſchmack deſſelben nicht unangenehm. Wiederholte Verſuche lieferten gleiche Reſultate.

§. 9.

Durch Anpflanzung des Roßkaſtanienbaums (Aesculus hypocastanum) und durch Schonung der wilden Obſt=

bäume wird man im Sommer und Herbſte, im Winter aber durch zeitige Anlage der Gehaue, durch Fällen einiger Eichen und Aspen, welche ohnedies zu Brennholze verwendet werden ſollen, und endlich durch Fütterung mit Roßkaſtanien, Eicheln, Obſt aller Art, beſonders aber mit Miſtel (Kenſter, Viscum album), den Auswechſel in kleinen Revieren am leichteſten vermindern; den Zugang vermehren.

§. 10.

Der Tritt (die Fährte) des Damhirſches iſt wie beim Rothwilde viel ſtärker als der eines Thieres von gleichem Alter.

Döbel und mehrere Schriftſteller behaupten, er ſei auch faſt eben ſo geformt. Ich darf dieſem Vorgeben aus Ueberzeugung widerſprechen; denn er ſtellt ſich vorn weniger abgerundet (mehr zugeſpitzt), auch verhältnißmäßig länger dar. So gleicht er am meiſten dem einer Ziege, iſt aber natürlich um Vieles ſtärker.

Alle im erſten Kapitel dieſes Abſchnitts §. 11. angegebenen Zeichen, durch welche ſich der Edelhirſch in der Fährte und ſonſt, ohne geſehen zu werden, vor dem Thiere auszeichnet, ſollen ſich auch beim Damhirſche auffinden laſſen. Ich muß es geſtehen, daß außer dem Schritt und dem Schränken mir nie eins bemerkbar geworden iſt. Die Unterſuchung und Auffindung derſelben iſt aber auch begreiflicher Weiſe ſehr ſchwierig, indem der Abdruck des ſtärkſten Damhirſchtrittes kleiner iſt, als der eines Edelhirſches an ſechs Enden.

Auch wird der Damhirſch nie nach der Zahl der Enden, ſondern wenn er das zweite Gehörn und ſo lange er keine Schaufeln aufſetzt, als gemeiner Hirſch, nachher aber anfänglich als ſchlechter, in der Folge als guter und endlich als Kapitalſchaufler angeſprochen.

Der Tritt des alten Damthieres iſt ſelten ſtärker als der, welchen ein Rothwildkalb im Oktober macht.

§. 11.

Da auf Damwild keine beſtätigten Jagen gemacht

werden, ſo fällt die Anwendung des Leithundes weg. Deſto nützlicher und nothwendiger aber wird beim Bürſchen der Schweißhund *). Sonſt würde man ſich auch in bergigen größern Revieren des teutſchen Jagdhundes bedienen können, in kleinen würde aber der Gebrauch deſſelben, wie bei weidmänniſchen Jagdbetriebsarten überhaupt, verwerflich ſeyn.

§. 12.

Mir iſt kein Fall bekannt, daß eingeſtellte Jagen auf Damwild allein eingerichtet worden wären. Gewöhnlich wird es, wenn ſolche auf Rothwild ſtatt finden, mit eingeſtellt und erlegt. Wo es ſich indeß zu ſehr vermehrt, würde man wohl thun, daſſelbe auf dieſe Art zu vermindern. Die Einrichtung bliebe dann eben ſo, wie ſie im erſten Kapitel dieſes Abſchnitts §. 30. bis 40. gelehrt worden iſt.

§. 13.

Wegen des Einfangens ſ. d. Anhang zu dieſem Theile, Kap. 3. §. 12.

§. 14.

Das Bürſchen wird auf eben ſo verſchiedene Weiſe und in gleichem Maaße betrieben, wie beim Rothwilde. Doch glaube ich jungen Jägern und Jagdliebhabern folgende eigene Erfahrungen hierüber mittheilen zu müſſen.

1. Das Damwild hält faſt eben ſo genau Wechſel wie das Rothwild. Der Anſtand iſt deshalb ein ſehr ſichres Mittel, ihm auf die, im erſten Kapitel dieſes Abſchnitts §. 42. angezeigte Art, Abbruch zu thun.

2. Beim Bürſchgange (ſ. §. 43 [a]). l. c.) muß man vorſichtiger, als bei irgend einer Wildart ſeyn, und doch gelingt es höchſt ſelten, ſich einem Trupp zu nähern, weil das Damwild äußerſt aufmerkſam auf jeden fremden Gegenſtand iſt.

---

*) S. das erſte Kapitel dieſes Abſchnitts §. 20. bis 24.

Eher iſt ihm anzukommen, wenn man in Geſellſchaft eines Kammeraden ſeinen Weg ſprechend, trällerud oder pfeifend fortzuſetzen ſcheint, ſich aber dabei auf einer oder der andern Seite unmerklich heranzieht. In gehöriger Büchſenſchußweite von höchſtens hundert Schritten bleibt der Schütze, durch einen Baum, Strauch, oder auf andere Weiſe verdeckt, ſtehen, indem der Begleiter immer ſprechend, trällernd oder pfeifend ſeinen Weg fortſetzt, bis der erſtere geſchoſſen hat.

Auch allein wird man auf ähnliche Art am erſten ſeinen Zweck erreichen.

Verſchiedentlich iſt es mir gelungen, einige Stücken Damwild, welche auf einem großen freien Platze ſtanden, auf folgende Art zu täuſchen: An einem Orte, wo es mich nicht gewahr werden konnte, zog ich Rock und Weſte aus, und ließ den untern Theil des Hemdes ſo über die Unterkleider herabhängen, daß es einer Fuhrmannskappe glich. Die Büchſe in der Hand, ging ich meinen Weg fort. Das Wild faßte mich ſogleich ins Auge, und bewies durch mancherlei Bewegungen, daß es nicht ganz ruhig ſei. Ich machte alſo einen neuen Verſuch, mich ihm, während ich fortſang, tanzend und ſpringend zu nähern. Auch das Wild machte allerhand muntere Bewegungen, ohne flüchtig zu werden, bis mein Schuß aus Spaß Ernſt machte, und nach demſelben ein Stück zuſammenbrach.

Viel leichter kann man ſich an ein einzelnes im Aeſen begriffenes Stück bei einiger Vorſicht und in gutem Winde heranſchleichen, weil es, wie oben §. 2. geſagt worden, in der That ſcheint, als vernehme (höre) das Damwild während des Aeſens nicht gar ſcharf; doppelt aber hat man ſich vor dem Aeugen (Geſicht) zu hüten.

3. Vor dem Pferde und vor Fuhrwerk hält es, wenn man ſich behutſam und unter dem Winde naht, an Orten, wo es nicht zu ſehr beſchoſſen wird, faſt immer aus.

4. Durch mehrere Treiber läßt es ſich, wenn ſie nicht lärmen, ziemlich gut vorwärts bringen, und eben ſo wenn ein einzelner Mann dies geſchickt zu bewerkſtelligen ſucht. Nur muß er ſich hüten, ihm nicht zu nahe zu gehen; denn

wird es einmal flüchtig, ſo beruhigt es ſich nicht ſo leicht wie das Rothwild, und höchſt ſelten wird man es dann zuholen im Stande ſeyn.

5. Mit dem Zeichnen nach dem Schuſſe und mit dem Bärſchzeichen verhält es ſich eben ſo, wie im erſten Kapitel dieſes Abſchnitts §. 48. dargeſtellt worden iſt. Ob man aber ein Stück Damwild getroffen oder gefehlt habe, kann man, wenn es nach dem Schuſſe flüchtig wird, am ſicherſten danach beurtheilen, wie es die Blume hält. (Vergl. das im §. 2. hierüber Geſagte.)

6. Wenn ein Stück Damwild angeſchoſſen iſt, hüte man ſich, es rege zu machen. Man laſſe ihm deshalb länger Ruhe als anderm Wilde, theils weil es, einmal wieder auf den Läufen, ununterbrochen ſo lange fortgeht, als die Kräfte nur einigermaßen zureichen, theils weil es, im Gefühl der Unzulänglichkeit der Kraft zum Widerſtande, ſich ſchwerer vor dem Schweißhunde ſtellt.

§. 15.

Der 49ſte und 50ſte Paragraph des erſten Kapitels findet auch hier in allen Stücken Anwendung.

§. 16.

Es iſt mir nicht bekannt, ob man in Teutſchland an mehreren Orten Verſuche gemacht hat, Damhirſche par force zu jagen; aber ich weiß, daß der letzt verſtorbene Fürſt von Anhalt-Deſſau in den erſten Jahren ſeiner Regierung dies that. Der Abſprünge wegen, welche der Damhirſch wie das Elenn macht, wenn er gejagt wird, hatten die Hunde viel Arbeit und die Jagd dauerte gewöhnlich länger als beim Rothhirſch; auch ging ſie raſcher.

Mit dem Anſprechen der Damhirſche verhält es ſich bei der franzöſiſchen Jagd eben ſo, wie beim Edelhirſche.

Zweite Abtheilung.

Federwild.

Vorerinnerung.

Von dem zur hohen und Mitteljagd gehörigen Federwilde ſind folgende Ausdrücke als gemeingültig in der Jägerſprache aufgenommen. Die bei einzelnen Arten abweichenden werden zu Anfang jeden Kapitels nachgetragen.

Der Aufenthalt des Federwildes dieſer Abtheilung heißt der Stand.

Es ſteht auf dem Baume oder auf der Erde; es ſitzt nicht.

Diejenigen Arten, welche auf Baumzweige gehen, ſteigen oder treten zu Baume.

Es hat Füße.

Es balzet, wenn es ſich begattet.

Balzzeit, Begattungszeit.

Balz, der Ort, wo es ſich begattet.

Es wird aufgebrochen, nicht ausgenommen oder ausgeworfen.

Unter Geräuſch verſteht man die edeln innern Theile, Herz, Lunge, Leber; unter Geſcheide die Gedärme.

Es äſet, oder ſucht ſich Aeſung; es frißt nicht.

Erſtes Kapitel.

Vom Schwane.

(Anas Olor, *Linn.* *) Cygnus **).)

§. 1.

Unter allen bei uns bekannten Schwimmvögeln iſt der Schwan der größte und ſchönſte.

Nach Linné gehört er unter die Schwimmvögel (anseres), welche die dritte Ordnung ausmachen; nach Latham hat die dreizehnte Ordnung der Vögel, zu welcher er gerechnet wird, den Namen Palmipedes, welcher auch ſo viel als Schwimmvögel bedeutet. Das Pariſer Syſtem führt ihn unter den Waſſervögeln (aquaticae genannt) mit gezähneltem Schnabel; Bechſtein, bei ſeiner Eintheilung für Jäger, in der dritten Abtheilung auf der erſten Stufe der Vögel, unter den Schwimmvögeln auf. Alle genannte Methoden ſtimmen darin überein, daß ſie ihn der Gattung Ente beizählen.

*) Bechſteins Handbuch d. Jagdw. Th. I. Bd. II. Kap. 27.

**) Meyers Taſchenb. Th. II. S. 497. ff. Dort wird der Schwan — mit Recht — als eigene Gattung unter obigem lateiniſchen Namen aufgeführt.

Charakteriſtik. Schnabel etwas ſchaufel-, doch mehr halbwalzenförmig, hinten und vorn gleichbreit, am Grunde höher als breit, an den Rändern häutige Lamellen, an der Spitze mit ſtumpfem, breitem Nagel. Naſenlöcher eirund, faſt in der Mitte des Schnabels liegend. Hals lang. Rücken erhaben. Füße ſehr breit, liegen mehr nach hinten, als in der Mitte; die Hinterzehe frei und ohne flügelförmige Haut.

Es gibt zwei Arten derſelben, welche von den Naturforſchern durch abweichende Benennungen unterſchieden werden.

Einige nennen die eine den zahmen, die andere den wilden Schwan.

Dieſen folge ich deshalb nicht, weil der ſogenannte zahme auch als Zugvogel in unſern Gegenden im Freien lebt, der Wilde aber in Rußland beſonders eben ſo häufig und auf dieſelbe Art gezähmt wird, als bei uns der hier einheimiſche.

Andere Schriftſteller nennen erſtern den ſtummen, den andern den Singſchwan.

Dr. Meyer verwirft aus triftigen Gründen auch dieſe Benennungen und ſetzt dafür bei jenem, Höckerſchwan (Cygnus gibbus, Bechſteins Naturg. Deutſchlands, Aufl. 2.) unter Angabe folgender Kennzeichen der Art: Der Schnabel roth, Saum, Naſenlöcher, Nagel, Wachshaut und Schnabelhöcker ſchwarz, der Augenſtern braun, die Füße ſchwarz mit röthlichem Schimmer, der Körper ſchneeweiß. Länge 4½′. Dem Singſchwan hingegen gibt er den teutſchen Namen ſchwarzſchnabeliger Schwan, und den lateiniſchen Cygnus melanorhynchus. Kennzeichen der Art nach Meyer: der Schnabel ſchwarz, die Wachshaut gelb, die Füße ſchwarz mit grünlichem Schiller; Kopf und Nacken mit gelblichbraunem Anfluge, Länge 4′ 7—9″.

Im Verfolge werden die Meyer'ſchen Benennungen beibehalten.

§. 2.

Der Höckerſchwan wird faſt in ganz Europa, Sibirien und Nordamerika gefunden.

Der alte iſt über den ganzen Körper mit ſchneeweißen Federn bedeckt; die Gefiederfarbe der ganz jungen aber, deren Wachsthum ſich erſt im zweiten Jahre endigt, iſt dunkelgrau und etwas ins Grünliche fallend. Im zweiten Jahre verlieren ſich die grauen Federn immer mehr, im dritten werden ſie ganz weiß.

Der Schnabel der Jungen iſt im erſten Jahre ſchwarz, im zweiten aſchgrau, im dritten wird er anfänglich gelb, ſpäterhin dunkel=orangefarben, ſtets geht er vorn in einem einwärts gekrümmten ſchwarzen Nagel aus. Auf demſelben bildet ſich an der Wurzel der obern Kinnlade äußerlich ein ſchwarzer runder Auswuchs oder Höcker.

Oberwärts von dieſem dehnt ſich nach den Augen hinauf eine dreieckige, ſchwarze, nackte Haut aus. Der Kopf iſt wie ein Gänſekopf geſtaltet. Oben auf demſelben ſieht man, wenn der Schwan älter wird, eine roſtbräunliche Platte. Inwendig iſt der Schnabel mit ſchiefrigen Bißwerkzeugen beſetzt; die Zunge rundet ſich ſtumpf ab, und hat an den Seiten ſcharfe Franzen.

Der Höckerſchwan hat einen langen, nach allen Richtungen und in mancherlei Windungen beweglichen Hals, an welchem man achtzehn Wirbel zählt. Er trägt ihn, ruhig ſtehend oder ſchwimmend, in der Form eines S gekrümmt. Die Flügel hebt er ſchwimmend ein wenig, als ſollten ſie ihm gleichſam zum Segel dienen. In denſelben hat er ungemein viel Kraft, ſo daß er bei der ſonſtigen Schwere des Körpers ſchneller fliegt, als man dem Anſcheine nach glauben ſollte. Er verſetzt, wenn er gereizt wird, damit mächtige Schläge, und ſoll im Stande ſeyn, durch dieſelben einem Kinde den Arm zu zerbrechen, ja ſelbſt ein Pferd zu lähmen.

Die an den Zehen mit einer Schwimmhaut verbundenen Füße ſind im erſten Jahre ſchwarz, im zweiten bleifarben, im dritten und fernerhin ſchwarz mit rothem Schimmer. Schwimmend ſcheint er ſich nur von Zeit zu Zeit einen neuen Stoß zu geben, nach welchem er eine weite Strecke mit ausgebreiteten Schwimmfüßen fortzieht.

Die Länge des völlig ausgewachſenen Höckerſchwans vom Schnabel bis zum Schwanz beträgt $4\frac{1}{2}'$, die Breite von einer Flügelſpitze bis zur andern $7\frac{1}{2}'$, das Gewicht 25 bis 30 Pfund.

Das ganze Anſehen dieſes Schwanes verräth Stolz, der Blick Tücke. Auch behält der männliche vorzüglich, wenn er auch noch ſo zahm zu ſeyn ſcheint, faſt immer

etwas Boshaftes, weshalb ſich Kinder vor ihm zu hüten haben. Er äußert dies durch ein Geziſch, welches viel Aehnlichkeit mit dem der Gänſe hat, und durch das Aufplauſtern des Gefieders. Der weibliche Schwan hingegen wendet ſeinen Muth und ſeine Kraft zu weit edlern Zwecken an.

Mit zärtlicher Sorgfalt vertheidigt er durch geſchickte Anwendung der ihm in ſeinen Flügeln von der Natur verliehenen Waffen ſeine Jungen nicht nur gegen den erzürnten Vater, ſondern auch gegen Raubthiere und Raubvögel, ſo daß der Fuchs, der Adler und der Geier meiſtentheils unverrichteter Sache abziehen müſſen.

Ueberhaupt ſoll der Schwan das Gute haben, daß er von den Gewäſſern, auf denen er ſich aufhält, alle den Fiſchen nachſtellende Thiere entfernt.

Von der allgemeinen Regel, daß jedes wilde Thier die Zeit ſeines Wachsthums ſechs- bis ſiebenmal überlebe, macht er, wie überhaupt das Geflügel, eine Ausnahme, da er oft ein Alter von 30, zuweilen, wie man behaupten will, von hundert Jahren erreicht, wenn er einmal das erſte ſeines Lebens überſtanden hat. Denn während der heißen Jahreszeit gehen oft zwei Drittheile der Jungen, durch das an ſtillen Gewäſſern ſo häufige Ungeziefer, ja ſelbſt durch die Bosheit der männlichen Schwane, verloren.

Der Schwan, von welchem wir ſprechen, läßt, wenigſtens im geſunden Zuſtande, keinen andern Laut von ſich hören, als ein leiſes Geziſch, ein gewiſſes Brummen und Schnurren, und, im Frühjahre beſonders, ein verliebtes Gequackel. Eine der gewöhnlichſten Krankheiten der gezähmten Schwane, die ihnen auch faſt immer das Leben koſtet, beſteht in einer Halsentzündung, durch welche die lange Luftröhre ſo verengert wird, daß das erſchwerte Athemholen zuweilen einen pfeifenden Ton bewirkt.

§. 3.

Die Schwane begatten ſich, gleich dem übrigen Geflügel, im zeitigen Frühjahre und halten ſich paarweiſe zuſammen. Im April bereitet ſich das Weibchen an den

ſchilfigen Ufern der Gewäſſer ein kunſtloſes Neſt von Schilf, Binſen und dünnen Reiſigſtengeln, füttert es mit ſeinem eigenen verlornen Gefieder aus, legt ſechs bis acht grün-weißliche Eier und bebrütet dieſe fünf Wochen. Während dieſer Zeit entfernt ſich das Männchen nur ſelten und auf kurze Zeit aus der Gegend, wo das Neſt befindlich iſt, um im Nothfalle daſſelbe hartnäckig, faſt wüthend zu vertheidigen.

Sobald die Jungen ausgekrochen ſind, folgen ſie der Mutter, unaufhörlich pipend, auf das Waſſer und bleiben unter ihrem Schutze bis zur Brütezeit des folgenden Jahres.

§. 4.

Die Aeſung der Schwane beſteht in allerhand Waſſerkräutern und Inſekten, beſonders in Waſſerkäfern; auch nehmen ſie Weizen, Roggen, Gerſte, Hafer und mehrere Getreidearten an, wenn ſie ſolche in der Nähe ihres Aufenthalts finden, oder da, wo ſie gelähmt und gezähmt werden, zur Winterfütterung erhalten.

§. 5.

Sie lieben den Aufenthalt im Waſſer ſo ſehr, daß ſie es ſelten, dann nur auf kurze Zeit verlaſſen, und immer auf Flüſſen, großen Teichen und Seen, oder doch am Ufer derſelben angetroffen werden. Daher und aus Gründen, welche ſich aus dem vorigen Paragraph von ſelbſt ergeben, gehören ſie auch im wilden Zuſtande zu den Zugvögeln; denn um immer friſche Aeſung zu haben und Waſſer zu finden, begeben ſie ſich im Herbſte nach ſüdlichern Gegenden, kehren aber im Frühjahre jedesmal an ihren einmal bei uns gewählten Aufenthaltsort zurück. Will man den Zug verhindern und ſie zähmen, ſo müſſen den Jungen die erſten Flügelgelenke abgelöſ't, oder doch gelähmt (zerknickt) werden. Hat man nur wenige ſolcher gelähmten Schwäne, ſo bringt man ſie zur Winterzeit in Ställe und pflegt ſie gleich den Enten und Gänſen; wäre ihre Anzahl aber beträchtlich, ſo läßt man einen Theil des mit Eis be-

legten Waſſers, wo ſie ſich aufhalten, aufeiſen. Durch ihre unaufhörliche Beweglichkeit verhindern ſie dann ſelbſt wenn die Kälte nicht allzu grimmig iſt, das fernere Zufrieren, leiden auch von derſelben wenig, in ſo fern man ihnen nur mit einiger Fütterung zu Hülfe kommt.

Will man ſie ſo zähmen, daß ſie auf den Ruf herankommen und im Sommer bei Waſſerfahrten dem Kahne beſtändig, faſt zudringlich folgen; ſo darf man ihnen nur von Zeit zu Zeit gequellte Erbſen, Brod und Semmel vorwerfen.

§. 6.

Die ältern Naturforſchen hielten den Höckerſchwan für eine Abart vom ſchwarzſchnabeligen; der weſentlichen Verſchiedenheit wegen, welche zwiſchen beiden in Rückſicht des Aeußeren ſowohl, als des Innern ſtatt findet, muß einer wie der andere für ſelbſtſtändige Art gelten.

Der letztere wird ausſchließlich an der Nord- und Oſtſee und in kalten Gegenden gefunden. Nur bei heftigen Stürmen verirrt er ſich zuweilen auf kurze Zeit in ſüdlichere *); ihm fehlt der Höcker auf der Naſe; er hält ſeinen weit kürzern Hals gerade wie die Gans, und läßt oft einen mäßig ſtarken, wie Ang erklingenden Ton von ſich hören, der doch für Geſang gewiß nicht gelten kann. Meyer (ſ. Taſchenb. a. a. O.) glaubt, die Fabel vom Schwanengeſange ſei eher von dem ſtarken Geſauſe, welches durch den Flügelſchlag in der Luft (bei beiden Schwanenarten) veranlaßt wird, abzuleiten, als von jenem einförmigen Laute.

Merkwürdig iſt der Luftröhrenbau bei dem ſchwarz-

*) In den drei erſten Monaten des Jahres 1809 wurde der ſchwarzſchnabelige Schwan in den Rhein- und Maingegenden häufiger als ſonſt angetroffen. Ein Flug von beiläufig 30 Stück blieb in der Nachbarſchaft von Geinsheim am Rhein auf einem überſchwemmten Wieſengrunde. Dort auf einer mit Gebüſch bewachſenen ſandigen Erhöhung legte ein Weibchen vier olivengrünlich-weiße Eier, welche, einer zahmen Gans zum Ausbrüten untergelegt, von dieſer aber gefreſſen wurden, wodurch die Hoffnung, über die Dauer der Brütezeit Gewißheit zu bekommen, vereitelt wurde. Meyers Taſchenb. a. a. O.

ſchnabeligen Schwane, welcher von dem des Höckerſchwanes ganz verſchieden iſt und den — Meyers eigenen Unterſuchungen zu Folge — das Weibchen mit dem Männchen gemein hat.

„Das Bruſtbein nehmlich bildet ein hohle Kapſel, ungefähr wie beim Kranich, die zur Aufnahme eines beträchtlichen Theils der Luftröhre dient. Dieſe fällt gerade herab in jene Höhlung, ſchlägt ſich dann um, wie eine Trompete, wird durch einen Knorpel verengert und ſenkt ſich nach einer zweiten Beugung in die Bruſthöhle.“

Nach Büffon zählt man beim Singſchwan auf jeder Seite zwölf Rippen, beim Höckerſchwan aber nur elf; auch unterſcheidet er ſich in der Farbe des Gefieders von dieſem, denn ſie ſpielt bei dem ausgewachſenen auf dem Kopfe und Nacken ins Gelblichbraune. Sonſt ſcheint die ganze Lebensart beider Arten in allen Stücken übereinzuſtimmen.

Man ſollte die Schwane ihrer Schönheit und Nützlichkeit wegen um ſo mehr hegen, da es, ohne irgend einen beträchtlichen Schaden fürchten zu dürfen, geſchehen kann.

§. 7.

Das Wildbret der alten Schwane iſt thranig von Geſchmack und ſo grob und zähe, daß es nicht wohl genoſſen werden kann, das der Jungen hingegen hielt man ſonſt für einen ausgeſuchten Leckerbiſſen.

Einen nicht unbeträchtlichen Handelszweig machen die vortrefflichen Federn aus.

Auf der Spree und Havel im Brandenburgiſchen treibt man die gezähmten Schwane während der mildern Jahreszeit zweimal zuſammen und berupft ſie wie die Gänſe.

Aus Litthauen, Polen, Preußen und Rußland brachte man ſonſt jährlich viele hundert Centner Federn zur Meſſe nach Frankfurt an der Oder. Dieſe waren vom ſchwarzſchnabeligen Schwan entnommen.

Der Pflaum, oder das wollige, weiche, doch feſte, Gefieder kann mit der Haut abgelöſ't und gar gemacht werden. So zubereitet, gewährt es, beſſer als

das wärmſte Pelzwerk, Schutz gegen die Kälte. Die Grönländer bedienen ſich deſſelben hierzu vorzugsweiſe.

Auch gewöhnliche Puderquaſten und ächten Schwanenboy verfertigt man daraus.

Die Federkiele ſind ſehr hart. Man kann ſie zu Schreibfedern gebrauchen; doch gewinnt die Hand nicht an Leichtigkeit dabei.

§. 8.

Ueber den Betrieb der Jagd auf Schwane läßt ſich wenig Merkwürdiges ſagen. Er iſt mit geringen Schwierigkeiten verbunden.

Die nicht gezähmten werden mit der Kugel, oder auch mit Laufkugeln oder Poſten*) geſchoſſen. Sie ſind ſo wenig ſchüchtern, daß es keiner großen Vorſicht bedarf, um ihnen beizukommen. Doch wird man wohl thun, bei dem Anſchleichen auf den Wind Rückſicht zu nehmen, und ſich hinter einem Damme oder Strauche zu nähern, weil ſie ſich ſonſt ſchnell genug aus der Schußweite entfernen möchten.

Hühner= oder andere Waſſerhunde können, wie bei der Gänſe= und Entenjagd, zum Zutreiben angewendet werden. Junge Schwane erlegt man nicht gern. Muß man von der Seite im Fluge ſchießen, ſo halte man, wenn man nicht fehlen will, vorn an der Bruſt an.

§. 9.

Das Aufbrechen alles zur hohen und Mitteljagd gehörigen Federwildes iſt mit ſo wenigen Umſtänden verbunden, daß man weiter nichts zu thun hat, als vom Weidloch an einen kleinen Einſchnitt aufzuſchärfen und das Geräuſch und Geſcheide herauszuziehen.

---

*) Sie werden auch Röller genannt. Im Anhange zum dritten Abſchnitt, wo von den Schrotarten die Rede iſt, ſoll auch über dieſe geſprochen werden.

Zweites Kapitel.

Vom Trappen.

(Otis Tarda, *Linn.*) *)

§. 1.

Der Trappe lebt unter allen gemäßigten und ſelbſt unter kalten Himmelsſtrichen in ebenen, nie in waldigen oder gebirgigen Gegenden.

Nach Linné, Latham und Bechſtein gehört er zu den hühnerartigen Vögeln; nach der Pariſer Eintheilung aber zu den Sumpfvögeln mit aufgetriebenem Schnabel (ſ. Unterord. 37. Tab. C.). Ueberall macht er eine eigene Gattung aus.

Es muß mehrere Arten von Trappen geben, da bei mehrern Naturgeſchichtſchreibern die Angaben ihrer Größe, der Farben des Gefieders und anderer Auszeichnungen ſo ſehr von einander abweichen.

Ich glaube meine Verbindlichkeit zu erfüllen, wenn ich hier nur von dem ausführlich ſpreche, welchen man in Teutſchland am häufigſten findet**).

*) Bechſt. Handb. d. Jagdw. Th. I. Bd. II. K. 8. v. Wildungens Taſchenb. 1796. S. 75. Meyers Taſchenb. Th. I. S. 308. ff.

**) Der kleine Trappe, Zwergtrappe, (Otis Tetrax, *Gm.*, *Linn.*) verdient nur beiläufig Erwähnung für meine Leſer. Was ich darüber ſage, iſt aus von Wildungens Taſchenbuch für Jagdfreunde v. J. 1802 entlehnt. „Er iſt in den wärmſten Gegenden Europens einheimiſch und ſoll z. B. in Sardinien auch den Winter zubringen. In Spanien, Frankreich und in den ſüdlichen Ebnen Rußlands, (in Oeſterreich, Schleſien, zuweilen in den Rhein- und Main-Gegenden, auch in der Wetterau) erſcheint er nur als Zugvogel.“

„Das Männchen iſt 1′ 6″ lang und ſelten ſchwerer als zwei Pfund. Seinem glatten, hühnerartigen Kopfe fehlen jene buſchigen Backen- und Bartfedern, die den großen Trappenhahn auszeichnen. Der obere

Unſer Trappe iſt um vieles ſtärker als die größte Gans. Die Stärke und das Gewicht deſſelben läßt ſich nicht genau angeben, da beides nach Maaßgabe des Geſchlechts, des Alters und der Jahreszeit ſehr verſchieden iſt. Der männliche Trappe wiegt 18 bis 25 Pfund, der weibliche 11 bis 14.

Kopf und Hals ſind aſchgrau. Zu beiden Seiten des Halſes zieht ſich von den Kinnladen bis zur Mitte deſſelben ein kahler, unbefiederter, ſchwarzgrauer Streif. Ein ähnlicher kahler Fleck iſt unter dem Schnabel ſichtbar. Die Grundfarbe des Gefieders auf dem Rücken und an einem Theile des Halſes über demſelben iſt ſchönrothbraun.

Theil des Kopfes (?) iſt ſchwarz, roſtfarben geſtrichelt. An dem gleichfalls ſchwarz befiederten Halſe wird ein doppeltes weißes Halsband ſichtbar. Die rothgelbe Grundfarbe des Rückens, der Schultern und der Flügeldeckfedern iſt mit ſchmalen ſchwärzlichen Querlinien ſehr mannigfaltig durchſtreift; die Bruſt, der Bauch und der Flügel äußere Ränder ſind weiß, die vier mittlern Schwanzfedern braungelb, die übrigen vierzehn weiß, unregelmäßig ſchwärzlich gefleckt. Dem etwas kleineren Weibchen fehlt zwar das doppelte weiße Halsband; deſto zierlicher und feiner iſt aber die Zeichnung ſeines roſtgelben Rückens und Halſes und ſeiner ſanftröthlichen Bruſt."

„Bei beiden Geſchlechtern iſt der Pflaum, wie beim großen Trappen, roſenfarb."

„Die Balzzeit fällt in den März und April. Während derſelben ſollen die Hähne den brünſtigen Laut: Prut, Prut! zur Nachtzeit hören laſſen und zwiſchen ihnen ſich oft ernſthafte Kämpfe erheben."

Das Huhn legt drei bis fünf glänzend-grüne Eier, in eine flache, auf den Aeckern ausgeſcharrte Vertiefung. Die Jungen kommen zu Ende des Mais oder zu Anfange des Junius aus, und werden ſchon im Auguſt flugbar."

„Man findet dieſe Trappenart in den mit hohem Graſe beſtandenen Wieſen, auf den mit Sommerfrüchten beſtandenen Aeckern, nie aber auf den Winterſaatfeldern." (Nach Meyer auch in unfruchtbaren, ſteinigen Feldern.)

„In der Strich- und Balzzeit fallen ſie flugweiſe auf; außerdem aber werden, die Periode ausgenommen, während welcher die noch nicht flugbaren Jungen bei der Mutter bleiben, nur höchſtens zwei und zwei beiſammen gefunden."

Sie ſollen den großen Trappen an Schüchternheit und Liſt noch übertreffen, und alſo auch dem Jäger das Geſchäft, ihnen Abbruch zu thun, noch mehr erſchweren.

Wahrſcheinlich müſſen bei der Jagd auf dieſe Trappenart diejenigen Mittel anwendbar ſeyn, welche im Verfolg des gegenwärtigen Kapitels empfohlen werden.

Doch ſoll man ſie auch vermittelſt des Falken baizen.

Das Wildbret ſoll an Geſchmack dem des Birkhahns ſehr ähnlich ſeyn.

Schwarze wellenförmige, auf dem Rücken und den Schultern weißgekantete Linien und Muſchen erſcheinen darüber ziemlich regelmäßig verbreitet. Die größern Schwungfedern ſind ſchwarz, nach dem Kiele zu weiß, und haben weiße Schäfte; die kürzern Schwung= nebſt den längern Deckfedern ſind weiß. Da wo die letztern ſich zu verkürzen anfangen, werden ſie aſchgrau, die hintern und obern aber ſind dunkel= und hellbraun gemiſcht und mit ſchwarzen Querſtreifen belegt.

Gleiche Farbe und Zeichnung haben die Schwanzfedern, bis auf die vier äußern, welche weiß ſind. Die Bruſt, der Bauch, der After und die Schenkel ſind mit weißgräulichem Gefieder bedeckt, der Pflaum aber iſt röthlich (roſenfarben).

Schnabel, Kopf und Hals ſind beinahe eben ſo wie bei den Truthühnern geſtaltet.

Die Bruſt iſt hoch gewölbt. Die Flügel ſtehen in Rückſicht der Länge nicht ganz im richtigen Verhältniß zu der Schwere des Körpers. Jeder derſelben beſteht aus 33 Federn, wenn man ſieben im Deckflügel befindliche dazu rechnet. An der dritten, vierten, fünften und ſechsten verkürzen ſich die äußern Bärte auf einmal merklich.

Im Schwanze zählt man 20 Ruderfedern, unter denen ſich die zwei mittelſten auszeichnen.

Die Füße ſind ziemlich, aber nicht unförmlich lang und bis zu den Zehen mit einer kleinſchuppigen, grauen Haut bedeckt, welche man, wie bei den Schlangen, abziehen kann. An jedem Fuße hat der Trappe drei einzeln ſtehende Zehen, deren Haut ſchmalblättrig erſcheint. Die Klauen oder Nägel ſind kurz und abgeſtumpft. Eine kleine Erhabenheit unter den Füßen vertritt die Stelle der Ferſen.

Die Werkzeuge des Geſichts, Geruchs und Gehörs ſind größer als bei anderm Geflügel und ſehr fein organiſirt. Die Ohrenöffnungen haben nur eine leichte Bedeckung von kurzen Federn. In jeder derſelben entdeckt man zwei Kanäle, wovon der eine nach dem Gehirn, der andere nach dem Schnabel geht.

Am Gaumen und am innern Untertheile des Schna=

bels ſind viele drüſige Körperchen, welche ſich in ſichtbaren Röhren öffnen.

Die Zunge iſt zugeſpitzt, von außen fleiſchig und auf den Rändern mit ſcharfen, kleinen Erhabenheiten beſetzt. Inwendig hat ſie einen knorpelartigen, mit dem Zungenbeine verbundenen Kern.

Unter derſelben fand, wie Büffon ſagt, D. Douglaß zuerſt bei einigen die Oeffnung einer Taſche, welche der Trappe mit einer beträchtlichen Quantität Waſſer füllen ſoll, um auf trocknen Ebenen nicht Durſt leiden zu müſſen (?).

Der Schlund erweitert ſich in der Gegend des Magens und iſt hier mit regelmäßigen Glandeln beſetzt.

Der Trappe hat keinen Kropf und nur einen Magen, welcher ungefähr vier Zoll breit und ſo hart wie bei gemeinen Hühnern iſt. Dieſe Härte rührt aber nicht von der Dicke des unbeträchtlichen fleiſchigen Theils deſſelben, ſondern von der ſehr feſten, auf unterſchiedene Art gefalteten innern Membrane her, welche man an den Enden mit der Haut des Schlundes verbunden fand. Sie iſt weiß, die Magenhaut aber gelb von Farbe. Der Darmkanal iſt kurz *).

Der Trappe läuft ſehr ſchnell, vermag ſich aber, wegen des Baues ſeiner Flügel, nicht ſogleich, beſonders wenn ihm der Wind in die Federn geht, von der Erde zu erheben.

Iſt er aber einmal im Fluge, ſo bewegt er ſich mäßig geſchwind und kann eine große Strecke, ohne auszuruhen, in der Luft fortſtreichen.

Er iſt äußerſt ſcheu und furchtſam, empfindet auch jeden Schmerz ſehr heftig. Der Jäger wird Gelegenheit haben, zu bemerken, daß kein anderer Vogel von gleicher Stärke bei der leichteſten Verwundung ſo augenblicklich alle

*) Hieraus ergibt ſich, daß der Trappe, ungeachtet der Behauptung einiger Schriftſteller, nicht wiederkäuen kann. Aber eben ſo wenig beſtätigt die Erfahrung die bloß auf Vorausſetzungen beruhende Meinung anderer, welche ihn unter die Klaſſe der Raubvögel ſetzen.

Beweglichkeit verliert, als dieſer; daß er aber bloß durch den Schreck getödtet werden ſollte, iſt eine Behauptung, welche ich aus Erfahrung weder zu beſtätigen, noch zu widerlegen vermag.

Nie habe ich einen Laut vom Trappen gehört.

§. 2.

Der Hahn iſt bedeutend ſtärker als das Huhn; auch ſind die Farben des Gefieders lebhafter und anders vertheilt. Er zeichnet ſich beſonders durch einen haarigen Federbart aus, welcher an beiden Seiten des Halſes, vom untern Theile des Kopfs herabhängt.

§. 3.

Die Balzzeit fällt in den Monat März. Während derſelben geht der Hahn mit aufgeplauſtertem Gefieder unter den Hühnern herum, ſchlägt ein kleines Rad mit dem Schwanze, und ſtreckt den Federbart nach beiden Seiten aus. Er balzet mit mehrern Hühnern, ſtreitet ſich mit ſeinen Nebenbuhlern — nach Art der zahmen Hähne — durch Schlagen mit den Flügeln, auf den Feind loshackend und ſpringend, nicht ohne Hartnäckigkeit, um den Erwerb der Gattenrechte.

§. 4.

Das Huhn macht eine kleine Grube auf Saatfeldern in den Erdboden, legt zwei bis drei ins Ollvenfarbige fallende, bleichbraun gefleckte Eier, und brütet ſie, ohne Beihülfe des Hahnes, in 28 — 30 Tagen aus. Es geht nur ſo lange vom Neſte, auf dem es ſonſt ſehr feſt ſitzt, als es nöthig iſt, um das dringendſte Bedürfniß der Aeſung zu befriedigen. Bei der leiſeſten Berührung der Eier während dieſer kurzen Abweſenheit verläßt es ſein Neſt für immer.

Einige Jäger wollen behaupten, daß, wenn man ſich dem brütenden Huhne, ſelbſt ohne es zu ſtören, nähere, ſelbiges die Eier auf zwei bis drei hundert Schritt wegtrage, und ſie in einer neuen Grube ausbringe. So un-

wahrſcheinlich dies auch iſt, ſo kann man es doch nicht für unmöglich ausgeben, da z. B. die zahme Gans während des Brütens oft ein Ei unter den Flügeln hält, und es ſelbſt dann nicht fallen läßt, wenn man ſie, ohne die Flügel zu heben, vom Neſte nimmt. Auf ähnliche Weiſe würde die Trappe vielleicht im Stande ſeyn, ihre Eier unter die Flügel zu nehmen und von einer Stelle zur andern zu tragen.

Gleich nachdem die mit dunkelbraunen Pflaumfedern bedeckten Jungen ausgekrochen ſind, führt ſie die Mutter in das Sommergetreide und lehrt ſie das Geäſe ſuchen. Erſt ſpät machen ſie Verſuche zu fliegen, wachſen aber gleich im erſten Herbſte völlig aus.

§. 5.

Ob der große Trappe gleich ſeinen Stand oder Aufenthalt nach der Jahreszeit verändert, ſo entfernt er ſich doch nicht weit genug von dem einmal gewählten, um zu den Zugvögeln gerechnet werden zu können.

Selten findet man, außer der Brütezeit, einen allein, ſondern mehrere, oft viele, vereinigen ſich im Herbſte in einem Fluge, den ſie bis zur folgenden Legezeit nicht verlaſſen.

Morgens und Abends fällt jeder Flug an demſelben Orte auf, ſo lange Geäſe da vorhanden iſt; man kann daher ſagen: der Trappe hält Stand.

Den Zug, welchen ein ſolcher Flug nimmt, um von einem Stande zum andern zu gelangen, verändert er ſo wenig, wie der Hirſch den Wechſel.

§. 6.

Die Aeſung dieſer Federwildart beſteht nicht nur in den Samenkörnern, ſondern auch in dem jungen grünen Aufſchlage faſt aller Getreidearten, in Wurzelwerk, als z. B. Möhren, Turnips und weißen Rüben. Vorzüglich ſoll der Trappe den Schierlingsſamen lieben.

Es wäre ſchon der Mühe werth, hierüber Verſuche anzuſtellen, weil, wenn dies wirklich der Fall iſt, man

vielleicht im Stande ſeyn würde, ihn damit an einem Orte zu kirren, wo man ihm leichter Abbruch thun könnte.

Ueberhaupt fügt er den Feldern im Herbſte und Frühjahre ungemein viel Schaden zu, beſonders denen, welche mit Raps und Rübeſaat beſäet ſind, weshalb an mehrern Orten, ob er gleich zur hohen Jagd gehört, deſſen Erlegung auch denen geſtattet iſt, welche nur zur Niederjagd berechtigt ſind. Auch allerhand Inſekten und Regenwürmer nimmt er an.

§. 7.

Das Trappenwildbret muß in Eſſig einige Tage gebeitzt werden und im Winter tüchtig durchfrieren, wenn es genießbar ſeyn ſoll; dann iſt es aber auch, als Paſtete, gedämpft und gekocht, kalt, in Scheibchen geſchnitten, mit Butterbrod zur Bierſuppe gegeſſen, recht ſchmackhaft. Es hat faſt überall das Anſehen von Rindfleiſch; nur auf der Bruſt findet man einen Theil deſſelben, dem Hühnerfleiſche ähnlich.

Der weichere Theil der Federn könnte wahrſcheinlich zu Betten angewendet werden. Die Kiele geben ſehr harte Schreibfedern.

§. 8.

Da die Trappen ſehr ſcharf äugen, vernehmen und wittern, auch überhaupt ſehr ſcheu ſind, ſo hält es ſchwer, ihnen Abbruch zu thun.

Nur im Auguſt wird man in einzelnen Haferſtücken dieſen Zweck mit dem Hühnerhunde erreichen, indem er entweder die Jungen, welche dann noch nicht gut fliegen können, wenn er raſch iſt, fängt, oder, wenn ſie ſich drücken, davor ſteht, wie vor Hühnern. Sie ſchießen ſich zu dieſer Zeit ſehr leicht, und Schrot Nr. 3. iſt zur Ladung ſtark genug. Späterhin, wenn ſie völlig flugbar ſind, und, mit den Alten vereinigt, in Zügen zu 50 bis 60 Stück auf den Saat- und Möhrenfeldern ſtehen, iſt es, bei großer Vorſicht, zuweilen möglich, ſich mit gutem Winde in einem Graben, oder hinter Wällen und dichten Zäunen

bis auf Büchſenſchußweite, auch wohl nahe genug heranzuſchleichen, um von einer mit Poſten oder Schrot Nr. 0. geladenen Flinte Gebrauch machen zu können.

Nur ſelten, und an Orten, wo ſie nicht geſtört werden, halten ſie vor dem Schießpferde aus, wenn man, gleich von weitem her, ſo neben demſelben geht, daß man dadurch bedeckt iſt. Oefter gelingt es, anzukommen, wenn man auf einem mit grünem Reiſig behängten Bauerwagen in gutem Winde hinanfährt.

Sonſt hat man ſich auch der Karrenbüchſe bedient; eines aus neun Läufen, wovon drei auf den Fleck, drei etwas höher und drei etwas tiefer gerichtet ſind, und welche durch den Abdruck eines Schloſſes auf einmal entzündet werden, beſtehenden, und in einem Schafte vereinigten Gewehres. Man legte es auf die Leitern eines auf vorbeſchriebene Art eingerichteten Wagens, und unterſtützte es durch eine im Boden eingelaſſene bewegliche Gabel, ſetzte ſich, recht gut bedeckt, auf den Wagen, richtete beim Anfahren das Gewehr, und konnte mit Kugeln 150 bis 200 Schritte, mit Poſten aber 100 Schritte weit ſchießen. Nur mußte man beim Anhalten der Pferde gleich ſchußfertig ſeyn. Wenn man den Backen an der Karrenbüchſe anlegen wollte, durfte man am Schafte nicht vorfallen, ſondern mußte ſie recht rückwärts an die Schulter anziehen, um den durch die Explosion des neunfachen Schuſſes bewirkten Stoß zu vermindern. Wahr iſt es, daß man mit einem ſolchen Schuſſe, wenn er gelang, viel ausrichtete; aber ſelten konnte man dem Gewehre die gehörige Richtung geben. Daher kommt es, daß in neuern Zeiten von dieſem Gewehre kein Gebrauch gemacht wird.

Wenn es ſtark geregnet oder geglatteiſ't hat, brauchen die Trappen viel Zeit und laufen weit, ehe ſie ſich erheben können. Hat man dann ein raſches Schießpferd, ſo nähert man ſich nach und nach mit gutem Seitenwinde, bis ſie zu laufen anfangen; dann wirft man ſich im vollen Laufe ſo vor, daß die Trappen in den Unterwind kommen (welcher, indem er ihnen in die Federn geht, das Auffliegen noch mehr verhindert), jagt hinan

und ſchießt, ſobald man nahe genug iſt. Ein Schuß ſtreckt oft mehrere nieder, weil ſie bei dieſer Gelegenheit mehr zuſammen, als aus einander laufen.

Auch von guten Windhunden werden ſie unter dieſen Umſtänden, ehe ſie auffliegen können, eingeholt und gefangen.

Da ſie Abends und Morgens gewöhnlich denſelben Zug nehmen, ſo kommt es hauptſächlich darauf an, dieſen genau zu beobachten, ſich dann an einem ſchicklichen Orte gut zu verbergen und ſie zu erwarten. Bei ſtarkem Nebel und im Winter fliegen ſie ſo tief und ſo wenig ſchnell, daß ein leidlicher Schütze mit groben Schroten auf jeden Schuß einen erlegen kann. Oft kommt man, wo ſie häufig ſind, an einem Abend oder Morgen zwei-, dreimal zum Schuß; auch verändern ſie den Zug deshalb in der Folge nicht leicht.

Die Verkleidung als Bauer, oder noch beſſer, als Bäuerin, iſt ihnen, vorzüglich wenn man einen Korb auf den Rücken nimmt, das Gewehr verbirgt und ſich mit gutem Winde von der Seite unmerklich immer mehr nähert, am allerwenigſten verdächtig. Läßt man ſich nicht durch Hitze übereilen, zu weit zu ſchießen, ſo kann man mit der Doppelflinte viel auf einmal ausrichten.

Drittes Kapitel.

Vom Kranich.

Grus cinerea (*Meyer*) *).

§. 1.

Der Kranich iſt ein Sumpfvogel und wird von einigen Naturforſchern, z. B. von Linné und Latham, unter der Gattung Reiher aufgeführt. Nach Bechſtein macht er eine eigene Gattung in der zweiten Abtheilung (Sumpfvögel) auf der erſten Stufe (teutſche, eßbare, wilde Vögel) aus. Dem Pariſer Syſtem zu Folge iſt er eine eigene Gattung (der 33. Unterordnung) der Sumpfvögel mit geradem zuſammengedrückten Schnabel.

Als Zugvogel bringt er den Sommer in Schweden, Schottland, Podolien, Litthauen und in andern nördlichen Ländern zu. Dort niſtet er in großen unzugänglichen Brüchen. Auch in einigen Gegenden Preußens war dies öfters der Fall, ehe es ſtärkere Bevölkerung gewann, jetzt ſehr ſelten. Im Herbſte (Monat Oktober und November) zieht er durch Teutſchland, Frankreich, Griechenland, und beſucht alle unter gemäßigtern Himmelsſtrichen liegende Länder Europens, England ausgenommen, wo man ihn jetzt gar nicht mehr ſieht, ob er gleich in ältern Zeiten dort nicht ſelten geweſen ſeyn ſoll. Den Winter bringt er in Aegyp-

*) Bechſt. Handb. d. Jagdw. Th. I. Bd. II. K. 10. v. Wildungens Taſchenb. 1797, S. 87. Meyers Taſchenb. Th. II. S. 349 u. ff.

ten, Lybien, Indien und mehrern heißen Ländern zu. Zu Anfange des Frühlings (Monat März) beginnt er den Rückzug nach ſeinem Sommerſtande.

Schon den Alten war er als Zugvogel bekannt. Sie ließen ihn drei Monate hindurch an den Quellen des Nils durch die Pygmäen — eine vorgebliche Zwergnation — bekämpfen. Wie bei den meiſten Fabeln der Art liegt vielleicht auch bei dieſer etwas Wahres zum Grunde. Bekanntlich liegen ſtärkere Vögel immer in offener Fehde mit den Affen, und aus dieſer ſchuf man ſich wahrſcheinlich das Pygmäen-Völkchen. Nicht weniger wahrſcheinlich iſts, daß ſie ihren Urſprung daher habe, weil der Kranich in jenen Gegenden während ſeines Aufenthaltes den Feldern ſo viel Schaden zufügt, daß ſie durch Kinder, aus denen man Pygmäen ſchuf, bewacht werden müſſen.

Der Kranich iſt einer der größern bei uns bekannten Vögel. Er iſt 3′ 6 bis 9″ hoch, gegen 6′ breit und wiegt gegen zehn bis funfzehn Pfund. Der ſchwarzgrünliche, an der Spitze hornfarbene, am Grunde röthliche Schnabel iſt nur an der Spitze etwas gewölbt, ſonſt gerade, 3½″ lang, und ſo geformt, daß er vermittelſt deſſelben in ſumpfigen Gegenden die Aeſung aus der Erde hervorholen kann.

Der Vorderkopf iſt ſchwarz, mit Borſten beſetzt; der Hinterkopf mit kahler, warziger, beim Männchen höher, beim Weibchen lichter roth gefärbter Haut bedeckt. Von beiden Augen läuft ein weißer Streif in dem am Nacken befindlichen dunkelgrauen Dreieck zuſammen und geht von da am Halſe bis zur Bruſt herab.

Die Kehle, die Seiten und die Spitzen der Schwanzfedern ſind ſchwärzlich; die Flügel an den vordern Schwungfedern ſchwarz, an den hintern röthlich grau gefärbt. Ganz am Ende jedes derſelben verbreitet ſich, wenn der Kranich ſteht, aus einem Kiele ein großer krauſer Federbüſchel, welcher aufgerichtet und niedergelegt werden kann, über den Schwanz. Aſchgrau iſt die Farbe deſſelben, wie größtentheils des übrigen Gefieders. Zuſammengelegt reichen die Flügel bis an die Spitze des 8″ langen Schwanzes.

Die Füße ſind, mit Einſchluß der nackten Schenkel, 13″ lang, ſo daß die Kraniche im Stande ſind, Nahrung in flachen Gewäſſern zu ſuchen, nicht ſtark, und mit einer ſchwärzlichen, ſchuppenartigen Haut überzogen. Drei lange, bis an das erſte Gelenk mit einer Haut verbundene Zehen, und ein kürzere, nach hinten zu gewendete, alle mit kurzen Klauen bewaffnet, ſind ſo geſtellt, daß der Gang auf weichem ſchlammigen Boden dadurch erleichtert wird. Das Weibchen iſt etwas kleiner, am Hinterkopfe nicht ſo kahl, heller aſchgrau und am Bauche roſtfarben.

Merkwürdig iſt die dem Kraniche, und zwar dem weiblichen wie dem männlichen — nicht, wie einige neuere Ornithologen behauptet haben, letzterem allein — eigene Bildung der Luftröhre. Meyer (ſ. d. Taſchenb. d. Vogelkunde, Th. II. S. 351) beſchreibt ſie folgender Geſtalt: „Nachdem die Luftröhre auf der rechten Seite in den Bruſtknochen ſeiner ganzen Länge nach hineingegangen iſt, ſteigt ſie aufwärts und läuft längs der hintern Seite, dann macht ſie eine Beugung, geht wieder bis zur Hälfte des Bruſtknochens zurück und beſchreibt einen halben Bogen; ſteigt abermals aufwärts, beugt ſich auf der linken Seite nach der Bruſthöhle und theilt ſich dann erſt in die zwei Luftröhrenäſte.“

„Schon im Jahre 1555 hat Pierre Bellon dieſen beſondern Luftröhrenbau gekannt und genau beſchrieben.“

Durch ihn wird der höchſt unangenehme, in der Nähe bis zur Betäubung ſtarke Laut, den man ſo oft hört, bewirkt. Der Bruſtknochen hat keinen ſcharfen Rand, wie bei andern Vögeln, ſondern iſt rund, die untere Fläche hat zwei Hervorragungen, damit die Luftröhre nicht gepreßt werde und zur Biegung Raum habe.

Der Kranich hat einen ernſten, bedächtigen Gang, wie der Storch, ſcheint aber weniger phlegmatiſch oder melancholiſch zu ſeyn; denn er macht ſich im Frühlinge wohl zuweilen ein Späßchen auf ſeine eigene Hand, indem er einige Sprünge thut, ein kleines Stückchen Holz mit dem Schnabel aufhebt, in die Höhe wirft und wieder fängt. Man bemerkt dies vorzüglich an dem männlichen Geſchlechte.

Ich vermuthe, daß dieſe Fröhlichkeitsäußerungen durch das erſte Erwachen des Begattungstriebes veranlaßt werden.

Er iſt ſo ſchlau und mit ſo ſcharfen Sinneswerkzeugen begabt, dabei ſo ſchüchtern und wachſam, daß es dem Jäger oft ſehr ſchwer wird, ihm nahe zu kommen. Doch ſollen jung eingefangene ſich leicht zähmen laſſen. Die Pohlen bringen dergleichen, ſogar zu Kunſtſtücken abgerichtete, nach Danzig und Königsberg.

Nur mit Anſtrengung erhebt ſich der Kranich von der Erde; hat er aber erſt eine gewiſſe Höhe in der Luft erreicht, ſo wird ihm das Fliegen immer leichter, und oft ſchwingt er ſich ſo hoch auf, daß er dem unbewaffneten Auge kaum ſichtbar bleibt. Vorzüglich geſchieht dies bei hellem Wetter und reiner Luft. Iſt es hingegen nebelig, ſo zieht er tief genug, um ihn mit der Büchſe erreichen zu können. Mir ſelbſt iſt dies einmal gelungen.

Nie ſieht man in unſern Gegenden einen allein, ſondern ſie vereinigen ſich auf ihrem Zuge zu 60, 80 bis 100 Stück. Um ſich das Fliegen zu erleichtern, führt einer den Zug an. Dicht hinter ihm folgen zwei, jedem von dieſen wieder einer und ſo fort. Auf dieſe Weiſe wird ein ſpitzer, ſich bei reiner Luft mehr, bei dicker minder erweiternder Winkel gebildet.

Ein optiſcher Betrug mag Veranlaſſung zu der Sage gegeben haben, daß zuweilen die hintern im Zuge ihre Köpfe auf die Schwänze der vordern ſtützten, um auszuruhen.

Wahr iſts aber, daß der Anführer des Flugs, wenn er ſich ermüdet fühlt, einem der folgenden ſeine Stelle abtritt und ſich hinten anſchließt.

Unaufhörlich vernimmt man, wenn ſie bei Tage oder bei der Nacht in der Luft ziehen, ihren kreiſchenden Laut. Er ähnelt dem Gequietſche eines ungeſchmierten Rades und gab Anlaß zu der Fabel vom wüthenden Heere.

Sie ſollen, wie man behauptet, 40 Jahre und drüber alt werden.

§. 2.

Wahrſcheinlich balzen die Kraniche ſchon auf ihrem Frühlingszuge. Sie paaren ſich nicht, ſondern ein Hahn beſtreitet mehrere Hühner. Im Mai legt das Weibchen in ſumpfigen Gegenden zwei graugrünliche, hellgrau gefleckte Eier auf zuſammengetragenes Schilf, Moos und dürres Gekräuter, zwiſchen Binſen und Erlenbüſchen, und brütet ſie binnen vier Wochen aus. Sobald die Jungen flugbar werden, entfernen ſich die Alten und überlaſſen ihnen an Orten, wo ſie ohne Schwierigkeit Aeſung finden, die Sorge für ihre Erhaltung.

Daß man dieſe Federwildart in Menge findet, iſt nicht ihrer Fruchtbarkeit, ſondern den Schwierigkeiten zuzuſchreiben, welche der Jäger zu beſiegen hat, wenn er ihnen Abbruch thun will.

§. 3.

Wo möglich ſuchen die Kraniche ſelbſt auf dem Zuge ihren Stand in ebenen, ſumpfigen Gegenden und wählen da mancherlei wilde Sämereien, Kräuter, auch Schnecken, Eidechſen, Muſcheln, Gewürme und Inſekten aller Art zur Aeſung. Auf dieſe Weiſe vergüten ſie doch einigermaßen durch das Hinwegſchaffen mancher ſchädlichen Kreatur den nicht unbeträchtlichen Nachtheil, welchen ſie im Frühlinge ſowohl, wo ſie häufig auf der grünen Saat auffallen, dieſe dicht an der Wurzel abbeißen und mit Lüſternheit verzehren, als auch im Herbſte, indem ſie einen großen Theil des ausgeſtreuten Weizenſamens oder die jungen grünen Stauden begierig verſchlucken, den Feldern um ſo mehr zufügen, da ihre Flüge ſo ſtarkzählig ſind, ob ſie ſich gleich nicht lange, höchſtens zwölf Stunden an einem Orte, dabei aufhalten.

§. 4.

Schon die alten Römer hielten das Kranichswildbret für einen Leckerbiſſen; nicht weniger die Engländer, als es auf ihrer Inſel noch zu erlangen war. Wahrſcheinlich iſt die Kunſt, es zuzubereiten, verloren gegan-

gen *); denn heut zu Tage will man es, wenigſtens bei uns, nicht ſehr genießbar finden. In den nördlichen Ländern, wo der Kranich niſtet, ißt man jedoch davon, und, wie Kenner verſichern wollen, ſoll beſonders die Brühe äußerſt kräftig ſeyn. Von Jacobi an bis in den Spätherbſt ſoll das Wildbret am beſten ſeyn.

Mit den im erſten Paragraphen erwähnten krauſen, faſerigen Federbüſcheln ſchmücken die Tartarn ihre Mützen.

Die Kiele der Flügelfedern würden zu Schreibfedern zu gebrauchen ſeyn.

Den Bewohnern der innern Provinzen des nördlichen Amerika ſollen die Kraniche einen bevorſtehenden Sturm unfehlbarer vorher anzeigen, als es durch den dort noch unbekannten Barometer nur immer geſchehen könnte. Denn

„wenn ſie in den tiefern und flachern Gegenden ein Vorgefühl davon haben, verlaſſen ſie ihre, der Aeſung wegen gewählten Standorte, ziehen ſich näher zuſammen und ſcheinen Rückſprache mit einander zu nehmen. Ein allgemeines Geſchrei gibt das Zeichen zum Aufbruche. Dann erheben ſie ſich in dicht gedrängten zahlloſen Zügen, aus denen ſich ein unermeßlicher Kreis bildet. Schnell nimmt dieſer hoch in den Lüften die Geſtalt eines ſich allmählig verengernden Schneckenberges an. Alle bewegen die Flügel langſam, wie nach dem Takte und ſtrengen ihre Kräfte unnachläſſig an, die bergähnliche Form nicht unregelmäßig werden zu laſſen. Nicht eher bis die tobenden Elemente wieder ruhig geworden ſind, ſchweben ſie aus der Höhe herab und vertheilen ſich wieder auf die Plätze, wo ſie vor dem Aufbruche Stand gefaßt hatten. Mag dann ihr Verlangen nach Aeſung noch ſo groß ſeyn, ſie nehmen

*) Horaz ſagt in der achten Satire des erſten Buchs, wo er einen Schmaus ſehr launig beſchreibt: man habe auch Kranichswildbret, in kleine Stücken zerlegt, in Mehl gebacken und mit Salz beſtreut, dabei aufgetragen. Dieſe Zubereitungsart kann — ſollte man meinen — eben nicht viel dazu mitgewirkt haben, es vorzüglich ſchmackhaft zu machen.

ſolche doch nicht eher an, bis ſie auf den erhabenſten Orten der Gegend ihre Wachen ausgeſtellt haben.“ (Auszugsweiſe aus dem 44. Stück der gemeinnützigen Beiträge zu den Dresdner Anzeigen v. Jahr 1803 entlehnt.)

Wodurch der Kranich ſich in Japan ſo ſehr in Anſehen ſetzte, daß man ihm den Ehrentitel: Gnädiger Herr, beilegt, läßt ſich wohl nicht einmal mit Wahrſcheinlichkeit beſtimmen. Doch, wer weiß, ob er ſich dort nicht beſondern Ruhm durch die vorerwähnte Wetterprophezeiungsgabe erworben hat? — Wenigſtens wird der Japanenſer es ſich denn doch wohl nicht beikommen laſſen, ſeinen gnädigen Herrn zu verzehren!

§. 5.

Wir Jäger haben ſo wenig Reſpekt vor ihm, daß wir ihm nachſtellen, wenn und ſo viel wir können, werden aber immer geſtehen müſſen, daß nur ſelten ein glücklicher Erfolg unſre Mühe lohnt. Denn, theils zieht er nur ſelten tief genug in der Luft, um ihn, ſelbſt mit der Büchſe, zu erreichen, und auch in dieſem Falle wollen wir ſo beſcheiden ſeyn, das Gelingen eines ſolchen Schuſſes nur dem Zufalle, nicht unſrer Kunſt zuzuſchreiben, theils findet man ihn immer in einem ſtarken Corps vereinigt auf einer Pläne ſtehend, wo es ſchon ſchwer genug wäre, ſich dem Einzelnen zu nähern, wie vielmehr einer Geſellſchaft, welche ſich ununterbrochene Wachſamkeit zum Geſetze gemacht zu haben ſcheint. Immer und auf allen Seiten ſind Wachen ausgeſtellt, welche, ohne durch militäriſche Zwangsmittel dazu angehalten zu werden, doch bei Tage und bei der Nacht die Annäherung irgend eines wahren oder eingebildeten Feindes, den Vorpoſten unſerer disciplinirteſten Armeen gleich, nicht nur bemerken, ſondern auch augenblicklich ſignaliſiren.

Ein einziger warnender Laut reicht hin, das ganze Corps ſogleich zum Aufbruche zu bringen.

Um den Wachen die nöthige Ruhe zu verſchaffen, werden ſie regelmäßig abgelöſ't.

Solche und ähnliche Bemerkungen beſtimmten gewiß die Alten, den Kranich zum Symbol der Wachſamkeit zu wählen, und da man ihn auf der Wache immer nur auf einem Fuße ſtehend fand — wahrſcheinlich um den andern auszuruhen; — ſo ſetzte man hinzu: er halte in dem aufgehobenen Fuße einen Stein, um bei einer doch möglichen Uebermannung durch Schlaf ſogleich, vermittelſt des Herabfallens deſſelben, geweckt zu werden.

Iſt man nun auch gleich in der Folge dahin gekommen, dies mit Recht für fabelhaft zu erklären; ſo kann doch eben ſo wenig geläugnet werden, daß es ſehr ſchwierig für den Weidemann iſt, die ſtets geſpannte Aufmerkſamkeit dieſer Federwildart zu überliſten.

Den Auſtand auf dem Zuge abgerechnet, bedient man ſich bei dem immer mißlichen Verſuche, die Jagd auf Kraniche zu betreiben, nicht nur derſelben Hülfsmittel, welche bei den Trappen als anwendbar mitgetheilt worden ſind, ſondern man hat ſich auch bemüht, noch andere ausfindig zu machen, welche hier bekannt gemacht werden ſollen.

So baiz't man ſie, z. B. in Aſien, auf eben die Art, wie (ſonſt) bei uns die Reiher mit abgerichteten Falken, welche Kranichfalken genannt werden.

Man läßt aber mehr als einen Falken auf einmal nach dem Kraniche ſteigen. Indem dieſer, um ſeinen Feinden zu entkommen, ſich immer höher emporſchwingt, gehen ihm jene unabläſſig nach, bis der Verfolgte ſowohl, als die Verfolger dem unbewaffneten Auge unſichtbar werden. In dieſen höhern Regionen wird endlich die Luft zu dünne, um dem Kraniche erträglich zu ſeyn, oder ihn tragen zu können; vielleicht werden auch ſeine Kräfte durch die fortdauernde Anſtrengung erſchöpft. Kurz, unter jämmerlichem Klagen (Schreien) ſtürzt er aus der Höhe herab; ihm nach die Falken. An der Erde auf dem Rücken liegend, ereilen ihn dieſe. Hartnäckige Vertheidigung von der einen, und heftige Angriffe durch immerwährende Stöße von der andern Seite werden ſo lange ununterbro-

chen fortgeſetzt, bis endlich der herzueilende Jäger dem Kampfe ein Ende macht.

In unſern Gegenden macht man an Orten, wo ſie, um auszuruhen, oder Nahrung zu ſuchen, gewöhnlich aufzufallen, ſo tiefe Gruben, daß der Kranich, um das hineingeſtreute Futter herauszuholen, den ganzen Hals hineinſtecken muß. Oben über die Gruben legt man auf Strohhalmen mehrere ſtarke Schleifen von Pferdehaaren oder Meſſingdraht und befeſtigt dieſe an Leinen, welche an tief eingeſchlagenen Pfählen gebunden, völlig mit Erde bedeckt werden. Bei dem Bemühen, das Futter aus der Tiefe hervorzuholen, verengert ſich die Schlinge und zieht ſich, wenn der Gefangene zurück will, völlig zu, ſo daß er nun nicht mehr entkommen kann.

Ferner gräbt man graue Papiertuten, welche ſo weit ſeyn müſſen, daß der Kranich mit dem Kopfe hinein kann, in der Erde ein, legt Erbſen, Bohnen oder andere Aeſung auf den Boden derſelben und beſtreicht den obern Rand mit Vogelleim. Während des Verſuches, das Futter zu erlangen, klebt die Tute am Gefieder an, blendet den Ueberliſteten, welcher ſich nun poſſierlich genug, aber immer vergeblich herumtummelt, um die fatale Kappe los zu werden.

Viertes Kapitel.

Vom Auerhuhne.

Tetrao Urogallus, (*Linn.*) *).

§. 1.

Der Ausdruck Auergeflügel bezeichnet die ganze Federwildart, von welcher in dieſem Kapitel die Rede ſeyn wird, ohne auf den Unterſchied des Geſchlechtes Rückſicht zu nehmen.

Auerhahn iſt bei uns die gewöhnliche Benennung des männlichen Geſchlechtes. An andern Orten kennt man ihn unter dem Namen Urhahn, Waldhahn **), Gurgelhahn, Riedhahn, Alphahn.

Durch die Benennung Auerhenne — Urhenne, Alphenne.

§. 2.

Mehrere Schriftſteller haben, wie Büffon ſagt, behauptet, das Auergeflügel müſſe mit den zahmen Hühnern von einem Stamme entſproſſen ſeyn. Wahrſcheinlich ſtützten ſie ſich beſonders auf die Beobachtung, daß faſt aus jedem einzelnen Federſchaft des Auerhahns zwei Federn hervorwachſen; eine Eigenſchaft, welche Bellon

*) Bechſt. Handb. der Jagdwiſſenſch. Th. I. Bd. II. K. 1. v. Wildungens Taſchenb. 1794, S. 22. Meyers Taſchenb. Th. I. S. 293.

**) Das Wort Waldhahn iſt eigentlich völlig gleichbedeutend mit dem vorhergehenden: Urhahn; denn in der alten teutſchen Sprache bedeutet Ur einen Wald.

in ſeiner Nature des oiseaux den Haushähnen als auszeichnend beilegt.

Büffon beſtreitet die eben angeführte Meinung mit folgenden Gegengründen:

a) Der Auerhahn hat unter dem Schnabel keine Backenlappen.

b) An den Füßen keinen Sporn, aber wohl an den Seiten ausgezackte Zehen.

c) Der Schwanz deſſelben theilt ſich nicht, wie beim Haushahne, in zwei ſchräge Seitenwände, ſondern breitet ſich, faſt wie beim Puter, fächerförmig, und hebt ſich zu Zeiten radförmig. Auch zählt man in demſelben zwei Ruderfedern mehr, als beim Haushahne.

d) Es gibt keine Art von Haushühnern, welche mit dem Auergeflügel in Rückſicht der Stärke verglichen werden könnte.

e) Farbe und Größe der Eier iſt völlig verſchieden von der der gewöhnlichen Hühnereier.

f) Das Auergeflügel pflanzt ſich auch in kältern Zonen fort, die Haushühner vorzüglich in gemäßigten.

g) Er glaubt bewieſen zu haben, daß die Haushühner urſprünglich aus Aſien herſtammen; in dieſem Welttheile ſei aber von keinem Reiſenden das Auerhuhn gefunden worden.

Mögen Ornithologen genauere Unterſuchungen über dieſen Gegenſtand anſtellen! Mein Zweck geht dahin, dem jungen Jäger und Jagdliebhaber eine Ueberſicht von den natürlichen Eigenſchaften aller Wildarten zu geben, welche in dem churfürſtl. ſächſ. Mandate vom 8. November 1717 als zur Hohen-, Mittel- und Niederjagd gehörig, aufgeführt ſind.

Für meine Leſer wird es daher hinreichen, wenn ich ihnen ſage, daß das Auergeflügel nach allen mir bekannten Syſtemen eine eigene Art der Gattung Waldhuhn (Tetrao), welche zu den hühnerartigen Vögeln gerechnet wird, ausmacht.

§. 3.

Man findet es faſt in allen europäiſchen, nicht ganz ebenen Ländern, ſogar in den waldigen Gebirgen der ſüdlichern. In Rußland und Lappland iſt es nicht ſelten; in Sibirien häufig. In Teutſchlands waldigen und bergigen Gegenden wird es überall, obgleich an wenigen Orten in Menge, gefunden.

Es ſteht vorzüglich gern in weitläuftigen Nadelhölzern, beſonders wenn ſie mit Buchen (Fagus sylvatica) untermengt ſind; doch hält es auch in reinern Laubholzhochwaldungen Stand. Am meiſten liebt es Gegenden, wo Berge mit Thälern, oder doch Anhöhen mit feuchten Vertiefungen abwechſeln. Das Auergeflügel hält ſich — außer an Regentagen, wo man es nicht ſelten auf lichten Stellen antrifft — bis zum Einbruche der Nacht im Dickicht am Boden verborgen und ſteigt dann, um im Schlafe vor Raubthieren geſichert zu ſeyn, mit weit hörbarem Geräuſche zu Baume; — man bezeichnet dies mit dem Ausdrucke Einfall.

Zum Geäſe wählt es: im Winter Knospen der Nadelhölzer ſowohl, als der Laubhölzer, vorzüglich der Buchen, auch reife Wachholderbeeren; im Frühlinge, Sommer und Herbſte, reſpective Blätter und Blüthen von Buchweizen, Blattererbſen, Schafgarbe, Löwenzahn, Klee- und Waldwicken. Sobald an allen dieſen Gewächſen der Same ſich zu bilden anfängt, nimmt es keine ſpätere Blüthe derſelben mehr an, ſondern begnügt ſich dann entweder mit den jüngern grünen Blättern, oder es äſet zu ſeiner Zeit reife Heidel-, Brom- und Himbeeren, ſpäterhin Buchnüſſe und Eicheln.

In dem aufgeſchnittenen Kropfe, welcher rund iſt und eine ungewöhnliche Größe hat, fand man kleine Kieſelſteine und Waſſerſchneckengehäuſe, auch zuweilen Getreidekörner, beſonders vom Weizen.

Nach Art kornfreſſender Vögel kratzt es gleichfalls den Boden wund. Nur das zur Frühlings-, Sommers- und Herbſtzeit in Laubholzwaldungen Stand haltende Auergeflügel ſtreicht im Winter, bei tiefem Schnee fort, in vielleicht Stunden weit entfernte Nadelholzbeſtände, kehrt

aber mit Eintritt des Frühlings in der Regel zum Sommerſtande zurück.

§. 4.

Der Auerhahn weicht in Rückſicht der Stärke nicht nur, ſondern auch in den Farben des Gefieders ſo ſehr vom Hahne ab, und hat überhaupt ſo viel Eigenes, daß ich in den folgenden Paragraphen von beiden Geſchlechtern beſonders zu handeln für nöthig halte.

Die Gefiederfarben werden ſo verſchieden beſchrieben, daß man zu glauben verſucht wird, ſie müßten ſich nicht nur nach Maaßgabe des Alters, ſondern auch des Klima und des Standes verändern. Doch kann dieſe ſo abweichende Darſtellung auch mit daher rühren, daß die Lichtſtrahlen während der Beobachtung in verſchiedenen Richtungen auf das Gefieder fielen, wodurch es jedesmal in andern Schattirungen erſchien.

§. 5.

Der gelbliche, $2\frac{1}{4}''$ lange Schnabel des Auerhahns iſt kolbig zugeſpitzt und ſehr gekrümmt. Am Gaumen bemerkt man eine verhältnißmäßige Vertiefung, in welcher die ſpitzige Zunge liegt. Viele ältere Jäger behaupteten irriger Weiſe, er habe gar keine. Die in der Folge mehr aufgeklärte Erſcheinung, daß ſich bei den meiſten geſchoſſenen Auerhähnen, indem ſie enden, die Zunge mehr oder weniger zurückzieht, machte dies vielleicht glaublich. Man hat ſich wohl noch nicht Mühe genug gegeben, genau zu unterſuchen, ob dies durch die letzten krampfhaften Zuckungen zu allen Zeiten veranlaßt wird; oder ob man es nur in der Balzzeit zu beobachten Gelegenheit findet. Mir ſcheint das letztere nicht unwahrſcheinlich. Vielleicht muß dann der Auerhahn, um den ihm eigenen ſonderbaren Laut hervorzubringen, die Zunge ſo legen, daß ſie, vermöge des Schrecks und der Schmerzen, welche gerade in dieſem Augenblick die tödtliche Verwundung verurſachen muß, mit der Spitze in den Schlund hinabfahren und auf dieſe Art

unſichtbar werden könnte. Die Luftröhre iſt — ungefähr wie beim Kranich — trompetenartig gebogen *).

Die Naſenlöcher ſind mit kurzen, ſchwarzen Federn beſetzt.

Mehr oder weniger breite, kahle, warzige, rothe Flecken ſtellen ſich nach Maaßgabe des Alters über den Augen dar.

Der Kopf iſt, ins Violette ſpielend, ſchwarzblau; ein ziemlich langer ſchwarzer Federbart hängt von der Kehle herab.

Das gleichfalls ſchwarze Gefieder am Hinterhalſe, Rücken, Bauche und an den Seiten der Bruſt iſt mit einzelnen weißgrauen Federn untermengt.

Schön ſtahlblau und glänzend erſcheint der vordere Theil des Halſes und der Bruſt.

In der braunen Grundfarbe der obern Deckfedern an den Flügeln, verlaufen ſich auch ſchwarze Schattirungen, auf dem mittelſten Flügelgelenk wird ein weißer Punkt ſichtbar. Die innern Deckfedern derſelben ſind ſchwarz gefärbt. Eben ſo die größten Schwung- und die ſechzehn —

---

*) Ueber das oben Geſagte ſpricht ſich D. Wolf in Meyers ornithologiſchem Taſchenbuch, Th. I. S. 294. (Anmerk.) folgendermaßen aus: „Die Luftröhre geht auf der linken Seite herunter, biegt ſich am obern Theile des Kropfes etwas nach dem Rücken zu, dann nach vorn; hierauf macht ſie eine große Beugung nach hinten und krümmt ſich wieder aufwärts bis an die Beugung nach vorn; dann krümmt ſie ſich wieder nach unten und läuft endlich neben dem Schlunde hinab in die Lungen. An der Luftröhre läuft ein Muskel herab bis zur erſten Beugung nach vorn, von dieſer nicht an der großen Beugung herum, ſondern geht ſogleich auf die letzte nach den Lungen zu gerichtete über, und ein Theil läuft oberhalb, der andere unterhalb der Luftröhre; auf beiden Seiten theilt ſich jeder derſelben in zwei Theile, von welchen der eine an der Luftröhre hinabgeht, der andere bis an das Bruſtbein, wo er angewachſen iſt. Bei drei Jungen wurde die Krümmung der Luftröhre nicht bemerkt, ſondern ſie lief gerade am Schlunde fort, auf der linken Seite des Kropfes in die Bruſthöhle hinein. Die Zunge lag bei dieſen Jungen im Schnabel ziemlich weit nach vorn."

Waren dieſe Jungen vielleicht weiblichen Geſchlechtes — worüber Herr D. Wolf ſich eben ſo wenig äußert, als darüber, ob er überhaupt Weibchen unterſucht hat — ſo würde dadurch des Herrn Profs. Oken Angabe, daß nur dem Auerhahne jener Luftröhrenbau, und des Verfaſſers Vermuthung daß auch ihm allein die Zurückgezogenheit der Zunge eigen ſei, beſtätigt. Zuſatz z. zweiten Ausg.

nach Andern achtzehn — Ruderfedern. An jeder derſelben zeigen ſich dem Auge ſo regelmäßig geordnete weiße Flecken, daß ſich dieſe, wenn der Auerhahn mit ſeinem 12″ langen Schwanze zu einer Zeit, wo man es beobachten könnte, ein Rad ſchlüge, in genau abgerundeter Form darſtellen würden. Die Schwanzdeckfedern ſind ſchwarz mit gelblichen Einfaſſungen; das Gefieder unter dem Schwanze iſt ſchwarz mit Weiß durchmengt.

Die 3½″ hohen Füße ſind bis an die dunkelgrauen, mit ſchwarzen ſtumpfen Klauen bewaffneten Zehen mit dunkelroſtbraunen, weißlich gefleckten und durchſprengten Federn beſetzt. Dieſes Gefieder geht während der Balzzeit größtentheils verloren, erſetzt ſich aber in der folgenden Rauzeit (Mauſe) — im Sommer — vollkommen.

Die Länge eines ausgewachſenen Auerhahnes beträgt beim einjährigen 2′ 8″, beim ältern bis 3′ 4″; die Breite von einer Flügelſpitze zur andern 3½ bis 4½′. Das Gewicht iſt zwölf bis vierzehn Pfund.

§. 6.

Die Balzzeit fängt, je nachdem die mildere Frühlingswitterung den Begattungstrieb früher oder ſpäter erweckt, gegen das Ende des Monats März, oder zu Anfange des Aprils, in Gebirgen oft dann ſchon an, wenn ſie noch tief mit Schnee bedeckt ſind. Sie dauert vier bis fünf Wochen.

Bis zu dieſer Zeit ſtehen die ältern Hähne von den Hennen abgeſondert. Dann aber ſuchen ſie auf den ihnen bekannten Balzen den einmal gewählten Stand wieder auf, und jeder alte Hahn verſammelt zehn bis zwölf Hennen um ſich her.

Selbſt im Greiſenalter duldet er jüngere Nebenbuhler in ſeiner Nähe nicht, ſondern vertheidigt die Rechte, welche er über ſein Serail zu haben glaubt, ſo lange mit Hartnäckigkeit, bis ein glücklicher Schuß des wachſamen Jägers jene in den Stand ſetzt, die gewiß nicht troſtloſen Witwen unter ſich zu vertheilen und ſie für ſo manches,

durch die eiferſüchtigen Grillen des Despoten erduldete Ungemach ſchadlos zu halten.

Eben in dieſer mit dem Alter, ſelbſt bei dem Gefühle des zunehmenden Unvermögens wachſenden Eiferſucht und Gier nach Alleinbeſitz iſt einer der Hauptgründe zu ſuchen, warum ſich das Auergeflügel nirgends ſo vermehrt, wie es ſonſt wohl könnte *).

Abends, wenn die Nacht den Tag faſt ganz verdrängt hat, ſteigt während der Balzzeit der Auerhahn meiſtentheils in die Spitze, zuweilen aber auch auf einen tiefern Seitenaſt eines ſtarken Nadelholzſtammes, oder im reinen Laubholze, einer Aspe oder Buche — ſeltener einer Eiche — zu Baume. Er nimmt dann jedesmal genau denſelben Stand wieder, welchen er am erſten Tage wählte.

Beunruhigung — welcher Art ſie ſei — veranlaßt den Auerhahn zur Wahl eines andern Einfallbaumes in der Nähe des Balzes — d. h. des Ortes, wo das Auergeflügel balzet — meiſt für die ganze Dauer der Balzzeit des laufenden Jahres; Schlagführungen, welche den Waldbeſtand im Umkreiſe des Balzes weſentlich angreifen — beſonders wenn bei ſelbigen die Einfallbäume mit getroffen werden, bewirken bei Hähnen und Hennen gänzliche Entfernung vom vorherigen Balze und Verſetzung deſſelben in andere dazu geeignete Diſtrikte des Standrevieres.

Nach des Verfaſſers Wahrnehmungen bleiben alte Hähne nach dem Einfalle bis gegen zwei Uhr Morgens ſtumm und unbeweglich auf ihrer Standſtätte, um der Ruhe zu pflegen. Nur junge Hähne üben ſich bisweilen im Herbſte des erſten Lebensjahres, öfter beim Beginn der nächſtfolgenden Balzzeit, Abends, wenn ſie zu Baume ge-

---

*) Man ſollte daher die alten Hähne, welche am früheſten balzen, gleich Anfangs der Balzzeit wegnehmen. Die jungen hätten dann gleiche Rechte auf die vakanten Hennen und würden ſich entweder, einer ſtillſchweigenden Uebereinkunſt zu Folge, in den Beſitz derſelben theilen, oder es träte doch wenigſtens an die Stelle des entnervten Alten ein rüſtiger Junger, von deſſen Kraftfülle ſich eine vollzähligere Nachkommenſchaft erwarten ließe.

ſtiegen ſind, durch anfänglich unvollkommenes Ausgeben der einzelnen Theile des Balzlautſatzes — in der Sprache der Tonkünſtler zu reden — auf die Hervorbringung des ganzen Satzes gleichſam ein. Bald bringen ſie es zu gleichem Grade von Virtuoſität mit den Alten, und ſo ertönt nach Verfluß weniger Tage der Balzzeit — da, wo mehrere Hähne an einem Balze ſtehen — in der oben bezeichneten Frühe und bis zur Tagesdämmerung von verſchiedenen Standſtätten her, bei günſtiger — das heißt, nicht allzuſtürmiſcher, mehr kalter als warmer Witterung, der Balzlautſatz vollſtändig nach ſeinen drei Theilen, nämlich:

1) ein gleichſam doppelt ſchnalzender Laut, welcher ungefähr ſo erklingt, als wenn zwei völlig ausgedörrte Stöcke von hartem ſchalenloſen Holze zuſammengeſchlagen werden. Dieſer Laut wird in der Weidmannsſprache durch Knappen bezeichnet. Das Knappen, einzeln und abgeſetzt vernommen, iſt für Vorſpiel zum Balzlautſatze zu nehmen. Oefter, immer ſchneller (accelerando), zuſammenhängender wiederholt — ſo ein gutes Vorzeichen für den Jäger — tritt es gemeiniglich faſt in Zuſammenhang mit

2) einem beſonders ſich unterſcheidenden, in abgeſetztem Mitteltone vernehmbaren, dem prallenden Zungenklatſch allenfalls zu vergleichenden Schnalzen — in der Jägerſprache Hauptſchlag genannt. Er wird dem Jäger beachtungswerth, weil demſelben

3) ein in tiefern und höhern, ungeregelten, aber nicht widrigen Tonausweichungen wechſelndes, dem leiſen Wetzen einer Senſe nicht unähnliches Geſchwirr, welches — bald weniger, bald mehr, doch ſelten über einige Sekunden ausgehalten — unmittelbar ſich anſchließt. Dieſer Schlußtheil des Balzlautſatzes — in der Jagdkunſtſprache durch Schleifen oder Wetzen bezeichnet — iſt deshalb ausgezeichnet wichtig für den Weidmann, weil, wenn und ſo lange er ertönt — aber auch nur dann — der Auerhahn in der That weder äuget noch ver-

nimmt (weder ſieht noch hört) *), obwohl er wie die Henne mit äußerſt ſcharfem Geſicht und feinem Gehör ausgeſtattet, und daher ſonſt ſehr ſcheu iſt. — Je heftiger — daß ich ſo ſage — der leidenſchaftliche Taumel iſt, in welchem er ſich befindet; deſto öfter und ſchneller hinter einander erfolgen jene lauten Ausbrüche des Entzückens, und „es pflegt in dieſem Falle das, im entgegengeſetzten den neuen Balzſatz nur präludirende Knappen, den Schlußtönen des Schleifens ſo ſchnell zu folgen,“ daß hierdurch Döbel und mit ihm der Verfaſſer des gegenwärtigen Werkes (vergl. erſte Ausgabe, Th. I. S. 344) verleitet wurde, irriger Weiſe zu ſagen: es ſchließe der Satz wieder mit einem prallenden Schnalz **). Dabei dreht und wendet er ſich auf einer und derſelben Stelle, oder geht, wenn es die Richtung des Standaſtes zuläßt, mit vorwärts geſtrecktem Kopfe, aufgeblähtem Kropfe, herunterhängenden Flügeln, gehobenem, radförmig ausgeſpreiztem Spiele (Schwanze) auf demſelben pathetiſch langſam umher, und unterhält ſo den Beobachter auf die beluſtigendſte Weiſe durch Laut und Geberde.

Uebrigens iſt der Vergleich ſo uneben nicht, wenn man von einem jungen Menſchen, welcher der Leidenſchaft für das ſchöne Geſchlecht den Zügel bis zum Uebermaaß

---

*) Oken (Zool. III. S. 620) macht hierbei die Einſchränkung, der Auerhahn ſehe und höre beim Wetzen nicht nach unten. Ob dem ſo, oder ob er für den Moment überall taub und blind ſei, ſcheint mir zu den unaufgelöſten, ſchwer aufzulöſenden Problemen zu gehören. Zugleich beſcheide ich mich deſſen gern, daß dem unkundigen Leſer der Balzlautſatz nach allen drei Theilen durch die obige Beſchreibung nicht ganz verſinnlicht werden könne, halte jedoch dafür, daß ſelbige wenigſtens eben ſo viel, vielleicht mehr leiſte, als die von andern verſuchte Nachahmung der Töne durch eigene Worte. Der Verf. z. zweiten Ausg.

**) Obenſtehende Darſtellung gründet ſich auf die in Beziehung auf die frühern vom Herrn Oberforſtmeiſter v. Wildungen im Hartigſchen Journale für das Forſt-, Jagd- und Fiſchereiweſen 1806 Heft II. S. 215 u. f mitgetheilten, durch neuere Wahrnehmungen des Verfs. vollkommen beſtätigten Bemerkungen. Anm. zur zweiten Ausg.

ſchießen läßt, ſagt: er iſt verliebt wie ein Auerhahn. Oft hat ja dieſer noch das voraus, daß er beſonnene Augenblicke hat, jener faſt nie.

Mit Tagesanbruch ſteigt der Auerhahn von ſeinem Stande herab zu den Hennen, befriedigt zuvörderſt ſeine wollüſtigen Triebe durch immer wechſelnden Genuß, und ſucht hernach im geſelligen Vereine mit ſeinen Schönen, ohne ſich jedoch weit vom Balze zu entfernen, die verlornen Kräfte durch nahrhafte Aeſung zu erſetzen.

§. 7.

Die Länge der Auerhenne beträgt ſelten mehr als 26″, die Breite über die Flügel gemeſſen bis 40.

Der Schnabel iſt ſchwärzlich, die kurz bebärtete Kehle bis zur Bruſt herab roſtröthlich. Letztere hat einige kleine weiße Flecken. Der untere Theil derſelben und der Bauch ſpielt ins Roſtgelbe und es werden hin und wieder ſchwarze oder ſchwarzbraune Flecken ſichtbar.

Quer über den roſtfarbenen Schwanz verbreiten ſich ſchwarze Streifen.

Das weibliche Auergeflügel ähnelt übrigens der Farbe nach an den meiſten Theilen des Körpers der Waldſchnepfe und dem Birkhuhne ſehr.

Sobald die Hennen des Hahnes Balzlaut hören, erwacht auch bei ihnen der Geſchlechtstrieb; nur daß ſie ihn — tout comme chez nous — nicht ſo bemerkbar werden laſſen als jener. Sie ziehen ſich näher an den Balz heran und geben durch ein leiſes, gleichſam ſchmachtendes, abgebrochenes Kak — Ach? — zu erkennen, daß ſie, von ſeinen Leiden gerührt, ihm den Sieg nicht ſehr erſchweren werden. Und doch legen ſie hernach die Maske der Sprödigkeit vielleicht nur deshalb wieder an, um ihn, wenn er etwa Alters wegen einen Reiz bedarf, deſto begehrlicher zu machen. Jetzt ſteigt er herab — in verliebter Eil ſcheinen ſie zu fliehen — er folgt, holt ſie ein und gibt — was er vermag! —

§. 8.

Die Balzzeit endigt gewöhnlich, wenn die Knoſpen der Buche ſich zu öffnen beginnen. Dann ſondern die

Hennen ſich wieder von den Hähnen ab, und ſuchen im dichten, jungen Holze oder im Farrenkraute einſame Plätzchen, wo ſie in einem, faſt auf der bloßen Erde, mit dünnem trocknen Reiſig nur wenig umlegten Neſte sechs bis ſechzehn gelbweißliche, mit roſtgelben Flecken beſäete Eier legen, welche von ihnen allein in vier Wochen ausgebrütet werden. Sie verlaſſen dieſe ſo ungern, daß man, wie Döbel ſagt, die Neſter zum Schutze gegen Raubthiere umzäunen kann, ohne das Brütgeſchäft zu ſtören. Entfernen ſie ſich des Aeſens wegen, ſo geſchieht dies nur auf kurze Zeit und erſt dann, wenn ſie die Eier mit Laub oder Moos bedeckt haben.

§. 9.

Die Jungen, kaum dem Eie entſchlüpft, folgen ſogleich, oft noch kleine Schalenreſte auf dem Rücken tragend, der ſorgſamen Mutter, um ſich unter ihrer Aufſicht und Anleitung Aeſung zu ſuchen. Sie bleiben bis zur Balzzeit des folgenden Jahres bei ihr.

Raubthiere und Raubvögel ſind ihnen in der früheſten Jugend um ſo gefährlicher, da ſie erſt ſpät flugbar werden. Auch hierin liegt eine Urſache, warum das Auergeflügel ſelbſt bei der ſtrengſten Hegung nirgends häufig gefunden wird.

§. 10.

Der Auerhahn wird auf großen Tafeln mehr zur Zierde als des Wohlgeſchmackes wegen entweder gebraten, oder in einer Paſtete aufgeſetzt. In beiden Fällen rupft man ihn gleich, wenn er zur Küche abgeliefert iſt; nur am Kopfe und etwa an einem 2″ langen Ende des Halſes bleiben die Federn.

Dieſes beſiederte Stück wird in Papier eingeſchlagen; dann das Ganze in Weineſſig einige Tage gebeitzt, oder im Winter an die Luft gehängt.

Wird er als Braten verſpeiſ't, ſo bleibt Kopf und Hals am Rumpfe; als Paſtete aber wird das beſiederte Stück abgelöſ't und durch einen Stift auf dem Deckel befeſtigt.

§. 11.

Auerhennen werden auf einem gehegten Reviere in der Regel gar nicht, die Auerhähne meiſt auf dem Balz geſchoſſen.

Jagdberechtigte, welche dem Weidewerke genugſam huldigen, um der Ausübung deſſelben einige Stunden Schlaf aufzuopfern, behalten ſich oder ihren Freunden dies Vergnügen ſelbſt vor.

Was daher der dienende Jäger zu beobachten hat, um der Herrſchaft den Erfolg der Balzjagd möglichſt zu ſichern, werde ich hier anzeigen.

Auf jedem Reviere, wo Auergeflügel ſteht, findet man einen Balz, auch wohl mehrere.

Gleich beim Eintritte der Balzzeit (§. 6.) muß der Jäger in die Nachbarſchaft des frequenteſten Balzes auf ſeinem Reviere ſich gegen Abend auf den Anſtand begeben, um, möglichſt verborgen und ſtill ſich haltend, den Einfall verhören, d. h. aus geeigneter Ferne die Standbäume und auf dieſen die Standſtätten der einfallenden Hähne — jene mittelſt des Gehörs, dieſe, wenn Dunkelheit es zuläßt, mittelſt des Geſichtes — wahrnehmen zu können *).

Iſt dieſer Zweck erreicht, ſo zieht er, wenn die Nacht vollkommen eingetreten und alles in Ruhe iſt, mit möglichſter Vor- und Umſicht jedes Geräuſch vermeidend, ſich zurück.

Am folgenden Morgen, ehe die Hähne zu balzen beginnen, hat derſelbe zum Behuf des weitern Verhörens ſeinen Stand in Folge behutſamſter Annäherung auf einem, beiläufig 200 Schritte weit vom Balzplatze entfernten, vorbeiziehenden Wege zu nehmen.

---

*) Im Falle, daß in der Gegend des Balzes Reh- oder anderes Wild wechſelt oder auf die Aeſung zieht und dem verhörenden Jäger vor dem Einfalle zu Geſichte kommt, muß er ſich demſelben ſofort bemerklich machen. Beim weiter unten in Rede kommenden Morgenanſtande hingegen muß er es ſorgfältig vermeiden, von dem Wilde bemerkt zu werden, ſo lange, bis die Auerhähne vom Baume geſtiegen ſind und mit den Hennen ſich entfernt haben. Dann erſt darf er ſich zeigen. Dieſes Verfahren hat den Zweck, anderes Wild aus der Nachbarſchaft zu verdrängen und dadurch Störung des Balzes zu verhüten.

Nachdem er da durch aufmerkſame Beobachtung der, von den Abends zuvor bemerkten Einfallſtätten her ertönenden Balzlautſätze (§. 6.) von der Zahl und dem Stande der vorhandenen Hähne ſich in Kunde geſetzt hat, ſchreitet er, ungefähr von acht Uhr Morgens an, zur Vorrichtung der Anſpringe= (Annäherungs=) Pfade, von einem Punkte des Weges aus, auf welchem er am Morgen verhörte, bis in die Nähe der wahrgenommenen Standbäume.

Sind deren von früherer Zeit her ſchon vorhanden, ſo werden ſie benutzt; wo nicht, ſo legt man neue an und zwar ſo viele möglichſt gerade gerichtete, als erforderlich ſind, um auf denſelben ſämmtliche auf dem Balze Stand haltenden Hähne an= oder unterſpringen zu können. Zu dem Ende wird in einer Breite von 3 bis 4′ der Boden von allem, was hinderlich werden oder Geräuſch veranlaſſen könnte, mit Beil, Hacke, Schaufel, Rechen (Harke) und Beſen geſäubert, auch jeder überhängende Aſt oder Zweig entfernt.

Am folgenden Abend und Morgen verhört der Jäger wieder, unterſpringt auch am letztern wenigſtens einen Hahn, um deſſen Balzſtätte auf das genaueſte zu erforſchen. Hierauf erfolgt der Rückzug unter ſteter Beobachtung aller Vorſichtsmaaßregeln, welche bei der Annäherung ſtatt finden mußten — von welchen der Unkundige demnächſt unterrichtet werden wird — bis ans Ende des Pfades, auch, wo nöthig, noch ein Stück dem zuführenden Wege entlang.

Bis zu dem Punkte des Annäherungsweges, von welchem die Springpfade nach dem Balze ſich hinziehen, führt dann der mit den Balzpfaden, wie mit dem Stande der Balzhähne bekannte Jäger an einem für dieſe Jagdart günſtigen Morgen (§. 6.) denjenigen, welcher zum Schuſſe gebracht werden ſoll.

An dieſer Stelle verweilen beide ſo lange, bis die vom Jäger verhörten Hähne recht eifrig balzen; unter dieſen aber vorzüglich der zunächſt ſtehende, in=

dem auf ſelbigen zuerſt Jagd gemacht werden muß *). Wird dann von deſſen Balzſtätte her der ganze Balzlautſatz drei= bis viermal kurz nach einander wiederholt; ſo dient der nächſtfolgende Hauptſchlag (§. 6. Nr. 2.) als Zeichen, ſich zum Anſpringen bereit zu machen. Sobald das dem Hauptſchlage in der Regel unmittelbar folgende Schleifen (§. 6. Nr. 3) zu ertönen beginnt, eilt der Jäger auf dem nächſten Pfade mit raſchen Sprüngen — deren im immer nur kurzen Zeitraume des Schleifens ſelten mehr als drei gethan werden können — voran, ihm genau nach der Andere, welcher — gemeiniglich Jagdliebhaber — weniger mit dem Betriebe dieſer Jagdart vertraut zu ſeyn pflegt, als der Jäger und daher in Allem nach dieſem ſich pünktlich richten muß, wenn der Erfolg lohnend ſeyn ſoll. In demſelben Moment, wo der Hahn zu ſchleifen aufhört, müſſen beide Anſpringende ihre Schritte hemmen und — ſelbſt in der unbequemſten, gezwungendſten Stellung — ſo lange unbeweglich ſich verhalten, bis das nächſtfolgende Knappen (§. 6. Nr. 1.) und der Hauptſchlag vorüber ſind und das Schleifen anfängt. Während deſſelben wird weiter angeſprungen und in Allem das vorerwähnte Benehmen fortgeſetzt befolgt, bis die Anſpringenden zu dem Standpunkte gelangen, von welchem aus der Schütze den Auerhahn frei ſtehen ſehen und mit dem Flintenſchuſſe erreichen kann.

Außerdem, daß auch hier das Gewehr nicht eher an den Backen genommen (angeſchlagen) werden darf, bis der Hahn wieder im Schleifen begriffen iſt, hängt nun das

---

*) Aus dem begreiflichen Grunde, weil, wenn man ſelbſt mit der größten Behutſamkeit einem entferntern anſpringen wollte, näherſtehende entweder noch gar nicht laute, oder doch mit jenem nicht zugleich ſchleifende ſofort abſtreichen (wegfliegen) würden. In dieſem Falle aber ginge nicht nur die Hoffnung, einen oder mehrere an dieſem Morgen noch zu erlegen, verloren, ſondern der ganze Balz geriethe durch das mit dem Abſtreichen verbundene Geräuſch in Unruhe, und auf dieſe Weiſe könnte und müßte die Ausſicht zu einer glücklichen Jagd auf dieſem Balze für dieſen Tag — vielleicht für die ganze Balzzeit — verſchwinden.

Weitere, das Treffen oder Fehlen nehmlich, von der mehrern oder mindern Fertigkeit des Schützen im Gebrauche des Schießgewehres ab.

Für Ungeübte noch folgende Bemerkungen:

1. In der Dunkelheit, ſelbſt bei hellem Mondlichte und in tiefer Dämmerung muß entweder bei wie am Tage genommenem Korne, etwas höher als am Tage gezielt, oder das Korn mehr als voll, und — wie man zu ſagen pflegt — noch Lauf mitgenommen, im letzten Falle aber ſo wie am Tage gezielt werden.

2. Während des Schleifens bringt in der Regel ſelbſt der Fehlſchuß den Auerhahn nicht zum Abſtreichen, vielmehr kann der zweite Lauf des Zwillings, oft auch ein anderes Gewehr benutzt werden, um den zweiten Schuß beſſer anzubringen. Ich ſelbſt war vor ungefähr 36 Jahren Augenzeuge, daß einer der trefflichſten Schützen damaliger Zeit einen freilich hochſtehenden, eifrig balzenden Auerhahn mit vier einfachen Flinten fehlte und erſt mit dem fünften Schuſſe erlegte.

In Revieren, wo Auergeflügel häufiger als gewöhnlich Stand hält, mag die Tagsjagd mit dem Auerhahnhunde, welche der Verfaſſer aus Erfahrung nicht kennt, dem Jagdliebhaber nicht geringes Vergnügen gewähren. Wenn nehmlich der freiſuchende Hund Auergeflügel findet und zu verbellen anfängt, ſteigt daſſelbe zu Baume. Der Schütze ſchleicht ſich dann unter dem Winde, von Bäumen oder Geſträuchen gedeckt, bis auf gehörige Schußweite zum nächſtſtehenden Hahne heran, um ihn, während derſelbe den Auerhahnbeller, ſeinen Verräther, im Auge behält, zu erlegen.

§. 12.

Gute Schützen erlegen den Auerhahn lieber mit der Büchſe, als mit der Flinte; vorzüglich am Tage, wo es ſelten gelingt, ſo nahe zu kommen, daß letztere anwendbar wäre. Auf dem Balze hingegen, wo die Dunkelheit am

genauen Abkommen hindert, wie beim Treibejagen, wo, nächſt andern Wildarten auch Auergeflügel bisweilen zu ſchießen verſtattet wird, bedient man ſich gewöhnlich einer tüchtigen, mit Schrot Nr. 1. geladenen Flinte.

Der Erlegung folgt bei der Heimkunft das Aufbrechen des Auergeflügels, wie des geſammten, zur hohen und Mitteljagd gehörigen Federwildes auf folgende Weiſe. Nachdem der Jäger das aufzubrechende Auerhuhn geſtreckt (gerade vor ſich hin auf den Rücken gelegt) hat, wird daſſelbe vom Weidloche an nach der Bruſt zu, beiläufig 4″ lang aufgeſchärft, dann die Hand oberhalb des Magens bis zur Lungengegend eingeſchoben, mit gekrümmtem Vordergelenke der Finger das Geſcheide von der Leber getrennt herausgezogen, zuletzt der Maſtdarm mit dem Meſſer ausgelöſ't. Das Geräuſch (Herz, Lungen und Leber) bleibt zurück.

Fünftes Kapitel.

Vom Faſan*).

Phasianus Colchicus (*Linn.*). Ph. Marginatus (*Meyeri*) **).

---

§. 1.

Die unter dem Namen der Argonauten bekannten Griechen ſollen bei ihrer Fahrt nach Colchis — dem

---

*) Hier wird nur Rückſicht auf wilde Faſanerie genommen. Wegen er zahmen verweiſe ich den, welcher über dieſen Gegenſtand ſich belehren will, auf Krünitzens Encyklopädie und Döbels Jägerpraktik.

Noch will ich bei dieſer Gelegenheit erwähnen, daß das von einer Faſanhenne im Freien ausgebrachte Geheck Geſperr, der Schwanz des Hahnes Spiel genannt wird.

**) v. Wildungens Neujahrsgeſchenk, 1797, S. 56. Bechſteins

jetzigen Mingrelien — um dort das goldene Vlies abzuholen, die Federwildart, von welcher gegenwärtiges Kapitel handelt, in großer Menge an den Ufern des Fluſſes Phaſis gefunden, ihr deshalb den Namen Phaſan, oder, wie man jetzt gewöhnlich ſchreibt, Faſan gegeben und ſie des Wohlgeſchmackes und der Schönheit wegen mit in ihr Vaterland zurückgenommen haben.

Man kann nicht in Abrede ſtellen, daß die Argonauten den Leckermäulern ihrer und unſerer Zeit durch das Einheimiſchmachen des Faſans, ein angenehmeres Geſchenk, als durch das goldene Vlies gemacht haben.

So viel ſcheint gewiß zu ſeyn, daß der Faſan, außer ſeinem eigentlichen Vaterlande, zuerſt in Griechenland bekannt geworden iſt.

In Italien ſchätzte man ihn ſchon zur Zeit der erſten römiſchen Kaiſer ſehr. Von da aus verbreitete ſich dieſe köſtliche Wildart nach und nach faſt über alle gemäßigte und warme Erdſtriche der bekannten Welt. Hierzu muß allerdings gleich vom Anfange die vom Menſchen auf die Pflege, Fortpflanzung und Erziehung des Faſans verwendete Sorgfalt mitgewirkt haben, da der Körperbau dieſes Vogels nicht ſo eingerichtet iſt, daß er weite Reiſen fliegend machen kann. In neuern Zeiten brachten die Europäer den gemeinen Faſan auch nach Amerika.

Büffon ſagt: „in manchen Provinzen Frankreichs habe es nie gelingen wollen, Faſane zu ziehen." Ob der Grund dieſes ſonderbaren Ereigniſſes mehr im fehlerhaften Verfahren oder in örtlichen Verhältniſſen liege, läßt ſich freilich, ohne mit beiden genau bekannt zu ſeyn, nicht beſtimmen; muthmaßlich hat das erſtere mehr Schuld daran, als das letztere.

Unter allen teutſchen Ländern iſt Böhmen dasjenige, wo ſie ſich ohne vorzügliche Pflege ſelbſt im wilden Zuſtande am meiſten vermehren.

Handb. d. Jagdw. Th. I. Bd. II. K. 7. Deſſen ornithol. Taſchenb. S. 255. Meyers Taſchenb. der deutſchen Vögelkunde, Th. I. S. 291.

Auch in Sachſen wurden ſie in vorigen Zeiten ſehr ſtrenge gehegt.

So erſchien den 2. Mai 1695 ein Mandat, welches den 18. September 1697 erneuert ward, dem zu Folge die Faſane auf keine Weiſe, beſonders in der Brutzeit geſtört oder beunruhigt werden ſollten *).

Jeder ſächſiſche, ſelbſt mit der hohen und Mitteljagd beliehene Vaſall mußte, wenn die Befugniß, Faſanerie zu unterhalten, nicht ausdrücklich im Lehnbriefe zugeſtanden war, beſondere Conceſſion dazu nachſuchen **). Ferner verordnete ein Mandat vom 7. Mai 1741, daß diejenigen Vaſallen, welchen die Erlaubniß, Faſane zu halten, gegeben worden, das Recht, ſolche zu ſchießen und zu fangen, ſich erſt dadurch erwerben könnten, wenn ſie, nach Verhältniß der Größe ihrer Beſitzungen, 30 bis 50 Stück im Beiſeyn eines Forſtbedienten ausgeſetzt hätten, ſich auch dazu verſtünden, nach großen Ueberſchwemmungen oder ſehr harten Wintern 15 bis 25 Stück von neuem auszuſetzen. Daſſelbe Mandat unterſagte zugleich die Verpachtung der Faſanenjagd und befahl, daß bei Verſendung erlegter Faſane eine beſiegelte Beſcheinigung mitzugeben ſei ***).

Schon ſeit mehrern Jahren hat ſich bei dem allen dieſe Federwildart in Sachſen ſo ſehr vermindert, daß es allerdings rathſam wäre, die eben erwähnten zweckmäßigen Befehle in Anwendung zu bringen, um derſelben einigermaßen wieder aufzuhelfen.

§. 2.

Körperbau, Aeſung und andere Eigenſchaften gaben den Naturforſchern triftige Gründe an die Hand, den Faſan, als eigene Gattung, den hühnerartigen Vögeln beizuzählen.

Die Aeſung deſſelben beſteht in Getreidekörnern aller

---

*) S. Jagd- und Forſtrecht nach churſächſ. Geſetzen. Leipzig bei Göſchen 1792, §. 20. S. 158.

**) Ebendaſelbſt §. 17. S. 147.

***) Ebendaſelbſt §. 23. S. 179 u. f.

Art, Heidekorn und Hirſe mit eingeſchloſſen; in jungen grünen Pflanzen und Kräutern; in Schnecken, Würmern und Ameiſeneiern. Beeren von allerhand Strauchhölzern nimmt er ſehr gern an, vorzüglich aber den Miſtel (Viscum album, *Linn.*), welchen man auf wilden Obſtbäumen findet, und Ebereſchen. Grober Sand und kleine Steinchen, die er verſchluckt, bewirken leichtere Verdauung.

§. 3.

Am liebſten halten ſich die Faſane in Feldhölzern auf, welche mit tragbaren Feldern und Wieſen umgeben ſind, und in deren Nähe kleine fließende Gewäſſer nicht fehlen; nur müſſen letztere zu Ueberſchwemmungen nicht Veranlaſſung geben. In ſolchen Revieren gedeiht auch die wilde Zuzucht am beſten, in ſo fern der Jäger gehörige Mittel und Mühe anwendet, um Raubthiere und Raubvögel, die den Faſanen ſo nachtheilig ſind, möglichſt zu vermindern.

Nadelholz eignet ſich gar nicht zur Unterhaltung einer Faſanerie.

Selten wird man am Tage den Faſan auf einem Baume ſitzend antreffen. Nur des Abends baumt er, um vor den Raubthieren ſicher zu ſeyn. Seine ſorgloſe Ruhe macht dieſe Vorſicht um ſo nöthiger.

§. 4.

Nie legt er ſeine Wildheit ab. Undankbar gegen alle auf ſeine Erziehung und Unterhaltung verwendete Sorgfalt, entzieht er ſich, ſo viel er kann, dem Auge deſſen, der ihn pflegt. Zwar kommt er, von kleinauf daran gewöhnt, wenn das Zeichen durch Pfeifen oder Klingeln gegeben wird, zur Fütterung, entfernt ſich aber auch ſchon in der frühern Jugend ſogleich wieder, wenn er das letzte Körnchen verzehrt hat. Bei unbegrenzter Liebe zur Freiheit wird er, wenn man ihn derſelben beraubt, gleichſam wüthend. Sieht er ſich mit mehrern ſeines Gleichen in einem auch nicht ganz engen Raume eingeſchloſſen, ſo hackt er ſelbſt auf ſeine Unglücksgefährten los; ja er ſcheut

in dieſem Falle auch den Kampf mit ſtärkerem Geflügel nicht.

Nicht leicht wird man eine Wildart finden, welche ſo leicht wie dieſe aus der Faſſung gebracht werden könnte und dadurch unfähig würde, einen Entſchluß zu faſſen. Ueberraſcht die unerwartete Ankunft eines Menſchen oder Hundes den Faſan, ſo ſcheint er augenblicklich zu vergeſſen, daß ihm die Natur Flügel verlieh, um vermittelſt derſelben ſeine Rettung zu verſuchen, vielmehr bleibt er gemeiniglich auf der Stelle, wo er iſt, unbeweglich ſitzen, drückt ſich und verbirgt den Kopf, oder er läuft ohne Zweck in die Kreuz und Quere herum.

Nichts iſt ſeinem Leben gefährlicher als das Anwachſen eines in der Nähe ſeines Standes vorbeifließenden Gewäſſers. Befindet er ſich am Rande deſſelben, ſo bleibt er unbeweglich ſtehen, ſieht unverwandten Blicks gerade in daſſelbe hinein, bis das Gefieder durchnäßt iſt, und dadurch ſeine Schwere ſo vermehrt wird, daß er ſich nicht zu heben vermag. Als Opfer ſeiner Dummheit geht er dann recht eigentlich zu Grunde.

Der Verfaſſer war einſt ſelbſt Augenzeuge eines ähnlichen Ereigniſſes. Damals ſuchte ſich aber der Faſan nicht nur nicht zu retten, ſondern er wadete ganz gravitätiſch immer tiefer in den Strom hinein. Als die Füße nicht mehr zureichten, und er ſchon fortgetrieben ward, erwartete er in ſtiller Reſignation mit ausgebreiteten Flügeln ſein Schickſal. Vermittelſt eines abgeſchnittenen Hakens zog man ihn ans Land und entriß ihn für diesmal der Gefahr.

§. 5.

Unter allen bei uns im Freien vor- und fortkommenden nutzbaren Vögeln iſt der Faſanhahn der ſchönſte.

In der Stärke (Größe) gibt er dem größten Haushahne nichts nach, deren es einige gibt, welche ihm in vielen Stücken ähneln.

Die Länge deſſelben beträgt mit Einſchluß des Spie-

les (Schwanzes) 3′, die Breite von einer Flügelſpitze zur andern 2½′.

Der 1 bis 1¼″ lange, hellhornfarbene Schnabel iſt wie bei den zahmen Hühnern geſtaltet und an der Wurzel oben mit einem ſchwarzroth=, an den Seiten aber mit einem ſtahlgrün=glänzenden, hier abſtehenden Federrande beſetzt.

Rund um die Augen, deren Stern gelb erſcheint, zieht ſich ein rother, warziger, einzeln befiederter Ring. In demſelben iſt unter dem Auge ein ſchwarzes Fleckchen.

Durch die von der Natur in verſchiedenen Farben und Schattirungen ſo kunſtvoll zuſammengeſtellten Federn, welche, einzeln betrachtet, ſchwarz, braun, mitunter weißlich, gelblich und ganz weiß erſcheinen, entſteht das ſchöne Farbenſpiel aus ſchwarz in blau, ſchwarz in grün, braun in roth, hellgelb in hochgoldgelb. Ein glänzender Schimmer verbreitet ſich über das Ganze.

Der Kopf und der obere Theil des Halſes ſchillert in dunkelſtahlblau mit Dunkelroth vermiſcht, oder, mit einem Worte, in violet. Ein gelbgrüner Federbüſchel, welcher ſich erhebt, wenn der Faſanhahn balzt, bedeckt die Ohrenöffnung. Von der Kehle zieht ſich nach dem Nacken ein ziemlich breiter ſtahlgrüner Streif. Der übrige vordere Theil des Halſes bis über die Bruſt herab fällt ins Schönrothbraune. Auf den Seiten des Kropfes iſt das glänzende Gefieder ſtahlblau, mitten auf der Bruſt aber dunkelgrün gekantet. Der Leib und die Seiten — welche ſchwarz geſchuppt ſind — ſpielen ins Braungelbe, hinterwärts wird die Farbe noch lichter.

Auch der braune Rücken hat ſchwarze Muſchen. Die meiſten Federboſen auf demſelben ſind rothbraun, am Ende ins Purpurfarbene ſpielend, die Kiele goldgelb. Gleiche Farben haben auch die kleinen Deckfedern der Flügel; die größern ſind grau, die Schwungfedern graubraun. Die Grundfarbe der an den Spitzen purpurfarbig glänzenden faſerigen Steißfedern iſt braun.

Das oft 20″ lange, hinten keilförmig zugeſpitzte Spiel beſteht aus achtzehn ſichelförmigen Ruderfedern, unter welchen die beiden mittelſten viel länger ſind als die

übrigen. Er iſt bis zum braunrothen Rande ſchwarzgrau gefärbt. Quer über die zwölf mittelſten Ruderfedern dehnen ſich in nicht ganz gleichen Entfernungen ſchwarze Streifen aus.

Die 4″ hohen Füße ſind mit graubrauner Haut überzogen und mit kleinen Schuppen belegt.

Die drei Vorderzehen ſind weiter vor, als es bei andern Vögeln, welche ihren Unterhalt zum Theil, im Erdboden kratzend, ſuchen, gewöhnlich iſt, durch eine Haut verbunden; wahrſcheinlich um in bruchigen Gegenden, welche der Faſan liebt, nicht ſo leicht durchzutreten.

Am Hintertheile der Füße iſt der Faſanhahn mit einem Sporn bewaffnet.

Der Laut deſſelben iſt durchdringend und unangenehm. Er hält faſt das Mittel zwiſchen dem Geſchrei des Pfaues und des Perlhuhnes. Am häufigſten hört man ihn während der Balzzeit. Zu anderer Zeit ſteigt er faſt nie, ohne ein abgeſtoßenes Gekacker in verhältnißmäßig tiefen Tönen auszugeben, zu Baume.

§. 6.

Die Balzzeit fängt im März an und dauert ſechs bis acht Wochen. Auch in der Freiheit kann man durch eine gute nahrhafte Fütterung die Vermehrung der Faſanen befördern, beſonders wenn man kurz vor und während der Balzzeit von Zeit zu Zeit Buchweizen *), Ameiſeneier, Ohrwürmer und ähnliche reizende Aeſung gibt; nur nicht im Uebermaaße, ſonſt bewirkt man gerade das Gegentheil.

Ein Faſanhahn kann ſechs bis zehn Hennen befruchten. In eigentlichen Faſanerien gibt man ihm gewöhnlich ſieben; im wilden Zuſtande ſoll er ſich aber, wie Büffon ſagt, nur mit einer paaren **). Da ich ſelbſt hierüber

*) Polygonum Fagopyrum (§. 15.).

**) Andere behaupten, im wilden Zuſtande lege ſich der Hahn nicht eher eine zweite Henne zu, bis die erſte befruchtet ſei; man ſolle daher auch in dieſem Punkte der Natur nachahmen, und da, wo eingeſchränkt für die Fortpflanzung dieſer Federwildart geſorgt wird, dem Hahne nur erſt dann eine zweite Henne beigeſellen, wenn die erſte anfangen wolle zu

entſcheidende Erfahrungen zu machen, keine Gelegenheit hatte, ſo will ich dieſe Behauptung nicht beſtreiten. So viel iſt gewiß, daß der Hahn das Brütgeſchäft nicht mit übernimmt.

Wie bei allem Federwild enthält jedes Geſperr mehr Hähne als Hennen, weßhalb man darauf zu ſehen hat, daß die Zahl der erſtern ſich nicht übermäßig vermehre, weil ſie ſich ſonſt in der Balzzeit unaufhörlich um den Beſitz der Hennen ſtreiten und darüber das Begattungsgeſchäft vernachläſſigen.

Auch entſpringt hieraus noch der Nachtheil, daß ſich die jüngeren Hähne in andere Gegenden ziehen und, wenn ſie da Hennen finden, feſten Stand nehmen.

§. 7.

Die Faſanhenne iſt viel kleiner als der Hahn — ſie mißt mit Einſchluß des 7″ wegnehmenden Schwanzes nur 1′ 9″ — und das Gefieder derſelben weit weniger ſchön. Sie hat einen graufarbenen Schnabel, um die Augen einen weit ſchmalern, nur grauröthlichen kahlen Ring. Oben auf dem Kopfe iſt die Grundfarbe des Gefieders hellbraun, doch mit dunkleren und ſchwarzen Flecken gleichſam beſäet. Die gelbbräunlichen Backen ſind mit Schwarz beſchmitzt, die Kehlfedern weißgelblich. Zimmtbraun iſt die Grundfarbe des Halſes und Rückens. Beides iſt theils mit wellen-, theils mit muſchenförmigen ſchwarzen und dunkelbraunen Flecken belegt. In der Mitte der Rückenfedern zeigt ſich ein großer ſchwarzer, braun eingefaßter Fleck, der ſich in einer hellern Kante verläuft. Der hellbraune Schwanz iſt mit dunkleren braunen Flecken beſprengt und hat ſchwarze Querſtreifen. Die röthlichbraune Bruſt iſt mit dunkelbraunen Punkten beſchmitzt; ſo gleichfalls der gelbbraune Leib. Ueber die fahlbräunlichen Schwungfedern dehnen ſich weiß-

brüten, weil dann gewiß nicht ſo viel unbefruchtete Eier dem Emporkommen der Faſanerie entgegen ſeyn würden. Geſchickte Faſanwärter können allerdings hierüber die beſte Auskunft geben. Mir iſt das Ganze ſehr wahrſcheinlich.

graue Streifchen aus. Die Ständer ſind bleifarbig geſchuppt.

Sie macht ſich aus trocknen Grashalmen, dünnen Aeſten, Baumblättern und ähnlichen Sachen an den dunkelſten und am meiſten verborgenen Orten ihres Aufenthaltes, am liebſten im Farrenkraute oder im ſchmieligen Graſe ein kunſtloſes Neſt. Hier legt ſie aller zwei oder drei Tage ein Ei, welches viel kleiner, mit dünnerer Schale als beim zahmen Huhne bedeckt, hell olivengrün von Farbe und oben ſehr abgeſtumpft iſt. Sie kann deren höchſtens zwölf bebrüten, und legt deshalb in der Freiheit gewiß nicht mehr, oft weniger.

Nimmt man aber die Eier bis auf eins, welches unberührt bleiben muß, aus dem Neſte, ſo fährt ſie fort zu legen.

Iſt die Henne über drei Jahre alt, ſo wird ſie weniger fruchtbar und taugt alſo nicht viel zur Fortzucht.

Auch macht fettes Futter, in Menge gegeben, die Hennen zu feiſt, und in dieſem Zuſtande bleiben ſie gewöhnlich gelte (unfruchtbar).

§. 8.

Man mag das Brütgeſchäft der Faſanhenne ſelbſt überlaſſen, oder bei aufgeſuchten Eiern Truthühner dazu anwenden; ſo kommen nach 24 bis 25 Tagen die Jungen aus, und folgen, gleich ſchnelllaufend der rechten oder Pflegemutter. Dieſe, wie jene, führt ſie zum Aufſuchen des Geäſes an, welches ihnen auch augenblicklich willkommen iſt.

Nach den erſten vier Wochen unterſcheidet ſich ſchon das männliche Geſchlecht vom weiblichen durch abweichende Farben des Gefieders. Auch fangen dann die Jungen ſchon zu flattern an. Gegen Ende des Auguſt oder im Anfange des Septembers ſind ſie völlig flugbar und im Oktober ganz ausgewachſen.

In der Freiheit, von der rechten Mutter erzogen, bleiben ſie bis zur folgenden Balzzeit, wo auch ſie ſich begatten, unter der Aufſicht derſelben.

Unter den mannigfaltigen Spielarten, welche bei dieſer in unſerm Welttheile, wie früher ſchon geſagt, nicht eigentlich zu Hauſe gehörenden, nur eingebürgerten Federwildart öfter als bei wirklich einheimiſchen vorkommen, bemerkt man folgende am häufigſten:

a) Glänzend weiß, auch hier und da mit kleinen ſchwärzlichen oder violetten Flecken.

b) Bei gewöhnlichen Hauptfarben verſchiedentlich weiß geſcheckt.

c) Bei gewöhnlichen Farben, um den Hals ein ſchönes weißes Halsband. Dieſe Spielart geht unter der Obſicht eines ſorgſamen Faſanwärters in Halbart über und pflanzt ſich als ſolche fort.

§. 9.

Auch bei der wilden Faſanerie muß, da harte Winter, ſtarke Regengüſſe oder Schloßen, Ueberſchwemmungen, Raubthiere und Raubvögel auf ihr Gedeihen ſo nachtheilig wirken, die Vermehrung durch künſtliche Mittel nach Möglichkeit befördert werden, wenn nicht baldiger, oft ſchneller Ruin Folge der Vernachläſſigung ſeyn ſoll.

Zuvörderſt gehört zu dieſen Mitteln das Aufſuchen der Faſanneſter und Ausnehmen der Eier.

Man findet ſie am leichteſten, wenn man ſolche Gegenden, wo Faſane ſtehen, in der Legezeit und zu Anfange der Brütezeit mit einem guten, gelaſſenen Hühnerhunde abſucht. Steht nun hier der Hund vor der brütenden Henne oder vor dem Neſte, ſo kreiſ't man ihn, (d. h. man geht in ſich immer mehr verengernden Kreiſen um ihn herum) bis man eins oder das andere erblickt. Dann wird der Hund abgepfiffen. Hat man Urſache, zu glauben, daß die Eier ſchon bebrütet ſeyn könnten, ſo thut man am beſten, man nimmt ſie ſämmtlich weg und legt ſie unverzüglich einer Truthenne unter; außerdem, wenn etwa nur fünf oder ſechs in einem Neſte lägen, läßt man ein Neſtei unberührt, damit die Henne zu legen fortfährt, Auf dieſe Weiſe bekommt man von einer gewiß ein Drittheil Eier mehr, als außerdem. Auch können dergleichen

unbebrütete Eier aufgehoben werden, bis man deren genug hat, um eine oder mehrere Truthennen darauf zu ſetzen.

Nächſtdem verſäume man es nicht, denjenigen Leuten, welche bei ihren Feld-, Wieſen- oder Holzarbeiten etwa zufällig ein Neſt gefunden und die Eier ſogleich abgeliefert haben, eine reichliche Belohnung zu geben.

Kindern darf es nie geſtattet werden, irgend eine Art von Vogelneſtern, am wenigſten die der Faſanen auszunehmen, auch ſelbſt dann nicht, wenn ſie ſich zur Abgabe der Eier anheiſchig machen.

Hat man einige zuverläſſige Perſonen, ſo mögen dieſe zwar die Neſter aufſuchen, und den Ort bezeichnen, um ſie wieder finden zu können; aber von ihnen angeführt, muß der Jäger ſie beſuchen und das Ausnehmen der Eier ſelbſt verrichten.

Wer zum erſtenmale Faſane ausſetzen will, muß ſich die Eier aus einer benachbarten Faſanerie zu verſchaffen ſuchen und ſolche dann durch Truthennen ausbringen laſſen. Doch muß man wiſſen, mit wem man zu thun hat, wenn man den Ankauf derſelben machen will; denn es iſt kein ſeltener Fall, daß die Eier zufällig oder mit Vorbedacht *) unfruchtbar gemacht werden.

§. 10.

Die zum Ausbrüten der aufgeſuchten oder angekauften Eier beſtimmten Truthennen müſſen genau unterſucht werden, ob ſie etwa Ungeziefer (Läuſe) haben. In dieſem Falle muß man ſie mit Queckſilberſalbe davon befreien. Man reibt davon höchſtens nur ſo viel im kurzen Gefieder ein, als die Größe einer halben Haſelnuß beträgt, und läßt nachher die Henne im Sonnenſcheine herumgehen. Sind die Bruthennen völlig rein, ſo bereitet man an einem mäßig warmen, trocknen Orte, welcher von der Morgen- und Mittagsſonne beſchienen wird, gute, durch

*) Indem man ſie in ſiedendes Waſſer wirft. Freilich iſt das ſchändlich, aber es geſchieht doch.

Verſchläge *) abgeſonderte Neſter aus weichem Stroh, legt in jedes zwanzig Stück von den vorräthigen Faſaneiern, ſetzt, indem man eben ſo verfährt, wie bei der Beſorgung des Brütgeſchäfts in der Haushaltung, auf jedes Neſt eine Bruthenne und merkt den Tag, an welchem dies geſchehen iſt, an, um genau wiſſen zu können, wenn die Jungen auskommen müſſen.

Während des Brütens bekommen die Hennen ſtets friſches, gutes Freſſen und Saufen, werden auch täglich zweimal auf kurze Zeit vom Neſte abgehoben.

An dem Tage, wo die Jungen auskriechen, muß man genau Acht haben, daß die Bruthennen dieſe nicht erdrücken, jenen aber vollauf und gut zu freſſen geben, damit ſie feſt auf dem Neſte bleiben, bis die zarten Kleinen völlig abgetrocknet ſind.

Den dritten oder vierten Tag werden die Jungen geräuchert.

Hierzu nimmt man Eiſenkraut **), Fenchel ***), Erbſenſtroh, von einem ſo viel als vom andern klein geſchnitten, geſtoßene Schalen von ausgebrüteten Faſaneneiern und Wachskugeln.

Nachdem man die jungen Faſane, aus jedem Neſte beſonders, vorſichtig in ein Haarſieb geſetzt, hält man dieſes etwa 1′ hoch über gelindes Kohlfeuer, auf welches man nach und nach etwas von den oben angegebenen, gut gemengten Beſtandtheilen ſchüttet, und den Rauch davon gemächlich durch das Sieb gehen läßt. Wenn bei dieſem Verfahren eine oder zwei Minuten vergangen ſind, bringt man ſie in einen oben und an den Seiten mit Draht= oder Weidenſtäben, welche ſo weit aus einander ſtehen, daß in der Folge die jungen Faſanen heraus= und hineinlaufen können, überzogenen, an einer Seite mit einem

---

*) Auf keine Weiſe bediene man ſich eines engen Korbes, oder mache den Verſchlag zu enge; denn wenn die Eier nicht luftig, wie im Freien, liegen, erſticken ſehr häufig die Jungen in denſelben.

**) Eiſenhart, Verbena officinalis.

***) Fenchel=Dill, Anethum Foeniculum.

Schieber verſehenen Kaſten, in dem inwendig eine beſondere, auch mit gleichen Stäben verſehene Abſonderung für die Bruthenne angebracht iſt, damit ſie die Jungen unter ihren Flügeln hübern (erwärmen) kann. Gut iſt es, wenn auf allen Seiten des Kaſtens Schieber von dünnen Bretern ſich befinden, um ſie beim etwa nöthigen Transport, oder wenn die Jungen darin verwahrt werden ſollen, niederlaſſen zu können.

Wird das Räuchern wöchentlich einmal wiederholt, ſo trägt es viel zur Erhaltung der jungen Faſane bei, welche man mit dem Kaſten, in der erſten Zeit die Bruthenne in der für ſie beſtimmten Abtheilung eingeſperrt, bei ſchöner, warmer Witterung ſo viel als möglich ins Freie bringt. Fiele bei dieſer Gelegenheit ganz unerwartet ein Regenſchauer ein, ſo müſſen Decken, aus leichten Bretern verfertigt, bei jedem Kaſten bereit liegen, um ſie damit ſo ſchnell als möglich zu belegen. Näſſe iſt den ganz jungen Faſanen gefährlich; kann man alſo Regen erwarten, ſo iſt es beſſer, ſie in eine Stube zu thun, welche, wenn die Luft rauh iſt, mäßig erwärmt werden muß.

Die beſte Aeſung beſteht gleich nach den erſten 24 Stunden in klein geſchnittenem Weiß von hart gekochten Hühnereiern, wozu man ſehr fein gehackte Peterſilie, Schafgarbe und Brenneſſel, von einem ſo viel als vom andern, auch, wenn es ſeyn kann, etwas Fliederblüthen thut. Zur Abwechslung kann auch von Zeit zu Zeit Zwieback oder recht gut ausgebackenes, hartes Weizenbrod gerieben, in warmer, friſcher Milch eingeweicht, an das Eierfutter gemengt werden.

Eier von Holzameiſen (Formica rufa) ſelten und in geringer Quantität gegeben, befördern das Gedeihen ſehr.

Ganz junge Faſane dürfen gar kein Saufen bekommen; auch beim ſchönſten Wetter nicht eher an die Luft gebracht werden, bis der Thau völlig abgetrocknet iſt. Die Unmöglichkeit, im Freien ausgekommene Faſane vor Feuchtigkeit zu ſchützen, iſt es eben, welche macht, daß

ein beträchtlicher Theil derſelben, ohne den unvermeidlichen Abgang durch Raubthiere zu rechnen, verloren geht.

Die angeführten Nahrungsmittel werden nach Verfluß der erſten vierzehn Tage noch durch ſüßen Quarkkäſe und durch immer friſch und dick in Milch gekochte Hirſe vermehrt. Bei irgend guter Witterung müſſen die nach und nach heranwachſenden Faſane der freien Luft genießen. Da ſie nun ſchon zu ſtark werden, um durch die Lücken zwiſchen den Draht- oder Weidenſtäben am Kaſten laufen zu können, die Bruthenne auch nicht mehr im Kaſten eingeſperrt wird; ſo erhalten ſie das Futter unter einem großen Hühnerkorbe, in welchen ſie, aber nicht die ſie begleitende Pflegemutter, durch die unten angebrachten Seitenöffnungen hinein können; doch müſſen die Kaſten oben zugedeckt, und mit aufgezogenem Schieber in der Nähe ſtehen, um ſie in denſelben vor Platzregen und Unwetter zu ſchützen.

Findet man es nöthig, ihnen dann und wann Saufen zu geben; ſo werfe man in das Waſſer etwas Eiſenkraut, Feldkümmel *) und Gundermann **), wodurch dem Durchfalle vorgebeugt wird.

Nachdem ſie ein Alter von ſechs Wochen erreicht haben, bringt man ſie den ganzen Tag über, unter guter Aufſicht, in eine kleine, mit einer Bretwand umſetzte Vermachung, wo entweder die Kaſten aufgeſtellt werden, oder eine kleine leichte Hütte erbaut iſt, um ſie bei einfallendem Unwetter hineintreiben zu können. Zur Erleichterung der Aufſicht kann das ſehr beitragen, wenn oben über dieſen Zwinger ein Netz gezogen wird, um dadurch Raubvögel, Krähen, Elſtern u. dgl. m. abzuhalten. In demſelben müſſen ſchon vorher kleine Flecken mit Salat, Kohl und Sommerrübeſaat beſäet ſeyn, damit das grüne Geäſe nicht fehlt.

Zum trocknen Futter wählt man Weizengräup-

*) Feldthymian, Thymus Serpyllum, Carum Carvi.
**) Glechoma hederacea (Hedera terrestris).

chen, Hirſekörner, gequellten Leinſamen; zuweilen werden auch einige Holzameiſeneier gegeben. Täglich erhalten ſie dieſes alles friſch, immer noch, damit es die Bruthühner nicht wegfreſſen, unter den obenerwähnten Körben. Friſches Waſſer darf nun nicht fehlen, und einige hin und wieder im Zwinger aufgeſchüttete Häufchen von trocknem feinen Sande ſind nützlich. Die jungen Faſane kratzen und hübern ſich gern darin und befreien ſich ſo vom Ungeziefer.

Wenn ſie ſtark genug ſind, um Getreidekörner heben und verdauen zu können, füttert man ſie mit Weizen, großen Gerſtengraupen, Hanfkörnern und Buchweizen. Nur muß es altes Getreide ſeyn. Auch kann man kleinwürflich geſchnittene Möhren *) und Brombeeren **) oder Preiſelbeeren ***) mitunter geben.

Das Räuchern wird von Zeit zu Zeit wiederholt.

Von dieſer Zeit an iſt es ſo nöthig nicht mehr, die nun weniger zärtlichen Faſane vor jedem kleinen Regenſchauer zu ſchützen; folgt ihm aber nicht bald Sonnenſchein, ſo bleibt es doch räthlich, ſie an den Ort zu bringen, wo ſie die Nacht über bleiben, welcher, wenn er ſehr kühl iſt, unter dieſen Umſtänden mäßig erwärmt werden muß, um das Abtrocknen zu befördern.

§. 11.

Mancherlei Krankheiten werden den jungen Faſanen während ihrer Aufziehung lebensgefährlich.

Von den gewöhnlichſten und deren Heilart Folgendes:

1. Bemerkt man, daß ſich das Gefieder ſträubt und der Kopf dick wird; ſo iſt dies ein Zeichen, daß ſie Läuſe haben.

In dieſem Falle beſtreicht man ſie am Kopfe und unter den Flügeln mit friſchem Baumöl. Wirkt dieſes nicht, ſo reibt man Queckſilberſalbe, aber nur auf jedes

*) Mohrrüben, gelbe Rüben, Daucus Carota.
**) Kratzbeeren, Rubus fruticosus.
***) Kronsbeeren, Vaccinium Vitis, Idaea.

Stück höchſtens einer halben Zuckererbſe groß ein. Bei dem Gebrauche beider Mittel muß dafür geſorgt werden, daß die Kranken im Sonnenſcheine, oder in einer warmen Stube bald abtrocknen, ſonſt ſind ſie ſchädlich.

Hält man die Behältniſſe und Aufenthaltsorte der jungen Faſane recht reinlich, verwahrt man die Bruthennen, wie ſchon oben geſagt, vor dieſen Schmarotzern; ſo hat man wenig zu fürchten.

2. Eine andere katarrhaliſche Krankheit, bei welcher meiſtentheils alle Mittel fehlſchlagen, iſt der ſogenannte Pipps. Man erkennt ſie an der gelben Schnabelwurzel, den aufgeſträubten Kopffedern, am öftern Aufſperren des Schnabels und an der Vertrocknung der Zungenſpitze.

Sie wird wie beim zahmen Huhne behandelt, indem man mit einem ſcharfen Federmeſſer den vorn an der Zunge befindlichen, mit harter Haut belegten weißen Fleck, doch ohne merkliche Verwundung des noch geſunden Theiles, wegnimmt, den Schnabel aber mit einem Gemeng von Knoblauch und Saffran fleißig be= und ausreibt. Auch ein aus Pfeffer, Butter und Knoblauch gemiſchter Biſſen kann eingeſteckt, dann, um die Verſtopfung der Naſenlö=cher zu hindern, ein kleines Federchen durch dieſelben gezo=gen, und öfters herumgedreht werden. Gewöhnlich leiden erſt dann die Faſane am Pipps, wenn ſie hartes Futter bekommen. Immer friſches Waſſer gegeben, verwahrt man ſie am beſten dagegen.

3. Die Dürre oder Darre befällt ſie gleichfalls nicht ſelten und äußert ſich, wie bei andern Vögeln, durch ein ſpitzig erhabenes Blüthchen auf dem Hintertheile dicht am Steiße. Sie entſteht durch Verſtopfung der Fett=drüſe und wird am Sträuben der Steißfedern, am Beißen nach dem leidenden Theile und an der bräunlichen Farbe der Drüſe, welche im geſunden Zuſtande weißgelb und we=niger erhaben iſt, erkannt.

Gewöhnlich ſchnitt man ſie ſonſt mit einer ſcharfen Scheere weg, und beſtrich die Wunde mit ungeſalzener Butter. Die Erfahrung hat gelehrt, daß dies zwar eine

ſchnelle Herſtellung, in der folgenden Mauſerzeit *) aber durch Zerſtörung der Fettdrüſe faſt immer den Tod bewirkt. Um alſo den Zweck zu erreichen, ſolche, ohne dieſen Nachtheil befürchten zu dürfen, zu öffnen, ſteche man mit einer feinen Nadel oberflächlich ein kleines Loch hinein, drücke die zähe Feuchtigkeit leiſe heraus und beſtreiche die Wunde täglich einigemal mit der in allen Apotheken zu habenden Bleiweißſalbe.

Döbel will, man ſolle den Schnabel mit einem ſcharfen Meſſer vorſichtig beſchaben und mit Quarkkäſe einreiben. Dieſe Behandlung kann auf keinen Fall nützen, wohl aber ſchaden.

4. Im dritten Lebensmonate verliert der Faſan das kurze Gefieder zum erſtenmale, während die Schwanzfedern, beim Hähnchen vorzüglich, ſich bedeutend verlängern. Auch dieſer Zeitpunkt iſt kritiſch. Ameiſeneier, nicht zu oft und nicht in zu großer Menge gegeben, bewirken Vermehrung und Flüſſigerhaltung des Fettdrüſenöls und fördern ſo die Reproduktion und reſpective Verlängerung des Gefieders.

5. Nicht ſelten leiden junge Faſane auch am Durchfalle. Es geht dann eine weiße kalkartige Materie häufig bei ihnen ab, welche ſich in dem Gefieder am After anhängt und ſo ätzend ſcharf iſt, daß ſich dieſer und der Maſtdarm entzündet.

Für dieſen Zufall gibt es kein ſicheres Mittel. Am beſten iſts, wenn man ihm durch das aus Waſſer, in welches Eiſenkraut, Feldkümmel und Gundermann zu gleichen Theilen geworfen wird, beſtehende Getränk — deſſen ſchon oben (§. 10.) Erwähnung geſchahe — zuvorzukommen ſucht. Auch zur Kur iſt ſelbiges, oder Waſſer, in welchem einige verroſtete Nägel wenigſtens 24 Stunden gelegen haben, anwendbar. Zugleich rupft man die Federn um den After herum aus, beſtreicht die entzündete Stelle

*) Die ſogenannte Mauſerzeit iſt die, zu welcher jeder Vogel das Gefieder alljährlich, meiſt im Sommer, verliert und wieder erſetzt.

mit Leinöl oder ungeſalzener Butter, taucht eine glatte Stecknadel mit dem Kopfe einigemal in Leinöl und ſchiebt dieſen ſanft in den Maſtdarm *). Dies Klyſtier kann man täglich dreimal anwenden, und eben ſo oft den After mit Leinöl beſtreichen.

6. Im Gegentheile iſt Verſtopfung eben ſo gefährlich. Man bemerkt ſie daran, wenn der Faſan den Hinterleib unterwärts krumm zieht, ohne Exkremente von ſich zu geben.

Auch in dieſem Falle iſt das Leinölklyſtier und eine Kreuz- oder Hausſpinne, die man ihm hinunterſchlucken läßt, ſehr nützlich.

7. Es gibt noch verſchiedene Unpäßlichkeiten, deren Grund ſich nicht immer genau angeben läßt, größtentheils aber darin liegt, daß man grüne und trockene Fütterung nicht in gleichem Verhältniſſe reicht. Unter dieſen Umſtänden iſt es gut, zur Stärkung der Verdauungswerkzeuge Senfkörner klar zu ſtoßen, ſolche mit ungeſalzener Butter zu vermiſchen, Kügelchen daraus zu bereiten und den Patienten täglich ein Paar einzuſtecken **).

8. Auch lahm gehende Junge ſieht man oft. Mit folgender Salbe beſtreiche man die Bein-, Fuß- und Zehgelenke der kranken kurative, und der unlängſt ausgekommenen, noch geſunden, präſervative.

Man nehme:

Mercur. subl. Gr. X.
Spir. vin. rect. Un. III.
Aqu. flor. samb. Un. VIII.
Syr. Violar. Un. I.

Thue dies alles in einen reinen Topf, koche es mit einem Maaß (Kanne, Quart) Waſſer bis auf die Hälfte

*) Auf dieſe Art wird allen Vögeln ein Klyſtier gegeben.

**) Alle erwähnte Krankheiten haben Stubenvögel und Hausgeflügel mit den eingeſchränkt aufgezogenen Faſanen gemein, und die hier angegebenen Mittel ſind auch bei jenen anwendbar. Im ganz wilden Zuſtande hat man ſie bei keinem Vogel bemerkt. Ein Beweis, wie wenig der Menſch im Stande iſt, auch bei der größten Sorgfalt dieſen Thieren den Verluſt der Freiheit zu erſetzen! —

ein, fülle es in eine gläſerne Flaſche und ſetze es bis zum Gebrauch zum Deſtilliren in die Sonne.

9. Laſſen die ſtärkeren Faſane bei naſſem, kaltem Wetter die Flügel hängen, ſo beſtreiche man die Gelenke mit Lorbeeröl.

§. 12.

Will ein dazu Berechtigter wilde Faſanerie unterhalten, ſo wird er bei der erſten Anlage ſchickliche Orte zum Ausſetzen wählen müſſen; ſolche nehmlich, welche keiner Ueberſchwemmung ausgeſetzt ſind, den Faſanen in dichten, nicht zu großen, mit Trink= und Badewaſſer verſehenen, mit tragbaren Feldern und Wieſen umgebenen Laubhölzern einen ihrer Natur angemeſſenen Stand gewähren und nicht zu nahe an den Grenzen liegen. Die Anpflanzung von Ebereſchenbäumen (Sorbus Aucuparia) iſt ſehr nützlich.

Ferner wird er nur dann ſeinen Zweck erreichen, wenn er die Koſten der Einrichtung und Unterhaltung der nothwendigen Anpoſch= (Kirrungs=) Plätze für den Winter nicht ſcheut.

Zu dem Ende gräbt man auf einem, im dichteſten Holze befindlichen, kleinen freien Platze ſechs eichene Säulen in länglichem Viereck ein. Die vordern, kürzern müſſen 3½′, die hintern 8½′ über der Erde ſtehen. Auf denſelben wird ein leichtes Dach errichtet, welches auf der vordern Seite wenigſtens noch 1′ breit über die Säulen herabgeht, um die Faſanen, wenn ſie auf der Kirrung ſtehen, dem Geſichte der Raubvögel zu entziehen. Den hintern Theil dieſes kleinen, 16′ langen und 12′ breiten Gebäudes läßt man ganz mit Bretern verſchlagen und eine Thür zum Eingange anbringen. An den Giebelenden kann der Bretverſchlag 6′ von oben herabgehen. Der inwendige Boden muß entweder mit gut gefügten Bretern belegt, oder mit Lehmſchlag planirt werden.

Rund um den Poſchplatz herum läßt man etwa 4′ breit den Raſen abſtechen, von da aus nach dem Holze zu ſchmale Stege machen und mit Sand befahren, in einer

Entfernung von 30 bis 40 Schritten von der Kirrung aber ein Hüttchen erbauen, in welchem ſich der Jäger beim Ausſetzen der Faſane ſowohl, als nachher, wenn gefüttert wird, verbergen kann, um durch eine am Vordertheile deſſelben befindliche Oeffnung zu beobachten, wie viel Faſane jeden Geſchlechts den Poſchplatz beſuchen.

Dieſen Wahrnehmungen zu Folge muß dann ein richtiges Verhältniß in Rückſicht der Geſchlechter durch Wegnahme überflüſſiger Hähne hergeſtellt werden.

§. 13.

Zum erſten Ausſatze wählt man gewöhnlich Faſane, die in einer gut eingerichteten Faſanerie erzogen worden ſind. Hinlänglich iſts, wenn man im Monate März etwa dreißig Hennen und fünf Hähne ankauft. Dieſe bringt man beim Transport in mit Leinwand an den Seiten und oben bezogene Kaſten.

Den Abend zuvor, ehe ſie an den Ort ihrer *künftigen* Beſtimmung kommen, und den Morgen, wo ſie ihre Freiheit erhalten ſollen, gibt man ihnen kein Futter. Dann werden ſie in den Kaſten, bei welchen an der einen ſchmalen Seite ein leicht beweglicher Schieber angebracht iſt, in das Anpoſchhäuschen geſetzt. Wenn dies geſchehen und ſowohl auf der Kirrung ſelbſt, als auf den Stegen vorgefüttert iſt, macht man einen tüchtigen Rauch (ſ. §. 16.) *). Wenn dieſer ſich gehörig verzogen hat, befeſtigt man ein Leinchen am Schieber, zieht dieſes über eine am Vordertheile des Häuschens unterm Dache befindliche Rolle und von da in das Wachhüttchen. Da verborgen, öffnet man mittelſt der Leine langſam den Schieber. Bald werden ſich die Faſane aus dem Kaſten machen und ſich ſchnell in das benachbarte Holz zerſtreuen, in kurzer

*) Neuerdings will man die Nützlichkeit und Nothwendigkeit des Rauchs in Zweifel ziehen. Der Verfaſſer bekennt, daß er nie Gelegenheit hatte, hierüber Erfahrungen zu machen. Alte, tüchtige Faſanwärter, die er darüber befragte, ſtimmten einmüthig für die Nützlichkeit.

z. zweiten Ausgabe.

Zeit aber, wenn ſie von Jugend auf zum Futter und zum Rauch gewöhnt ſind, die Kirrung annehmen.

Zum Ausſetzen wählt man gern einen heitern, warmen Märzmorgen; macht auch die Faſanen wohl naß, damit ſie ſich in der erſten Angſt nicht verfliegen.

Die eintretende Balzzeit feſſelt ſie ſchon an den für ſie gewählten Stand. Werden ſie nun in der erſten Zeit, bis die Natur hinlängliches Geäſe zuwachſen läßt, täglich gefüttert (und gibt man ihnen im Anfange wöchentlich einmal Rauch); ſo entfernen ſie ſich gewiß nicht leicht davon.

Will man den Faſanſtand ſchnell vermehren, ſo werden zugleich Faſaneier angekauft, von Truthennen ausgebrütet, die Jungen, bis ſie im September flugbar werden, erzogen, und dann auf eben die Weiſe behandelt, wie die im Frühlinge ausgeſetzten.

Hat man die Jungen ſchon bei der Erziehung dazu gewöhnt, daß ſie, wenn gepfiffen wird, das Futter annehmen; ſo ziehen ſie ſich mit den übrigen bald auf die Kirrung, wo ſie von nun an täglich etwas finden müſſen.

Je zweckmäßiger die Kirrung den folgenden Winter hindurch unterhalten wird; deſto beſſer wird der nächſte Balz von ſtatten gehen, wenn man gehörig dafür ſorgt, daß vor Anfang deſſelben die überzähligen Hähne weggeſchoſſen oder gefangen werden.

§. 14.

Zum Einfangen bedient man ſich ſpiegelig geſtrickter Netze, welche ſo hoch ſind, als die offenen Stellen am untern Theile des Poſchhäuschens. Sie werden ringsherum angehangen, durch kleine Gewichte beſchwert, mit in das Hüttchen gehenden Leinen über die oben beſchriebenen Rollen aufgezogen und wenn die Faſane auf der Kirrung ſind, vom Hüttchen aus heruntergelaſſen. Sobald man ſich nun ſehen läßt, werden die Faſane ſich entfernen wollen und in das Netz laufen. Die Hennen ſetzt man dann in Freiheit, die überzähligen Hähne aber nimmt man mit weg.

§. 15.

Zum Futter auf der Kirrung dient Weizen, Hanf, Heidekorn *), kleinwürflich geſchnittene Möhren, Kohlblätter, Miſtel und zuweilen, vorzüglich ehe die Balzzeit angeht, Ameiſeneier.

Daß die Futterplätze reinlich gehalten werden müſſen, verſteht ſich von ſelbſt. Auch darf man außerhalb des Poſchhäuschens nur ſo lange Futter ſtreuen, bis die Faſane hinein gehen. Dies wird dadurch befördert, wenn man eine oder ein Paar Weizengarben hineinlegt. Die Faſane leſen ſehr gern die Körner aus den Aehren heraus.

§. 16.

Der Rauch iſt den Faſanen ſehr geſund und erhält ſie am ſicherſten auf ihrem Stande **). Gut iſts daher, zu jeder Jahreszeit wenigſtens wöchentlich einen zu geben. Zu dieſem Ende wird einige Schritte von der Kirrung, nach allen Himmelsgegenden zu, ein 3′ langes, eben ſo breites und $1\frac{1}{2}$′ tiefes Loch gemacht.

In das Loch, von welchem an dem Morgen, wo geräuchert werden ſoll, der Wind nach der Kirrung, und von dieſer nach dem Holze ſtreicht, wird früh, ehe der Thau oder Reif abtrocknet, eine Schicht (Lage) von Haferſtroh, mit etwas faulem Weidenholze vermengt, dann eine andere von Waldameiſenhaufen und Hanfſpreu gelegt, und mit der Hälfte eines aus

2 Loth	Kampfer,	alles geſtoßen;
3 —	Weihrauch und Maſtix zu gleichen Theilen,	
5 —	Zucker,	
1 Quentchen	Ambra,	

*) Heidel, Buchweizen, Polygonum Fagopyrum.
**) S. Anmerkung zu §. 13.

Wachswinden (das Gebäu aus dem Bienenſtock)
Faſancierſchalen,
Eiſenkraut und Feldkümmel } (§. 10.)
} von jedem eine Hand voll klein geſchnitten,

beſtehenden Gemenges überſtreut.

Nun folgt wieder eine Lage von Haferſtroh und faulem Weidenholze, dann die andere Hälfte des vorher angezeigten Gemenges. Oben darauf kommt ein kleiner Haufen von Hanfſpreu und Ameiſenhaufen.

Unten in dem Loche macht man Feuer. Sobald die Flamme ſichtbar wird, bedeckt man das Ganze mit naſſem Schilfe, um die Glut zu dämpfen.

Ein anderer guter und wohlfeilerer Rauch beſteht aus Weihrauch, Fenchel, Schwarzkümmel *), Ameiſenhaufen, Fichtenharz, Feldkümmel und Haferſtroh.

Einen dritten bereitet man aus Weihrauch, Myrrhen, wildem Rosmarin **), Jungfernwachs, weißem Wegebreit, weißer Tollita und Hanfſpreu.

Dieſe ſämmtlichen Beſtandtheile werden gemengt, das Loch damit gefüllt; ſonſt bleibt das oben beſchriebene Verfahren unverändert.

§. 17.

Iſt man gleich mit Recht davon zurückgekommen, dem Wildbrete der Faſane Heilkräfte, vorzüglich bei krampfartigen Zufällen, beizumeſſen; ſo iſt und bleibt es doch, gehörig zubereitet, eine vortreffliche Speiſe für Kranke und Geſunde. Deshalb wird auch der Faſan — beſonders der junge — überall als ein Leckerbiſſen betrachtet und theuer bezahlt.

§. 18.

Für Liebhaber des Weidwerks, welche weder viel

*) Gewürzkümmel, Nigelle (gemeine), Nigella sativa, seu aromatica.
**) Kienpoſt, Porſt, Ledum palustre (Rosmarinus sylvestris — olim).

Zeit noch Mühe darauf verwenden können oder wollen, iſt die Jagd auf Faſane ſehr angenehm, weil ſie ſehr gut halten oder aushalten (weil ſie nicht leicht eher aufſtehen, bis man nahe genug heran iſt, um einen Schuß anbringen zu können).

Am Tage bedient man ſich bei dieſer Jagd eines gut dreſſirten Hühnerhundes mit Vortheil. Mit dieſem ſucht man ein Gehölz, wo man Faſane vermuthet, unter dem Winde Strich für Strich ab. Immer muß der Hund kurz gehalten werden (wie bei allem Suchen im Gehölze), um ihn nicht aus dem Geſichte zu verlieren. Steht der Hund, ſo kreiſ't man ſo lange, bis man den Faſan ſitzen oder herausfliegen ſieht, und ſchießt ihn, wenn es ein Hahn iſt, mit einer im September mit Nr. 4., ſpäterhin mit Nr. 3. geladenen Flinte *).

Mit Stecknetzen kann man im Getreide ſowohl, als im Holze Faſane leicht fangen, wenn man gerade ſo wie bei den Rebhühnern verfährt. Hierüber wird im dritten Abſchnitte an ſeinem Orte ausführlich geſprochen werden **).

Wer ſichs nicht zur Schande machen will und ein Recht dazu hat, kann auch ſtarke Schleifen von Pferdehaar oder Draht zum Fange der Faſane anwenden. Er darf dann nur im dicken Holze ſchmale Stege auf der Erde kehren und dieſe mit Weizen, Hanfkörnern und Ameiſeneiern beſtreuen, unter den dickſten Sträuchern auf jeder Seite des Steges eine 14—16″ über der Erde ſtehende Mücke einſchlagen, und in dieſer einen Querſtab feſtbinden, in welchem ſo viel Schleifen eingezogen werden, daß der

---

*) Döbel erwähnt bei der Faſanjagd auch der Spionhunde (einer etwas kleinen Hühnerhundsrace), welche zwar gehorſam ſeyn, gut hören und apportiren müſſen, ſonſt aber alles herausjagen, indem ſie kurz vor dem Jäger ſuchen. Steigt vor ihnen ein Faſan, Auer- oder Birkgeflügel zu Baume, ſo müſſen ſie ihn verbellen, aber nicht laut jagen, wenn es abſtiebt (herunterfliegt). Bei den zeitherigen Getreidepreiſen möchte es dem Jäger wohl überall unmöglich werden, zu jeder Jagdart beſondere Hunde zu halten. Der Spionhund iſt überhaupt nicht nur ſehr entbehrlich, ſondern auch ſchädlich. Hat man viel Wild, ſo bedarf man ſeiner nicht; hat man wenig, ſo verjagt er auch das oft noch. Seiner ſoll alſo weiter nicht gedacht werden.

**) S. d. Kap. vom Rebhuhn.

ganze Steg damit bedeckt iſt. Geht nun der Faſan dem Futter nach, ſo kann er der Schlinge nicht entgehen. Wer ſein Revier und den Faſanſtand lieb hat, und wer Jäger ſeyn will, wird ſich jedoch eines Mittels nicht bedienen, durch welches er zwar viel fängt, aber dabei nicht vorher wiſſen kann, ob Hahn oder Henne. Weg mit der Aasjägerei hier und überall! — Möchten doch alle Jagdberechtigte in dieſen Wunſch ſo mit einſtimmen und zu deſſen Erfüllung beitragen, wie ich deſſen von meinem ehrwürdigen Freunde und Bruder in Dianen, dem wackern Oberforſtmeiſter von Wildungen, gewiß bin! —

Schicklicher für den Weidmann und zugleich nützlich iſts, an einem ſchönen Herbſtabende (auch in ganz zeitigen Frühlinge, wenn da noch zu viel Hähne vorhanden ſind), in Gehölzen, wo Faſane ſtehen, herumzuſchleichen und zu verhören, wo ein Faſan zu Baume ſteigt (welchen Zeitpunkt er, wie ſchon oben geſagt worden, durch einen Laut bezeichnet). Es iſt nicht einmal nöthig, viel Vorſicht anzuwenden, um ſich ſeinem Stande zu nähern; will man aber ſeiner Sache recht gewiß ſeyn, ſo bleibt man in einer Entfernung von 60 bis 80 Schritten einige Minuten ſtehen. Wahrſcheinlich ſchläft der Faſan gleich ein, denn nach einer kurzen Zeit kann man dicht unter den Baum, auf welchem er ſteht, gehen, um ihn herunterzuſchießen.

Wieder eine Herzensluſt für ungeübte Schützen! —

Sechstes Kapitel,

Vom Focken*).

Ardea Nycticorax (*Linn.*) *).

§. 1.

Der Focke führt auch den Namen Nachtreiher, Nachtrabe, bunter oder Schildreiher; wird in Sachſen ſelten, häufiger in Schleſien und an den ungariſchen Grenzen angetroffen. Einiges hat er mit dem aſchgrauen Reiher (Ardea cinerea, *Meyeri*) gemein; in andern Stücken — nur in der Farbe nicht — ähnelt er der Rohrdommel. Wie jener gehört er zu den Sumpfvögeln und zwar zur Gattung Reiher. Er iſt bei uns ein Zugvogel, wie alle ſeine Gattungsverwandte.

§. 2.

Die Länge des Männchens beträgt 21½″, die Breite von einer Flügelſpitze zur andern 44½″.

---

*) v. Wildungens Neujahrsgſchenk, 1799, S. 25. Bechſteins Handb. d. Jagdw. Th. I. Bd. II. Kap. 143; deſſen ornithol. Taſchenb. S. 263. Naumanns Vögel, B. 3. S. 123, tab. 26. f. 35. Der Verfaſſer bemerkt zugleich, daß er zwar darin vollkommen dem Herrn von Wildungen beipflichtet, wenn ſelbiger, nach Hartigs Journal, 1806, Heft 2. S. 215, keinen Grund findet, den Focken zur hohen Jagd zu rechnen; indeſſen wurde der Eintheilung des Wildes bei der Entſtehung dieſes Werkes das ſächſiſche Edikt v. 8. Nov. 1717, welches, ſo viel dem Verfaſſer bekannt, noch nicht aufgehoben, in Rückſicht des Focken auch nicht abgeändert iſt, zum Grunde gelegt und deshalb hält der Verfaſſer ſich nicht befugt, dieſem Reiher eine andere Stelle anzuweiſen. Anm. zur zweiten Ausg.

Der Schnabel iſt 3¼″, der Hals 8″, der Schenkel 5″, das Schienbein 3¼″ lang. Die Mittelzehe mißt 3″, deren auf der innern Seite etwas gezähnelte Kralle ½′, die Seitenzehen ſind beinahe einen ganzen Zoll, und deren Krallen auch verhältnißmäßig kürzer als die Mittelzehe. Die Hinterzehe iſt ¾″ lang, deren Kralle gleiches Maaß hat.

§. 3.

Der ſchwarze, an der Wurzel etwas gelbliche, ein wenig gekrümmte, in einer ſcharfen Spitze endende Schnabel iſt von beiden Seiten zuſammengedrückt; die Schneiden deſſelben ſind ſcharf, die obern vorn fein gezähnelt.

Die großen Augen haben orangefarbene (nach Meyer hochrothe) Sterne, die Zügel, d. i. die kahle Haut zwiſchen denſelben und der Schnabelwurzel, und der Augenkreis iſt ſchwarzgrün.

Der ganze Oberkopf iſt bis ins Genick mit ziemlich langen, ſchwarz-, ſtahlblau- und grünglänzenden Federn bedeckt. Ueber den Augen dehnen ſich blaßgelbe, kurz gefiederte Streifen aus, die ſich auf der Stirn vereinigen.

Drei lange, ſchmale, oben ſpitzzulaufende ſchneeweiße, am Ende des Hinterkopfes (am Genick) horizontal liegende Federn machen die ſchönſte Zierde des Focken aus. Die oberſte und längſte — ſie mißt 7″ — bildet durch ihre unterwärts gekrümmte Boſen eine Scheide, in welcher ſich die beiden andern und kürzeren verbergen. Wenn der Vogel ruhig iſt, haben dieſe dicht in und über einander gelegten Federn das Anſehen eines bartloſen Kiels. Bald hebt er ſie, bald läßt er ſie ſinken. Im Zorne oder im Affekte ſtehen ſie ſämmtlich ausgebreitet und aufgerichtet; zugleich ſträubt ſich das obere Kopfgefieder buſchig auf.

Das ziemlich lange wulſtige Gefieder des ganzen Halſes iſt oben, vom Nacken herab, aſchgrau, in Violet ſchillernd, das übrige aber blaßgelb gefärbt. Wie beim

gemeinen Reiher und bei der Rohrdommel iſt der Hals durch zwei Kniegelenke in drei gleiche Theile abgetheilt.

Die vordern Rücken- und die Schulterfedern ſind glänzendſchwarz, ſtahlblau und grün. Aſchgrau iſt die Farbe der Federn am hintern Theile des Rückens, am kurzen abgerundeten Schwanze und an den Flügeln. Letztere ſind lang und haben ſtarke, an den Spitzen gleichfalls abgerundete Bogen.

Bruſt, Schenkel, welche, einen ¾″ langen Theil über dem Kniegelenk abgerechnet, befiedert ſind, und After zeigen ſich dem Auge ſchön paille gefärbt. So auch der Bauch, deſſen Seiten nur leicht mit Aſchgrau gleichſam überflogen ſcheinen.

Die kahle, vorn geſchilderte, ſonſt netzförmige Haut der Füße iſt, ſo lange der Vogel lebt, grünlichgelb, hinten fleiſchröthlich überlaufen, an den Gelenken gelblich; nach dem Tode aber wird ſie überall gelb.

Die Krallen ſind mehr gekrümmt, als beim grauen Reiher und der Rohrdommel.

Das Weibchen iſt mit weniger lebhaften Gefiederfarben und kürzern Nackenfedern geſchmückt, am Oberleibe faſt ohne Glanz, ſonſt wie das Männchen gezeichnet und gebaut, nur der Körper im Ganzen kleiner *). (So Bech-

---

*) Meyer gibt a. a. O. folgende Farbenabweichungen, dem Alter der Nachtreiher nach, an:

1. „Bei einjährigen, der Schnabel oben braun, an den Seiten und unten gelblich grün; der Augenſtern braun; die Füße olivenbraun grünlichgelb überlaufen; Kopf, Oberrücken und Flügeldeckfedern dunkelbraun mit gelblichweißen Flecken; die dunkelbraunen Schwungfedern an der Spitze mit weißlichen Flecken.“ In dieſem Kleide würde der Focke alſo der ſonſtige geſcheckte Reiher (Ardea maculata, *Gmel.*, *Linn.*; Butor tacheté ou Pouacre, *Buffon*) ſeyn.

2. „Bei zweijährigen, der Schnabel hornbraunſchwarz, an den Seiten grünlich; der Augenſtern rothbraun; die Füße dunkelbraun, mit grünem Anſtrich; der Kopf ſchwarzbraun, grünglänzend, ohne Federbuſch; Vorderhals und Bruſt gelblichweiß, mit graubraunen Streifen; die Deckfedern der Flügel und der Rücken mit roſtgelben dreieckigen Flecken.“ Man hielt dies früher für eine beſondere Reiherart und beſchrieb ſie unter dem Namen: grauer Reiher (Ardea grisea, *Gmel.*, *Linn.*; Formelle de Bihoreau, *Buffon*, — pl. enl. n. 759.)

ſtein; Meyer konnte beim alten Weibchen keinen Unterſchied finden).

§. 4.

Der Focke fliegt leicht, geräuſchlos und niedrig, mit zuſammengelegtem Halſe, wie der aſchgraue (gemeine) Reiher. Seine Reiſen macht er im April, September und Oktober zur Nachtzeit. Helltönend erſchallt dabei der ihm eigene, faſt wie Koak oder koa klingende Laut.

Er iſt ſcheu und furchtſam. Wird er aber überraſcht, ſo kann er ſich, wie die Rohrdommel, durch das Zuſammenziehen der Federn, und durch das Zuſammenlegen des Halſes, beträchtlich verkleinern. In der nicht ungegründeten Vorausſetzung, ſo den Blicken des Spähers zu entgehen, bleibt er mit gerade in die Höhe gerichtetem Schnabel unbeweglich ſitzen, jedoch in einer weniger gezwungenen Stellung als die Rohrdommel.

§. 5.

Die Begattungszeit der Focken ſetzt Döbel in den März und April. Sie leben, wie alle Reiher, in Monogamie (paaren ſich). Das Weibchen niſtet nicht, wie man ſonſt vorgab, auf Bäumen, ſondern im Schilfe und unter dickem Geſträuche, oder im Rohre, und brütet ohne Beihülfe des Männchens drei bis vier blaßblaue, gefleckte Eier, in großen ſchwer zugänglichen Sümpfen aus.

In Sachſen und den angrenzenden Provinzen verrichtet es indeß dies Geſchäft nie; daher iſt man über die Dauer der Brütezeit, die von Einigen zu vier Wochen angegeben wird, ungewiß.

§. 6.

Einzeln kommt dieſer Vogel zu Anfange des Aprils in unſern Gegenden an, häufiger im Auguſt, bleibt aber auch dann nicht lange an einem Orte.

Am liebſten hält er ſich in ſumpfigem Gebüſche, oder in hohem Schilfe und Rohre auf. Nie kommt er am Tage zum Vorſchein, wenn er nicht aus ſeinem Schlupf-

winkel verjagt wird. Seine aus kleinen Fiſchen, Fröſchen, Muſcheln, Schnecken und Waſſerinſekten beſtehende Aeſung ſucht er hier, oft bis an den Leib im Waſſer watend. Nur bei Nacht geht er ihr auf freieren Plätzen nach.

Gegen Abend und früh Morgens ſteht er zuweilen auf Bäumen, doch nie ganz frei, ſondern in der §. 4. angegebenen Stellung, immer unter Zweigen verborgen, dicht am Stamme derſelben, auf einem Seitenaſte.

§. 7.

Mit dem von ältern Schriftſtellern angerühmten vortrefflichen Geſchmacke des Wildbretes mag es, nach Bechſtein und v. Wildungen, nicht weit her ſeyn. Letzterer ſagt, im Hartigſchen Journale, a. a. O. „der Focke iſt, nach meiner Erfahrung, gleich dem Kranich, auch nach ſehr künſtlichen Zubereitungen kaum genießbar*).“ Die drei weißen Nackenfedern dienen zu koſtbaren Federbüſchen, und werden zum Putz der Turbans von den Türken ſehr theuer bezahlt.

§. 8.

Döbel hält die Karrenbüchſe und das Schießpferd für die beſten Hülfsmittel, die Fockenjagd zu betreiben.

Die Anwendbarkeit derſelben wird, nach dem allen zu urtheilen, was im 4. und 6. §. geſagt worden, jedem Sachverſtändigen unwahrſcheinlich und zweifelhaft bleiben.

---

*) In der erſten Ausgabe ſchloß ſich der Verfaſſer dem Vorgeben der Aeltern an, weil er das Wildbret der Rohrdommeln, mit denen der Focke gleichmäßig ſich nährt, aus Erfahrung als vortreflich kannte. Er nimmt das vor vierzehn Jahren ohne Erfahrung Nachgeſchriebene willig zurück. Uebrigens darf in dergleichen Fällen das Sprichwort: de gustibus non est disputandum, doch nicht ganz aus der Acht gelaſſen werden. Wie ſehr iſt von Andern das Wildbret des aſchgrauen Reihers (gemeinen Fiſchreihers) nicht gerühmt worden? Der Verfaſſer fand es zwar mehrmals ſehr fett, aber höchſt thranig — abſcheulich ſogar — von Geſchmack, und doch prangt dieſer in der Bechſteiniſchen oder vielmehr Burgsdorfiſchen Klaſſifikation der wilden Vögel auf der Stufe der eßbaren, während Rohrdommel und Focke auf der Stufe der uneßbaren ſtehen! —

Das Schießpferd könnte vielleicht dann nützlich ſeyn, wenn man einen Vogel dieſer Art auf dem Baume ſtehend erblickte; aber auch dieſer Fall kann und wird nur ſelten eintreten, da er ſich ſo ſorgſam zu verbergen ſucht.

Eher möchte der Zweck, ihm Abbruch zu thun, erreicht werden, wenn man ſich gegen Abend, vorzüglich beim Mondſcheine, an oder in Brüchern, wo er ſich aufhält, gut verborgen anſtellte, oder wenn ſolche Gegenden am Tage mit Schützen umſtellt und mit Hühner- oder andern Waſſerhunden abgeſucht würden.

Dritte Abtheilung.

Reißende und Raubthiere.

Erſtes Kapitel.

Vom Bär.

Ursus Arctos, (*Linn.*) *).

§. 1.

Weidmänniſche Ausdrücke, in ſo fern ſie von denen in der erſten Abtheilung des erſten Abſchnitts, Kap. 1. §. 1., abweichen:

Der Bär hat Branten oder Tatzen, keine Füße.

Er brummt, er ſchreit oder brüllt nicht.

Er geht von oder zu Holze, er zieht und trabt nicht.

Er verläßt ſein Lager oder Loch (nicht Bett) und ſucht es auf.

Er erhebt ſich, wenn er dieſes verläßt, oder ſich auf den Hinterbranten aufrichtet und erniedrigt ſich, wenn er ſich auf die vordern niederläßt oder zur Ruhe begibt.

Er ſchlägt ſeine Feinde mit den Vorderbranten.

*) Döbels Jägerpraktik, Th. I. S. 32 b); Th. II. 125. Bechſteins Handb. d. Jagdw. Th. I. Bd. I. K. 22. v. Wildungens Taſchenbuch, 1807. I. Okens Zool. Th. III. S. 1082. ff.

Er ſchlägt ſich ein, wenn er ſich ins Winterlager begibt.

Bärzeit iſt der Ausdruck, deſſen man ſich ſtatt Begattungszeit bedient, und er häret, indem er ſich begattet.

Die Bärin ſetzt oder bringt Junge.

Vom erſten bis zum vollendeten dritten Jahre heißen die Jungen — junge Bären; dann werden ſie (in Böhmen) bis ſie ſechsjährig ſind, als Mittelbären, in höherem Alter als Hauptbären angeſprochen.

Der Bär wird aufgeſchärft, nicht aufgebrochen; die Haut abgeſchärft, nicht, wie Einige wollen, abgehäutet.

§. 2.

Das ſtärkſte unter allen in Europa aufzufindenden reißenden und Raubthieren iſt der Bär *).

Zur Vermeidung unnützer Weitläuftigkeit ſoll nur vom Landbär mit einiger Ausführlichkeit die Rede ſeyn.

Nach allen Syſtemen ſtehen beide hierher gehörige Arten unter der Gattung Bär (Ursus), welche nach Linné in die dritte Ordnung, nach Pennant in der zweiten Ordnung zweiten Abſchnitt unter die Raubthiere, nach Blumenbach in die ſiebente Ord-

---

*) Vom Polar- oder Eisbär (Urs. maritimus, (glacialis) nur Folgendes:

Er hält ſich blos in den, dem nördlichen Polarzirkel zunächſt liegenden Gegenden auf, z. B. in Grönland, Spitzbergen, Nova Semlja und auf den Inſeln des Eismeeres; iſt weiß von Farbe, 10 bis 12′ lang, wiegt oft 1000 Pfund und ſoll ſehr grimmig und reißend ſeyn. In Rückſicht des Körperbaues iſt er weſentlich vom Landbär verſchieden. Sein Kopf und Hals iſt länger als an dieſem, auch hat er einen breitern Rachen, größere Naſenlöcher und einen gewölbtern Schädel. Seine Aeſung beſteht hauptſächlich in todten Seethieren und Seefiſchen, und er raubt ſolche lebend, wenn ſie ihm an Stärke nicht überlegen ſind.

Bei eintretendem Mangel aber verſchont er keine lebende Kreatur. Nur wenn er ſich erhoben hat, ſoll er mit der Kugel tödtlich zu verletzen ſeyn. Die Grönländer halten ſein Wildbret für ſehr ſchmackhaft. Cook, welcher einen von den Esquimo's verfolgten erlegte, und von dieſen mit der Haut und einer Keule beſchenkt ward, beſtätigt dies.

nung unter die größern reißenden Thiere; nach Bechſteins Klaſſifikation für Jäger macht er die zehnte Gattung der erſten Abtheilung auf der zweiten Stufe (teutſche, uneßbare, wilde Säugthiere) aus. In der Pariſer Eintheilung der Säugthiere wird er als Art der Gattung Bär, unter der vierten Unterordnung, die mit der dritten Ordnung in Verbindung ſteht, als vierfüßiges Säugthier aufgeführt, deſſen ganze Sohle ſich beim Gange auf den Erdboden ſtützt, und welches mit Schneide-, Eck- und Backzähnen verſehen iſt.

Die zwei vorerwähnten Arten ſind:

1. Der große ſchwarze oder Ameiſen-Bär, Urs. niger, Arctos, *Oken*.
2. Der kleine rothbraune oder Zeidelbär, Urs. fuscus, Arctos, *Oken*.

§. 3.

Der große ſchwarze oder Ameiſenbär bewohnt jetzt ausſchließlich nur die kältern, nördlichen Länder der bekannten Erde; noch vor 100 Jahren ungefähr war er auch in Polen, ſelbſt in Preußen nicht fremd *).

Wenn er ausgewachſen iſt, beträgt ſeine Länge 5½ bis 6′.

Die Farbe des, beſonders an den Keulen, langen,

*) Im letzten Viertel des ſiebzehnten Jahrhunderts wurde ſogar ein ſolcher von außerordentlicher Stärke in dem zu dem Rittergute Roeſt an der anhalt-deſſauiſchen Grenze, welches gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts durch Verkauf von meiner Familie an den Herzog von Deſſau überging, gehörigen Walde eingeſtellt und von dem damaligen Beherrſcher Sachſens eigenhändig erlegt. Ein von demſelben bei dieſer Gelegenheit meinen Vorfahren verehrter großer ſilberner Pokal in Geſtalt eines erhobenen Bären, nebſt dem dazu gehörigen Handſchreiben, befindet ſich noch im Gewahrſam meines ältern Bruders. Die Eiche, von welcher der Bär herabgeſchoſſen wurde, führte den Namen Bäreneiche. Im J. 1783 wurde ſie — ganz hohl und abſtändig — vom Sturmwinde umgebrochen. Der Schaft hielt, am Abbruch gemeſſen, 22′ im Umfange. Stamm und Aeſte gaben beiläufig 1728 Cub. Schuh Brandholzmaſſe. Anm. d. Verf.

zottigen Haares, unter welchem ſich auf der ganzen Haut eine graue, wollige Bedeckung zeigt, iſt gewöhnlich ſchwarz oder ſchwarzbraun; nur am Unterleibe fällt es etwas lichter aus.

Der kleine braune oder Zeidelbär lebt und gedeiht ſowohl in kalten als warmen Gegenden. Unter den europäiſchen Ländern ſind jedoch Rußland, Curland, Eſthland, Liefland, Polen, Böhmen, Ungarn, Tyrol, Steiermark, Kärnthen, Krain und vorzüglich die Schweiz diejenigen, wo man ihn am häufigſten im wilden Zuſtande antrifft. Er erreicht höchſtens die Größe von 4′ und iſt gemeiniglich rothbraun oder röthlichbraun von Farbe. Junge Bären dieſer Art zeichnen ſich bis ins dritte Jahr durch einen weißen Halsring aus.

Von beiden Arten findet man im tiefern Norden zuweilen weißlich und gelblich gefärbte.

Der Kopf iſt oben breit und platt, übrigens aber der Theil, wo er durch einen einzigen Schlag getödtet werden kann, und alſo der ſchwächſte.

Das Gehör iſt kurz und rund. Die kleinen Augen liegen tief.

Gleich unter der beim ſchwarzen Bär ſtärker, als beim rothen eingebogenen Stirn erſcheint der verhältnißmäßig kurze Kopf ſchmal zuſammengedrückt. Er geht in einer abgeſtutzten, mit ziemlich ſtarken Naſenlöchern verſehenen Naſe und in einem mit ſtarken und ſcharfen Fängen bewaffneten Rachen aus, an welchem die untere Kinnlade länger als die obere iſt, die Unterlippe aber achtzehn Zacken hat.

Der Hals iſt ſtark und kurz, der Leib dick und lang. Die ſtarken, kurzen Läufe endigen in fünfzehigen Branten, welche dem menſchlichen Fuße ähnlich gebaut und mit äußerſt ſcharfen Waffen verſehen ſind. Der Purzel (Schwanz) iſt ſehr kurz.

Die Sinne der Witterung (des Geruchs), des Gehörs und Geſichts ſind ſehr fein organiſirt; der letztere wird aber häufig durch Augenkrankheiten geſchwächt oder gar vernichtet, deren Heilung der Bär oft dadurch bewirken ſoll, daß er die Naſe in einen Bienenſtock ſteckt, ſie

willig von den Bewohnern deſſelben zerſtechen läßt, und auf dieſe Weiſe viel Schweiß (Blut) verliert.

Vermöge ſeines plumpen Körpers hat der Bär, wenn er ruhig iſt, einen langſamen, ſchwankenden Gang; wird er aber flüchtig gemacht, ſo bewegt er ſich ziemlich ſchnell.

Auf die Hinterbranten erhoben, geht er mit Leichtigkeit ganze Strecken fort, ohne ſich zu erniedrigen. Er erhebt ſich zum Kampfe, oder wenn er etwas trägt.

Mit geringer Anſtrengung, mit großer Behendigkeit ſogar, erklettert er hohe Bäume. Um deſto ſchneller herunterzukommen, ſoll er den Kopf zwiſchen die Vorderläufe einklemmen und ſich, ohne je Schaden zu leiden, herabſtürzen.

Er iſt höchſt phlegmatiſchen Temperaments; doch ſcheu, wie alles Wild und grimmig, wenn er gereizt oder verwundet wird. Vorzüglich iſt dies der Fall beim Zeidelbär (Urs. fusc. Arct.).

Erblickt er einen Feind, ſo erhebt er ſich, geht ihm entgegen und drückt ihn, wenn er dazu kommen kann, ſo unſanft zwiſchen den Vorderbranten an ſich, daß der, welchen er mit ſeiner Umarmung beehrt, nicht leicht hoffen darf, je wieder einer andern und ſüßern entgegengehen zu können.

Im Kampfe verſetzt er mit den Vorderbranten ſo heftige Schläge, daß ein einziger hinreicht, den ſtärkſten Hund leblos zu Boden zu ſtrecken.

Den brummenden Laut deſſelben hört man gewöhnlich nur, wenn er zornig wird; doch ſoll er zuweilen auch ein gewiſſes Wohlbehagen anzeigen. Im erſten Falle iſt ein vernehmliches Zahnknirſchen gemeiniglich damit verbunden.

Sein Alter ſoll der Bär höchſtens auf 24 bis 30 Jahre bringen, ſein Wachsthum aber erſt im ſiebenten aufhören. Kann es erwieſen werden, daß der Bär im wilden, uneingeſchränkten Zuſtande nicht länger lebt; ſo macht er von der allgemeinen Regel, daß jedes Thier ſechs- bis ſiebenmal länger lebt als wächſt, eine Ausnahme.

§. 4.

Die Bärzeit wird faſt von allen Schriftſtellern, welche dieſen Gegenſtand behandelten, verſchieden angegeben. Da ich perſönlich nie Gelegenheit hatte, Beobachtungen darüber zu machen; ſo nehme ich Petri's Bemerkung — in ſeiner Schrift über Eſthland: — „der Bär brunfte im April oder längſtens zu Anfange des Monats Mai,“ deshalb für wahr an, weil mein würdiger Lehrherr, der nun verſtorbene churſächſiſche Wildmeiſter Hähnel, welcher mehrere Jahre in Polen und Curland zubrachte, und als tüchtiger Jäger gewiß die Gelegenheit, ſich über dieſen Punkt zu unterrichten, benutzt hat, gleicher Meinung war.

Flemming ſetzt in ſeinem teutſchen Jäger die Bärzeit beſtimmt im Mai an, Büffon im Herbſte, Döbel in ſeiner Jägerpraktik iſt ungewiß, ob ſie im Februar oder April eintrete; Georg in dem vollſtändigen Handbuche der Jagdwiſſenſchaft, herausgegeben vom Prof. Leonhardi, ſagt: „man ſei noch nicht einig, ob ſie in die eben erwähnten Monate oder in den Oktober falle;“ Funk äußert: der Ameiſenbär brunfte im September, der Zeidelbär im Junius oder Julius.

Auch bei der Angabe der Zeit, wie lange die Bärin tragend gehe, ſind die Meinungen abweichend.

Der Wildmeiſter Hähnel behauptete, ſo auch Petri und Flemming, ſie ſetze, wenn neun volle Monate nach der Bärzeit verfloſſen wären; Döbel iſt ungewiß, ob es nach 30 oder 36 Wochen geſchehe; Funk und Bechſtein ſagen nach ſechs Monaten *).

*) Die Stadt Bern unterhielt vom J. 1740, bis während der franzöſiſchen Revolution auch die Schweiz occupirt wurde, mehrere Bären in einem ausgemauerten Graben. Am Stammpaare bemerkte man, daß es jedesmal im Junius bärte und daß jedesmal die Bärin zu Anfange des Januars Junge brachte. Zum erſtenmale erſchien eins, hernach bald zwei, bald drei, niemals mehr; vom 28. bis 31. Lebensjahre wieder nur eins (v. Wildungens Taſchenb. 1807). Hiernach beſtimmt ſich die Tragzeit auf ſechs Monate und einige Tage. Die Bärzeit anlangend, ſcheint mir Hrn. Prof. Okens Annahme (ſ. d. Zoologie Th. III. Abth. II. S. 1083.): die Bären möchten wohl durchs ganze Jahr begattungsluſtig, die Bärin conceptionsfähig ſeyn, wahrſcheinlich. Doch ſetzt Hr.

Vielleicht gibt es kein anderes Geſchöpf, welchem die Natur gemäßigtere Begattungstriebe eingepflanzt hat, als dem Bär. Nur mit einer Bärin brunftet er, zieht ſich aber auch von dieſer nach kurzer Zeit — wahrſcheinlich ſobald ſie hochbeſchlagen iſt — zurück, ohne eine zweite Gattin zu ſuchen.

Erſt im fünften Jahre werden die Bären brunftfähig. Den Begattungsakt vollenden ſie wahrſcheinlich wie alle vierfüßige Thiere; doch behaupten Einige, es geſchehe auf den Hinterbranten ſtehend, oder während die Bärin auf dem Rücken liege.

Wenn die Setzzeit herannaht, bereitet dieſe ſich an entlegenen unzugänglichen Orten des Waldes, in einer Höhle oder unter dem Stamme eines ſtarken Windbruchs *), ein mit Laub und Moos ausgefüttertes Lager, verbaut deſſen Seiten und Vordertheil bis auf eine Oeffnung, durch welche ſie es nur eben verlaſſen kann, mit Reiſig und trockenem Graſe, und bringt da in der frühern Jugend ein bis zwei, in der Folge drei Junge, im hohen Alter wieder nur eins.

Schon längſt iſt man von der Fabel zurückgekommen, daß der als ein bloßer Fleiſchklumpen eben geworfene junge Bär ſeine Geſtalt erſt durch das Lecken der Mutter erhalte; aber ausgemacht iſts, daß kein Thier, welches eine ſo anſehnliche Stärke erreicht, ſo ſchwach (klein) geboren wird, als dieſes. Denn die Jungen ſind nicht größer als ungefähr eine Ratte und zwar aus dem Grunde, weil bei der Bärin das Schloß ſich nicht öffnet, wenn ſie wirft.

Vier Zitzen des Geſäuges ſtehen bei der Bärin an der Bruſt, zwei am Bauche. An demſelben ſuchen und finden die Jungen, ſo lange ſie, ihrer Unbeholfenheit wegen, das Lager nicht verlaſſen, allein ihre Nahrung, während die Mutter ſie liebkoſend leckt. Sie führt, ſobald

Prof. Oken (S. 1084) beim ſchwarzen Bär die Bärzeit in den Oktober, beim braunen in den Junius. Anm. z. zweiten Ausg.

*) d. i. Eines vom Winde mit den Wurzeln aus der Erde geriſſenen und umgeworfenen Baumes.

die Kräfte der Jungen es erlauben, ſie aus dem Loche, ſieht ihren poſſierlichen Spielen zu, lehrt ſie rauben und Nahrung ſuchen und gibt ihnen Anweiſung, auf Bäume zu ſteigen. Mit zärtlicher Sorgfalt bewacht und ſchützt ſie jeden ihrer Schritte. Weit entfernt ſie ſich nie, und wehe dem, der es wagt, ihr einen ihrer Lieblinge entreißen zu wollen! Nur mit dem letzten Athemzuge gibt ſie die Vertheidigung derſelben auf. In ſolchen Fällen hat ihre Kühnheit, Wuth, Grauſamkeit und ihr Blutdurſt keine Grenzen.

Wenn ſie Gefahr ahndet, geht ſie ſogleich mit den Jungen zu Loche und bemüht ſich, auch die Ausgangsöffnung dem Auge des Spähenden zu verbergen.

Kann ſie das Lager nicht erreichen, ſo läßt ſie ſie auf einen Baum flüchten, ſtellt ſich dem Feinde entgegen und beginnt den Kampf auf Leben und Tod.

Bis zur folgenden Bärzeit gewährt ſie ihnen Schutz und Wachsthum befördernde Nahrung am Geſäuge; dann aber müſſen ſie dem Gatten Platz machen, das Loch wenigſtens ſo lange verlaſſen, bis dieſer ſich wieder entfernt und für ihren Unterhalt ſelbſt ſorgen. Willig nimmt ſie ſie nachher wieder auf bis zur nächſten Setzzeit; dann trennt ſich die ganze Familie und jedes Einzelweſen derſelben fängt ſeine eigene Oekonomie an.

§. 5.

Zu ſeinem Aufenthalte wählt der Bär große, ſchwer zugängliche Sümpfe, Felſenklüfte und Dickungen. Wird er nicht gewaltſam aufgeregt; ſo bringt er dort in ſeinem Lager, welches er immer wieder aufſucht, — nur ſelten auf einem Baume — in melancholiſcher Abgeſchiedenheit, ſelbſt von ſeines Gleichen getrennt und in träger Ruhe, den Tag zu. Mit Einbruch der Nacht geht er auf Raub und Fraß aus. Wenn er, aufgeregt, erſchrocken aus dem Loche hervorbricht, feuert er — nach Freund Wildungens Erzählung *) —

*) S. v. Wildungens Taſchenb. 1807, S. 14.

wie der Bombardierkäfer (Carabus crepitans), nur wahrſcheinlich viel mächtiger und vernehmlicher, a posteriori und ſucht ſich, ſo ſchnell er es vermag, durch die Flucht zu retten.

Wenn der Winter herannaht, verbaut er ſein Loch immer ſorgfältiger, um in demſelben der Kälte und dem Schnee Trotz bieten zu können; denn in demſelben verlebt er den rauheſten Theil dieſer Jahreszeit, zwar nicht immer ſchlafend, aber doch unbeweglich, zehrt von dem im Herbſte oft 4 bis 6″ hoch aufgelegten Feiſt und thut auf Raub und Fraß Verzicht.

Wäre auch die Behauptung irrig, daß er ſich zu dieſer Zeit durch beſtändiges Saugen an den Tatzen erhalte; ſo gewährt ihm dies doch einen angenehmen Zeitvertreib und brummend gibt er ſein Wohlbehagen zu erkennen.

Er löſ't ſich während der Winterruhe nie, ſondern die Loſung (Exkremente) geht erſt, wenn er wieder das Lager verläßt, in ſtarken verhärteten Pflöcken ab.

§. 6.

Der ſchwarze oder Ameiſenbär frißt Obſt, Beeren, Weintrauben, Knospen, Eicheln, Bucheln, ſüßliche Wurzeln, Getreidekörner. Seine Leckerbiſſen beſtehen in Ameiſeneiern, Milch, Honig und Forellen, auch in andern Fiſchen. Nie fällt er ungereizt Menſchen und Thiere an, um ſich von ihrem Fleiſche zu nähren; wenn er aber verwundet oder von Hunden gejagt wird, oder wenn es der Mutter auf Vertheidigung der Jungen ankommt, erdrückt oder ſchlägt der Bär ſeine Feinde zu Boden und reißt ſie, vermittelſt der ſcharfen Waffen an den Vordertatzen, in Stücken, genießt aber auch dann nichts davon, als höchſtens das Blut. Er iſt daher ein reißendes, aber kein Raubthier.

Der braune oder Zeidelbär iſt beides zugleich in hohem Grade. Alle lebende Thiere, auch Menſchen, ſind ſeinen Nachſtellungen ausgeſetzt. Alles zerreißt er, verzehrt davon, ſo viel er kann, auf der Stelle und verſcharrt das übrige bis zum folgenden Tage. Geſtorbenes

Vieh oder gefallenes Wild nimmt er nur bei der größten Hungersnoth, Leichen — wie man ſagt — nie an.

Auch verſchmäht er keines der beim Ameiſenbär angezeigten Nahrungsmittel, am wenigſtens die, welche jener beſonders liebt.

Um den Durſt zu löſchen, gehen beide Arten häufig zur Quelle, ſollen aber das Waſſer nicht auflecken, ſondern biſſenweiſe verſchlingen.

§. 7.

Die Feiſtzeit des Bären fällt in den Spätherbſt; deshalb ſowohl, als darum, weil die Haut mit längerem Haare dichter beſetzt iſt, als früher, wird in dieſer Jahreszeit derſelbe ökonomiſch und merkantiliſch am beſten benutzt.

Das Feiſt ſoll bei allen äußerlichen Verletzungen äußerſt heilſam ſeyn; auch liefert es ein nicht übles Brennmaterial und wird nicht leicht ranzig.

Das Wildbret der jungen Bären hält man in der guten Zeit für ſehr ſchmackhaft; dagegen das der ältern widerlich-ſüß ſchmecken ſoll. In Canada werden ſie in Ställen gemäſtet und geſchlachtet.

Beſonders die Tatzen gibt man für eine Leckerei aus. Auch der Kopf, eben ſo wie der Kopf der wilden Sau aufgeputzt, hat oft auf den Tafeln der Großen geprangt. Ueber die Zubereitung gibt Krünitzens Encyklopädie Bd. 3. S. 431 f. Aufſchluß.

Die Haut thut, als Pelzwerk, den Bewohnern nördlicher Länder vortreffliche Dienſte. Sie wird bei uns zu Decken, Müffen u. dgl. verarbeitet.

Das gereinigte Geſcheide dient, zerſchnitten, ausgeſpannt und getrocknet, den Koſaken ſtatt der Fenſterſcheiben. Mit demſelben ſollen auch die Kamtſchadaler Schönen ihr Geſicht verkleiſtern, um — ſich gegen Sommerſproſſen zu ſchützen. Ob ſie wohl Nachahmerinnen fänden, wenn es noch Bären bei uns gäbe? —

§. 8.

Haben, wie ſchon im Vorhergehenden geſagt worden, die Branten der Geſtalt nach einige Aehnlichkeit mit dem unbekleideten Fuße des Menſchen; ſo gleicht der Tritt des Bären noch mehr dem Tritte eines barfußgehenden Mannes. Doch ſind in jenem die Abdrücke der Waffen an den Zehen ſtets deutlich wahrnehmbar.

Da die Hintertatzen viel breiter als die vordern ſind, ſo formen jene auch viel breitere Tritte als dieſe. Die Bärin ſpürt ſich viel ſchwächer als der Bär, wenn ſie auch von gleichem Alter mit ihm iſt, vorzüglich in Rückſicht der Breite des Trittes.

Im ruhigen Wechſel (Gange) zwängt der Bär beiderlei Geſchlechts die Zehen zuſammen; dieſe drücken ſich hingegen aus einander ſtehend ab, wenn er flüchtig iſt. Im erſten Falle ſetzt er die Hinterbrante — die Zehen auswärts, die Ferſen einwärts gerichtet — ziemlich nahe an die vordere. Nicht ohne Nutzen wird ſich der junge Weidmann, unter Anleitung eines Erfahrneren, des Zollſtockes zum Meſſen der Bärentritte bedienen, um, zu Folge angeſtellter Vergleichungen, die Stärke, das Alter und ſelbſt das Geſchlecht der Spur nach anſprechen zu lernen.

Verwechslungen der Geſchlechter und Arten würden jedoch da faſt unvermeidlich bleiben, wo ſich ſowohl Ameiſen- als Zeidelbären aufhalten.

Auf hartem Boden kann natürlicher Weiſe der Tritt und ſo auch die Fährte nicht wahrnehmbar werden; die Spur beſchränkt ſich demnach in dieſem Falle auf die hier und da ſich findende hochgehäufte, faſt ſchwarze, Aeſungsreſter aller Art enthaltende Loſung und auf die gewaltſam zerſtörten Waldameiſenhaufen.

§. 9.

Der junge Bär iſt anfänglich mit Honig, in Bier aufgelöſ't und mit Brod leicht zahm zu erziehen, und nachher bei gut ausgebackenem Brode und Waſſer zu erhalten.

Fleiſch darf er nie bekommen; aber auch in dieſem Falle wird er bei zunehmendem Alter heimtückiſch, vorzüg-

lich wenn man ihn neckt oder ſonſt reizt. Dann verſteckt er ſich, wo er kann, und ſchlägt oder drückt ſeinen Beleidiger ſicher todt, wenn er Gelegenheit dazu findet.

Nie wage man es, von dem zahmſten Bären ſich lecken zu laſſen. Anfänglich meint er es zwar gut, aber von ſelbſt hört er nicht auf, bis der geleckte Theil blutrünſtig wird, und, ſobald er Blut ſchmeckt, wird er immer gieriger und endlich mordſüchtig.

Daß er allerhand Künſte lernt, iſt bekannt.

§. 10.

Zur Bärenjagd werden

1. polniſche oder teutſche Jagdhunde und
2. Hetzhunde

gebraucht. Erſtere ſind in dieſem Werke ſchon bei mehrern Gelegenheiten erwähnt worden; ich verſchob es jedoch bis hierher, über ihr Eigenthümliches und über ihre Behandlung das Nöthige zu ſagen, weil ich bei keiner andern Jagd viel von deren Anwendung halte, ſondern dieſer Anwendung nur bei der Bärenjagd und überhaupt bei der Jagd in großen unzugänglichen Sümpfen und Bergen das Wort reden kann. Von letztern wird hier nur wenig, ausführlich aber in der zweiten Abtheilung des zweiten Abſchnittes Kap. 2. §. 10—18. geſprochen werden.

§. 11.

Der polniſche und teutſche Jagdhund iſt von mittlerer Größe, etwas ſtärker als der franzöſiſche und engliſche, gemeiniglich ſchwarz, ſchwarzbraun oder rothbraun von Farbe, und hat oft gelbe Extremitäten (Schnautze und Füße), zuweilen auch eine Bläſſe und weiße Bruſt. Sein Kopf iſt länglich, vorn zugeſpitzt; das Behänge (die Ohren) iſt lang. Uebrigens zeichnet ſich der polniſche durch Stärke im Bau, durch dichteres, längeres Haar und durch Dauer aus; der teutſche durch Leichtigkeit.

§. 12.

Alles was die Einrichtung der Ställe und Zwinger,

die Fütterung, Zuzucht und Behandlung derſelben betrifft, findet man in des erſten Abſchnittes erſter Abtheilung, Kap. 1. B. §. 61 — 65. und 67. Doch kann die Fütterung etwas ſchlechter ſeyn als die dort vorgeſchriebene, und täglich einmal blos trocken Brod gegeben werden. Beim Futter bläſ't ein Jäger auf dem Horne, um die Hunde an das Horn zu gewöhnen.

Das Ausführen iſt ihnen eben ſo nützlich als den franzöſiſchen und engliſchen, um ſo mehr, da gewöhnlich zwei oder drei zuſammengekoppelt werden, wenn man ſie zur Jagd führt, und ſie alſo vorher koppel= *) bändig ſeyn müſſen. Um dies zu bewerkſtelligen, legt man anfänglich jungen Hunden die Koppel im Zwinger an, wo ſie, wenn die Witterung es irgend erlaubt, immer herumlaufen müſſen. Ueberhaupt dürfen ſolche Jagdhunde auf keine Weiſe verzärtelt werden, weil man ſie im Spätherbſte und Winter am meiſten braucht.

§. 13.

Gemeiniglich jagen ſie auf jeder friſchen Fährte, welche ihnen vorkommt, weshalb man ſie auch Wildbodenhunde nennt. Sehr ſchwer hält es, ſie auf eine Wildart nur einzujagen; ſoll es aber geſchehen, ſo müſſen ſie, wie die Parforcehunde zum Gehorſam gewöhnt und jedesmal, wenn ſie falſch jagen, beſtraft werden.

Die Koppeln löſ't man — durch Abſchnallen der Halſung — gewöhnlich da, wo ſie ſuchen und jagen ſollen.

Zu den erſten Jagden und zum Einjagen wählt man gern Vor= oder Feldhölzer. Sobald ein Hund laut wird, ruft der Jäger, welcher zu Pferde oder zu Fuße ſo viel als möglich folgen oder auf den Hauptwechſeln vorgreifen muß, durch Horn und Stimme die übrigen herbei, damit ſie alle auf einer Fährte jagen. Dies iſt um ſo nöthi-

*) Die Koppel beſteht aus einem Ringe, von welchem auf beiden Seiten Kettengelenke ausgehen, an deren Ende wieder Ringe mit Wirbeln angebracht ſind, durch welche die Halſungen gezogen werden.

ger, weil ſonſt die Hunde ſich zerſplittern und der Jäger nicht weiß, welchem Lauf er folgen ſoll *).

Tragende Hündinnen können die erſten vier Wochen, nachdem ſie belegt ſind, welches bei dieſer Race zu jeder Jahreszeit geſchehen darf, noch mäßig zur Jagd gebraucht werden, ſpäterhin aber, bis ſie gewölft haben und die Jungen abgeſteckt ſind, gar nicht mehr.

Nach jedesmaliger Beendigung der Jagd gebe man den Jagdhunden Schweiß und klein geſchnittenes Geſcheide vom vor ihnen erlegten aufgebrochenen Wilde, um ſie immer mehr genoſſen zu machen.

§. 14.

Die auf Bären anzuwendenden Hetzhunde ſind:

1. Bullen- oder Bärenbeißer, eine nicht gar zu große, aber ſtarke, beherzte Hunderace, mit dicken, kurzen Köpfen. Sie packen alles, worauf ſie gehetzt werden, ſind aber ſchwer. Man pflegt ſie zu mäuſeln, d. h. die Ohren verſtutzen; auch die Ruthe kurz abzuſchlagen. Beides geſchieht, ehe ſie ſechs Wochen alt werden.

Ihrer Tücke und Bosheit wegen können ſie Menſchen und Thieren leicht gefährlich werden; aus dieſem Grunde iſt es in mehrern Ländern nicht erlaubt, ſich derſelben zu bedienen.

2. Engliſche Doggen. Dies iſt die ſtärkſte (größte) Hunderace. Sie haben längere Köpfe und eben ſo ſtarke Läufe als die Bullenbeißer, packen auch eben ſo feſt, ſind aber auch eben ſo wenig leicht **).

3. Däniſche Blendlinge, von denen bei der Saujagd ein mehreres vorkommen wird. Was dort über

*) Man wird hier Manches finden, was auf die Bärenjagd nicht anwendbar iſt. Ich faßte aber deshalb alles zuſammen, was über polniſche und teutſche Jagdhunde zu ſagen war, um bei andern Gelegenheiten hierher verweiſen zu können.

**) Nie darf der Bullenbeißer, die Dogge nur dann, wenn ſie fromm iſt, frei herumgehen, und weder der eine noch die andere ungekochtes Fleiſch oder Blut genießen; denn das macht ſie böſe.

Erziehung, Fütterung und Einhetzen geſagt werden wird, findet auch bei den hier genannten Hunden Anwendung.

§. 15.

Sowohl der Jagd= als Hetzhunde bedient man ſich auf folgende Weiſe zur Bärenjagd: So weit es das Terrain erlaubt, ſucht man ſich durch Einkreiſen vom Aufenthalte des Bären zu unterrichten.

Der Diſtrikt, in welchem ein Bär eingekreiſet, oder doch wahrſcheinlich zu vermuthen iſt, wird umlegt, zum Theil mit Hatzen, deren jede aus zehn, zwölf bis vierzehn Hunden beſtehen muß, zum Theil mit Schützen, deren ſich immer zwei und zwei an einem Orte anſtellen, damit, wenn einer einen Fehlſchuß thut, oder ihm das Gewehr verſagt, der andere den Bär auf den Kopf ſchießen kann.

Nebſt der Büchſe führt jeder Schütze einen tüchtigen Hirſchfänger und ein Fangeiſen. Von beiden letztern Werkzeugen wird bei der Sauhatze mehr vorkommen; ſie ſind zur Rettung im Nothfall beſtimmt.

Einige Jäger legen die von der Koppel gelöſ'ten Jagdhunde auf der Bärenfährte an, andere laſſen ſie unter dem Winde ſuchen.

Sobald ſie im letztern Fall eine friſche Bärenfährte oder den Bär ſelbſt finden, fangen ſie laut zu jagen an. Scheu, wie alles Wild, flieht er, bis er von den Schützen erlegt, oder durch die Hetzhunde gepackt wird. In dieſem Falle eilt man hinzu und fängt ihn, zwiſchen den Augen etwas unterwärts, oder, zur Schonung der Decke (Haut) — wie das Edelwild — auf dem Stich, mit dem Fangeiſen ab.

Oft tritt der Fall ein, daß der Bär ſich früher vor den Jagdhunden ſtellt, als er die Schützen oder Hatzen erreicht. Dann hetzt man entweder auf den Keif, (d. h. man löſ't die Hatze, welche dem Laut der Jagdhunde am nächſten iſt, und dieſe eilt hinzu, um ihn zu packen, oder es müſſen ſich einige Jäger hinanſchleichen,

und ihn ſo ſchnell als möglich vor den Jagdhunden todtſchießen, damit er ſie im Grimm nicht zu Grunde richte.

§. 16.

Man zieht auch, mit Büchſe, Fangeiſen und Hirſchfänger bewaffnet, auf das Bärenbürſchen aus, d. h. man ſucht ihn entweder im Walde auf, oder man ſtellt ſich nach ihm an. Dies allein zu unternehmen, würde nicht rathſam ſeyn; deshalb gehen immer zwei Jäger mit einander. Erblicken ſie einen Bär in der gehörigen Nähe, ſo ſchießt ihn der eine auf den Kopf. Auf den Fall, daß dieſer fehlen, oder ihn nur verwunden könnte, macht ſich auch der andere ſchußfertig. Mißlänge auch dieſer Schuß, ſo nimmt ſie ſicher der Bär an, indem er, erhoben, auf ſie zueilt. Dann muß der eine das Fangeiſen ergreifen und ſich bemühen, ihm den Fang zu geben. Während der Zeit ſucht ihm der andere mit dem Hirſchfänger die Tatze abzuhauen, oder doch zu lähmen, um beide Jäger vor der ſehr unſanften, für einen wenigſtens in ihren Folgen gewiß unglücklichen Umarmung zu ſchützen.

§. 17.

Von den vielen Arten, den Bär auf andere Weiſe zu erlegen und zu fangen, welche Naturgeſchicht- und Reiſebeſchreiber der ältern und neuern Zeit erzählt haben, will ich hier nur diejenigen erwähnen, welche am anwendbarſten zu ſeyn ſcheinen, oder von ausgezeichneter Entſchloſſenheit, Tapferkeit und Gewandtheit des Bärenjägers zeugend, für den Leſer überhaupt, beſonders aber für den jungen Weidmann Intereſſe haben.

Eine der leichteſten Methoden, den Bär zu fangen, iſt die, wenn man eine gute Portion Honig, mit ſtarkem Branntwein vermiſcht, in einem hohlen Baume oder auf dem Wechſel ausſetzt. Der dem Bären leckere Genuß derſelben macht ihn trunken; er ſchläft auf der Stelle ein und bleibt ziemlich lange liegen. Während der Zeit geht der Jäger heran und gibt ihm den Fang, oder er läßt ihn

feſſeln und in ſichern Gewahrſam bringen, um nach dem Erwachen die Hetzhunde zu üben.

Die Kamtſchadalen ſchlagen in ſtarke Pfoſten viele eiſerne, mit Widerhaken verſehene Stifte ſo ein, daß der Bär, er mag treten wohin er will, eine Spitze berühren muß. Mitten auf dieſe Pfoſten wird ein Gefäß mit Honig oder Milch geſetzt. Wenn nun der lüſterne Gaſt zur Nachtzeit bei dem Verſuch, ſich dieſen Lieblingsgenuß zu verſchaffen, mit einer Brante hängen bleibt, wird er böſe, will ſich durch Aufdrücken der andern los machen, tritt auch mit dieſer in die Stifte und macht ſich immer feſter. So muß er brummend und vor Wuth ſchäumend warten, bis der herzueilende Menſch ihn auf eine oder die andere Weiſe tödtet.

In andern nordiſchen Ländern befeſtigt man vor dem Loche von Bienen bewohnter Bäume an einem Seile einen ſtarken Klotz, welcher vermittelſt des Seiles an dem höher oben gerade über der Flugöffnung hervorragenden Aſte freihängend ſo angeſchleift wird, daß ſelbige mit dem Klotze bedeckt iſt. Wenn nun der Bär den Stamm erſteigt, um den Honig zu ſchmauſen, ſieht er ſich durch den Klotz verhindert. Eigenſinnig ſtößt er ihn mit der Vorderbrante weg, erhält aber in dem Augenblicke durch den Rückfall deſſelben einen geringen Stoß an den Kopf. Aergerlich über den ihm fatalen Spaß, wirft er mit vermehrter Heftigkeit den Klotz weg, empfindet aber deſto ſtärker die Gegenwirkung deſſelben. Zornig ergreift er aufs neue das Werkzeug, welches ihm nun ſchon ſchmerzliche Empfindung an ſeiner ſchwächſten Parthie verurſacht, ſtößt es mit verdoppelter Gewalt weg, und bekommt einen doppelt kräftigen Gegenſtoß. Wüthend ſtrengt er nun alle ſeine Bärenkraft an, um der Fopperei ein Ende zu machen, weit fliegt der Klotz — kommt plötzlich zurück und — verſetzt endlich dem vielleicht vorher ſchon halb Sinnloſen den Hauptſchlag ſo tüchtig, daß er taumelnd in die unter dem Baume eingeſchlagenen widerhakigen Pfähle ſtürzt und hier ſein Ende von der wohlthätigen Kugel oder dem Fangeiſen des Jägers erwarten muß.

In den ſibiriſchen Gebirgen ſoll man ihm durch ſeine eigene tollköpfige Hitze auf folgende Art den Untergang bereiten: Auf den Wechſeln, welche er an den Abgründen hin zu nehmen pflegt, werden mehrere ſtarke und feſte Schlingen an einem Klotze angebunden und ſo aufgehängt, daß er mit dem Kopfe durchfahren muß. Kaum hat er die Schlinge am Halſe und fühlt ſich durch das Gewicht des Klotzes am Gehen verhindert, ſo packt er dieſen mit den Branten, wirft ihn den Felſen hinab und wird unfehlbar ein Opfer ſeiner Wuth, indem er, mit fortgeriſſen, ſich den Kopf zerſchmettert.

Auch legt man in vielen Gegenden, wo es nicht unterſagt iſt, und weder Menſchen noch Vieh Schaden dadurch zugefügt werden kann, Bärengruben, nach Art der Wolfsgruben (m. ſ. des zweiten Abſchn. dritte Abtheilung, vom Wolf §. 16.) an; nur müſſen ſie tiefer, eher unten als oben weiter, und mit glatt gehobelten eichenen Bohlen ausgeſchalt ſeyn. Auf die in der Mitte befindliche Scheibe wird ein Bienenſtock oder Milch geſtellt. Will ſich der Bär dieſe leckere Koſt zu Nutze machen, ſo ſtürzt er hinein und iſt gefangen. —

Nach Kraſcheninikows Beſchreibung von Kamtſchatka gibt es dort Menſchen, die blos mit einem an beiden Enden zugeſpitzten, ſo langen Eiſen, daß es den geöffneten Rachen des Bären von einander hält, welches mit einem Riemen am linken Arme befeſtigt iſt, in der rechten Hand mit einem ſtarken, ſcharfen und ſpitzigen Meſſer bewaffnet, auf den grimmigſten, ſtärkſten Bär losgehen. Erhebt ſich dieſer, um ſie anzufallen, ſo ſtoßen ſie ihm das Eiſen in den offnen Rachen und wenden es darin ſo, daß er ihn nicht nur nicht ſchließen kann, ſondern auch wegen der ungeheuren Schmerzen, die er ausſteht, Kraft und Muth ſich zu wehren verliert. So führt der Kamtſchadale den Bär wohin er will, oder tödtet ihn mit dem Meſſer.

Iſt dieſe Erzählung wirklich gegründet, ſo wollen wir wenigſtens gern geſtehen, daß wohl wenige unter uns dazu ſich ver-

ſtehen möchten, dieſe Fangart zu verſuchen. Auch wäre es ſonderbar, im Beſitz beſſerer Waffen, ſich der ſchlechtern bedienen zu wollen!

Zweites Kapitel.

Vom Luchs.

Felis Lynx, (*Linn.*) *).

---

§. 1.

Der Luchs hat einen Balg, keine Haut; Waffen oder Krallen an den Zehen, keine Nägel; Fänge, keine Zähne.

Er trabt, er geht nicht; er ſchnürt, d. h. er ſetzt einen Tritt ganz gerade hinter den andern; oder er ſchränkt, d. h. die Tritte ſtehen abwechſelnd und in ſchräger Richtung, ſeitwärts etwas von einander entfernt.

Er hat ein Lager, kein Bett, worin er ſich verbirgt und ruht.

Er raubt und reißt das Wild, er fängt es nicht.

Er baumt, d. h. er geht auf einen Baum.

Er thut Sprünge, nicht Sätze, um ſeinen Raub zu ereilen.

---

*) v. Wildungens Taſchenbuch v. 1800. Bechſteins Handbuch der Jagdw. I. 1. K. 15. v. Wildungens Weidmanns Feierabende, B. III. S. 211 und Bd. IV. S. 164 ff.

Er frißt von demſelben, er äſet nicht.

Der Ort, wo er etwas geraubt und geriſſen hat, wird der Fang oder Riß genannt.

Er ranzt oder begehrt, wenn er ſich begattet; Ranzzeit iſt ſo viel als Begattungszeit.

Er bringt Junge, er wirft oder ſetzt nicht.

Er wird geſtreift, wenn man die Haut nach Jägerart ablöſ't.

§. 2.

Unter allen in unſern Gegenden im wilden Zuſtande bekannten reißenden und Raubthieren iſt der Luchs, welcher nach allen Eintheilungsſyſtemen eine Art der Gattung Katze ausmacht, dasjenige, deſſen gänzliche Ausrottung ſchon von langen Zeiten her mit Recht ſo emſig betrieben ward, daß er jetzt in Teutſchland kaum als einheimiſch betrachtet werden kann.

Erleichtert ward dies Vertilgungsgeſchäft durch das, bei zunehmender Bevölkerung zur Ausdehnung des Ackerbaues nöthige, Ausrotten des größern Theils der Urwaldungen.

Nachſtehende Luxjagdchronik — die der Verf. keinesweges für vollſtändig ausgibt — beweiſ't, daß ſeit der Mitte des 17ten Jahrhunderts der Luchs nur als einzeln vagirender Räuber in unſern teutſchen Wildbahnen ſein Weſen getrieben hat:

1. Im Jahre 1649, am 17ten September, ſchoß Adam Engel, Förſter auf dem Clausthale (im Harzwalde), an der Herrn-Thals Wieſe einen Luchs. Gewicht 87 Pfund (?); Länge von der Spitze des Rachens bis zur Ruthe 3′ 7″; Höhe des Vordertheiles, vom Nacken bis zur Spitze des Vorderlaufes, 2′ 4″. (Nach einer dem Herrn Amtmann Swims zu Seeſen gehörigen Abbildung gemeſſen. S. v. Wildungen, Weidm. Feierab. B. 4. S. 167.)
2. Zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts wurde einer im Anhalt-Deſſauiſchen durch einen dortigen Förſter geſchoſſen.

3. Im Jahre 1768 wurde in der Oberlauſitz bei Muska einer getödtet.

4. Auf dem Thüringer Walde S. Gothaiſchen Antheils erlegte man in den Jahren 1773, 1788, 1789 und 1796 deren fünf.

5. Im Jahre 1817, am 24. März, ſchoß der Forſtcontroleur, Herr Kallmeyer aus Wernigerode, unfern der Pleſſenburg, im Gräfl. Wernigeroder Harzantheile einen. Gewicht 53 Pfund; Länge 3′ 5″; Höhe vorn 2′ 2½″; Länge der Ruthe 8″. (Alles wie bei Nr. 1 gemeſſen.)

6. Im Jahre 1818, am 17. März, ſchoß der K. hanöveriſche reitende Revierförſter, Herr Spellerberg, auf dem ihm untergebenen Harzwaldreviere, in welchem jedoch dem Herzogthume Braunſchweig die Jagdgerechtigkeit zuſteht, bis jetzt den letzten auf einem braunſchweiger Seits darnach angeſtellten großen Jagen. Gewicht 41 Pfund; Länge 3′ 1″ 3‴; Höhe vorn 2½′; Länge der Ruthe 6″ 3‴. (Alles wie bei Nr. 1 gemeſſen *).)

Es iſt davon durchaus nichts bekannt, ob auch nur einer der vorerwähnten Luchſe weiblichen Geſchlechts geweſen iſt; das aber weiß man mit Beſtimmtheit, daß alle, in Rückſicht des Geſchlechts genau unterſuchte, Männchen waren. Hierdurch erhält Vater Bechſteins und Freund Wildungens Muthmaßung hohe Wahrſcheinlichkeit, daß dieſer heilloſe, in Preußen, Polen, Norwegen, Schweden, Eſthland, Liefland, Rußland, Sibirien, am Kaukaſus und in der Tartarei, dann in Nieder-Oeſterreich und Steyermark zeither einheimiſch und nicht eben ſelten geweſene Raubmörder, in den uns näher gelegenen genannten Ländern, jetzt gleichfalls mehr als ſonſt verfolgt, in der Ranzzeit vielleicht oft weit und breit vergeblich eine

*) S. die vorn angezogenen Schriften, in Beziehung auf Nr. 1, 3 bis 6. Bei Nr. 5 und 6 wurde das hintere Höhenmaaß weggelaſſen, weil aus der Vergleichung ſich ergab, daß in den desfallſigen Anſätzen Irrung Statt finden müſſe. Zur zweiten Ausg.

Gattin ſuchend, aus jenen ſüdlichen und nördlichen Wildniſſen in die großen dichten Waldungen Böhmens, von dort aber bis in den Harz= und in den Thüringer Wald vordringe. Erreicht er nun auch den Zweck der Befriedigung des Begattungstriebes, ſo viel man weiß, auf dieſer weiten Wanderung nie, ſo richtet er doch da, wo er hinkommt und verweilt, in der Wildbahn, wie am zahmen Vieh, die Hülle und Fülle von Verwüſtungen an.

Der Luchs iſt das einzige, der kalten Zone angehörige getigerte (tigerartig geſleckte und geſtreifte) wilde Säugthier.

Ein ausgewachſener europäiſcher männlicher Luchs kommt in der Größe ungefähr einem Hühnerhunde von mittler Stärke bei. Das Längen= und Höhenmaaß beſtimmt ſich aus dem, was darüber im Vorhergehenden unter Nr. 1, 5 und 6 beigebracht wurde. Das Weibchen hat einen ſchmalern Kopf, iſt überhaupt kleiner, und der Balg deſſelben hat weniger lebhafte Farben, mehr verwaſchene Flecken und Streifen. Sein Kopf hat faſt die Geſtaltung des Katzenkopfes, nur die Schautze iſt etwas länger. Sie erſcheint ſchwarz, und iſt an der Oberlippe zu beiden Seiten auf drei Warzenreihen mit weißen Barthaaren beſetzt. Das durchaus ſtarke Gebiß zeichnet ſich durch ſehr lange und ſcharfe Fänge (Eckzähne) aus.

Die Zunge iſt wie bei allen Gattungsverwandten feilenartig rauh.

Die Augen ſind groß, erhaben gewölbt, rund, mit grüngelbem Stern, bei Nacht funkelnd.

An den zugeſpitzten, mittelmäßig langen, weiten, gleichſam dreieckigen, ſcharf aufgereckten Lauſchern (Ohren) ſteht oben ein Büſchel ſchwarzer Haare empor; inwendig ſind ſie weißgrau ſtark gefüttert, auswendig ſchwarz breit gerändert.

Das Haar am Rücken und an dem größern Theile der nicht ſtarken Ruthe ſtellt ſich dunkelrothbraun, mit roſtrothen und weißgelben Spitzen, und ſo gleichſam milchchokolatenfarbig dar. Auf dieſer Hauptfarbe deuten ſich hier

und da einzelne ſchwarzbräunliche Flecken nur leiſe an. Die letzten 2″ der Ruthe ſind ſchwarz behaart.

Die dunklere Farbe des Rückens wird an den Seiten, beſonders nach unten zu, immer heller, und geht bis zum Unterleibe und bis zur Kehle durch alle Schattirungen von Rothbraun, Hellbraun und Gelb in Weißlichgelb, an den Seiten bemerkt man auf hellerem Grunde undeutliche und ungleiche dunkle Streifen und Flecken. Erſtere ſchlängeln ſich nach dem Unterleibe zu. Dieſer, die Bruſt und die Kehle ſelbſt erſcheinen weiß. Der weibliche Luchs ſoll durchaus heller von Farbe ſeyn als der männliche *). Der Leib iſt faſt überall gleich ſtark. Die Läufe, an deren auswendiger Seite die braunen Flecken unterwärts immer kleiner werden, ſind weniger lang, aber beinahe ſo dick, wie die des Wolfes. Sie gehen unten in 3″ breiten, ſtark abgerundeten Ballen aus, an denen ſich die mit äußerſt ſcharfen Waffen beſetzten Zehen anſchließen.

Die Waffen oder Krallen ſind wie bei allen Arten der Gattung Katze (Felis) einziehbar und ausdehnbar; im Gange in Scheiden verborgen.

Die Brunſtruthe iſt wie beim Kater äußerlich nicht ſichtbar.

§. 3.

Man ſieht und ſpürt den Luchs, wenn er auf Raub ausgeht, immer ſchleichend und dann ſchränkend; wenn er ſich aber von einem Orte zum andern begibt, meiſt trabend, und dann ſchnürt er.

---

*) An dem oben unter Nr. 6. am Harz erlegten Luchſe nahm der Herr Forſtmeiſter Gr. v. Veltheim noch folgende Auszeichnung wahr: „Das vordere Kehlhaar war bedeutend länger, als alles übrige, und ſträubte ſich faſt wie beim Brunſthirſch vorwärts in die Höhe. Auch das Haar am hintern Theile des Unterleibes war länger, als nach vorn hin, wodurch der Anſchein eines Hängebauchs entſtand." (S. v. Wildungens Weidmanns Feierabende, Bd. IV. S. 184.) Ob dieſe Wahrnehmung wohl damit in Beziehung ſteht daß nach Bechſtein (Handb. d. Jagdw. a. a. O. S. 182) von den Kinnbacken bis hinter die Lauſcher ein großer, das Geſicht umfaſſender, oben rothbrauner, unten weißgelber Backenbart ſich darſtellen ſoll? —

Zur zweiten Ausg.

Er äuget (ſieht) — ſelbſt bei Nacht — und vernimmt (hört) äußerſt ſcharf, und erſetzt hierdurch das, was ihm an ſeiner Witterung (Geruch) abgeht. Jene fein organiſirten Sinne ſind es, welche ihm das Rauben erleichtern, dem Jäger aber die Bemühung, ihm beizukommen, höchlich erſchweren. Gleichmäßig wirkt zu beiden die Verſchlagenheit und Liſt mit, welche aus ſeinem Auge ſpricht. Der Laut, welchen er ausgibt, ſoll viel Aehnlichkeit mit dem Heulen des Wolfes haben *).

Seine Loſung — immer ſtark mit Haar und Gefieder vom Raube durchmengt, und in Ballen von der Größe eines ſtarken Flintenpfropfs ſich findend — verſcharrt er nach Art der Hauskatze.

§. 4.

Die Luchſe ranzen im Februar. Neun Wochen (?) geht das Weibchen tragend **) oder dicke, und bringt dann im dichteſten Walde oder in Felſenklüften, auch wohl in einem Dachsbaue, drei, höchſtens vier Junge. Dieſe werden blind geboren und öffnen die Augen erſt nach neun Tagen. Flemming ſagt, ſie wären Anfangs faſt ganz weiß von Farbe, und würden nach und nach erſt dunkler.

Sobald ſie ſtark genug zum Rauben werden, bringen die Alten ſchwächeres Geflügel und Haarwild lebendig, um ſie daran die Kunſtgriffe zu lehren.

§. 5.

Am Tage verbirgt ſich der Luchs in öden, gebirgigen, mit dichtem Walde bedeckten Gegenden. Dort hat er ſein Lager in Klüften, Höhlen oder hohlen Baumſtämmen. Fehlt ihm dieſes alles, ſo macht er ſich auch

*) S. Petri's Eſthen und Eſthland im erſten Abſchnitt des erſten Theiles.

**) Nach Flemmings vollkommnem teutſchen Jäger funfzehn Wochen. Da alle neuere Schriftſteller anderer Meinung ſind, ſo glaubte ich, ihnen folgen zu müſſen; glaube jedoch, daß über das Wahre genaue Beſtimmung noch fehlt.

einen Dachsbau zu Nutze; und das mag wohl zu der irrigen Muthmaßung Anlaß gegeben haben, daß er ſelbſt Baue ausführe. An ſeinem Ruheorte hinterläßt er einen höchſt widrigen, überaus ſtarken Katzengeruch.

§. 6.

Mit einbrechender Nacht verläßt er dieſe Schlupfwinkel und trabt oder ſchleicht nach Raube umher. Alles Wild und alles zahme Vieh iſt ſeinen Nachſtellungen ausgeſetzt.

Wo er des irgend Etwas gewahrt, ſchleicht er ſich entweder im Dickicht hinan, oder er drückt ſich, wenn er bemerkt, daß es ihm ſich nähert, auf der Erde, oder er baumt und verbirgt ſich auf einem hervorſtehenden Aſte, bis es ihm nahe genug iſt. Dann thut er, wenn es ſeyn muß, einen Sprung von 15 bis 20′, welchen er ſo genau abzumeſſen weiß, daß er ſeinen Raub jedesmal, vom Boden aus an der Luftröhre, von der Höhe herab — was jedoch ſelten ſich ereignet — im Genick packt. Seine ſcharfen Fänge ſchlägt er da ſo feſt ein, daß er das gefangene Thier im Augenblicke tödtlich verwundet und nicht eher losläßt, bis es leblos niederſtürzt.

Er ſcheut ſich nicht, den Angriff auf die ſtärkſten Wildarten zu machen, und ſelten geſchieht es vergeblich.

Der von ihm gefangene Elenhirſch ſoll ſo wüthend werden, daß er ſelbſt den Kopf an Baumſtämmen ſich einrennt und ſo ihm zur Beute wird.

Nur dem Elen-, Renn- und Roththiere, vorzüglich aber dem wilden Schweine glückt es zuweilen, wenn Dickicht ganz in der Nähe iſt, den Luchs abzuſtreifen.

Iſt es nöthig, ſo folgt er ſeinem Raube bis in die höchſten Gipfel der Bäume.

In Preußen und Polen ſoll er ſich zur Nachtzeit an die auf der Weide gelaſſenen Kühe ſchleichen, und ihnen das Euter — einer ſeiner Leckerbiſſen — abreißen.

§. 7.

Kein anderes Raubthier iſt im Stande, ſelbſt den

... Wildſtand ſo ſchnell herunterzubringen, als der Luchs, welcher vom Raube nicht alles, ſondern nur die edlern und beſſern Theile frißt, das Uebrige aber verſcharrt, ſo gut er es vermag. Vom Hunger getrieben, kommt er indeſſen doch an dieſen Ort zurück und nimmt, ſo lange der Vorrath friſch iſt, Etwas davon an. Vom fumet und haut goût iſt er hingegen ſo wenig ein Freund, daß, ſobald er irgend eine Spur davon hat, er lieber Alles andern Raubthieren überläßt; ob er gleich dieſe — ſogar wilde Katzen — eben ſo wenig als andere Thiere ſchont, wenn es ihm an Fraß gebricht.

Bei ſeiner gar nicht ökonomiſch berechneten Lebensart kommt es oft dahin, daß er ſich nach einem kurzen Aufenthalte, wenn er nicht Hungers ſterben will, genöthigt ſieht, eine Gegend zu verlaſſen, in welcher er alles, was er erſt nur verlangen konnte, anfänglich im Ueberfluſſe fand.

§. 8.

Der Winterbalg iſt auch beim Luchſe am dichteſten und feſteſten, und iſt derſelbe am Unterleibe bis $2\frac{1}{2}''$ lang behaart, dann ſieht er in hohem Werthe.

Die beſten Luchsbälge kommen aus der Gegend des Balkhaſchſees in Sibirien. Man bezahlt dort an der Stelle das Stück mit fünf Rubeln; bei uns mit zehn bis funfzehn Thalern. Mit dem hohen Preiſe dieſes ſchönen und ſehr warmen Pelzwerkes ſteht jedoch die Dauer deſſelben nicht im Verhältniſſe, weil das Haar an demſelben ſpröde iſt.

Das Wildbret des Luchſes ſchätzt der Kalmuck als Leckerbiſſen. Wir wollen ihn darum nicht beneiden; gern auch andern Nordländern, welche es nur aus Noth eſſen, einen ſo ekelhaften Genuß überlaſſen!

§. 9.

Das beſte Mittel, dieſes ſo ſchlauen und mit ſo überaus ſcharfen Sinneswerkzeugen begabten Raubthieres habhaft zu werden, iſt die Benutzung der Neue (des

friſch gefallenen Schnees) zum Einkreiſen, indem man einen Waldbezirk ganz umgeht und genau verſpürt. Iſt er aus demſelben heraus, ſo wird weiter gekreiſ't, und ſo fortgefahren, bis man beſtimmt weiß, wo er ſein Lager hat. Der Luchs wird nicht ſo leicht rege wie der Wolf, und deshalb kann man ihn auch enger mit Mitteltüchern, oder beſſer noch, mit Wolfs- und Rehnetzen *) einſtellen. In der Stallung löſ't man Jagdhunde, welche ihn entweder in die buſenreich geſtellten Netze oder auf einen Baum treiben, oder auf der Erde ſtellen.

Im erſten Falle wird er ſogleich von denen am Zeuge befindlichen Jagdleuten erſchlagen, im zweiten heruntergeſchoſſen, im dritten aber, auf welche Art es ſeyn kann, ſo ſchnell als möglich erlegt. Denn ſobald die Hunde Miene machen, ihn zu packen, wirft er ſich auf den Rücken und weiß ſeine Waffen mit ſo vieler Geſchicklichkeit anzuwenden, daß er mit denſelben ſeine Feinde oft gräßlich zurichtet. Wo es daher die Umſtände geſtatten, iſt es beſſer, am Zeuge Schützen anzuſtellen und Treibeleute zum Regemachen anzuwenden. In Ermangelung des Jagdzeuges kann auch frei getrieben werden; nur darf es weder an Jagdleuten, noch an Schützen fehlen, und immer iſt es gut, wenigſtens einen oder ein Paar nicht allzuſcharfe und raſche Hunde auf die Fährte zu ſetzen.

Döbel ſchlägt vor: „man ſolle bei einem friſchen Riſſe oder Fange ein Paar an ſtarken Ketten befeſtigte Tellereiſen legen und mit Laub einfüttern."

„Wenn dann in der folgenden Nacht der Luchs wieder käme, um ſich noch Etwas von dem Raube zu Nutze zu machen; ſo würde er ſich, indem er erſt da herumſchliche, leicht fangen."

Ich bezweifle den glücklichen Erfolg des Verſuchs!

---

*) Ueber die Beſchaffenheit und Anwendung dieſer Jagderforderniß ſiehe den Anhang zu dieſem erſten Theile, Kap. 1. §. 16, 17 und 18.

Denn der Fall iſt an ſich ſelten, daß der Luchs den Riß wieder beſucht; ereignet er ſich aber doch, ſo wird ihm der Ort, wo die Eiſen liegen, verdächtig werden, da, ſo viel ich weiß, noch kein erprobtes Mittel zum Verwittern bekannt iſt *).

Noch eher, glaube ich, möchte der Luchs, wenn man ſich an einem Orte, wo er gewöhnlich herumſchleicht, recht gut auf einem Baume verbergen könnte, durch das Reizen oder Rätzen (wie der Fuchs und Haſe) herangezogen werden. Nur müßte man ſchon im Voraus ſchußfertig ſeyn, weil er gewiß, eben ſo wie der Fuchs, ſich ſchnell nähern, bei dem geringſten Verdachte aber entfliehen würde.

Auch möchten vielleicht Gruben (wie beim Elen, Bär und Wolf) anwendbar ſeyn; in ſo fern man bei ihrer Anlage auf die ungeheuern Sprünge des Luchſes beim Rauben gehörige Rückſicht nähme, und deßhalb die Scheibe, auf welcher ein lebendiges Thier befeſtigt würde, ſo einrichtete, daß ſie auf jeder Seite, wo er ſie beträte, umſchlagen müßte. Sehr tief müßte die Grube, die Ausſchalung äußerſt glatt und dennoch oben auf dem Rande wenigſtens 2′ breit mit alten Bretern bedeckt ſeyn.

§. 10.

Ein guter Schütze wird ſich zur Luchsjagd immer der Büchſe bedienen; doch reicht auch eine mit Poſten geladene Flinte hin, ihn zu erlegen.

Rathſam ſoll es nicht ſeyn, unbedachtſam an den verwundeten Luchs heranzugehen, weil er ſich auch dem Menſchen mit Wuth widerſetzt, und ihm durch ſeine Sprünge gefährlicher als ein anderes reißendes Thier wird.

*) Bemerkte ich zu einer Jahreszeit, wo es wegen Mangels an Schnee unmöglich wäre zu kreiſen, einen Luchsriß; ſo würde ich allerdings den Fang mit dem Tellereiſen auf oben beſchriebene Weiſe verſuchen, und ſelbiges mit Teucrium Marum (Marum verum) Katzengamander, Katzenkraut verwittern.

§. 11.

Ich würde hier über das Verfahren beim Streifen ſprechen, wenn ich es nicht für beſſer hielte, dies bis zum letzten Paragraphen desjenigen Kapitels im dritten Abſchnitte, welches vom Fuchs handelt, zu verſchieben, weil bei allen Raubthieren damit auf gleiche Weiſe verfahren wird, und es ſchicklicher ſcheint, die Anleitung dazu dann zu geben, wenn von einer Art derſelben die Rede iſt, welche dem jungen Jäger häufiger unter die Hand kommt.

Zweiter Abſchnitt.

Mitteljagd.

Erſte Abtheilung.

Haarwild.

Erſtes Kapitel.

Vom Reh.

Cervus Capreolus, (*Linn.*) *).

§. 1.

Unter der allgemeinen Benennung Reh begreift man die ganze Wildart, von welcher hier gehandelt werden ſoll.

Das männliche Geſchlecht derſelben wird mit dem Namen Rehbock belegt; das weibliche heißt Ricke (Rieke), an andern Orten Hille oder Geiß.

Die Jungen nennt man junge Rehe oder Rehkälber. Wenn der junge Bock ein Jahr alt wird und dann das erſte Gehörn **) trägt, heißt er Spießbock. Im folgenden Jahre ſetzt er gewöhnlich auf jeder Stange

---

*) v. Wildungens Neujahrsgeſchenk 1797 I. 1799 III. Taſchenbuch 180¾ III. 1808 VII. Weidmanns-Feierabende, Band II. S. 68 ff. Bechſteins Handbuch der Jagdwiſſenſchaft Th. I. Bd. I. Kap. 4.

**) Beim Rehbock findet blos die Benennung Gehörn ſtatt, nicht, wie beim Hirſch, Geweih und Gewicht.

eine Gabel mit zwei Enden auf, dann wird er Gabelbock; in der Folge aber, ohne, wie beim Edelhirſch, die Zahl der Enden anzuſprechen, Bock; bei vorzüglicher Stärke am Leibe ſowohl, als am Gehörn, guter, braver Bock genannt.

Der lange Haarbüſchel, welcher am vordern Ende der Brunftruthe herabhängt, heißt der Pinſel.

Das Rehkalb weiblichen Geſchlechts erhält, wenn es ein Jahr alt iſt, den Namen Schmalreh, und behält ihn, bis es zum erſtenmale gebrunftet hat; dann tritt für die übrige Lebenszeit die Benennung Ricke, alte Ricke ein; wenn dieſe aber nicht hochbeſchlagen iſt, wird ſie gelte Ricke genannt.

Bei der Ricke ſteht ein langer Haarbüſchel aus dem Feigenblatte (Geburtsgliede) hervor, welcher Waſſerzeichen oder Schürze heißt.

Der Spiegel iſt die weiße, etwas länger als die übrige Haut behaarte runde Scheibe, welche ſich um das Weidelock herum, bis auf den hintern Theil der Keulen erſtreckt.

Das Reh ſchreckt, ſchmält oder meldet ſich, wenn es einen kurzen, protzigen — wenn ich mich ſo ausdrücken darf — blöckenden Laut von ſich gibt.

Es klagt, wenn es von Hunden, Raubthieren oder Menſchen gefangen, ſchmerzhafte Empfindung oder Angſt durch Schreien äußert.

Der Ausdruck Sprung wird von den Rehen gebraucht, wenn man ſie in Geſellſchaft oder familienweiſe vereinigt antrifft.

Alle übrige, im erſten Abſchnitte beim Edelwilde angegebene weidmänniſche Kunſtausdrücke, in ſo fern ſie hier nicht anders beſtimmt ſind, können auch von den Rehen gebraucht werden.

§. 2.

Das Reh iſt in allen europäiſchen Ländern — England ausgenommen, wo es im Freien gar nicht, in Parks eingeſchloſſen nur ſelten gefunden wird — bis nach Nor-

wegen und Schweden hinauf; in Sibirien, dann in Aſien, bis nach China, Perſien, Java und Ceylon hinab, einheimiſch; nur die ganz kalte und ganz heiße Zone verträgt es nicht.

Sonderbar, aber durch vielfältige Erfahrungen beſtätigt, iſt es, daß ſelbſt bei der ſorgfältigſten Pflege die Rehe weder gedeihen, noch ſich vermehren, ſondern gemeiniglich gleich im erſten Jahre fallen, ſobald ſie ſich, ohne von Jugend auf zahm erzogen worden zu ſeyn, enge eingeſchränkt fühlen. Nur in weitläufigen, mit guter und hinlänglicher Aeſung verſehenen umzäunten Vermachungen kommen ſie fort; doch werden ſie da nie ſo ſtark, als in vollkommner Freiheit.

Das Reh gehört in die Klaſſe der wiederkäuenden Säugthiere und wird als ſolches in allen ſyſtematiſchen Eintheilungen als Art der Gattung Hirſch aufgeführt.

Die Stärke (Größe) deſſelben iſt gleich vom erſten Jahre an, der guten oder ſchlechten Aeſung nach, welche es da findet, wo es ſeinen Stand gewählt hat, ſo verſchieden, daß ſie ſich nicht ganz genau angeben läßt. Doch könnte man die Höhe eines alten Rehes im erſten Falle ungefähr zu $2\frac{1}{2}'$ und etwas drüber, im letztern zu 2′ und 2 — 3″, die Länge vom Maule bis zum Weideloche aber zu 4′ angeben.

Es färbt ſich zu eben der Zeit und auf eben die Art, wie das Edelwild.

Die Haut des Kalbes iſt in der erſten Zeit ſeines Lebens kurzhaarig, braunröthlich und mit kleinen weißen Flecken ſtrichweiſe beſäet. Letztere verlieren ſich von Woche zu Woche je mehr und mehr, ſo daß es ungefähr nach zwei Monaten eben ſo gefärbt erſcheint, wie das alte Reh; nehmlich am Halſe, auf dem Rücken und an den Seiten ſchön braunroth, an den Läufen braungelblich, am Unterleibe noch heller.

Im Herbſte verlängert ſich bei Alt und Jung das Haar am Halſe, auf dem Rücken, am Leibe und an den Keulen. Vom Gehör an, über den Hals und auf dem

Rücken wird es dann ſchwarzbraun in grau ſpielend, an den Seiten faſt graugrünlich. Am Kopfe und an den Läufen iſt die Winterhaarverlängerung nicht nur unmerklich, ſondern die Sommerfarbe verändert ſich auch da weniger weſentlich — ſie verliert jedoch an Lebhaftigkeit im Kolorit.

Die Größe des Kopfes ſteht in richtigem Verhältniſſe zu der Stärke des übrigen Körpers. Er iſt mit ſchwarzbräunlich kurz behaarter Haut bedeckt, und endigt in einem ſpitzigen Maule, in welchem die Gebißwerkzeuge eben ſo ſtehen, eben ſo geformt ſind, und ſich dem Alter nach eben ſo verlieren und wieder erſetzen, wie beim Schafe. Die Naſe iſt ſchwarz und glatt, immer naß und kalt, an der Wurzel mit einem ſehr kurzhaarigen ſchwarzen Rande umgeben, welcher da, wo er ſich anfängt, in der Jugend weniger, im Alter mehr mit weißgrauem Haar untermiſcht iſt. Das Untermaul erſcheint hell weißgrau, die Kehle ſchmutzig gelb.

Die Augen ſind groß, haben einen bläulichen Augapfel und verrathen Munterkeit.

Das gegen 6″ lange, eiförmig zugeſpitzte Gehör ſteht an der Wurzel gegen 2″, oberwärts aber weiter aus einander. Es iſt ſtets aufwärts gerichtet; doch kann das Reh jedes Ohr einzeln, auch beide zugleich, nach allen Richtungen ſehr ſchnell bewegen. Auswendig hat das Haar an demſelben eben die Farbe und Länge, wie am obern Theile des Kopfes, der Rand eine ſchwarze Einfaſſung. Inwendig iſt es, um das Eindringen der Näſſe und des Ungeziefers zu verhindern, mit wolligem weißgelben Haar dicht beſetzt.

Der Hals iſt lang genug, um das Geäſe ohne Beſchwerlichkeit dicht an der Erde erlangen zu können. Auf- und abwärts biegt er ſich nur in geraden Richtungen, nach den Seiten aber nimmt er auch jede beliebige krumme an. Das Haar an demſelben iſt eben ſo lang, wie an allen den Theilen des Körpers, wo es ſich im Herbſte verlängert; die Farbe iſt oben der des Rückens gleich, wird an den Seiten heller, und fällt unterwärts ins

Gelbliche. Bei zunehmendem Alter dehnt ſich das am Untermaule bemerkte weißgraue Haar immer mehr über die ganze Kehle aus.

Die mit kurzem Haar bedeckten Läufe ſind dünn, doch, bei ungemeiner Spannkraft der Sehnen, ſtark genug gegen den Körper. Sie gehen in zwei geſpaltenen, hornigen, ſchwarzgefärbten Schalen aus. Hinten über dem Feſſelgelenk ſteht das Geäfter. Unter dem erſten Gelenke der Hinterläufe ſteht ein dunkelbrauner, ſtruppig und kurz behaarter Wulſt.

Von dem weißen Spiegel, dem gelblichen Pinſel und der eben ſo gefärbten Schürze iſt ſchon §. 1. die Rede geweſen.

Das Reh hat keine Blume (Schwanz). Nur eine kleine, ganz dünne Erhabenheit wird beim Zerwirken an der Stelle ſichtbar, wo bei den andern Gattungsverwandten die Blume eingewachſen iſt. Die Thränenhöhlen fehlen *).

---

*) Die Naturforſcher neuerer Zeit haben — das Gezwungene der Artenzuſammenſtellung in den Linnéiſchen Gattungen (genera) erkennerd — mehrere getrennt. So z. B. zerfällt jetzt mit Recht die Linnéiſche Gattung Ursus, Bär, in zwei, nämlich: a) Ursus, Bär, und b) Taxus, s. Meles, Dachs, dann die Gattung Mustela, Wieſel, in drei, nämlich: a) Lutra, Otter, b) Mustela, Wieſel (die wirklichen Wieſel, den Buch- und den Hausmarder umfaſſend), c) Viverra (*Cuvier* und *Dumeril*), Stinkthier, wohin Viverra putorius s. mephitis, der Iltiß (Must. putor., *Linn.*) gehört. Sollten nicht gleichwichtige Gründe vorhanden ſeyn, auch die Art (Species) Reh von der Linnéiſchen Gattung Cervus, Hirſch, zu ſcheiden? Das Reh hat mit den übrigen Linnéiſchen Gattungsverwandten wohl kaum mehr Aehnlichkeit, als der Dachs mit dem Bär, als die Fiſchotter und der Iltiß mit dem Wieſel. Zwar ziert den Rehbock ein Gehörn, und er wirft ſelbiges ab und reproducirt es alljährlich, wie der Edel- und Damhirſch; aber dieſe haben Augſproſſen, jener nicht; bei dieſen nimmt die Zahl der Enden- und reſp. des Damhirſches der endenartigen Fortſätze an den Schaufeln mit den Jahren zufolge örtlicher Verhältniſſe mehr oder minder zu; bei jenem iſt es eine ſeltene Anomalie, wenn das Handgehörn mit mehr als acht Enden ſich darſtellt; die übrigen in dieſem Werke beſchriebenen Arten der Linnéiſchen Gattung Hirſch (Cervus) haben Thränenhöhlen, dem Rehe fehlen ſie; ſowohl das Edel- als das Damwild hat eine das Weidloch und beim Thiere das Feigblatt bedeckende Blume (Wedel, d. i. Schwanz), eine dergleichen ſichtbare hat das Reh nicht, dagegen hat die Ricke am Feigblatte die Schürze, nicht ſo das Edel- und das Damthier. Wie verſchieden iſt nicht die große runde Scheibe des Rehes von dem verhältnißmäßig kleinen

§. 3.

So tief auch das Reh in Rückſicht der Stärke (Größe) unter dem Edelwilde ſteht; ſo iſt doch deſſen Aeußeres in ſeiner Art nicht minder gefällig. Vermöge der ſehr richtigen Verhältniſſe, in welchen die Elaſticität der Sehnen zur Stärke der Gliedmaßen ſteht, und nach welchen aus dieſen Gliedmaßen der Körper conſtruirt iſt, bewegt ſich das Reh mit großer Behendigkeit und thut, nicht nur, wenn es flüchtig gemacht wird, ſondern auch von freien Stücken erſtaunlich weite bogenförmige Sätze, ſo daß es über breite Graben, hohe Hecken und Sträuche ohne bemerkbare Anſtrengung überfällt.

Freundlichkeit und — ſo zu ſagen — Zuthulichkeit ſpricht aus jedem ſeiner Blicke; und doch läßt es nur, von der zarteſten Jugend an vom Menſchen künſtlich erzogen, ſich zähmen; im Gegenfalle behält es ſelbſt bei der beſten Pflege die ihm im wilden Zuſtande eigene Schüchternheit und Furcht vor Menſchen und Thieren bei. Dieſe geht ſo weit, daß es, wenn es überraſcht wird, nicht nur je zuweilen einen kurzen Laut des Schreckens von ſich gibt, ſondern auch den Verſuch, ſich durch die Flucht zu retten, oft aufgeben muß, indem es leicht völlig aus dem Sprunge kommt, und dann auf einem engen Raume, ſich ängſtlich gleichſam herumtummelnd, nicht ſelten ein Opfer gemeiner, gar nicht raſcher Bauerhunde, vorzüglich aber der Raubthiere wird.

---

herzförmigen Spiegel des Edel- und Damwildes? Wie weſentlich und einzig unterſcheidet ſich nicht das Reh in Rückſicht der bekannten Ereigniſſe während der ſogenannten Blattzeit nicht nur von allen übrigen Hirſcharten, ſondern auch von der ganzen Säugthierwelt?

Dieſer für die Thierkunde nicht unwichtig mir ſcheinende Gegenſtand ſei hiermit der nähern Prüfung der Zoologen unterworfen. Für den Fall, daß meine Anſicht Eingang und Beifall finden ſollte, wird ſich ja doch eine ſchickliche lateiniſche Benennung darbieten, d. h. eine ſolche, die, weder an Ziege noch an Schaf erinnernd, die neue Gattung (genus) Reh von der Gattung Hirſch (Cervus) beſtimmend unterſcheidet. Ohne andern Zoologen zu nahe treten zu wollen, wage ich es — der Zuſtimmung jedes wiſſenſchaftlich gebildeten Weidmannes gewiß — meinen hochverehrten Freund und Bruder in Dianen, den wackern Oberforſtmeiſter von Wildungen, zur Löſung dieſer wohl nicht ganz leichten Aufgabe hierdurch aufzufordern. zur zweiten Ausg.

Nur in Revieren, wo die Rehe ſehr wenig beſchoſſen werden und immer Ruhe haben, legen ſie ihre Scheu vor dem Menſchen in ſo weit ab, daß ſie, wenn er in einer Entfernung von 25 bis 30 Schritt bei ihnen vorübergeht, ſich im Aeſen nicht ſtören laſſen. Im Bette wird keine andere Wildart häufiger überraſcht, als dieſe. Wahrſcheinlich muß das Reh ſchlafen, oder, wenn es ſich wachend niedergethan hat, um das Geſchäft des Wiederkäuens zu verrichten, unter einem dicken Strauche oder im hohen Graſe vor dem ſpähenden Blicke ſeiner Verfolger ſich hinlänglich geſichert glauben.

Der Laut, welchen die Rehe ausgeben, iſt als Locklaut nur dem Muttergeſchlechte und den Jungen, als Schrecklaut den Alten beiderlei Geſchlechtes, als Klaglaut den Alten und Jungen beiderlei Geſchlechtes eigen; in allen erwähnten Fällen aber an ſich verſchieden, im erſten und letzten dem Alter des Rehes nach, im zweiten dem Geſchlechte nach tiefer oder höher geſtimmt.

Das Junge läßt, wenn es ſeine Mutter ſucht, einen fiependen Locklaut, welcher aus zwei ungefähr eine Quarte *) aus einander liegenden Tönen beſteht, deren erſter und höchſter lang, der andere tiefer kurz abgebrochen iſt, von ſich hören. Dieſem ähnlich, nur etwas tiefer, iſt der einer alten Ricke, wenn ſie dem Jungen antwortet, oder wenn ſie daſſelbe zu ſich rufen will.

Eben dieſe Töne vernimmt man auch vom Schmalreh oder von der alten gelten Ricke in der Blattzeit, wenn eins oder das andere von dem Bocke gejagt wird, als Angſtlaut.

Der Bock wird nur dann, wenn er durch irgend eine Veranlaſſung ſich unſicher glaubt, mit mehreren kurz nach einander wiederholten, kurz abgeſtoßenen, mit in ihrer Art tiefen Tönen, welche ungefähr wie bö, bö, bö, kurz abgebrochen erklingen, laut. Auf gleiche Art die Ricke

*) In der Muſikſprache ein Intervall von vier Tönen.

unter ähnlichen Umſtänden, nur in etwas höheren, mehr ſchreienden, länger gezogenen Tönen.

Der Klaglaut aller Rehe beſteht in einem rauhen, kreiſchenden, langgezogenen Blöcken, welches bei längerer Dauer in ein ängſtlich kreiſchendes Geſchrei übergeht.

Das höchſte Alter der in vollkommner Freiheit lebenden Rehe kann man zu funfzehn bis ſechzehn Jahre anſetzen.

§. 4.

Im zweiten Paragraph habe ich die gewöhnliche Sommer- und Winterfarbe des Haares der Rehe anzugeben verſucht. Hier mag noch Einiges über abweichende ſeltnere Farbenabänderungen Platz finden.

Es gibt nehmlich in einigen Gegenden Rehe, welche im Winter röthlichgrau, im Sommer gelbroth, an den am angeführten Orte angegebenen Theilen des Körpers aber, wo im Winter die Farbe ſich wenig oder gar nicht verändert, eben ſo gefärbt ſind, wie die gemeinen.

Büffon und Heppe in ſeinem wohlredenden Jäger *) erwähnen einer dunkelbraunen Halbart mit gelbem Spiegel.

In dem zur Grafſchaft Dannenberg gehörigen Forſte, die Luzie genannt, ſoll es tuſchfarbenſchwarze **); in der Grafſchaft Schaumburg, vorzüglich im Ottenſer Forſte, rabenſchwarze ***) geben. Selbſt der Spiegel ſoll ſchwarz, das Gehörn der Böcke aber gelb ſeyn. Sie ſollen ſich weder in der Stärke, noch ſonſt im Bau von den gemeinen unterſcheiden, auch mit dieſen brunften. Der Beſchreibung nach ſcheinen ſie ſich als Halbart fortzupflanzen.

Gleichfalls ſind zu Anfange dieſes Jahrhunderts in den gräfl. Erbachiſchen Forſten zwei bleifarbige Böcke erlegt worden. Die Kenntniß dieſer bis jetzt ganz

*) Im erſten Theile S. 186.

**) S. v. Wildungens Neujahrsgeſchenk für Forſt- und Jagdliebhaber v. J. 1797, S. 14.

***) Am angez. Orte, S. 26 u. f.

unbekannten Varietät verdanken wir dem intereſſanten Taſchenbuche für Jäger ꝛc. des Herrn von Wildungen vom Jahre 1804.

Höchſt ſelten findet man, dem Damwilde ähnlich, weißgefleckte. Einer meiner Brüder ſchoß, wo ich nicht irre, im Jahre 1790 ein ſolches, in dem zum Rittergute Moeſt — an der anhalt-deſſauiſchen Grenze belegen — gehörigen Reviere.

Weniger rar, aber doch nicht häufig, ſind die ganz weißen. Auch ſind ſie nicht für Halbart, ſondern nur für eine Spielart zu halten, vielleicht ſogar für Kakerlaken, da die Lichter röthlich erſcheinen, ſie auch kein hohes Alter erreichen. Es gibt mehrere Gegenden Sachſens, wo von Zeit zu Zeit weiße Kälber von rothen Rehen geſetzt werden. Auf dem Hubertsburger Walde ſtanden im Jahre 1782 fünf Stück weiße Rehe; es waren, wenn das Gedächtniß mich nicht trügt, zwei Böcke und drei Ricken in einem Sprunge beiſammen. Wahrſcheinlich hatten ſie auch mit einander gebrunftet, und doch zogen die Ricken gemeinfarbige rothe Kälber. Der Winter von 1784 auf 1785 raffte Aeltern und Kinder hinweg; nachher ſahe man kein einziges wieder.

In den Jahren 1796 und 1797 wurden in dem zum Rittergute Machern (zwiſchen Leipzig und Wurzen gelegen) gehörigen Zeititzer Reviere drei Stück weiße Rehkälber — ein weibliches und zwei männliche — eingefangen und von dem damaligen Beſitzer jenes Gutes, dem königl. preuß. Oberſtallmeiſter, Herrn Grafen von Lindenau, in ſeinem 1795 errichteten, bis zum Jahre 1802 vortrefflich unterhaltenen Thiergarten verpflanzt *). Nur Schade, daß auch dieſe lieblichen Kreaturen ſehr bald das Schickſal aller im wilden Zuſtande er-

*) Der Verkauf dieſer ſchönen Beſitzung hatte auch die Auflöſung des Thiergartens zur Folge. Im Oktober des Jahres 1802 ward auf Befehl des damaligen Beſitzers alles darin verwahrte Wild zum Theil eingefangen und zu äußerſt niedrigen Preiſen an die Meiſtbietenden verkauft, zum Theil einem Wildbretshändler überlaſſen und von dieſem maſſakrirt. Trauriges Geſchick einer ſo trefflichen Anlage! — (zur

zogenen, nachher eingeſchränkten Rehe traf! Sie fielen binnen Jahresfriſt.

Im Frühlinge 1802 hat eine alte rothe Ricke auf dem mit dem Macherſchen grenzenden Polenzer Reviere ein weißes weibliches Kalb geſetzt. Der Beſitzer des Rittergutes Polenz, der churſächſ. Oberforſtmeiſter von Lindenau, kam mit ſeinen gefälligen Nachbarn überein, daſſelbe nebſt der alten Ricke zu ſchonen. Ich ſelbſt habe das Vergnügen gehabt, mich an dem Anblicke deſſelben zu verſchiedenenmalen zu weiden.

Faſt vermuthe ich, daß die Mutter dieſes Kalbes dieſelbe iſt, welche im Jahre 1796 und 1797 die gleichfarbigen in Machern ſetzte. Ob nun mehrere weiße Rehe in dieſer Gegend gezogen werden, muß die Folgezeit lehren *).

§. 5.

Nur den Rehbock ziert ein Gehörn. Zwar verecken ſich, ſelbſt im höchſten Alter, ſelten mehr als drei Enden auf jeder Stange deſſelben, doch ſtellt es ſich bei guter Aeſung oft ſehr ſtattlich dar.

Bei keiner andern Wildart zeigen ſich ſo mannigfache Abweichungen von der Regel in Rückſicht der Gehörne und der difformen Auswüchſe an denſelben, als bei dieſer.

Ich will es verſuchen, nicht nur die Entſtehung, Vollendung, das Abwerfen und Wiederaufſetzen der regelmäßigen Gehörne, ſondern auch die bemerkenswerthe Geſtalt einiger unregelmäßigen zu beſchreiben.

erſten Aufl.) Späterhin ging Machern an einen Mann über, den ich meinen Freund nennen darf; dieſer würde als braver Oekonom den Thiergarten, wenn er ihn noch gefunden hätte, zwar nicht nach übergroßem Maaßſtabe unterhalten, gewiß aber auch nicht ſo kläglich zu Grunde gerichtet haben! — zur zweiten Ausgabe.

*) Dieſelbe Ricke ſetzte zwei Jahre ſpäter im Polenzer Reviere ein weißes Bockkalb; im darauf folgenden Jahre zwei weißgelbliche Kälber. Erſter erlebte das dritte Jahr, dann fiel er, letztere gingen gleich als Kälber zu Grunde. Wahrſcheinlich folgte ihnen die Mutter nach, denn ſpäterhin ſah man kein weißes Reh wieder.

Schon zu Ende des vierten Monates, nachdem das männliche Rehkalb geſetzt ward, bekommt deſſen Stirnbein eine etwas höhere Wölbung. In den folgenden vier Wochen bilden ſich auf derſelben kleine, immer höher werdende Kolben (Erhabenheiten), aus welchen die Roſen und nach und nach, während der nächſten Wintermonate, dünne, ſpitzzulaufende, mit Baſt überzogene, 3 bis 4″ lange Spieße hervorgehen.

Im März, oder zu Anfange Aprils des folgenden Jahres, wenn dies erſte Gehörn völlig vereckt iſt, ſchlägt oder fegt der Bock an jungen Baumſtämmchen, vorzüglich von weichen Holzarten — am liebſten an Lerchen (Pinus Larix) und an andern Nadelhölzern — mit Wolluſt und wahrem Uebermuthe.

Wenn das Gehörn ganz von Baſt entblößt iſt, hat es an den jetzt faſt ½″ hoch vom Stirnbein abſtehenden, einzeln mit kleinen Perlen beſetzten Roſen, und bis gegen die Ecken hinauf, welche immer weiß und glänzend bleiben, hellbraune Farbe; die Spieße ſelbſt aber ſind nirgends geperlet, ſondern gleich über den Roſen ziemlich tief, weiter hinaufwärts weniger gefurcht, die weißen, oft ſehr ſcharfen Ecken glatt.

Der Spießbock wirft dies erſte Gehörn im nächſten December ab, und ſetzt binnen drei Monaten ein zweites auf, deſſen etwas ſtärkere Roſen dichter am Kopfe ſtehen. Auch die Stangen nehmen an Stärke und Länge zu, bekommen am untern Theile Perlen und gehen oben gewöhnlich in Gabeln aus. Nach dem Fegen wird die Farbe die des ganzen Gehörns, die weißen Spitzen ausgenommen, dunklerbraun.

Etwas früher als im vorigen Herbſte wird auch dies Gehörn abgeworfen und durch ein neues erſetzt, an deſſen Stangen, da, wo ſich im vergangenen Jahre die Gabeln theilten, drei faſt immer gerade hinter einander ſtehende, aber doch verſchiedentlich gerichtete Enden erſcheinen, und es entſteht auf dieſe Weiſe ein ſogenanntes Handgehörn.

Gemeiniglich nimmt von nun an die Zahl der Enden

nicht mehr zu; doch findet man bisweilen Gehörne mit acht, höchſt ſelten aber mit zehen und mehr Enden.

Bei alten Böcken erfolgt das Abwerfen oft ſchon im November. Von Jahre zu Jahre wird die Wölbung des Stirnbeins flacher; die Roſen ſtehen immer näher an demſelben, bekommen eine dichtere Perlbeſetzung und nehmen an Stärke fortwährend zu. So auch die Stangen, welche ſich aber nicht immer verlängern.

Der Verfaſſer dieſes Werks hatte oft Gelegenheit zu bemerken, daß bei Böcken von gleichem Alter, die in gleich guter Aeſung ſtanden, ein Gehörn die Länge von 10, 12 bis 13″ erreichte, während das andere kaum 7 maß. Doch waren die kürzern Stangen allemal verhältnißmäßig ſtärker.

Der größern Anzahl meiner Leſer wird es hoffentlich nicht unangenehm ſeyn, wenn ſie hier einige ſonderbare Erſcheinungen an nicht regelmäßig geſtalteten Gehörnen, welche ich ſelbſt genau zu beobachten Gelegenheit hatte, angezeigt finden.

1. Mein älterer Bruder verwahrt die Abbildung eines Rehbockes *), welcher auf dem ſonſt der Winkellſchen Familie zuſtändigen, oben ſchon erwähnten Gute Meeſt vor ungefähr 60 bis 70 Jahren zahm erzogen, ohne am Kurzwildbret verletzt worden zu ſeyn, folgendes höchſt merkwürdige Gehörn trug:

Ueber den ganzen Vorderkopf bis an die Augen, dann an den Seiten, bis 2½″ über die Kinnbacken herab, fallen lockenförmige, an einander hangende, überall mit Baſt bedeckte Auswüchſe, in Geſtalt einer Perücke herab, durch welche das Gehör dicht an den Hinterkopf angedrückt ward.

Oben auf dieſem Gewächſe erheben ſich vier gerade aufgerichtet ſtehende, 3½ bis 4″ lange Stangen in einem ziemlich regulären Viereck. Sie ſtehen vorn und hin-

*) Er fiel im Winter, ehe er fegen konnte und aller Nachforſchungen ungeachtet habe ich nicht erfahren können, ob er in frühern Jahren geſchlagen hat.

ten $1\frac{3}{4}$″, an den Seiten aber $1\frac{1}{2}$″ von einander, und ſind um und um mit erbſengroßen Perlen beſetzt. Die Schwere des Gehörns nebſt dem Gewächſe iſt auf dem Bilde zu zehn Pfund angegeben. Nachſtehende Knüttelverſe ſtehen daneben:

Klein kam ich her und ward Kupido ſtets genannt,
War wegen meiner Zier und Schönheit wohl bekannt;
Daß auch ein großer Herr *) zu ſehen mich begehrt.
Er ward durch meinen Tod des Wunſches nicht gewährt.

2. Ich ſelbſt ſchoß im Monate Auguſt 1788 einen Bock, deſſen völlig gefegtes Gehörn folgendermaßen ſich darſtellt:

Die Farbe deſſelben iſt bis an die weißen Spitzen der Enden dunkel ſchwarzbraun; die Perlenbeſetzung dicht und ſtark.

Die Roſen ſtehen ſehr dicht an einander, und jede hält $4\frac{1}{2}$″ im Umfange. Auf der rechten 9″ langen, unten $3\frac{1}{2}$″ im Umfange ſtarken Stange ſtehen vier Enden. Das unterſte, vorwärts ſich erhebende, geht $3\frac{1}{2}$″ über der Roſe aus derſelben hervor, und iſt 3″ lang. 2″ höher hinauf breitet ſich die Stange ſchaufelförmig, und geht in drei Enden aus, wovon das vorderſte $2\frac{1}{2}$″ lange, ſchräg oberwärts, aber faſt geradlinig, das hinterſte $2\frac{1}{4}$″ haltende, ebenfalls ſchräg nach oben gerichtet iſt; mitten zwiſchen dieſen erſcheint das kürzeſte, nur $\frac{3}{4}$″ meſſende, gerade aufwärts ſtehende.

An der linken Stange zeigt ſich auf der innern Seite, 2″ über der Roſe eine $\frac{1}{4}$″ haltende Erhabenheit, welche ich für ein gültiges Ende anſpreche; dicht daneben eine andere, die zwar auf ein Ende zeichnet, aber doch nicht dafür gerechnet werden kann.

$1\frac{1}{2}$″ höher hinauf bildet ſich zwiſchen drei im Dreieck aufrechtſtehenden Enden, wovon das längſte 1″ hält, die beiden andern aber nur $\frac{1}{2}$″ Länge haben, eine kelchähnliche Vertiefung. Auf der äußern Seite dieſer Stange ſchlägt ſich dicht über der Roſe, zwiſchen dem Licht und

*) Der Herzog von Weimar.

Gehör, ein, dem Umfange nach 3″ ſtarker und eben ſo langer, völlig gefegter und beperlter, ſtangenförmiger Auswuchs über den Kinnbacken herab, welcher in zwei, nicht ganz vereckten, mit Baſt belegten Enden ausgeht. An demſelben ſieht man noch auswärts zwei kleine, nicht für Enden zu rechnende, aber doch augenſcheinlich darauf hindeutende Erhabenheiten.

Man würde dies Gehörn als ungerade zwölf Enden haltend anſprechen können. Form und Stärke deſſelben ſind ſo einzig in ihrer Art, daß ich wegen der faſt etwas mehr als genauen Beſchreibung auf Nachſicht rechne *).

3. Mein oben erwähnter Bruder beſitzt noch ein nicht minder merkwürdiges Gehörn, deſſen Farbe, ſo wie die nicht gar ſtarken, nur mit kleinen Perlen, nicht dicht beſetzten Roſen, ob ſie gleich ziemlich nahe am Stirnbeine ſtehen — vorzüglich bei der noch ſtarken Wölbung deſſelben — auf kein hohes Alter des Bockes, welcher es trug, der aber bei guter Aeſung doch nicht ſtark am Leibe war, ſchließen laſſen.

1″ hoch über der Roſe der rechten Stange legt ſich ein 3″ langer, nicht völlig gefegter, kolbiger Auswuchs, auf deſſen oberm Theile ein ¼″ langes, hinterwärts ſtehendes Ende ſichtbar iſt, vor dem Gehör nach dem Kinnbacken herunter. Oben von der Biegung des Auswuchſes an, geht die Stange in einem auswärts gebogenen 3½″ langen Spieße aus.

An der linken Stange befindet ſich, ¾″ über der Roſe ein dem an der andern beſchriebenen völlig ähnlicher, ½″ kürzerer Auswuchs. Da, wo auf jenem das kurze Ende ſteht, erhebt ſich auf dieſem ein 1¼″ hoher, hinterwärts gebogener Spieß. Oben auf der Stange ſtehen

*) Im Jahre 1815 erlegte ich in dem meiner Aufſicht untergebenen, dem Freiherrn von Thüngen zuſtändigen Roßbacher Reviere ein herrliches Pendant zu obbeſchriebenem Gehörne, indem die Difformität an der rechten Stange ſich befindet. Beide gab ich dem königlich baierſchen Kämmerer, Freih. von Thüngen zu Thüngen, und von dieſem gingen ſie in die Sammlung des königlich baieriſchen Forſtmeiſters, Freiherrn von Gebſattel, über. zur zweiten Aufl.

zwei Enden gerade hinter einander, deren vorderes 2, das andere 1½″ lang. Am letztern erblickt man noch kleine, auf ein Ende deutende Erhabenheit.

Auch habe ich verſchiedene brave, alte Böcke mit ſehr langen und dünnen, oder mit kurzen, aber ſtarken, dicht mit Perlen bis zur Spitze beſetzten Spießen, und ein Gehörn geſehen, an welchem der eine Spieß ſchneckenförmig gewunden erſchien. Endlich ereignet ſich auch wohl je zuweilen der Fall, daß ein Bock drei und vier Stangen aufſetzt; ob aber ſolche außerordentliche Gehörne in den folgenden Jahren ſich in gleicher Geſtalt wieder erneuern, dies iſt ein Problem, welches ich aus Mangel an Erfahrung nicht zu löſen vermag.

§. 6.

Die Ricke bekommt in der Regel kein Gehörn. Geſchicht es bisweilen, wie Döbel in ſeiner Jägerpraktik und v. Wildungen *) einige Beiſpiele anführen, und wie deren mehrere im Deſſauiſchen ſtatt gefunden haben; ſo iſt dies ein Naturſpiel.

Beim männlichen und weiblichen Rehe iſt der Unterſchied in Rückſicht der Stärke am Leibe weniger auffallend, als bei andern Wildarten mit geſpaltenen Klauen, beſonders wo die Aeſung gut iſt. Ich ſelbſt habe ſehr alte Ricken, welche zwei Jahr hinter einander nicht mehr geſetzt hatten, ihrer wahrſcheinlichen Unfruchtbarkeit wegen geſchoſſen, welche ſo ſtark waren und ſo ſchwer wogen, als ein ſehr guter Bock. Nur an einzelnen Theilen des Körpers, am Kopfe nnd Halſe nehmlich, iſt die Ricke ſchwächer gebaut.

§. 7.

Ueber die eigentliche Brunftzeit der Rehe und über die Tragzeit der Ricke ſtritten ſich ſchon die älteren Jäger, indem einige behaupteten, ſie falle in den Monat Auguſt, andere, ſie fange gegen Ende des Novembers

*) In ſeinem Neujahrsgeſchenk für Forſt- und Jagdliebhaber, v. J. 1797, S. 18.

an, und dauere bis zur Mitte des Decembers. Endlich ſchien man dahin übereingekommen zu ſeyn, den zuletzt angegebenen Zeitpunkt für den richtigen anzunehmen. Gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts behauptete ein höchſt achtungswerther Schriftſteller, der Herr Graf v. Mellin *), wieder das Gegentheil.

Er verzeihe, wenn ich es geſtehe, daß die für ſeine Meinung angeführten Gründe mich nicht überzeugen konnten, da mannigfaltige eigene Unterſuchungen mich eines andern belehrt hatten.

Schon der minder ſtarke Körperbau des Rehes als des Rothwildes, macht es unwahrſcheinlich, daß jenes einen ganzen Monat länger hoch beſchlagen gehen ſollte, als dieſes.

Beiſpiele, daß ſchwächere Thierarten auch nur eben ſo lange tragend wären, als ſtärkere, vorzüglich wenn der Abſtand ſo groß iſt, als zwiſchen den beiden erwähnten Wildarten, möchten wohl ſchwer aufzufinden ſeyn. Gleichwohl ſetzt das Reh in der Regel nicht früher als das Rothwild.

Doch dieſe ſchon ſo oft wiederholte Bemerkung bei Seite geſetzt, will ich dem Leſer die Erfahrungen mittheilen, welche mir das Zuſammentreffen glücklicher Verhältniſſe verſchaffte.

Ich beſaß ein Gut an der deſſauiſchen Grenze, auf welchem das Recht ruhte, die hohe, Mittel- und Niederjagd zu jeder Jahreszeit auszuüben. Die vortheilhafteſte Lage, an der Grenze eines Landes, das wegen ſeiner vortrefflich unterhaltenen Wildbahn berühmt iſt; die außerordentlich gut beſtandene, zu dieſem Gute gehörige anſehnliche Waldung, die herrlichſte Aeſung aller Art, in einer fruchtbaren Auengegend — dies alles machte, daß, beſonders bis zum Jahre 1790, der Wechſel aus dem Deſſauiſchen in mein Revier faſt zu ſtark war. Nächſtdem liebte ich von Jugend auf die Jagd leidenſchaftlich. Daher war es kein Wunder, wenn ich, als unglückliche Familienverhältniſſe — denn es fand ſich in meinem Stammbaume

*) In v. Wildungens oben angezogenem Neujahrsgeſchenk.

ein Ahnenfehler — mir die Ausſicht verſperrten, durch die im Forſt- und Jagdfache mir erworbenen Kenntniſſe meinem Vaterlande, dem damaligen Churfürſtenthume Sachſen, nützlich zu werden, und mich dazu zwangen, zu meinem Aufenthalte einen Ort zu wählen, welcher in jeder Rückſicht ganz dazu geeignet geweſen ſeyn würde, mir eine höchſt angenehme Exiſtenz zu verſchaffen, in ſo fern mein Vermögen mit dem großen Aufwande, welchen koſtſpielige Waſſerbaue und völlig vernachläſſigte Gebände nothwendig machten, im gehörigen Gleichgewicht geſtanden hätte; wenn ich, ſage ich, meiner Lieblingsneigung folgte und einen ſo guten Rehſtand unterhielt, als es nur immer ohne Schaden für Feld und Holz geſchehen konnte.

Es war kein Verdienſt für mich, als Weidmann, wenn ich den Wechſel und Stand meiner Böcke und Ricken kannte, und, der täglichen Anſicht zu Folge, erſtere am Gehörn, letztere am Körperbaue und nach der Farbe *) unterſcheiden konnte.

Schon früher auf die verſchiedenen Meinungen wegen der Rehbrunft aufmerkſam gemacht, verfuhr ich, um mir über dieſen Gegenſtand Ueberzeugung zu verſchaffen, auf folgende Weiſe:

Vom Ende des Monats Julius an, den ganzen Auguſt — alſo die ganze ſogenannte Blattzeit — hindurch begab ich mich, mehrere Jahre nach einander, Morgens vor Tagesanbruch, Mittags gegen 11 Uhr, und Abends gegen Sonnenuntergang, an diejenigen Orte des Rivieres, wo die meiſten Rehe ſtanden.

Geraume Zeit verſtrich, ehe ich meinen Zweck, durch genaue Beobachtungen zu Reſultaten zu gelangen, die, mir wenigſtens, untrüglich ſchienen, erreichte.

Auch geſtehe ich es gern, daß meine Geduld wohl kaum die Probe beſtanden haben würde, wenn mich nicht die Natur ſelbſt durch reichliche Spenden wonnevoller Ge-

*) Wie an allen Säugthieren wird man auch am Rehe zu bemerken Gelegenheit finden, daß in Rückſicht des Baues einige Auszeichnung, in Rückſicht der Farbe aber zu jeder Jahreszeit ein, obwohl ſchwer zu bemerkender Unterſchied bei jedem Einzelweſen ſeiner Art Statt finde.

nüſſe ihrer Schönheiten ſchadlos gehalten, und wenn ſich nicht ſo manche Gelegenheit dargeboten hätte, mich über die Eigenheiten der Thiere, deren genaueſte Beobachtung ich beabſichtigte, auf mannigfache Art zu erfreuen.

Sobald die Zeit herankam, zu welcher der Bock das Schmalreh zu jagen anfängt, ſuchte der ſtärkere den ſchwächern aus der Nachbarſchaft ſeines Standes gleichſam mit Wuth zu vertreiben, dieſer aber jenen durch Verſchlagenheit zu berücken. Kaum aber wagte es der Verjagte, ſich blicken zu laſſen; ſo mußte er auch ſchon wieder die Flucht ergreifen.

Trieb wirklich der Stärkere ein Schmalreh, glaubte der Schwächere, dieſen Zeitpunkt zur Befriedigung ſeines nicht minder heftigen Begattungstriebes bei einem andern Schmalrehe — der frühern Geliebten des ſtärkeren — benutzen zu können; ſo ward dieſe Hoffnung doch meiſtentheils dadurch vereitelt, daß die ſpröde Schöne dem *leidenſchaftlich* Zudringlichen entfliehen zu wollen ſchien, und bei dieſer Gelegenheit auf eine Wieſe oder auf ein Gehau kam, wo der ältere Liebhaber eben im Begriffe war, eine Untreue zu begehen. In dem Augenblick, wo dieſer bemerkte, daß das Vergeltungsrecht gar leicht gegen ihn ausgeübt werden könnte, entbrannte er, nach Art aller Libertins, deren Kräfte ſelten mit dem ſelbſtſüchtigen Streben nach Alleingenuß im richtigen Verhältniſſe ſtehen, vor Eiferſucht, und verließ den Gegenſtand ſeiner neuen Liebe, um den Einbruch in ſein Gehege zu beſtrafen.

Schon dies ſchien mir ein Wink, daß es mit der jetzigen Brunft nicht ſo ernſtlich gemeint ſeyn möchte, da der Rehbock einer im November und December einmal gewählten Ricke nicht leicht und wahrſcheinlich nicht eher untreu wird, bis ſie hochbeſchlagen iſt. Eben ſo wenig überläßt ſich in der letzt erwähnten Zeit dieſe mehr als einem Bocke.

Eines Morgens ſaß ich im Auguſt auf einer Kanzel, als der Bock ein Schmalreh, welchem zufälig als Kalb das Gehör abgeſchnitten (gemäuſelt) worden war, jagte. Dicht an dem Baume, auf welchem ich mich

verborgen hatte, ging der Beſchlag förmlich und öfter vor ſich. Gleich nach vollendetem Akt that ſich der Bock auf der Stelle nieder, die Ricke aber näſſete. Ich hielt mich ruhig; die Ricke zog äſend fort, der Bock folgte ihr bald, und nun entfernte ich mich.

Ein andermal glückte es mir wieder, zu ſehen, daß, auch im Auguſt ein ausgezeichnet ſchwaches Schmalreh beſchlagen ward, welches ebenfalls gleich darauf näſſete.

Beide nicht zu verkennende Ricken ſchoß ich im Oktober deſſelben Jahres, in welchem ich Zeuge des Beſchlags geweſen war, fand beim Aufbrechen ſowohl die edlen als Geburtstheile in vollkommenem und geſundem Zuſtande, in der Tracht aber nicht die geringſte Spur von Befruchtung.

Um mich noch mehr zu überzeugen, ließ ich jedes folgende Jahr gegen Ende des Oktobers oder im Anfange des Novembers ein Schmalreh und eine alte Ricke ſchießen, aber nie habe ich in den mit möglichſter Genauigkeit und Vorſicht unterſuchten Traggefäßen die mindeſte Andeutung des im Julius oder Auguſt erfolgten Hochbeſchlags wahrnehmen können.

Auch ſind wir zwei Beiſpiele vorgekommen, daß der Bock alte ſehr kenntliche Ricken im Auguſt beſchlug; beide aber waren gelte gegangen. Sie wurden gleichmäßig der Unterſuchung dieſes für die Naturgeſchichte wichtigen Gegenſtandes im November geopfert; auch in ihren Tragwerkzeugen fand ſich nicht die kleinſte Andeutung eines Embryo.

Wenn ich nun zwar zugebe, daß die beiden letzten Beiſpiele für den Satz: daß im Auguſt die Brunft nicht von fruchtbaren Folgen ſei, nichts beweiſen, weil alte Ricken, wenn ſie nicht aus Mangel an Böcken gelte bleiben, ſelten wieder ſetzen; ſo ſcheinen mir doch die hier mitgetheilten Beobachtungen darzuthun:

daß die Natur die Veranſtaltung der After= oder falſchen Brunſt — ich glaube die im Auguſt ſo benennen zu können — deshalb getroffen habe, um

theils dadurch die Schmalrehe zur Befruchtung im November oder December, als der wahren Brunftzeit, empfänglicher zu machen, theils beim Rehbocke eine Ausleerung der überflüſſig gefüllten Saamengefäße zu bewirken, welche bei ihm vielleicht deshalb nöthig wird, weil er bei der wahren Brunft weniger, als der Edel- und Damhirſch ſeine Kräfte erſchöpft.

Daß zuweilen eine alte gelte Ricke im Auguſt beſchlagen wird, beweiſ't nichts gegen meinen Satz. Vielleicht iſt auch bei ihr, wie beim Schmalreh, der unfruchtbare Beſchlag bei der Afterbrunft (in der Blattzeit) Vorbereitung zum Hochbeſchlag, welcher, wenn ſie geſund und Alters halber noch conceptionsfähig iſt, zur Zeit der wahren Brunft im Spätherbſte unfehlbar ſtatt findet.

Hingegen weiß ich kein Beiſpiel, daß je zu dieſer Jahreszeit eine Ricke ſei beſchlagen worden, welche in demſelben Jahre geſetzt hatte, und könnte auch mit Grunde eins angeführt werden; ſo wäre immer noch, bis das Gegentheil bewieſen würde, vorauszuſetzen, daß ſie die Jungen ſehr früh verloren haben könnte.

Alles im Vorhergehenden Geſagte beſtimmt mich alſo, die wahre Brunftzeit der Rehe im November und December anzuſetzen. Meinen Bemerkungen zu Folge fängt ſie in der Mitte des erſtgenannten Monats an, und dauert drei bis vier Wochen.

Zuſatz zur zweiten Ausgabe. Eine höchſt günſtige, aus der Feder des Hrn. Oberforſtmeiſters v. Wildungen zu Marburg gefloſſene Beurtheilung der erſten Ausgabe des vorliegenden Werkes befindet ſich in Hartigs Journ. für das Forſt-, Jagd- und Fiſcherei-Weſen 1806, Heft II. 14 und 15. In dieſer Recenſion erklärte ſich der mit vollem Rechte allgemein verehrte Verfaſſer, — ich bin ſtolz darauf, ihn jetzt Freund nennen zu dürfen! — in Betreff des im Vorhergehenden erörterten Gegenſtandes, nach Zuſammenſtellung der bis dahin für und wider die Spätherbſtbrunft der Rehe und die 20- bis 21wöchentliche Tragzeit der Ricke von beiden Partheien vorgebrachte Gründe folgendermaßen:

„Mutter Natur ſcheint beſchloſſen zu haben, dieſes Geheimniß für immer zu verhüllen, da es ſo vielen Forſchern noch nicht geglückt hat, es ganz befriedigend zu löſen. Ich ſchwanke noch immer unſchlüſſig zwiſchen beiden Meinungen, und werde den entſcheidenden Ausſpruch aller Wahrſcheinlichkeit nach nicht erleben.“

Der Verfaſſer des gegenwärtigen Werkes hatte indeſſen ſeine Beobachtungen, Unterſuchungen in dieſer den Naturforſchern, wie den denkenden Jäger gar ſehr intereſſirenden Sache mit Eifer fortgeführt, und unternahm es in einer dem beliebten v. Wildungſchen Taſchenbuche für 1808 eingerückten Abhandlung den Schleier, welcher damals den fraglichen Gegenſtand noch deckte, wo nicht zu heben, doch zu lüften. Zu dem Ende wurden zuvörderſt in ſechs Sätzen die Gründe aufgeſtellt, welche die Vertheidiger der Echtheit der Sommerbrunſt, und für die Tragzeit von 40 Wochen bis dahin aufgeführt hatten, dann dieſe Sätze in eben ſo vielen Gegenſätzen in ſo weit wenigſtens entkräftet, daß des Verfaſſers Behauptung:

die wahre Brunft der Rehe gehe erſt im Spätherbſte vor ſich, die Ricke aber trage nur 20 Wochen,

einen hohen Grad von Wahrſcheinlichkeit erhielt. Hiernächſt bemühte er ſich, aus anerkannten Geſetzen der Säugthier-Phyſiologie, aus der Naturgeſchichte des Rehes, und aus eignen und andern von bewährten Männern angeſtellten anatomiſchen Unterſuchungen der Tragwerkzeuge, weiblicher, anſcheinend conceptionsfähiger Rehe, vom Auguſt an bis zum Februar, ſeine obige Behauptung ſo einleuchtend, als es den Umſtänden nach möglich war, erweiſen. Ueberall, wo fremde Autorität an die Stelle eigner Erfahrung trat, wurde das Angeführte durch Citate beurkundet.

Durch den Beifall, welcher dieſer Abhandlung von Seiten der Herrn Herausgebers des Taſchenbuchs ſowohl, als von vielen, zum Theil berühmten, ſachkundigen Männern zu Theil ward, fand der Verfaſſer ſich ſehr geehrt; doppelt belohnt aber durch die öffentliche Erklärung des, früher zur Gegenparthei hingeneigt, ſpäter ſchwankend zwiſchen beiden Meinungen geweſenen, Herrn Oberforſtmeiſters von Wildungen: „er ſehe durch dieſe Abhandlung den langen Streit zu Gunſten derer, die mit dem Verfaſſer gleicher Meinung wären, für entſchieden an, in ſo fern es dem Herrn Grafen von Mellin nicht gefallen ſollte, ſeine unſterblichen Verdienſte um die Naturwiſſenſchaft durch Prüfung der zum Theil neu aufgeſtellten Gründe,

und durch Eröffnung der Reſultate ſeiner Prüfung im nächſten Jahrgange des Taſchenbuchs noch zu vermehren *).“

Der nächſte und letzte Jahrgang des T. B. erſchien — zum Bedauern der zahlloſen Verehrer des Herrn Herausgebers — erſt im Jahr 1812, und in demſelben (S. 155 u. 156)

a) der Auszug eines Schreibens des gräflich Stolbergiſchen Büchſenſpanners, Herrn Kallmeier zu Wernigerode, vom 29. Junius 1810. Nach der darin enthaltenen Erzählung, welche keineswegs auf eigene Erfahrung begründet war, — „ſoll eine dreijährige gezähmte Ricke, vom 20ſten bis 30ſten Auguſt 1809, — wie vorher öfter in Freiheit gerathen, dann nach einigen Tagen (?) wieder eingefangen worden ſeyn, und ihr Anſehen (??) haben vermuthen laſſen, daß ſie die Freuden der Liebe genoſſen. Nach dem 30. Auguſt ſoll es ihr zuverläſſig unmöglich geweſen ſeyn, wieder wohin zu gelangen, wo ſie hätte beſchlagen werden können. Am 28ſten Junius 1810 hat ſie dann ein Kälbchen lebend, eines todt geſetzt.“

b) Zwei Wiedererzählungen nicht ſelbſt beobachteter ähnlicher Fälle wurden im Sylvan Jahrgang 1813, S. 120 f f. und Jahrgang 1818, S. 151 und 152 dem Publikum kund gethan. Endlich im Jahr 1817 theilte auch

c) der Herr Graf von Mellin, in des Herrn Staatsrathes G. L. Hartig Archiv f. Preußen, ſeine Beobachtungen darüber dem Publikum mit, daß der Beſchlag eines Edelhirſches, wenn dieſem beide Stangen des Geweihes unterhalb der Augenſproſſen abgeſchnitten worden ſind, ein unbefruchtender ſei; wenn aber die Amputation oberhalb der Augenſproſſen geſchehe, oder wenn nur die Enden von den Stangen abgeſägt werden, ein befruchtender bleibe. Hieraus zieht der Herr Graf die Folgerung: auch ein Rehbock mit völlig abgeworfenem Gehörne könne nicht fruchtbringend beſchlagen; woraus dann weiter gefolgert werden zu wollen ſcheint, die Spätherbſtbrunft könne, wenn ſie ja exiſtire, nicht die wahre ſeyn; in dieſem Falle aber ſcheine die Analogie auf des Herrn Grafen Seite zu ſeyn, denn,

---

*) Taſchenbuch für 1808, Seite 92.

da das Edel-, Dam- und Aristhier und wie dieſe auch das Reh zum Hirſchgeſchlechte gehöre, jene aber ſämmtlich (?) neun Monate hochbeſchlagen gehen, ſo ſei mit Grunde anzunehmen, daß auch die Ricke ſo lange tragen müſſe.

Der Verfaſſer des gegenwärtigen Werkes glaubte nun, ſich und ſeiner Parthei es ſchuldig zu ſeyn, noch einmal zur Vertheidigung der Spätherbſtbrunft der Rehe und der 20- bis 21wöchentlichen Tragzeit der Ricke das Wort zu nehmen.

Seine Anſicht der Sache entwickelte er daher in einem Aufſatze, welcher, wörtlich gleichlautend

1) an den Herrn Oberforſtmeiſter von Wildungen, als Herausgeber der Weidmanns Feierabende,
2. an den Herrn Staatsrath Hartig, als Herausgeber des Archivs f. Preußen,
3. an den Herrn Oberforſtrath Laurop, als Herausgeber des Sylvan,

mit der Bitte eigeſendet wurde, denſelben durch ihre vielgeleſenen Zeitſchriften zur Kenntniß des Publikums zu bringen.

In dieſem Aufſatze, welcher — nach der gütigen Zuſicherung der Herrn Herausgeber — in den unter 1 u. 2 benannten Zeitſchriften, wahrſcheinlich noch vor Erſcheinung des gegenwärtigen Werkes abgedruckt ſeyn wird, gibt der Verfaſſer zuvörderſt die Gründe an, aus welchen er den oben unter a. u. b. erwähnten drei Erzählungen Beweiskraft nicht zugeſtehe, deshalb nehmlich, weil

1. ſie ſämmtlich nur Relata referiren, auch von Unmöglichkeit richtiger Beobachtung ſprechen, und doch den Beweis dieſer Unmöglichkeit theils gar nicht, theils nicht bis zur vollkommenen Evidenz geführt haben; weil
2. bei a, wenn auch der letzte Tag (der 30ſte Auguſt 1809, ein der Regel nach an ſich zu ſpäter) als Zeitpunkt des Hochbeſchlags angenommen werden ſollte, die Tragzeit bis zum Tage des Setzens (den 29ſten Jun. 1810) gerechnet, faſt 43 Wochen gedauert und alſo die allgemein erk[illegible]te Zeit des Hochbeſchlagengehens beim Edelwilde mindeſtens um 17 Tage überſtiegen haben müßte. — Dieſes aber wird jedem der Sache Kundigen viel eher als unmöglich erſcheinen, als eine im Spätherbſte unbemerkt erfolgte Zuſammenkunft der Ricke mit einem Bock. (Vergl. die Anmerkung des Herrn Her-

ausgebers des Taſchenbuchs für Forſt- und Jagdfreunde, 1809 — 1812, S. 156.)

Was aber die oben unter c) beregte Schlußfolgerung des Herrn Grafen von Mellin betrifft, ſo thut der vorbemerkte Aufſatz dar, daß dieſelbe auf unrichtigen Prämiſſen beruht; indem

1. durch unverwerfliche Zeugniſſe glaubhafter, höchſt achtungswerther Männer beurkundet werden kann, daß bei dem unzweifelhaft als natürliche Art der Gattung Cervus angehörigen Aris-Hirſch-das Abſägen des Geweihes dicht über den Roſen Untüchtigkeit zum Hochbeſchlage keinesweges bewirkt. Noch weniger kann daher vom Edelhirſche auf den Rehbock — als einer nicht ſo natürlich zur Gattung Cervus zu rechnenden Art — in gedachter Rückſicht geſchloſſen werden. Da
2. durch die Amputation der Stangen der Edelhirſch in einen krankhaften Zuſtand verſetzt wird, dann aber ein ganz anderes Verhältniß eintritt, als beim Abwerfen des Rehbockes in ganz geſundem Zuſtande *). Indem endlich,
3. aus gleichfalls unzweifelhaft zu beurkundenden Erfahrungen erweislich iſt, daß das Aris-Thier nur 33 Wochen trägt.

In Erwägung alles Vorerwähnten zog der Verfaſſer daraus das Reſultat:

er werde bei ſeiner Behauptung rückſichtlich der Spätherbſtbrunft der Rehe und der 20- bis 21wöchentlichen Tragezeit der Ricke ſo lange beharren, bis Männer von Gewicht es auf das Bündigſte und Unwiederleglichſte bewieſen haben, daß

a) alte Rücken, welche im Frühlinge geſetzt und ihre Kälber bis zur Blattzeit erhalten haben, während der Blattzeit deſſelben Jahres vom Bocke wirklich beſchlagen werden; daß

*) Zu 1 und 2 iſt ferner noch zu erwähnen, daß achtungswerthe Zoologen der neuern Zeit die Hypotheſe des Herrn Grafen von der Einwirkung des Kurzwildbrets auf die Bildung des Gehörns beſtimmt abläugnen, die Rückwirkung aber, welche nach des Herrn Grafen Wahrnehmung bei Geweihverletzung auf die Zeugungstheile und auf vernichtete Befruchtungsfähigkeit ſtatt finden ſoll, keineswegs als entſchieden, ſondern nur als eine ſeynſollende anführen. S. Okens Zoologie. Th. III. Abth. II. S. 749.

b) bei einer bedeutenden Mehrzahl von genau unterſuchten Rehtraggefäßen, vom Monat September an bis zur Setzzeit des nächſt folgenden Frühlinges, ſtufenweiſe ausgebildete Embryonen entdeckt worden ſind; oder daß

c) eine Nichtwahrnehmung des Hochbeſchlags in den Traggefäßen bis zur Hälfte der Schwangerſchaft irgend eines Säugthieres möglich iſt.

Bis obige Beweiſe wirklich und einleuchtend geführt ſind, kann und wird die Ueberzeugung des Verfaſſers von der Richtigkeit ſeiner Behauptung weder durch unbegründete Hypotheſen, noch durch Erzählungen wankend gemacht werden, um ſo weniger, da er die Autorität der gefeierteſten Zoologen — eines Blumenbach, Bechſtein, Oken — und den auf vielfältige Erfahrung begründeten Ausſpruch aller Praktiker im Jagdfache für ſich hat. —

Wie beim Edel- und -Dammwilde brunſten auch bei den Rehen die ſtarken Böcke und Ricken früher, als die ſchwächeren; auch fängt die Brunſt bei ſehr guter Aeſung gewöhnlich acht Tage früher an; bei ſchlechter Aeſung und ungünſtiger Witterung verzögert ſie ſich im Gegentheile zuweilen bis zum Monat Januar.

Beim Aufbrechen mehrerer zu Ende des Decembers geſchoſſener Ricken fand ich in der Tracht eine gallertartige, zähe Feuchtigkeit, aus welcher der Embryo ſich nach und nach immer mehr entwickelt. Im Februar erſcheint ſchon der kleinſte Theil des Körpers am Embryo ausgebildet.

Zu Anfang der wahren Brunſtzeit ſowohl als der falſchen erſchwert die Ricke dem Bocke den ſüßen Genuß der Gattenrechte, und ſelbſt ſpäterhin überläßt ſie ſich ihm nie ohne Weigerung. Immer ſcheint ſie entfliehen zu wollen, und gibt dabei den Laut von ſich, welcher bereits im 3. §. bemerkt worden iſt. Er verfolgt ſie unabläſſig, bis er ſie ereilt. Nur einen Moment dauert der oft wiederholt werdende Akt des Beſchlags, nach deſſen Vollendung die Ricke gewöhnlich näſſet, der Bock ſich aber zur Erholung niederthut.

Doch bewacht er jeden ihrer Schritte eiferſüchtig,

keinen Nebenbuhler duldend. Bemerkt er einen, ſo erhebt ſich zwar zuweilen ein ziemlich hartnäckiger Kampf; mir aber iſt kein Beiſpiel merklicher Verletzung als Folge deſſelben vorgekommen.

Weder bei der wahren Brunft, noch in der Blattzeit hört man einen helltönenden Laut des Bockes, wie beim Hirſche, ſondern nur, wenn er die Ricke jagt, oder einen Nebenbuhler vertreibt, ein durch das angeſtrengte Laufen erzeugtes Röcheln.

Die Rehe ſind im zweiten Jahre ihres Lebens zeugungsfähig.

§. 8.

Die Ricke geht 20 bis 21 Wochen hochbeſchlagen, und ſetzt dann ein, zwei, ſelten drei Kälber *), von denen ſie ſich nur im Nothfalle und auf kurze Zeit entfernt, an einem einſamen Orte.

Vor jedem ſich nähernden Feinde verbirgt ſie ſelbige mit Sorgfalt, gibt ihnen auch, wenn ſie ihr auf die Aeſung folgen, bei der leiſeſten Ahndung einer Gefahr warnende Zeichen, durch Aufſtampfen mit dem Laufe, oder durch einen kurzen fiependen Laut. Die Kälber drücken ſich dem zu Folge in der zärtern Jugend auf der Stelle, ſpäterhin entfliehen ſie mit der Mutter zugleich.

Reichen in der früheſten Lebensperiode der Kälber, wenn ſie aus Schwäche noch nicht im Stande ſind, ſich ſchnell zu entfernen, die Kräfte der Mutter nicht hin, ihre Kinder zu vertheidigen; ſo nimmt ſie, wie das Edel- und Dammwild, ihre Zuflucht zur Liſt, und ſucht oft durch das ſinnreiche Mittel, ſich den Verfolgungen des Feindes Preis zu geben, ihre Lieblinge zu retten.

Kann ſie dennoch den Raub derſelben auf keine Weiſe hindern, ſo folgt ſie ſelbſt den Menſchen ſehr weit, und gibt, bei dem Gefühle, daß ihr dieſer zu überlegen iſt,

*) Sonderbar iſts, daß dieſe ſeltene Fruchtbarkeit ſich nicht auf ein Jahr beſchränkt. Auf meinem eigenen Reviere ſetzte eine und dieſelbe Ricke drei Jahre nach einander drei Kälber. Eben dieſe Erfahrung machte der Jäger meines Bruders.

um einen Angriff auf ihn zu wagen, ihre Aengſtlichkeit durch beſtändiges Hin= und Herlaufen, und durch den Ruf (den fiependen Laut) zu erkennen. Mich hat dieſe mütterliche Zärtlichkeit mehr als einmal dahin vermocht, das Kalb, welches ich ſchon mit weggenommen hatte, wieder in Freiheit zu ſetzen, und reichlich belohnte mich dafür die Sorgſamkeit, welche die Mutter bei der Unterſuchung, ob ihrem Kinde ein Unfall zugeſtoßen ſei, blicken ließ.

Freudig ſprang ſie um das unbeſchädigt gefundene Kleine herum, und ſchien es mit Liebkoſungen zu überhäufen, indem ſie ihm zugleich das Geſäuge zur Nahrung darbot.

Die Kälber beſaugen die Ricke bis zum Auguſt, auch wohl bis zum September, nehmen aber ſchon im zweiten Monate ihres Lebens feineres grünes Geäſe, über deſſen Auswahl ſie die Mutter belehrt, mit an.

Hier noch die Bemerkung, daß die Mutterricke von der Setzzeit an bis gegen Ende des Monats Auguſt eifriger noch, und unbehutſamer auf das Blatt ſpringt, wenn der Fieplaut der Jungen nachgeahmt wird, als der Bock in der Blattzeit, in Folge der Nachahmung des etwas tiefer fiependen Angſtlautes des vom Bocke getriebenen Schmalrehes. Leider wiſſen dies Wilderer und Aasjäger nur zu gut.

§. 9.

In Rückſicht der Aeſung des Rehwildes gilt — mit Ausſchluß der Leinknoten und der Kartoffeln — alles, was hierüber beim Edelwilde geſagt worden iſt; nur iſt es ſorgfältiger und leckerer in der Auswahl der Kräuter und Gräſer. Junger Stockausſchlag und, reſpektive, Aufſchlag und Anflug von Eichen, Hainbuchen, Ulmen, Ahornen, Aspen, Sommerbirken, ſind zu allen Jahreszeiten dem Verbeißen am meiſten ausgeſetzt; weniger der von Buchen. Im Winter zieht das Reh die Knospen von Eichen und Pappeln, auch Brombeerblätter und Miſtel allem Andern vor; doch verſchmäht es auch die Nadelholzknospen nicht, und zwar zieht es die der jungen Fichte allen übrigen

vor. Dem grünen Getreide, und vorzüglich der Oelſaat geht es zwar ſo lange eifrig nach, bis die Pflanzen Halme treiben (in das Schoſſen kommen), beißt aber ſelten oder nie ſo tief, daß die ſogenannten Herzblätter weſentlicher Beſchädigung ausgeſetzt ſeyn könnten. Körner nimmt es nur vom Hafer an. Aufgeſtellte Hafergarben und gefällte Eichen und Pappeln (Aspen) und Miſtel geben die beſte Winterfütterung ab.

§. 10.

In ähnlichem Maaße wie das Edelwild verändert auch das Reh ſeinen Stand, nach Verſchiedenheit der Aeſung, zu jeder Jahreszeit.

Ueberall hält es ſich im Frühlinge, Sommer, Herbſte und im Winter bei Plattfroſte lieber in Feld= oder doch von Wieſen durchſchnittenen Vorhölzern, als in der Tiefe zuſammenhängender Waldungen auf. Nur wenn tiefer Schnee fällt, zieht es ſich in den tiefern dichteren und wärmeren Theil des Holzes, vorzüglich aber in die Nachbarſchaft der jungen und neu angelegten Holzſchläge zurück.

Dieſen wird es auch dadurch zu jeder Zeit ſchädlich, daß es, wenn es ſich auch, um andere Aeſungsmittel oder Ruhe zu ſuchen, auf einige Stunden davon entfernt, doch täglich wenigſtens dreimal zurückkehrt, und dann ſelbſt durch Hunde nur auf kurze Zeit davon vertrieben wird. Sobald dieſe nicht mehr zu fürchten ſind, kommt es wieder, fängt ſeine Verwüſtungen aufs neue an, und thut ſich auf den Schlägen ſelbſt, oder doch in deren Nachbarſchaft nieder, um das Geſchäft des Wiederkäuens zu verrichten.

Im Sommer, wenn das Ungeziefer Menſchen und Thiere faſt unerträglich plagt, ſucht ſich das Reh dadurch zu ſchützen, daß es das Holz verläßt, und ſich im hohen Getreide niederthut. Es iſt nicht zu läugnen, daß wo der Rehſtand ſtark iſt, hierdurch den Feldern einiger Schade zugefügt werden kann, beträchtlich iſt er aber ſelten.

Wo den Rehen ſehr nachgeſtellt wird, ziehen ſie ſich am Tage in das dickſte Gehölz zurück; wo ſie aber Ruhe

haben, bleiben ſie gern im lichten Stangenholze, und pflegen da der Ruhe in Betten, welche ſie durch Wegſchlagen der Laubdecke und eines Theils des verraſeten Bodens mit den Läufen, eben ſo, wie das Edel= und Dammwild, bereiten.

Zuweilen wechſeln ſie weit nach der Aeſung, ſcheuen dabei auch einen Strom nicht, ſondern ſchwimmen ſehr behend hindurch; auch verlaſſen ſie den einmal gewählten Wechſel nicht leicht.

§. 11.

Obgleich die Rehe ſich gern in ſolche Gegenden des Revieres zuſammenziehen, wo ſie volle Aeſung finden, ſich da auch gegenſeitig dulden; ſo vereinigen ſie ſich doch nie truppweiſe *), ſondern nur zu drei, vier bis fünf Stück in einen Sprung.

Ein ſolcher Sprung beſteht aus der alten Ricke und ihren Kälbern, wozu ſich in der wahren Brunftzeit ein Bock geſellt, welcher den ganzen Winter hindurch dabei bleibt.

Zu Anfange der Färbezeit entfernt ſich der Bock vom Sprunge, und bleibt von nun an iſolirt bis zum Anfange der Blattzeit. Dann trollt er unruhig herum, um Schmalrehe aufzuſuchen. Nach der Blattzeit bleibt der Bock gewöhnlich bei einem Schmalrehe, mit welchem er im Spätherbſte zuerſt brunftet; wenn die nunmehrige Ricke aber hochbeſchlagen iſt, ſucht er eine andere. Die letzte Geliebte bleibt bis zum nächſten Frühlinge ſeine Gefährtin.

Die Kälber bleiben bei der Ricke, bis dieſe in der Setzzeit von ihnen ſich zurückzieht, und ſie nun erwachſen, ihrem eignen Schickſale überläßt.

*) Daß man, wenn die Rehe bei Treibjagen rege gemacht werden, zuweilen bis 20 Stück beiſammen ſieht, kann hier nicht in Anſchlag kommen, da ſie ſich ſehr bald wieder ſprungweiſe vertheilen.

§. 12.

Rehkälber bei Kuh= oder Ziegenmilch, oder noch beſſer von einer Ziege geſäuget aufgezogen, werden äußerſt zahm, die weiblichen Geſchlechts vorzüglich und auf immer.

Einer meiner Brüder beſaß eine gezähmte Ricke, welche ſich in der menſchlichen Geſellſchaft faſt am beſten zu gefallen ſchien. Oft lag ſie zu unſern Füßen, und gern machte ſie ſich die Erlaubniß, welche ſie nur zuweilen erhielt, zu Nutze, auf dem Sopha an der Seite meiner Schwägerin zu ruhen. Hund und Katze waren ihre Geſpielen. Fand ſie ſich von ihnen beleidigt, ſo wurden ſie durch tüchtige Schläge mit den Vorderläufen hart geſtraft.

Das liebe Thierchen ging mit uns, oder auch für ſich allein ins Freie ſpazieren. Hier geſellte ſich bisweilen ein Bock zu ihm, welchen es dann oft bis an den Eingang des Dorfes mitbrachte.

Mit Gewißheit kann ich nicht ſagen, ob es, als Schmalreh, im Auguſt vorgebrunftet hat; im November oder in der erſten Woche des Decembers blieb es gewöhnlich, kurze Beſuche abgerechnet, welche es ſeinen Wohlthätern abzuſtatten nicht vergaß, einige Tage und Nächte hindurch im Walde, kam dann, wenn es ſich hochbeſchlagen fühlte, nach Hauſe, und ſetzte zur gehörigen Zeit. Die Kälber aber, mit der Muttermilch dieſes zahmen Rehes genährt, blieben wild, und wurden deshalb im folgenden Oktober ausgeſetzt.

Sogar während der Brunft verließ es, wenn es von ſeinem Herrn beim Namen gerufen ward, den Bock (der es aber doch immer in der Ferne begleitete) und folgte dem Herrn bis an das Ende des Waldes, hier aber trennte es ſich von ihm, und gab dem Gatten durch den gewöhnlichen Ruf ein Zeichen zur Annäherung.

Wird es der Leſer wohl glauben, wenn ich ihm ſage, daß dieſe herrliche, durch ein helltönendes Schellenhalsband ausgezeichnete Kreatur von einem uns, leider! unbekannt gebliebenen boshaften Menſchen todt geſchoſſen worden

iſt? — Wir fanden ſie, von Schroten durchbohrt, im Getreide, zu einer Zeit, wo auf unſern Revieren, wenigſtens von denen, die dazu berechtigt waren, gewiß kein Schuß auf Ricken geſchah. —

Das gezähmte männliche Kalb wird gewöhnlich als Spießbock, oder doch in dem folgenden Jahre böſe. Starke Verletzungen ſind, wenn das Gehörn nicht abgeſägt wird, oft die Folge des Angriffes, welchen er auf jeden Menſchen, beſonders auf Frauenzimmer macht. Bringt man aber auch die eben angegebene Vorſichtsmaaßregel in Anwendung, ſo rennt er nichts deſto weniger wüthend auf jeden los, der ſich ihm nähert. Man ſollte deshalb gar keinen Verſuch machen, einen nicht kaſtrirten Bock zahm aufzuziehen. —

§. 13.

Mit Recht gibt man dem Rehwildbret in Rückſicht der Schmackhaftigkeit und Zartheit vor allem andern den Vorzug.

Das Unſchlitt wird eben ſo wie das Hirſchunſchlitt benutzt.

Die Haut wird behaart oder unbehaart gargemacht. Im erſten Falle liefert ſie ein weiches Futter zum Pferdegeſchirr, im andern feines, ziemlich dauerhaftes Leder zu Handſchuhen und Beinkleidern.

Im Winter iſt ſie am wenigſten, oft faſt gar nicht brauchbar, weil ſie dann ſehr dünne, auch wie beim Edel- und Damwild, von Engerlingen durchlöchert iſt.

Im Junius und Julius bemerkt man keine Spur von Engerlingsflecken mehr; zu dieſer Zeit ſind auch die Böcke ſehr gut am Leibe, im November jedoch, bei voller Aeſung grüner Saat, beſonders aber in Maſtjahren, am feiſteſten. Aeußerlich legen ſie zwar wenig Feiſt auf, aber deſto mehr Wildbret, und Netz und Nieren ſind ſtark mit Feiſt überzogen. Während der Blattzeit ſowohl, als während der wahren Brunft kommen ſie natürlicher Weiſe etwas herunter.

Der Spätherbſt iſt die Zeit, wo die alte Ricke, vornehmlich wenn ſie nicht geſetzt hat, nicht nur das beſte

und meiſte Wildbret auflegt, ſondern auch — vorzüglich im Innern — oft ſehr feiſt wird.

Das hier Geſagte gibt die Zeit genau genug an, zu welcher Bock und Ricke am beſten zu benutzen ſind.

Soll der Rehſtand in einem Reviere ſtark bleiben, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß das Muttergeſchlecht geſchont werden muß. Schmalrehe ſollten, meiner Meinung nach, nie, alte Ricken nur dann geſchoſſen werden, wenn ſie zwei Jahre nach einander gelte geblieben ſind. Freilich aber müßten unſre Jäger, um in dieſem Punkte richtig zu urtheilen, die Mühe ſich nicht verdrießen laſſen, den Wechſel, Aufenthalt, ſogar die Geſtaltung aller auf ihrem Reviere Stand haltenden alten Ricken fortwährend zu beobachten.

Die Schädlichkeit der Rehe im Naturhaushalte erſtreckt ſich, wie ſich aus §. 9. ergibt, nicht ſowohl auf das Feld — denn da iſt ſie einzig im Sommer dann in Anſchlag zu bringen, wenn die Rehe, um ſich vor Ungeziefer zu ſchützen, im hohen Getreide, und zwar da am liebſten, wo es am dichteſten ſteht, noch dazu an jedem Tage auf einer andern Stelle, ſich niederthun —, als auf den Wald, indem ſie, übermäßig gehegt, nicht allein durch das Verbeißen des jungen Holzes, ſondern auch durch das Fegen der Böcke an demſelben — ganz vorzüglich in Lerchen- und andern Nadelholz-Kulturen — allerdings ſehr läſtig werden. Wenn aber dieſe Wildart von ſehr achtungswerthen Forſtmännern in den Verdacht gebracht wurde, als ſei ſie ausſchließlich Schuld an dem faſt überall bemerkbaren Mangel an mittelwüchſigen und jungen Eichen; ſo geſchahe ihr gewiß unrecht. Dieſen hat offenbar, nächſt der zu frühen Behütung der jungen Schläge — mit Schafen beſonders — das Eintreiben der Schweine in Maſtjahren, ohne alle Hege und bis zum Frühlinge hin, auch, hier und da, zu ſtarke Hege der wilden Sauen bewirkt. Denn, wer weiß es nicht, daß zahme und wilde Sauen jede andere Obermaſt, beſonders aber Bucheln verſchmähen, wo und ſo lange ſie Eicheln finden.

§. 14.

Nachdem im Vorhergehenden alles mit Sorgfalt vorgetragen worden, was auf die Naturgeſchichte des Rehes im Allgemeinen Bezug hat, will ich nun von dem ſprechen, was den Weidmann in Rückſicht dieſer Wildart beſonders angeht; von Gegenſtänden nehmlich, welche er wiſſen muß, um die Jagd auf Rehe zweckmäßig betreiben zu können.

Zuvörderſt muß er aufmerkſam auf alles das ſeyn, wodurch der Bock von der Ricke zu jeder Jahreszeit ſich auszeichnet.

Sobald und ſo lange der Bock ein Gehörn trägt, erkennt man ihn daran ſchon auf den erſten Blick von Weitem; hat er aber abgeworfen, ſo iſt an ihm der Pinſel, wie an der Ricke die Schürze, das einzige ſichere Unterſcheidungszeichen. Doch kann dem geübten Auge auch der ſtärkere Kopf und Hals des erſteren, dafür mitgelten.

Zieht ferner ein Sprung Rehe ruhig nach der Aeſung oder zu Holze, ſo eröffnet gewöhnlich die Ricke den Zug, und der Bock kommt zuletzt *). Zwar wird dieſe Ordnung oft zufällig unterbrochen, bei eintretender Ruhe aber bald wieder hergeſtellt. In der Dämmerung, wenn keine andere Auszeichnung bemerkbar iſt, und ein Reh geſchoſſen werden muß, wird man ſich hiernach mit ziemlicher Gewißheit richten können, in ſo fern das letzte Stück des Sprungs nur ſtark am Leibe iſt.

Die Zeichen an der Fährte des Rehbockes ſo ängſtlich wie beim Edelhirſch aufſuchen und aufzählen zu wollen, würde Kleinigkeitskrämerei verrathen, da jede Art von Beſtätigung bei der Rehjagd wegfällt; auch in einer ſo ſchwachen Fährte, wie die des Bockes iſt, die beim Hirſche zum Theil ſchon mühſam genug zu erforſchenden Zeichen, wenn ſie auch bei dieſer Wildart exiſtiren, ſich doch nur höchſt ſelten ſichtbar abdrucken können. Wer indeſſen Vergnügen daran findet, Unterſuchungen dieſer Art anzuſtellen,

*) Vieljährige und vielfältige Erfahrung berechtigt den Verfaſſer zu dieſer, den meiſten andern Jagdſchriftſtellern widerſprechenden Aeußerung.

wird im guten Boden bemerken, daß im Tritte des guten Bockes die Schalen ſtumpfer, die Ballen breiter, länger und überhaupt ſtärker, die Oberrücken weiter aus einander ſtehend erſcheinen, als in dem der Ricke.

Auf einem fremden Reviere, oder auf einem ſolchen, wo kein immerwährender Rehſtand ſtatt findet, wird der Weidmann oft Gelegenheit haben, den Stand und Wechſel eines Bockes entweder an der durch das Fegen von den Sträuchen hier und da abgeriebenen Schale, oder an den kleinen runden Stellen, von welchen er vom Monat März an bis zum December den Boden mit den Vorderläufen aufkratzt, zu erkunden. Dieſe Kratzflecke heißen in der Jägerſprache **Plätze** und das Kratzen ſelbſt wird durch **Plätzen** bezeichnet.

§. 15.

Auch bei der Rehjagd iſt der Schweißhund *) unentbehrlich. Mit vielem Nutzen habe ich mich bei angeſchoſſenen Rehen eines auf den Schweiß gearbeiteten Dachshundes bedient, vor dem ſich, weil er klein iſt, auch das Reh oft ſtellt.

Entwöhnt man dieſe Race von Hunden des Jagens, was aber gewöhnlich ſchwer hält, ſo kann man faſt keine beſſere zum Schweißhunde wählen.

Außerdem gebraucht man in ſehr ſumpfigen und bergigen Gegenden die teutſchen Jagdhunde dazu, die Rehe zum Schuſſe zu bringen. Indeſſen iſt es rathſam, ſich derſelben ſo wenig als möglich zu bedienen, weil durch ſie das Revier zu ſehr beunruhigt wird.

§. 16.

Nur gelegentlich werden Rehe, bei eingerichteten Jagen auf Roth- und Schwarzwild in Tüchern mit ein-

---

*) Siehe das erſte Kapitel der erſten Abtheilung im erſten Abſchnitte §. 20—25.

geſtellt. Es gibt ja andere und weniger koſtſpielige Mittel zur Genüge, ihnen Abbruch zu thun.

Sogar der Gebrauch der Rehnetze *) wird nur dann nöthig ſeyn, wenn es darauf ankommt, entweder den Rehſtand ſchnell und auf einmal merklich zu vermindern; oder einige Stück lebend einzufangen; oder hergebrachte Rechte in Ausübung zu bringen.

Sie werden wie alles Zeug ſo geſtellt, daß an den Wechſeln keine Lücken oder Vertiefungen entſtehen; im erſten und zweiten oben angegebenen Falle aber buſenreich, d. h. die Ober- und Unterleinen werden weniger ſtramm (ſtraff) als bei der Prellnetzſtellung angezogen, die Maſchen etwas zuſammengeſchoben, und der dadurch entſtehende Buſen an der Unterleine einwärts gelegt; auf den oben mit flachen Kerben verſehenen Forkeln aber, welche man nur ſo feſt in den Boden ſtößt, daß ſie die Netze aufrecht ſtehend erhalten, die Oberleinen eingehängt.

Hat man auf dieſe Weiſe einen beliebigen Diſtrikt nahe am dichten Holze umſtellt, ſo treibt man in der Stallung auf die Netze zu. Die in dieſelben einfallenden Rehe verwickeln ſich dann darin, man bekommt ſie lebend, meiſtentheils unbeſchädigt, in ſeine Gewalt, und ſo kann man Ricken, oder was ſonſt geſchont werden ſoll, wieder in Freiheit ſetzen.

Jagt man blos deshalb mit Netzen, um die Befugniß dazu, oder Jagdfrohnen durch Verjährung nicht zu verlieren; ſo müſſen, in ſo fern die Jagdleute auf ein gewiſſes Fangegeld geſetzt ſind, die Netze buſenreich geſtellt werden; außerdem, wenn die Garne blos zu Wehrflügeln dienen, das Wild aber geſchoſſen wird, zieht man die Leinen ſtramm an, hängt die obere an Haken, welche oben an den Forkeln eingeſchlagen ſind, ein, und ſtößt die Forkeln feſt in die Erde. Die auf dieſe Art geſtellten Netze reichen viel weiter, müſſen aber ſo feſt ſtehen, daß ſie

*) Siehe des erſten Anhanges erſtes Kapitel §. 14 und 16.

nicht abfallen, wenn Rehe anprellen. Darum heißen ſie, wie eben gedacht geſtellt, Prellnetze.

Uebrigens reſpektirt dieſe Wildart auch Federlappen ſo ſehr, daß dieſe allein zum Einſtellen hinreichen, wenn man ſich mit Schießen ein Vergnügen machen will. Wünſchte eine Herrſchaft eine beſtimmte Anzahl Rehe lebend einzufangen; ſo würde ich rathen, erſt verlorne Treiben nach einer beträchtlichen Dickung zuzumachen, dieſe dann ringsum zu verlappen, die Fallnetze auf einem Wege quer durch die Stallung zu ſtellen, und dann von beiden Seiten abwechſelnd ſo lange auf ſie zuzutreiben, bis man ſeinen Zweck erreicht hätte.

Käme es aber darauf an, eines ausgezeichneten Stückes habhaft zu werden, ſo müßte man ſich zuvörderſt davon unterrichten, in welchem Walddiſtrikt es ſtünde. Dieſer würde doppelt verlappt, oder beſſer noch, mit feſt geſtellten Netzen umzogen werden müſſen. Dann könnte man die Fallnetze, wie vorher geſagt, in der Stallung anwenden.

Denn wollte man ſie auf den Flügeln anbringen, ſo möchte ſich vielleicht der Fall ereignen, daß kurz vor dem Stück, welches gefangen werden ſoll, ein anderes oder mehrere einfielen, wodurch eine Lücke entſtehen würde, welches das zum Fang beſtimmte leicht finden, und ſo entkommen könnte.

§. 17.

Nur beiläufig erwähne ich die ſogenannten Rehagen als eine höchſt ſchädliche, in den meiſten Ländern ſogar unerlaubte, ich möchte ſagen, das Weidewerk ſchändende Erfindung, deren Anwendung von nicht zu entſchuldigender Habſucht des Jagdberechtigten zeugt.

Ein Rehagen beſteht aus einer langen lebendigen, auf dem bekannten Rehwechſel gezogenen Hecke oder Flechtverzäunung. Hin und wieder läßt man Lücken. An jedem Ende derſelben werden Mücken eingeſchlagen, und auf dieſen Querſtangen befeſtigt, woran man herabhängende Schleifen von hanfenen Leinen dicht neben einander, ſo

daß eine etwas über die andere ſteht, aufſtellt. Auf die Hecken oder Zäune treibt man dann die Rehe aus den umliegenden Diſtrikten zu. Indem ſie ſich durch die Lücken retten wollen, werden ſie in den Schleifen gefangen.

Zuweilen macht man auch eine ähnliche Umzäunung um einen ganzen Gehau herum, treibt erſt aus der benachbarten Gegend die Rehe durch die offen gelaſſenen Lücken hinein, und forcirt ſie hernach, wenn die Schleifen in den Lücken vorgehängt worden ſind, mit Hunden oder Treibern ſo lange, bis man genug gefangen hat. — Weg mit der Aasjägerei! —

§. 18.

Dem rechtlichen Weidemanne kann und wird das Bürſchen im Freien Gelegenheit genug gewähren, ſich Nutzen und Vergnügen zu verſchaffen.

Auf eben ſo mannigfache Weiſe und mit gleich glücklichem Erfolge wird das Bürſchen beim Rehwilde betrieben, wie beim Edel- und Damwilde *); demnächſt aber auch nach folgender weidmänniſcher, nur bei dem Rehbocke anzuwendender Methode:

Während der falſchen Brunſt ſpringt der Bock beſonders eifrig aufs Blatt **), d. h. er eilt mit der größten Schnelligkeit auf den Ort zu, wo der Jäger, gut verborgen, den Laut, welchen das Schmalreh ausgibt, wenn es vom Bocke gejagt wird, ganz genau nachahmt.

Zum Hervorbringen dieſer Töne bedient man ſich eines Birnbaumblattes, eines Stückchens von der äußern weißen Schale (epidermis) der Birke, oder auch eines nicht zu alten, glatten, etwas breiten Grasblattes, drückt es der Breite nach mit den Lippen leiſe auf die Zunge, ſo daß zwiſchen der Oberlippe und dem Blatte eine ganz kleine Oeffnung, wie beim Pfeifen, entſteht, und ſtößt,

---

*) Abſchn. I. Abth. I. Kap. 1. §. 42—47. und Kap. 3. §. 14.

**) Vergl. §. 3 und 7. Die Periode, während welcher dies geſchieht, wird daher durch Blattzeit bezeichnet.

ohne ſonderliche Anſtrengung, einigen Wind durch dieſelbe. Um den höhern Anfangston des Rufes hervorzubringen, wird der Windſtoß etwas verſtärkt. Durch Verminderung des Windſtoßes und gleich darauf folgenden Nachlaß deſſelben entſteht der kürzere tiefere Schlußton.

Deutlicher vermag ich dies übrigens gar leichte Verfahren nicht zu beſchreiben, man wird es aber bald kennen lernen, wenn man zu bemerken Gelegenheit hat, wie der gemeine Mann beim Blaſen ganzer Melodien auf dem Blatte ſich benimmt.

Sonſt bedient man ſich zum Blatten auch eines doppelt und dicht zuſammengebogenen Meſſing= oder Bleiblättchens, durch welches in der Mitte ein kleines Loch gebohrt wird. Wird dieſes ſo vor den Zähnen mit den Lippen feſtgehalten, daß der zum Entſtehen der verlangten Töne nöthige Wind durch das Loch gehen kann, ſo erreicht man leicht den Zweck, den Fieplaut nachzuahmen.

Andere blatten blos mit dem Munde, indem ſie die Lippen feſt zuſammenpreſſen, und zwiſchen dieſen und den Zähnen etwas Wind ſammeln, welchen ſie dann durch eine ganz kleine Oeffnung ſchnell herauslaſſen.

Hauptregel iſt es, daß die Töne immer die nehmlichen bleiben, auch nicht umſchlagen.

Wer indeſſen Luſt oder Gelegenheit nicht hätte, den Fieplaut auf vorgedachte Weiſe nachahmen zu lernen, der kann ſich eines beſondern Rehrufes, wie ſelbiger bei den Horndrehern und Inſtrumentenmachern, auch bei den Nürnberger Drechslerwaarenhändlern verkäuflich zu haben iſt, bedienen. Dieſer gewährt den Vortheil, daß der Fieplaut ſich immer gleich bleibt, und daß man vermittelſt einer daran befindlichen Vorrichtung, ihn nach Gefallen höher oder tiefer ſtimmen kann. Nur muß man gemäßigt blaſen, weil ſonſt der Laut zu rauh und zu ſtark wird.

Morgens von zehn bis eilf Uhr ſpringt der Bock im Auguſt am eifrigſten aufs Blatt, weil er ſich da gewöhnlich niedergethan, ruht und das Schmalreh nicht jagt. Auch früh und gegen Abend kann man ihn täuſchen, in

ſo fern es noch ruhig iſt; verpönt man ihn aber einmal, ſo iſt für dieſes Jahr alle Mühe vergebens, ihn wieder heranzuziehen. Bei der Ricke iſt dies nicht der Fall, wenn der Fieplaut des Kalbes (im erhöhten Tone) nachgeahmt wird. Dies wiſſen und benutzen Wilderer und Aasjäger leider nur zu ſehr zu ihrem ſchändlichen Gewerbe und zum Ruin des Rehſtandes.

Zum Blatten muß man in Gegenden, wo Böcke ſtehen, einen Ort wählen, an welchen man nach allen Richtungen ſehen, ſchießen und ſich gut verbergen kann. Hier thut man nur drei bis vier Stöße auf das Blatt, hält ein wenig inne und fängt dann wieder an.

Iſt der vorher nicht verpönte Bock allein, nicht im Jagen des Schmalrehes begriffen, und wird deſſen Fieplaut natürlich nachgeahmt; ſo kommt er pfeilſchnell heran. Deshalb muß der Jäger ſchon im Voraus ſchußfertig ſeyn; denn die geringſte Bewegung deſſelben verräth ihn dem Bocke und dieſer entflieht dann eben ſo ſchnell, als er kam.

Stutzt er in zu weiter Entfernung, ſo darf das Blatten nicht wiederholt werden. Er nähert ſich dann entweder mehr, oder er eilt nach einer andern Seite hin. Im letzten Falle reichen ein Paar vorſichtige Blattſtöße hin, ihn wieder zu locken.

Oft begegnen ſich bei dieſer Gelegenheit zwei Böcke. Der Stärkere ſtrebt dann, den Schwächern zu verjagen. Der Letztere weicht nicht gern gleich, ſondern flieht in verſchiedenen Wendungen herum. Hält ſich der Jäger recht ruhig, ohne zu blatten, ſo kommen ſie ihm oft nahe genug, um den ſtärkſten erlegen zu können; trennen ſie ſich aber früher und horchen, ſo darf er nur noch ein Paarmal auf das Blatt ſtoßen, und einer oder der andere eilt gewiß heran.

§. 19.

Auch bei der Treibejagd, von welcher im dritten Abſchnitte öfter die Rede ſeyn wird, erlegt man manches Reh gelegentlich und zwar kann dies durch eine mit

Schrot von Nr. 2 geladenen Flinte geſchehen. Sonſt bedient der gute Weidmann bei der Rehjagd ſich immer lieber der Büchſe, weil dadurch Wildbret und Haut weniger beſchädigt wird.

§. 20.

Das Reh wird eben ſo, wie das Edelwild verbrochen, aufgebrochen und zerwirkt. Beim Zerlegen kann man ſich jedoch in manchen Stücken nach dem Wunſche und Willen deſſen richten, welchem das Wildbret zu Nutzen kommt. Wird auf Erſparniß Rückſicht genommen, ſo löſ't man die Keulen, wie beim Edelwilde, aus, oder der Zimmer wird am Kreuz durchgeſchlagen, das hintere Theil dann geſpalten und an den Keulen gelaſſen. Ich will es allenfalls zugeben, daß auf dieſe Weiſe für diejenigen, welche in der Pfanne braten laſſen, etwas gewonnen wird, weil dann überall Knochen die Unterlage machen, und dadurch das Wildbret, welches ſonſt ſchwarz und hart zu werden pflegt, wo es aufliegt, mürbe und ſaftig bleibt; aber gewiß iſt es, daß der Zimmer ſehr am Anſehen verliert. Andere, welchen daran liegt, recht ſtarke Zimmer auf die Tafel zu bringen, laſſen hinten an den Keulen, gerade unter dem Schloſſe, einen Einſchnitt bis an die Keulenröhre machen, dieſe durchſchlagen, und dann das übrige Keulenwildbret ſo durchſchärfen, daß der Zimmer, auf der Tafel überall gerade aufliegt. Ein ſo abgelöſ'ter Zimmerbraten ziert die Tafel ſehr; auch geht, in ſo fern er am Spieße gebraten wird, nichts an Wildbret verloren. Doch werden die Keulen verkleinert und unſcheinbar, behalten aber immer noch ſo viel Wildbret, daß ein kleiner Familienzirkel von ſechs bis acht Perſonen an einem ſolchen Keulenbraten zur Genüge hat. Wer aber in der Pfanne braten läßt, kann in Folge des letztgedachten Verfahrens beim Zerlegen das am Zimmer bleibende Keulenwildbret faſt gar nicht benutzen, weil es trocken wird, und oft ſogar verbrennt.

Zweites Kapitel.

Von den wilden Sauen (Schwarzwild).

Sus ſcrofa, Aper (*Linn.*) *).

§. 1.

Der Weidmann belegt dieſe Wildart mit der Benennung Saue, wenn von ihr im Allgemeinen, ohne auf das männliche oder weibliche Geſchlecht beſondere Rückſicht zu nehmen, geſprochen wird.

Bache iſt der Name, welchen das Muttergeſchlecht erhält. Sie friſcht oder ſetzt — doch iſt der letztere Ausdruck nicht ſehr gewöhnlich, — ſie wirft keine Jungen, wie die zahme Saue.

Die Jungen männlichen und weiblichen Geſchlechts heißen Friſchlinge, und zwar von dem Tage, an welchem ſie gefriſcht werden, bis zum Anfange des nächſtfolgenden Jahres, heurige; dann aber bis zur nächſtfolgenden Brunftzeit jährige, übergangene, überlaufene. Von dieſer Zeit an wird der weibliche übergangene Friſchling Bache und zwar ein ganzes Jahr hindurch zweijährige; im folgenden dreijährige Bache genannt. Sobald ſie vier volle Jahre alt iſt, hört die Beſtimmung des Alters auf, und man ſpricht ſie dann als ſtarke, an einigen Orten als grobe Bache an.

---

*) v. Wildungens Neujahrsgeſchenk ꝛc. 1795. II. S. 14. Bechſteins Handb. d. Jagdw. Th. I. Bd. I. Kap. 7. Okens Zool. Th. III. Abth. II. S. 761, 765.

Der männliche jährige Friſchling heißt, wenn er zwei volle Jahre alt iſt, zweijähriger Keiler *) — an einigen Orten Bacher, ohne Bezeichnung des Alters; zwölf Monate ſpäter aber dreijähriger Keiler, oder — wo der zweijährige Bacher benennt wird — Keiler ohne weitern Beiſatz.

Wenn der Keiler vier Jahr alt wird, ſo ſpricht ihn der Jäger als angehendes Schwein, zwölf Monate ſpäter als hauendes oder gutes, vom ſiebenten Jahre an als Haupt- oder grobes Schwein an.

Der Rüſſel wird Gebreche genannt. Mit dieſem brechen die Sauen, ſie wühlen nicht in der Erde.

Man bedient ſich auch des Ausdruckes Gebreche, um damit die ganze Schnautze zu bezeichnen. Der durchwühlte Erdboden hingegen heißt Gebräche. Wenn die Saue bricht, ſo ſagt der Jäger, ſie ſteht im Gebräche. Aus dem Vorhergehenden ergibt ſich der Unterſchied zwiſchen Gebräche und Gebreche von ſelbſt.

Die Hauzähne des Schweines heißen Gewehr, die bei den Bachen an derſelben Stelle hervorſtehenden, aber kürzeren, ſtumpferen und nur wenig gekrümmten vier Eckzähne Haken.

Das lange über die Grundwolle hervortretende Hauthaar nennt man Borſten, das noch längere und ſtrammere, längs des Rückgraths ſtets ſtruppig emporſtehende Federn; die Dünnungen Wammen; den Schwanz Pürzel, auch Federlein.

Das Schwein bekommt auf den Blättern eine oft Fingers dicke Haut, Schild genannt.

Wenn die Sauen ſich den Hunden widerſetzen und ſtehen bleiben, ſo ſagt man, ſie ſtellen ſich; reißen ſie aber aus, ſo bedient man ſich des Ausdruckes, ſie gehen durch. Von Hetzhunden werden ſie eingeholt und gepackt, auch wie man an einigen Orten ſich

*) Ich ſchreibe Keiler, nicht Keuler, indem ich keilen — ein Ausdruck, welcher im gemeinen Leben oft ſtatt heftig ſchlagen gebraucht wird — für das Stammwort halte.

auszudrücken pflegt, feſtgemacht oder gedeckt, nicht gehalten.

Sucht der Keiler und das Schwein mit Hülfe des Gewehrs ſich von den Hunden los zu machen, ſo ſagt der Weidmann: er oder es ſtreitet mit ihnen; wird der Zweck der Befreiung vom Schweine oder Keiler erreicht, ſo haben ſie ſich los geſchlagen. Wird dabei ein Hund verwundet, ſo ſagt man: er iſt geſchlagen.

Auch ſchlägt ſich das Schwein durchs Jagdzeug; es fährt oder flieht nicht hindurch.

Den von den Hetzhunden gepackten Sauen wird der Fang gegeben, oder ſie werden abgefangen; nicht todt geſtochen.

Wenn mehrere Keiler, Bachen und Friſchlinge beiſammen ſind, ſo erhält dieſe vereinigte Geſellſchaft die Benennung Rudel, in einigen Gegenden auch Rotte. Beſteht das Rudel nur aus Keilern und Bachen, ſo heißt es: ein Rudel ſtarker Sauen.

Die einzelne Saue hat ein Lager, kein Bette; das Rudel einen Keſſel.

Die Sauen ſchieben ſich ein; ſie thun ſich nicht nieder.

Sie liegen oder ſtecken in einem Reviere; ſie ſtehen nicht in demſelben.

Die Aeſung wird Fraß oder Gefräß genannt.

§. 2.

Von allem andern Haarwilde unterſcheidet ſich die Saue durch ihren innern und äußern Bau ſowohl, als durch andere Eigenheiten ſo ſehr, daß ſie in allen Eintheilungsſyſtemen als beſondere Gattung daſteht.

Schon in den frühſten Zeiten ward die mannigfaltige Nutzbarkeit der Sauen für den Haushalt anerkannt, und deshalb der glückliche Verſuch gemacht, ſie zu zähmen.

Kein Klima iſt ihr gefährlich, und daher fand und findet man in allen Theilen der alten und neuen Welt, wo es Waldung gibt, Sauen in wildem Zuſtande. Nur

Amerika ſoll bei der erſten Entdeckung eine Ausnahme gemacht haben, weshalb man denn auch eilte zahme dort auszuſetzen, welche ſich in der Folge ſchnell genug vermehrten.

Schon der nicht ungewöhnliche Sammelname Schwarzwild zeigt an, daß die gewöhnliche Farbe unſrer wilden Sauen ſchwarz und ſchwarzbraun iſt. Weniger häufig ſind graue, am ſeltenſten roſtfarbene, weiße, gefleckte — alle als Abänderung (Spielart, Varietät).

Haben die zahmen Schweine, als Abkömmlinge von den wilden Sauen, der Erfahrung zu Folge, nach und nach die Farbe ihrer Stammältern verloren und die weiße und bunte angenommen (denn roſtfarbene und ſchwarze ſind nicht ganz häufig); ſo kann man im Gegentheile mit Wahrſcheinlichkeit vorausſetzen, daß da, wo es jetzt mehrere weiße, bunte und weißgraue wilde Sauen gibt, in Zeiten, als man mehr auf Jagd als auf gute Wirthſchaft hielt, zahme Schweine ausgeſetzt worden ſind, von welchen ſie abſtammen.

Das Gebreche der Sauen beſteht aus einer knorpelartigen Maſſe, welche vorn auf der Naſe und am Obermaule einen erhabenen Rand bildet. Vermittelſt einiger ſtarken Muskeln iſt dieſer beweglich. Mit dem Gebreche machen die Sauen, ohne ſichtbare Merkmale von Verletzung, ſelbſt bei mäßigem Froſte, ſechs und mehrere Zoll tiefe, oft ziemlich breite Furchen im wurzlichen Raſen, ja, ſelbſt im unberaſten harten Erdboden, um Fraß zu ſuchen.

Der Kopf im Ganzen iſt dem der zahmen Schweine ziemlich gleich, doch etwas länger und ſpitzer; das Gehör ſteht mehr aufgerichtet; nur wenn die wilden Sauen ruhig brechen, erſcheint es wankend und geſenkt, wie bei jenen.

Die Gebißwerkzeuge, auch die Waffen der wilden Sauen ſind denen der zahmen Schweine an Zahl, Stellung ꝛc. gleich.

Wie ſich bei dieſen der Hauer durch die Hauzähne von der Saue unterſcheidet, ſo zeichnet ſich der Keiler

und vorzüglich das Schwein durch das Gewehr von der Bache aus.

Schon im zweiten Jahre erhebt es ſich gegen das Ende des Gebreches (Maules) aus dem Ober= und Unterkiefer merklich. Beim dreijährigen Keiler verlängert ſich das untere Gewehr um Vieles mehr, als das obere. Es wächſt ſchräg aufwärts, krümmt ſich oben, iſt ganz weiß und glänzend, auch äußerſt ſcharf und ſpitz. Das obere biegt ſich gleich von dem Kiefer ab= und aufwärts, iſt aber kaum halb ſo lang als jenes. Dieſe Menſchen und Hunden gefährlichen Waffen des Keilers in dieſem Alter ſind ſo geſtellt, daß ſie durch beſtändiges Gegeneinanderreiben immer ſchärfer und ſpitziger werden.

Beim angehenden Schweine nimmt das Gewehr an Länge, Stärke, das untere beſonders an Krümmung zu. Noch ſtehen aber die Spitzen ſo, daß die Schläge damit äußerſt gefährlich ſind.

Je älter das Schwein wird, deſto ſtärker krümmt ſich bei immer noch zunehmender Länge und Stärke ſowohl das untere als das obere Gewehr. Bei Hauptſchweinen ſcheint in einiger Entfernung erſteres oft faſt über dem Gebreche zuſammenzureichen, und dann bleibt ſelbigen nur das letztere weiter ab= und aufwärts ſtehende zum Streite (Kampfe) übrig.

Bei der Bache nehmen kurze, kolbige Haken die Stelle des Gewehres ein. Bei der ſtarken ſtehen ſie etwas mehr hervor, aber gefährliche Schläge kann ſie damit nicht verſetzen.

Der Körper im Ganzen iſt weniger lang, die Läufe ſind zwar nicht höher, aber ſtärker als bei der beſſern Race zahmer Schweine.

Den von der Wurzel bis gegen das Ende mit kurzen, hier ſich verlängernden Borſten beſetzten Pürzel tragen die wilden Sauen, wenn ſie flüchtig und nicht verwundet ſind, geringelt, wie jene, wenn ſie aber brechen, etwas abſtehend und hinten herunterhängend. Scheint ihnen dann etwas verdächtig, ſo ſtutzen ſie, werfen den Kopf in die Höhe, indem der Pürzel ſich ringelt.

Die Haut iſt im Sommer nicht ſehr dicht mit kurzen Borſten beſetzt, welche ſich gegen den Winter verlängern. Zu dieſer Jahreszeit wird ſie auch auf dem Grunde mit wolligem Haar ſtärker belegt, welches zum Schutze gegen die Kälte dient.

Die Stärke und ſchwere des Schwarzwildes hängt ſo ſehr vom Alter, von dem Gefräß, von der Maſtung und der Jahreszeit ab, daß alle Angaben über die Länge und Höhe des Körpers und über das Gewicht nicht anders als unſicher ſeyn können. Doch wird angenommen, daß ein angehendes Schwein im Monate Oktober und November 250 Pfund, inkluſive des Schweißes und Geſcheides, wiegen ſoll. Hauptſchweine erlangen oft die Schwere von 500 und mehreren Pfunden. Auch habe ich eine erlegte Bache geſehen, welche ſo lang war, daß, obgleich das Gebreche auf der Vorderaxe eines zweiſpännigen Wagens lag, der Pürzel doch noch bis an das hintere Ende des Wagenbretes reichte. Am Gewicht gab ſie dem ſtärkſten Schweine nichts nach.

Ungeachtet dieſe Wildart nichts weniger als leicht gebaut iſt, ſo bewegt ſie ſich doch noch ſchnell genug, nur Gewandtheit fehlt ihr.

Sie vernimmt und wittert (hört und riecht) ſehr gut, deſto weniger ſcharf äuget (ſieht) ſie; denn es gibt keine andere Wildart, welche, wenn der Wind gut iſt, dem Jäger, in ſo fern er recht ſtill ſteht, ſo nahe auf den Hals käme, ohne ihn zu bemerken.

Den Geſchmack der Sauen möchte ich gerade ſchlecht nicht nennen; denn wenn ſie gleich in der Wahl der Aeſung nichts weniger als ekel ſind, ſo geben ſie doch der beſten und nahrhafteſten immer den Vorzug. Auch darf ja der Menſch, wenn er billig ſeyn will, hierin am wenigſten ſtrenge urtheilen. Manches, was er als Leckerei ſchätzt, würden dieſe und andere wilde Kreaturen vielleicht nur im höchſten Nothfalle als Fraß annehmen.

Selbſt Empfindung, äußere nehmlich, fehlt den Sauen gewiß nicht; denn ſchwächere legen das Gefühl des Schmerzes laut klagend zu Tage.

Das Schwein hingegen gibt ſelbſt bei den ſchmerzlichſten und tödtlichſten Verwundungen nie einen Klagelaut aus.

Ueberhaupt ſind die Sauen, vorzüglich Schweine, unter allen bei uns einheimiſchen wilden Thieren die tapferſten und muthigſten. Tücke würde man ihnen mit Ungrund zur Laſt legen.

Ungereizt wird ſelbſt das ſtärkſte Schwein keinem Menſchen etwas zu Leide thun; nur dem Hunde, ſeinem bitterſten Feinde, widerſetzt es ſich und ſucht ihm gefährlich zu werden. Geht der Menſch ſeinen Gang ruhig fort, ſo wird es ſich entweder gar nicht um ihn bekümmern, oder da es, wie alles Wild, ihn fürchtet, ſich flüchtig entfernen. Nur hüte man ſich vor Neckerei! Ich ſelbſt that das einſt, als unerfahrner Jüngling bei einem Schweine, welches im Winter, wenn der Mann, der die Fütterung zu beſorgen hatte, auf derſelben ankam, hinter ihm drein ging, ohne ihn zu beſchädigen, ein Loch in den Sack ſchlug, um die herausfallenden Eicheln ſich anzueignen. Nach dieſem hieb ich, zu Pferde ſitzend, mit der Peitſche, als es in einem Haferſtücke ſtand, mußte aber reiten was ich konnte, um ihm zu entkommen.

Vor preſſirten oder verwundeten Sauen hat ſelbſt der Jäger Urſache auf ſeiner Hut zu ſeyn. Unglaublich ſchnell kommt das Schwein gefahren, wenn es einen Menſchen oder ein Thier a n n i m m t (angreift). Mit ſeinem Gewehr verſetzt es ihm einen kräftigen, oft gefährlichen Schlag, in ſo fern das Ausweichen unmöglich iſt; aber ſelten hält es ſich auf *), noch weniger kehrt es wieder um.

*) Vor ungefähr 22 Jahren ereigenete ſich in Deſſau auf der Streifhatze doch einer von den ſeltenen Fällen, daß ein ſehr preſſirtes Schwein den letzt verſtorbenen Herzog annahm, und ſo lange ſich unter dem Pferde auf hielt, daß es dieſem mehrere Schläge in den Unterleib verſetzen konnte. Der Herzog legte ſeine Füße, um ſie zu ſchützen, an den Hals des Pferdes herauf. Machte dieſes nur eine geringe Bewegung, ſo mußte der Herzog fallen, und war dann in augenſcheinlicher Lebensgefahr. Aber, war es Obhut der Vorſicht, welche die Tage eines zärtlichen Vaters ſeiner Unterthanen ſchützen wollte, oder Schreck, welcher das Pferd unbeweglich machte; kurz, das gute Thier — das nach ſeiner

Verliert man in ſolchen Fällen die Beſinnung nicht, läßt man das Schwein ganz nahe heran und ſpringt dann hinter einen Baum, oder wenn das nicht möglich iſt, nur auf die Seite, ſo fährt es, da es nicht ſehr gewandt iſt, vorbei. Wäre aber zu dieſen Rettungsmitteln weder Zeit noch Gelegenheit, ſo bleibt immer noch das ſchnelle Niederwerfen auf die Erde übrig. Das Schwein kann, wie der Keiler, nur von der Seite und oberwärts, nie unterwärts ſchlagen.

Die Bache wird nicht ſo leicht zornig als das Schwein, gibt jedoch dieſem an Muthe wenig nach. Zwar kann ſie vermittelſt der Haken durch das Schlagen keine Verwundungen beibringen, ſie wird aber, wenn ſie einen Menſchen annimmt, deshalb gefährlicher noch als das Schwein, weil ſie bei dem ereilten Gegenſtande ihrer Wuth ſtehen bleibt, mit den Läufen auf ihm herumtritt und beißend ganze Stücken Fleiſch losreißt.

Herſtellung nur zu Spazierritten gebraucht ward, und bis zum Tode das Gnadenbrod erhielt — bewegte ſo lange keinen Fuß, bis der Herzog durch Hülfe ſeiner braven Jäger befreiet wurde.

Noch muß ich erwähnen, daß dieſer Vorfall ſich nicht in der Nähe der Hatzen ereignete, welche alſo zur Rettung nicht angewendet werden konnten.

Der Fürſt begab ſich nach Hauſe, und überließ es dem vortrefflichen, vor ſeinem Herrn Vater mit Tode abgegangenen Erbprinzen — einem der beſten Jäger neuerer Zeit — die Jagd fortzuſetzen.

Kaum eine Stunde nachher ertönten die Hörner der Jäger, dem beſtehenden Befehle zu Folge, als ſie ein anderes Schwein, das ſich vor den Findern ſtellte, anſichtig wurden. Durch die Hunde und das Blaſen gereizt, nahm es ſchon einen Jäger nach dem andern an, alle aber entkamen glücklich mit Hülfe ihrer gewandten Pferde.

Der Prinz, leidenſchaftlicher und außerordentlicher Büchſenſchütz, eilte heran, ſtieg dann in einiger Entfernung ab, um ſich heranſchleichen und ſo einen deſto ſichereren Schuß machen zu können. Die Jäger, welche immer ihrer eigenen Sicherheit wegen die Augen aufs Schwein gerichtet haben mußten, erblickten ihn kaum, als ſie ihm zuriefen, ſich der Gefahr nicht auszuſetzen. Es war zu ſpät! Das Schwein nahm auch ihn an. Kein ſtarker Baum, kein dichter Strauch konnte ihn decken, bloßes Stangenholz war in der Nähe. Nur der Erbprinz, von der Natur mit ſeltenen körperlichen Kräften ausgerüſtet; nur er, der ſich durch unerſchütterliche Geiſtesgegenwart auszeichnete, durfte hoffen, dem Anprall des Schweines auf die vorgehaltene Büchſe nicht zu unterliegen. Der ſchnell gefaßte Entſchluß es ſo anlaufen zu laſſen gelang. Indem das Schwein die Mündung der Büchſe erreichte, drückte der beherzte Mann ab, und endend ſtürzte das Schwein zu ſeinen Füßen.

Das Niederwerfen wäre daher bei ihr ein ſehr falſch berechnetes Rettungsmittel.

Dem Jäger bleibt, wenn er auch kein Schießgewehr hat, noch ſein Hirſchfänger übrig, in ſo fern er Kraft, Muth und Geſchicklichkeit genug beſitzt, die Bache daran auflaufen *) zu laſſen. Wer ſich darauf nicht einlaſſen kann oder will, der ſuche in möglichſter Eil auf den erſten beſten Baum zu kommen; nur verlange er nicht, wenn er Jäger iſt, daß ſeine Kammeraden dieſe Art, ſich zu befreien, ehrenvoll finden ſollen.

Auch ſchwächere Sauen, ſelbſt jährige Friſchlinge nehmen, wenn ſie ſehr forcirt werden, zuweilen den Menſchen an, ohne ihm jedoch Schaden zufügen zu können. Ich ſelbſt war einſt Augenzeuge, daß ein jähriger Friſchling einen ſtarken Mann, welcher ihn, ohne darauf geübt zu ſeyn, auflaufen laſſen wollte, umrennte.

---

*) In vorigen Zeiten gehörte es zu den ritterlichen Uebnngen, bei eingeſtellten Jagen die Sauen auflaufen zu laſſen. Bei ſtarken Sauen und Schweinen bediente man ſich dazu des Fangeiſens — auch Schweinsfeder genannt — einer Art von Spieß, deſſen 12 bis 14" lange eiſerne zweiſchneidige Spitze an einem hölzernen, mit Leder und Zwecken beſchlagenen Stiele befeſtigt war. Am Ende des Eiſeus ſind auf beiden Seiten deſſelben Fingerſtarke, 3" lange Hervorragungen angebracht, damit das Eiſen nur bis dahin in die Saue eindringen kann. So bewaffnet, ſtellte man ſich dem heraneilenden Schweine entgegen, indem man mit der rechten Hand das Ende des hölzernen Stieles feſt an den Körper andrückte, mit der linken aber vorgriff, um dem Eiſen die Richtung zu geben, daß es zwiſchen Hals und Blatt der Saue hineinfahren mußte. Dabei ſtützte man den Körper auf den rechten Fuß beſonders, welcher hinterwärts ausgeſtreckt eingeſetzt ward, den linken aber ſtellte man vorwärts und etwas gebogen. Schwächere Sauen ließ man nur auf dem Hirſchfänger anlaufen, welchen man, mit dem Heft in der rechten Hand, über dem rechten etwas gebogenen Knie anſetzte, indem der Körper auf den linken gerade aus hinterwärts eingeſetzten Fuß ſich ſtützte, und die Spitze des Hirſchfängers eben ſo richtete, wie beim Schweine das Fangeiſen. Um die Sauen zu reizen, rief man ihnen das Wort Huß-Sau zu; und augenblicklich rennten ſie blind auf den mörderiſchen Stahl an.

Vielleicht wird man ſich wundern, dieſen Gegenſtand hier und nicht beim Jagdweſen angeführt zu finden. Ich weiß deshalb keine andere Entſchuldigung anzugeben, als die, daß ich es in jetzigen Zeiten für unnöthig hielt, ihn anders als hiſtoriſch zu berühren; und dazu ſchien mir dieſer Ort der ſchicklichſte. Vielleicht könnte denn doch auch dieſe Note einmal dem jungen Jagdhelden unvorhergeſehener Weiſe aus der Noth helfen, wenn er etwa durch andere im Text angezeigte Mittel ſich zu retten nicht Zeit hätte. —

Der Laut wird bei den wilden Sauen, wie bei den zahmen vernommen, und zwar entweder als wohlbehagliches oder leidenſchaftliches Grunzen, oder als Aufmerkſamkeit auf unerwartet wahrgenommene Gegenſtände und Scheue bezeichnendes Schnaufen, oder als Angſt und Schmerz bezeichnendes Gekreiſch — letzteres, wie ſchon geſagt, nur von Bachen und ſchwachen Sauen, nie vom Schweine.

Das höchſte Alter der wilden Sauen wird zwiſchen 20 und 30 Jahren angeſetzt. Nie erreicht dieſes ein zahmes Schwein. Immerwährender Genuß der Freiheit, und beliebige Wahl der Aeſung mögen wohl die Urſachen ſeyn, warum erſtere einen ſo merklichen Vorzug in Rückſicht der Lebenslänge haben, und den gefährlichen Krankheiten der letztern, z. B. der Bräune u. a. m., nicht ausgeſetzt ſind. Nur außerordentlich ſtrenge Kälte, vorzüglich wenn tiefer, mit einer Eisrinde belegter Schnee ihnen das Brechen und zugleich das Auffinden des Fraßes unmöglich macht, auch wohl die Haut an den Läufen verletzt, trägt, wenn man nicht mit hinlänglicher Fütterung bei Zeiten zu Hülfe kommt *), dazu bei, daß oft viele fallen (zu Grunde gehen).

§. 3.

Die Brunftzeit der Sauen fängt gegen Ende des Monates November an und dauert vier bis fünf Wochen. Während derſelben kann man die Sauen in der Ferne ſchon wittern (riechen).

An einigen Orten, vorzüglich im Deſſauiſchen, gibt es Bachen, welche zu unbeſtimmbaren Zeiten, zweimal in einem Jahre brunften und friſchen. Dieſe Ausnahme von

*) Im Jahre 1784 habe ich im Elzeroder Reviere (ſonſt zur Oberforſtmeiſterei Torgau gehörig), ungeachtet aller angewendeten Vorſichtsmaaßregeln, durch Fütterungen und aufgefahrne Streuhaufen in der Nähe derſelben Schaden zu verhüten, doch mehrere abfangen müſſen, welche den Kopf erfroren hatten. Beſtändiges Herumdrehen in einem Kreiſe war das Symptom dieſer Krankheit, welche erſt beim Eintritte gelinder Witterung ausbrach. Man fand bei der Oeffnung des Kopfes das Gehirn mit Waſſer umgeben; alle edle Theile, d. i. Lunge, Herz und Leber, waren geſund.

der Regel läßt vermuthen, daß dergleichen mehr als gewöhnlich fruchtbare Sauen von zahmer Race abſtammen, welche vor kürzerer oder längerer Zeit ausgeſetzt worden iſt.

Der jährige weibliche Friſchling brunftet in einem Alter von achtzehn bis neunzehn Monaten zum erſtenmale und zu eben der Zeit würde auch der männliche geneigt und im Stande ſeyn, die Bache fruchtbar zu beſchlagen, wenn die Keiler und Schweine ihn daran nicht hinderten.

Zu Anfange der Brunftzeit müſſen dem Schweine die Keiler ſogar weichen, obgleich vorher dieſe, nicht jene, beim Rudel ſich aufhalten. Nur wenn von erſtern keine oder wenige vorhanden ſind, dürfen die letztern, von ihnen aber wieder nur die ſtärkeren, auf Befriedigung des Begattungstriebes rechnen.

Unter den Schweinen oder Keilern, welche während der Brunft zu den Bachen treten und dabei bleiben, kommt es häufig zu heftigen und anhaltenden Kämpfen. Schläge (Verwundungen) ſind die gewöhnlichen Folgen derſelben, doch ſelten tödtlich, weil ſie faſt alle auf die für das Gewehr undurchdringlichen Schilder fallen. Der ſchwächere Theil muß weichen. Sind die Kämpfer von gleicher Stärke und bleibt deshalb der Erfolg des Streites unentſchieden; ſo vertragen ſie ſich zwar nicht fortdauernd gütlich um den Beſitz ihrer Buhlſchaft, aber ſie dulden ſich doch neben einander, und leben in ungetheilten Gütern. Ihre Liebkoſungen beſtehen in unaufhörlichen Stößen, welche ſie der Bache an allen Theilen des Leibes mit dem Gebrech verſetzen. In der That eine eigene Art von Galanterie; welche aber doch von den, nichts weniger als ſpröden Schönen richtig verſtanden und ſo gut aufgenommen wird, daß ſie ſich geduldig Stunden lange Neckereien dieſer Art gefallen laſſen, ehe es zum Akte des Beſchlags kommt. Dieſer wird mit eben der phlegmatiſchen Schwerfälligkeit angefangen und eben ſo langſam vollendet, wie bei den zahmen Schweinen. Während deſſelben erhält die Geliebte noch ſonderbarere Beweiſe der Zärtlichkeit; denn im Ausbruche des Entzückens beißt ſie der Liebhaber ſo kräftig in den Hals, daß entweder eine gute Portion Gefühlloſigkeit

oder ein Uebermaß von wonnevollen Gefühlen auf ihrer Seite dazu gehört, um ſo etwas ohne irgend ein Zeichen des Unbehagens zu ertragen.

§. 4.

Achtzehn *) bis zwanzig Wochen nach der Brunft **friſcht** (ſetzt) die ſchwächere Bache vier bis ſechs, die ſtärkere aber oft elf bis zwölf Friſchlinge, wenn ſie ſich vorher im einſamen Dickicht ein mit Moos, Nadeln oder Laub ausgefüttertes Lager bereitet hat. Die Grundfarbe der meiſten Friſchlinge iſt grauröthlich. Gelbliche Streifen ziehen ſich in ziemlich geraden und ununterbrochenen Linien von vorn nach hinten, über den ganzen Leib hin; dieſe verlieren ſich aber gleich in den erſten Monaten, ſo daß man ſchon gegen Ende des Sommers nichts mehr davon bemerkt.

Nur die Friſchlinge, welche in der Folge weiß oder grau gefärbt erſcheinen, ſind in der früheſten Jugend weiß oder gelblich, wie die Spanferkel.

Während der erſten vierzehn Tage bleiben ſie in dem Lager, wo ſie gefriſcht wurden. Während dieſer Periode verläßt ſie die Bache nur ſelten und auf kurze Zeit, um ſich Fraß zu ſuchen. Sie bedarf deſſen um ſo mehr, da ſich die Friſchlinge anfänglich nur von der Muttermilch nähren. Nach Verfluß der eben angegebenen Zeit folgen ſie überall der Bache, welche ſie nach und nach zur Wahl ſchicklichen Gefräßes anführt, und ſie erſt, wenn im folgenden Jahre die Friſchzeit herannaht, ihrem eigenen Schickſale überläßt. Oft finden ſich mehrere Bachen mit ihren Friſchlingen zuſammen, ſo daß man **Rudel** von dreißig und mehr Stücken antrifft. Verliert eine dieſer geſellig vereinigten Mütter das Leben, ſo nehmen die zurückgebliebenen die verwaiſten Kinder in vormundſchaftliche Obhut.

Nichts überſteigt den Muth und die Unerſchrockenheit, womit ſolche rechte oder Pflegmütter ihre Familie

---

*) Die eigentlich 20 Wochen dau'rnde Tragzeit verkürzt ſich wahrſcheinlich nur bei ſolchen Bachen, die zum erſtenmale friſchen, auf 18 Wochen.

im Nothfalle vertheidigen. Beim erſten Ausbruche des klagenden Lautes eines Friſchlings eilt blitzſchnell die Bache heran. Keine Gefahr ſcheuend, geht ſie blind auf jeden Feind los, wärs auch ein Menſch, der ihr ein Kind rauben wollte.

Ein glaubwürdiger Mann erzählte mir Folgendes:

Als er einſt beim Spazierreiten ganz junge Friſchlinge fand, wollte er einen davon mit nach Hauſe nehmen. Kaum fing dieſer, indem er ihn aufhob und damit aufs Pferd eilte, zu klagen an, als die Bache heranſtürzte, ihn, ſo ſehr er auch ſich zu entfernen eilte, unaufhörlich verfolgte, wüthend am Pferde in die Höhe ſprang, und mit offnem Gebreche ihm nach den Füßen fuhr. Endlich warf er den Friſchling herunter. Behutſam nahm die zärtliche Mutter ihr gerettetes Kind ins Gebreche, und trug es zur übrigen Familie zurück.

§. 5.

Die Sauen lieben die Geſelligkeit ganz vorzüglich. Nur das murrköpfige Schwein bleibt für ſich allein bis zu der Zeit, wo es, durch den erwachenden Begattungstrieb gereizt, die Bachen aufſucht.

Dann zerreißt es, durch das Vertreiben der ſchwächeren Keiler, einen Verein, welchen man freundſchaftlich nennen könnte, wenn es nicht ſündlich wäre, ein Wort hier zu gebrauchen, an welches jeder gute Menſch Begriffe reihet, die ihm heilig ſeyn müſſen, mit denen er alſo um ſo weniger ſpielen darf. Verlaſſen und trauernd müſſen zur gedachten Zeit die Vertriebenen die bei ihnen nicht minder heftige Brunftbegierde unterdrücken, und in geringzähligen, nur aus ihres Gleichen beſtehenden Rudeln vereinigt, ſich gegenſeitig ſo lange zu tröſten ſuchen, bis jene Despoten, geſättigt und entnervt, ihnen freiwillig das Feld räumen, und in die Einſamkeit ſich zurückziehen. Doch bleibt auch noch dieſem oder jenem unter der rüſtigern männlichen Jugend ein Blümchen zu pflücken, übrig, das ihn für das vorherige Entbehren ſchadlos hält.

Nächſt der Brunftzeit die Friſchzeit, während welcher ſich die Bachen entfernen, gewiß aber, ſobald die Friſch-

linge ihnen folgen können, wieder geſellige Zirkel bilden, ausgenommen, bleiben Keiler, Bachen und Friſchlinge das ganze Jahr hindurch in ſtärkeren oder ſchwächern Rudeln, die ſich nur im Nothfalle trennen, beiſammen.

In den größten Dickungen des Waldes, oder auf trockneren Stellen in Brüchern (ſumpfigen Walddiſtrikten), zuweilen auch an Berghängen, oder im kiefernen Stangenholze bricht das Schwein eine Vertiefung auf, welche gerade groß genug iſt, um den ganzen Körper deſſelben aufzunehmen. So entſteht ſein Lager, welches ſelbiges, wenn es ſeyn kann, mit Moos, trocknem Graſe oder Laub ausfüttert und ſich da einſchiebt, indem es die Vorder- und Hinterläufe an ſich zieht, und auf einer oder der andern Seite ruhend, den Kopf gerade vorwärts auflegt.

An ähnlichen Orten und auf die nehmliche Art bereitet das Rudel gemeinſchaftlich den Keſſel, in welchem ſämmtliche dazu gehörige Einzelweſen neben und gegen einander ſo ſich einzuſchieben pflegen, daß alle Köpfe nach der Mitte hin gerichtet ſind.

Im Winter benutzen die wilden Sauen gern der Wärme wegen zuſammengerechte Streu- oder Schilfhaufen, ſtatt der Lager und Keſſel, um darunter ſich einzuſchieben. Der Anblick iſt ſonderbar genug, wenn ein ſolcher Haufen, dem man ſich, ohne Sauen zu ahnden, nähert, mit einemmale beweglich zu werden anfängt.

Das Schwein und jede ſtarke einzelne Saue ſucht faſt täglich daſſelbe Lager wieder auf; nicht ſo gewöhnlich das Rudel den Keſſel, ausgenommen im Winter, wo die Sauen überhaupt ihr Gebrech ſo viel als möglich ſchonen; denn weislich hat die Natur ſie davon belehrt, daß die geringſte, durch anhaltendes Brechen im hart gefrornen Boden an demſelben bemerkte Verwundung ihnen leicht tödtlich werden, oder ſie doch unfähig machen könnte, im Nothfall Aeſung aus der Erde hervorzuholen. In dieſen ihren Lagern und Keſſeln bringen die Sauen, wenn ſie nicht geſtört werden, den ganzen Tag zu.

Gegen Sonnenuntergang gehen ſie im Holze und auf den Wieſen ins Gebräche, d. h. ſie ſtoßen brechend

den Erdboden auf. Wo ſie eine Suhle finden, werfen ſie ſich hinein. Bei dem Genuſſe des vielen hitzigen Fraßes iſt ihnen dieſe Abkühlung ſelbſt in der kältern Jahreszeit ſo nützlich und angenehm, daß ſie nicht nur keine Gelegenheit ſich zu ſuhlen vorbeigehen laſſen, ſondern ſolche auch emſig und weit ſuchen. Oft wälzen ſie ſich längere Zeit in der Suhle herum, und befinden ſich ſo wohl, daß ſie, ehe ſie ſolche verlaſſen, auf den Vorderläufen geſtützt, das Hintertheil Minuten lang im Moraſte ruhen laſſen.

Wenn mit einbrechender Nacht alles ruhig wird, nehmen ſie die Felder an. Zu der Zeit, wo das Getreide Körner zu bekommen anfängt, hält es ſchwer, ſie daraus zu vertreiben, ſelbſt wenn man ſcharfe Hunde dazu anwendet. Auch ſchadet dieſer Verſuch oft mehr, als er nützt, weil, indem ſich die Sauen ſtellen, ſie weit mehr zu Boden treten, als außerdem geſchehen ſeyn würde. Beſonders ſcheint, ohne alle weitere Veranlaſſung, das Schwein ein Vergnügen im Ruin der ſchönſten Felder zu finden; denn gerade da, wo es in denſelben das vollſte Gefräß findet, dreht es aus Uebermuth ſich ſo lange im Kreiſe herum, bis nicht unbeträchtliche, mit Halmen dicht beſetzte Flächen der Erde gleich gemacht ſind. Daher iſt es dem Landmanne nicht zu verdenken, wenn er einen Feind, der ihm in einer Nacht die Früchte ſeines Fleißes, und die Ausſicht zu einem ſichern Verdienſte raubt, von ganzer Seele haßt, um ſo mehr, da das beſtändige Wachen, um einem ſo ungebetenen und zudringlichen Gaſte den Eintritt zu verwehren, ihm die gerade in dieſer Jahreszeit am meiſten nöthige Ruhe koſtet.

Morgens mit Tagesanbruch gehen *) die Sauen auf dem gewohnten Wechſel eilig zu Holze, und ſetzen ihren Weg vom Rande deſſelben an langſam brechend fort, bis dahin, wo einzelne ihr Lager wieder finden, Rudel aber öfters neue Keſſel ſich bereiten.

---

*) Vielleicht bediene ich mich hier eines Ausdrucks, welcher nicht ganz gewöhnlich iſt; aber welchen andern ſollte ich wählen? Zu Holze ziehen kann man nicht ſagen, denn die Saue eilt zu ſehr nach dem Holze zu, ſie trabt nehmlich jedesmal, traben aber ſagt man nur von Raubthieren.

Je nachdem die Jahreszeit es fordert, verändern ſie nicht nur ihre Wechſel, ſondern ſtecken ſich auch in den Theilen des Reviers, welche den Orten, wo ſie reichliche Aeſung finden, am nächſten ſind.

Gibt es keine ſtarke Erdmaſt, und im Herbſte keine Eichel- oder Buchmaſt an dem Orte, wo ſie ſich aufhalten; ſo ziehen ſie ſich weit danach hin. Mit Zeuge eingerichtete Jagen, auch häufige Jagden mit Hunden vertreiben ſie oft mehrere Meilen weit.

§. 6.

Keine andere Wildart nimmt ſo viel und ſo vielerlei Fraß an, als das Schwarzwild. Daher kommt es, daß ungeachtet der vielfältigen Nutzbarkeit deſſelben der Schade, welchen es anrichtet, weit überwiegend iſt.

Im Walde und auf den Wieſen bricht es große Strecken um, um Erdmaſt, d. i. Trüffeln, Inſektenlarven, Schmetterlingspuppen, Gewürm und Maden unter dem Raſen hervorzuholen, oder um in den Herbſt- und Wintermonaten die abgefallenen Eicheln, Bucheln oder Haſelnüſſe und, wo es deren im Freien gibt, Kaſtanien, welſche Nüſſe, und mehrere Arten wilden Wurzelwerks zu ſuchen. Eben ſo verfährt es auf den Feldern, um ſich Kartoffeln und Rüben zu eigen zu machen. Alle Arten von Getreide — Gerſte auf dem Stiele ausgenommen — alle Hülſenfrüchte nimmt es dann vorzüglich gern an, wenn ſie zu reifen anfangen. Auch verachtet es im Winter, wenn anderes Gefräß zu fehlen anfängt, geſtorbenes Vieh, gefallenes Wild (auch von ſeines Gleichen), ja ſelbſt im Nothfalle Leichen nicht.

Nie aber fällt es lebende Thiere an.

§. 7.

Vom Oktober an bis gegen Weihnachten ſind die Sauen in guten Jahren ungemein feiſt, und dies iſt daher auch in Rückſicht ihrer die ſchicklichſte Zeit zum Jagdbetriebe. Mit Recht ſchätzt man auf der Tafel dann das Wildbret aller, beſonders der ſchwächern. Als Leckerbiſſen

iſt beſonders der Kopf anerkannt; auch finden einige den Genuß des Kurzwildbrets von Schweinen und Keilern angenehm.

Auch können eben erlegte Sauen, den zahmen Schweinen gleich, gebrüht und benutzt werden. Schinken *) und Würſte von erſteren ſind in der That vorzüglich ſchmackhaft.

§. 8.

Die Jäger der ältern Zeit haben behaupten wollen, daß einige von den Zeichen des Edelhirſches, welche im Abſchn. I. Abth. I. Kap. 1. §. 11. angeführt worden ſind, z. B. das Schränken, die längern Ballen, das weiter aus einander und dichter an den Ballen ſtehende, tiefer und ſtärker ſich abdrückende Geäfter, auch im Tritte deſſelben, wo nicht des Keilers, doch des Schweines bemerkbar wären, woran alſo auch die Fährte deſſelben von der der Bachen ſich deutlich unterſcheiden ließen.

Wenn ich dies nun auch nicht ganz abläugnen will, ſo getraue ich mir doch zu behaupten, daß alle die angeführten Zeichen bei den Sauen höchſt trüglich ſind. Das einzige, welches ſelten oder nie einen Irrthum zuläßt, gründet ſich auf folgende Bemerkung:

Bei allen ſchwachen, beſonders zweijährigen Sauen iſt die eine Spitze der Schalen an den Vorderläufen kürzer als die andere, und ſo drückt ſie ſich natürlich auch im Tritte ab. Bei den Bachen, ſie mögen ſo ſtark ſeyn als ſie wollen, fällt dieſe Erſcheinung nie ganz weg. Am Tritte des dreijährigen Keilers wird die Verſchiedenheit der Schalenlänge ſchon weniger ſichtbar; an der des angehenden Schweines faſt unmerklich; beim hau-

---

*) Will man die Keulen einer jägermäßig abgeſchwarteten Sau räuchern, ſo darf man ſie nur vorher in grobe Leinwand einnähen laſſen. Auch ſind die von jährigen und heurigen Friſchlingen, eben ſo, wie der Kopf geſengt und gekocht, ſehr gut von Geſchmack. In manchen Gegenden will man vom Abſchwarten gar nichts wiſſen, ſondern ſengt die ganze Saue, nachdem ſie aufgebrochen worden.

enden Schweine verliert ſie ſich ſo ganz, daß beide Schalenſpitzen ſich ſtets in gleicher Länge im Erdboden austreten.

Hat der junge Weidmann Gelegenheit, einige reine Fährten einer Saue, vorzüglich einer ſtarken, hinter einander nach dem eben angegebenen Zeichen zu beobachten; ſo wird er mit der höchſten Wahrſcheinlichkeit und faſt mit Gewißheit darauf anſprechen können. Sehr leicht aber könnte er bei dieſer Gelegenheit in einen andern Fehler verfallen, in den nehmlich: daß er auf hartem Boden die Fährte des Schweines mit der eines Hirſches verwechſelte, weil beide an den Stümpfen (ſ. die Zeichen des Edelhirſches an oben angezogenem Orte) viel Aehnlichkeit mit einander haben. Da aber kein Jäger auf einem einzigen Tritt anſprechen darf und kann, ſo wird ihm bei der Betrachtung einiger deshalb kein Zweifel übrig bleiben, weil der Schritt des ſtärkſten Schweines merklich kürzer iſt, als der eines Hirſches von mäßiger Stärke.

Faßt der Weidmann eine oder mehrere Sauen aus nicht zu großer Ferne ins Auge; ſo wird er auf den erſten Blick am Gewehr, an der Brunftruthe und am Kurzwildbret, welches unter dem Weideloch zwiſchen den Keulen wie bei dem Hauer hervorſteht, das männliche Geſchlecht vom weiblichen unterſcheiden.

§. 9.

Sonſt, als mit Recht mehr darauf gehalten ward, als jetzt, daß der Weidmann aus jeder ihm aufſtoßenden Fährte richtig und beſtimmt anzuſprechen wußte; als ferner der Wildſtand im Ganzen viel ſtärker war, ſo daß Haupt- und beſtätigte Jagen auf Sauen, wie auf Hirſche eingerichtet werden konnten und mußten, war der Leithund theils beim Unterrichte junger Jäger, theils bei der Einrichtung der Jagen unentbehrlich.

Jetzt, wo zum großen Gewinn für das Forſtweſen und die Oekonomie, bei der faſt überall ſtatt findenden Verminderung des Wildes jeder Art, weder Koſten noch Mühe, welche große Jagen verurſachen, belohnt werden können;

jetzt, wo man kaum noch unter zehn Jägern einen hirſch- und fährtengerechten findet, iſt dies der Fall nicht mehr.

Auch geſtehe ich es willig, daß ich der Leithundsarbeit auf Sauen nie beigewohnt habe. Alles, was ich alſo darüber ſagen werde, iſt aus Döbels Jägerpraktik entlehnt; ſo wie ich dieſes Werk auch beim Niederſchreiben deſſen, was über den auf Hirſche zu arbeitenden und anzuwendenden Leithund im erſten Abſchnitte vorgekommen iſt, zu Rathe gezogen habe, weil mir ſeit vielen Jahren Gelegenheit fehlte, mich praktiſch mit dieſem Gegenſtande zu beſchäftigen. Uebrigens werde ich mich hier ſo kurz als möglich faſſen, da ich nach meiner Ueberzeugung zum Nutzen des Ganzen die Hegung des Schwarzwildes nicht wünſchen kann, und deshalb auch nicht hoffe, daß der Leithund in dieſer Rückſicht je wieder nothwendig werden wird.

Die Arbeit mit dem Leithunde auf Sauen weicht in keinem Punkte von der Beſchreibung derſelben beim Edelhirſche ab. Da ſie aber in die ſpätere Jahreszeit, in den Oktober und November, fällt, wo die Morgen weniger gut dazu zu ſeyn pflegen; ſo unterliegt ſie ſchon deshalb großen Schwierigkeiten; noch mehr aber die des jungen Leithundes, oder die Abrichtung deſſelben, vorzüglich wenn er auf Edel- und Schwarzwild zugleich angewendet werden ſoll.

Sicherer und beſſer muß es jeden Falls ſeyn, auf jede der genannten Wildarten einen eigenen Leithund zu arbeiten. Da aber nur wenige Jäger je im Stande waren, viele Hunde auszufüttern, ſo ſahe man ſich genöthigt, einen und denſelben auf beide zu gebrauchen.

Im erſten Falle verfährt man dabei auf eben die Art, wie im erſten Kapitel der erſten Abtheilung des erſten Abſchnitts, §. 17, 18 und 19, gelehrt worden, ſo nehmlich, daß dem Hunde nur auf Sauen Recht gegeben wird, und daß er nur auf ihrer Fährte zeichnen darf. Da die Sauen weniger gerade fortgehen als das Edelwild und immer hin und her brechen; ſo mag wohl ein guter alter Leithund der beſte Lehrmeiſter des jungen ſeyn, indem mit jenem dieſem vorgearbeitet wird. Hat dann der alte Hund in dem Gebräche gezeichnet und den Wie-

derſprung gemacht; iſt hierzu auch der junge angehalten worden: ſo wird mit erſterem um den ganzen Bruch (das ganze Gebräch) herum vorgegriffen. Hat er da, wo die Fährte aus dieſem herausgeht, auf welcher er erſt zeichnete, das nehmliche gethan; ſo hängt der andere Jäger mit dem jungen, kurz gefaßten Hunde raſch, ohne anzuhalten, durch das Gebräch nach, läßt ihn auf derſelben Fährte erſt hinter dem alten zeichnen, dann greift er jenem vor, und hat der junge Hund auch da ſeine Schuldigkeit gethan, ſo arbeitet man, nachdem beide hier gehörig geliebelt (careſſirt) worden, immer auf dieſelbe Weiſe fort bis zum nächſten Dickicht; dann trägt man beide ab.

Daß dieſe Uebung, im Anfange vorzüglich, nur auf einzelne Sauen und an Orten, wo deren nur wenige wechſeln, vorgenommen werden kann, iſt einleuchtend.

Soll ein Leithund auf Edel- und Schwarzwild gebraucht werden; ſo muß die Arbeit auf erſteres zu der am oben angezogenen Orte §. 16. angegebenen Jahreszeit geſchehen, ihm auch nur dann Recht gegeben werden, wenn er auf Edelwild zeichnet. Die Arbeit auf Sauen muß hingegen bis nach der Hirſchbrunft ausgeſetzt bleiben, und dann nur in dem Falle dem Hunde Recht gegeben und mit ihm nachgehangen werden, wenn er auf Sauen anfällt und zeichnet. Fällt er aber bei der Arbeit auf Edelwild auch Saufährten an, und umgekehrt; ſo darf ſelbſt die gelindeſte Strafe deshalb nicht ſtatt finden, ſondern man zieht gleich ſtillſchweigend über die falſche Fährte hin. Um in dieſem Falle keinen Fehler zu begehen, wird der Jäger ſolchen Boden zur Arbeit wählen müſſen, wo er die Fährte gleich auf den erſten Blick richtig beurtheilen kann.

Das Schwierige und faſt Unmögliche, einen Leithund auf dieſe Weiſe in Gegenden gut zu machen, wo viel Edel- und Schwarzwild durch einander wechſelt, fällt in die Augen. Iſt daher eine ſolche Kolliſion platterdings nicht zu vermeiden, ſo bleibt nichts übrig, als einen Hund nur auf erſteres, den andern auf letzteres anzuwenden.

§. 10.

Um an Orten, wo es viele Sauen gibt, ihnen am ſicherſten und ſchnellſten Abbruch zu thun, bedient man ſich vorzüglich der Hetzhunde. Mehrere Racen derſelben erwähnte ich ſchon bei der Bärenhatze und von dieſen ſind beſonders die Blendlinge auf Schwarzwild anwendbar; denn Doggen und Bären- oder Bullenbeißer ſind ihrer Schwere, Ungezogenheit und Bosheit wegen nicht füglich zu gebrauchen. Aus eben dem Grunde taugen unſre ſtarken Fleiſcherhunde, und überhaupt dick und kurzköpfige Hunde nichts zur Sauhatze.

Farbe und Bau der gewöhnlichen Hetzhunde, ſelbſt der Name Blendlinge ſcheint zu beweiſen, daß ſie von vermiſchten Racen entſproſſen ſind. Wahrſcheinlich waren ihre Stammältern engliſche Doggen und Windhunde *).

Ein guter Hetzhund — ſei er übrigens gezeichnet und gefärbt, wie er wolle — muß einen ſtarken, nicht zu kurzen Kopf, welcher in einer etwas langen zugeſpitzten, mit vier guten Fängen (Eckzähnen) bewaffneten Schnautze ausgeht, und eine breite Bruſt haben, auch kurz und ſtark gekeult ſeyn. Den Läufen darf es an der gehörigen Stärke nicht fehlen. Ein Hauptfehler iſts aber, wenn ſie gänſelatſchig ſind, d. h. wenn ſie im Feſſelgelenk durchtreten. Die beſten, welche ich geſehen habe, zog man ſonſt in Deſſau **). Sie ſtammten aus Irland her und waren faſt alle 2½′ hoch, oft noch ſtärker; die mei-

---

*) Alles, was in verſchiedenen Kapiteln des erſten Abſchnittes über die Wahl der Hunde und Hündinnen zur Fortzucht geſegt worden, bleibt nicht nur auf dieſe Race, ſondern auch auf alle, von denen in der Folge noch die Rede ſeyn wird, anwendbar. Bei den Hetzhunden iſt aber noch darauf zu achten, daß zu einer etwas ſchweren Hündin ein leichter Hund, und zu einer ſchwachen Hündin ein ſtarker, aber leichter Hund gebracht wird.

**) Der für das Wohl ſeiner Unterthanen beſorgte letztverſtorbene Herzog opferte dieſen willig ſein Vergnügen auf. Er ließ nehmlich das Schwarzwild ſo ſehr vermindern, daß es ſchon zu Ende des vorigen Jahrhunderts der Mühe nicht mehr lohnte, auch nur eine Streifhetze zu halten. Deshalb ſind auch nun alle Hetzhunde und Finder abgeſchafft worden. Sonſt, noch vor ungefähr 30 Jahren, hetzte man im Deſſauiſchen jährlich 890 bis 1000 Sauen; jetzt ſind im ganzen Lande — die Vermachung auf der Moſigkauer Heide ausgenommen — nicht 100 zu finden.

ſten ſchwarz und weiß, braun und weiß, oder blau und weiß gefleckt, ſelten fand man ganz blaue, nie rothe oder grauſträhmige. Trotz ihrer außerordentlichen Stärke waren ſie ſo leicht, daß oft im Freien Füchſe mit ihnen gehetzt worden ſind. Ihr ganzer Bau war vortrefflich. Mit Sorgfalt wurden ſie im Jägerhauſe bei einer aus Haferſchrot und grobem Roggenmehl verfertigten, zu Zeiten mit Schöpſenbrühe fett gemachten, gehörig geſalzenen Suppe, in welche man Brod, halb aus Gerſten, halb aus Roggenmehl gebacken, einſchnitt, erzogen, bis ſie ein halbes Jahr alt waren. Dann gab man ſie den Amtleuten (ſo werden die Pächter der herzoglichen Domainen genannt), Müllern und Bäckern in die Koſt. Nie durften ſie mit rohem Fleiſche gefüttert werden; immer mußten ſie frei herumgehen, und hierdurch erreichte man den Zweck, jederzeit fromme und raſche Hunde zu haben. In dem Jahre, in welchem der Herzog den wohlthätigen Befehl gab, daß in den deſſauiſchen Städten, bei zwölf Groſchen zur Armenkaſſe zu zahlender Strafe für jeden Zuwiderhandlungsfall, kein Hund, von welcher Art er ſeyn mochte, allein auf der Straße herumlaufen ſollte, ging er mit ſeinem Beiſpiele voran, indem das Anlegen der Hetzhunde verordnet ward. Zwar verloren ſie an Güte und Geſchwindigkeit, aber man hörte ſeit der Zeit von keinem durch tolle Hunde entſtandenen Unglücksfalle, und ſo gewann die Menſchheit. Auch ward beiläufig durch dieſe Maaßregel die Zahl unnützer Hunde merklich vermindert.

Gegen den Herbſt zog man die Hetzhunde im Jägerhauſe zuſammen, und fütterte ſie wieder auf die oben beſchriebene Weiſe. Bis zum Anfang der Streifhatzen wurden ſie wenigſtens einen Tag um den andern ausgeführt, und durch immer längere und ſchnellere Bewegung in Athem gebracht. Die Hetzleute oder Hundeführer blieben immer dieſelben, und behielten die nehmlichen zwei Hunde (denn jeder führte deren zwei), ſo lange keiner davon Schaden litt. Durch dieſe Einrichtung erlangte man den Vortheil, daß die Hunde ihren Führer und dieſer ſie kannte, daß die Hetzleute Kenntniß vom Hetzen bekamen,

daß ſie ſich an das Laufen gewöhnten und hierin ſich Fertigkeit in dem Grade erwarben, um den Hunden halbe Stunden weit in vollem Trabe folgen zu können.

Bei dieſer Erziehung, Fütterung und Behandlung wurden und blieben die Hetzhunde nicht nur gegen einander, ſondern auch gegen andere Thiere ſo fromm, daß ich in acht Jahren kein Beiſpiel erlebt habe, daß ſie zuſammengefallen wären (ſich gebiſſen hätten), oder daß einer derſelben irgend ein zahmes Thier gepackt hätte.

Unbedingt glaube ich, die eben beſchriebene Behandlung als vorzüglich zweckmäßig empfehlen zu können.

In Dresden werden im Jägerhofe gleichfalls Hunde von ähnlicher Race gezogen; aber ſie ſind etwas ſchwächer und nicht ſo geſchwind.

Sonſt verlegte man ſie am Ende der Hetzzeit auf die Scharfrichtereien, und dort erhielten ſie — bis ſie im folgenden September wieder zuſammengezogen wurden — gewiß kein anderes Futter als rohes Fleiſch von geſtorbenen Thieren; auch blieben ſie beſtändig eingeſperrt. Dieſe Behandlung wirkte ſo nachtheilig auf ihr Weſen, daß ſie ſich nicht nur unter einander nicht vertrugen — weshalb auch jeder einzeln geführt werden mußte, — ſondern daß auch kein anderes lebendes Geſchöpf, welches ihnen in den Wurf kam, zuweilen ſelbſt das Pferd der Reiter bei den Hatzen nicht vor Anfällen ſicher war. Auch fehlte es ihnen, anfänglich wenigſtens, der übermäßigen Korpulenz wegen an Schnelligkeit und Dauer.

Dieſer Unannehmlichkeit ſuchte man indeſſen, ehe die herrſchaftlichen Jagden anfingen, durch das Einhetzen erſt auf zahme, dann auf wilde Sauen auszuweichen. Um die jungen Hunde nicht zaghaft zu machen, vermied man es ſorgfältig, ſie an dreijährige Keiler oder Schweine zu bringen und auf dieſem Wege gelangte man auch dahin, einige vortreffliche Hatzen zuſammenzubringen.

Hier mögen einige auf Erfahrung gegründete Regeln Platz finden.

Wenn die Hetzhunde in den Zwingern zuſammengezogen werden, lege man ſie in abgeſonderten Verſchlägen

an Ketten und zwar ſo, daß, ſo weit es möglich iſt, neben dem Hund eine Hündin kommt. Auch bringe man ſie gleich hatzenweiſe zuſammen. Reinlichkeit des Zwingers und Reinigung der Hunde, gute Streu und beſtändige Aufſicht dürfen nicht fehlen. Jeder Hund muß ſein Futter und Saufen allein bekommen.

Kranke müſſen ſogleich von den geſunden abgeſondert und in beſondere, nöthigen Falls zu heitzende Behältniſſe gebracht werden, vorzüglich wenn es darauf ankommt, Anſteckung zu verhindern.

Auf Gehorſam und Verträglichkeit der Hunde muß mit Strenge gehalten werden. Ereignet ſich aber doch der oft unvermeidliche Fall der Widerſetzlichkeit oder des Zuſammenfallens; ſo müſſen ſolche Laſter hart beſtraft werden. Auch muß man gleich von Jugend auf dahin ſehen, daß Hetzhunde nicht beim Anblicke eines Thieres ſchreien und lärmen; beſonders aber ſuche man ihnen beim Ausführen zahme, wo möglich ſchwarze Sauen unter die Augen zu bringen und dulde da keinen Laut, damit ſie bei der Sauhatze ſelbſt nicht gleich lärmen, wenn ihnen eine Saue zu Geſicht kommt.

§. 11.

Eine Anzahl Hunde, welche gemeinſchaftlich dazu angewendet werden, eine oder mehrere Sauen in gewiſſer Entfernung einzuholen, zu packen und feſt zu machen, wird eine Hatze genannt.

Nach der Schnelligkeit, Stärke und Kühnheit der Hunde läßt ſich beſtimmen, aus wie viel Stück eine Hatze beſtehen kann; doch muß vorzüglich bei nicht ganz eingeſtellten Jagen auch darauf Rückſicht genommen werden, ob zu erwarten iſt, daß ein ſtarkes Rudel auf einmal, oder mehrere Sauen gleich nach einander hervorbrechen könnten.

Bei den königlichen ſächſiſchen Sauhezjagden beſtand ſonſt eine Hatze aus zwölf bis vierzehn Hunden. Der Fall kann nur ſelten vorkommen, daß eine ſo große Anzahl derſelben nöthig wäre.

Acht bis neun gute Hunde müſſen auch das ſtärkſte

Schwein feſt machen, und auch dann, wenn ein Rudel Sauen herausbricht, drei bis vier Stück davon packen, in ſo fern gehörig angehetzt wird.

Kann man ſich nicht ganz auf die Schnelligkeit der Hetzhunde verlaſſen, ſo iſt es räthlich, jeder Hatze etwa, zwei bis drei ſtarke Windhunde beizugeſellen; doch iſts deshalb nicht nöthig, daß die ganze Hatze aus mehr Hunden beſtehe, als vorher geſagt worden.

In Deſſau rechnete man nie mehr als ſechs Hunde auf eine Hatze; nie war ein Windhund dabei, und doch konnte vor achtzehn bis zwanzig Jahren wenigſtens der Befehlshaber bei derſelben ſich nur höchſt ſelten triftig entſchuldigen, wenn eine Saue verhetzt — nicht gefangen, wurde.

§. 12.

Schon im Zwinger muß jeder Hund eine breite und ſtarke lederne, oben mit einem tüchtigen eiſernen Ringe, unten mit drei guten Schnallen verſehene Halſung haben.

Sollen nun die Hunde blos ausgeführt, oder zum Hetzen gebraucht werden, ſo erhält jeder Hatzmann (Hundeführer) eine Nummer, durch welche er auf eine gewiſſe Hatze angewieſen wird und ein aus Hanf und Haaren verfertigtes, Finger ſtarkes, langes Hetzſeil, welches am obern Ende ſo zuſammengebunden iſt, daß er ſeinen Kopf und rechten Arm durch die Oeſe (Oeffnung) ſtecken kann. Führt er zwei Hunde, ſo muß er noch ein Hetzſeil haben, deſſen Oeſe von der rechten Schulter unter dem linken Arme weggeht. Beim Ausziehen mit den Hunden wird dann das untere Ende des Seiles durch den Ring an der Halſung gezogen und mit einer ſogenannten Jagdſchleife feſtgemacht.

Sobald die Hatzen am Jagen vertheilt und angeſtellt ſind, muß ſich der Hatzmann hatzfertig halten, das heißt, er zieht die Schleife auf, ſchlägt das Seil einmal um die Hand und hält das Ende deſſelben mit dem Daumen feſt. So erwartet er den Wink oder Befehl

zum Hetzen, und muß ſeinem Hunde, wenn er gelöſ't wird, mit möglichſter Eil bis zum Fange folgen, um ihn wieder annehmen zu können. Auch muß er den Namen deſſelben wiſſen, und vortheilhaft iſts, vorzüglich auf den Fall einer Fehlhetze, wenn die Hatzleute immer dieſelben bleiben und den nehmlichen Hund führen. Da beide ſich dann genauer kennen, ſo wird das Auffangen des Hundes bei dem Zurufe: Hei, hei! oder ho, ho! und des Namens weit weniger ſchwer halten, als wenn Hund und Führer ſich fremd ſind.

§. 13.

Vielleicht wird man es ſonderbar finden, daß ich in den nächſtfolgenden Paragraphen, ehe ich von der Einrichtung der gewöhnlichſten Arten von Jagen auf Sauen geſprochen habe, eine Ueberſicht deſſen, was derjenige, welchem eine Hatze anvertraut wird, zu beobachten hat, zu geben verſuche. — Der Gedanke, daß die mehrſten meiner Leſer öfter und früher Gelegenheit haben werden, eine Hatze zu befehligen, als ein Jagen einzurichten, veranlaßte mich dazu. —

Bei jeder Hatze wird nehmlich ein Befehlshaber, und wo möglich noch ein Gehülfe zu Pferde angeſtellt, denen die Hatzleute untergeordnet ſind.

Beide müſſen ſich billiger Weiſe nach der jeden Ortes üblichen Einrichtung kleiden; mit einem gut geſchliffenen feſt ſtehenden Hirſchfänger *) verſehen ſeyn. An dem Hefte deſſelben wird der 12 bis 14'' lange, 1½' breite, am untern Ende abgerundete, oben ½' ſtarke, unterwärts etwas ſchwächere, aus feſtem Holze bereitete Knebel mit einem Riemen angehängt. An dem Hirſchfängerkoppel wird auf der linken Seite eine tüchtige Fangleine angeſchleift. Hiernächſt ſucht man mit Recht bei jedem Hatzbefehlshaber und deſſen Gehülfen ein gefülltes

*) d. i. ein ſolcher, deſſen Klinge ſich nicht biegt und deſſen Spitze ſich nicht umlegt.

Pulverhorn, ein nicht leicht zerbrechliches Fläſchchen mit ſogenanntem blauen Waſſer *), eine Heftnadel nebſt Seide und eine gute Lanzette.

Mit dem Hirſchfänger werden die gehetzten Sauen abgefangen, das heißt, man geht, wenn die Hunde eine Saue gedeckt haben, auf der linken Seite von hinten heran, ſetzt die Spitze des Hirſchfängers, dicht hinter dem Blatte, mitten auf der Saue (bei der ſtarken etwas weiter herab) an, richtet ſie ein wenig unter- und vorwärts, ſtößt die Klinge bis in die Herzkammer, und wendet ſie dann ein wenig, bis die Saue durch Schweißverluſt verendet hat. Nur wenn man auf dieſer Seite nicht ankommen kann, wird der Fang auf der rechten, und dann etwas tiefer gegeben. Sind Hatzleute oder andere Gehülfen zugegen, ſo läßt man vorher die Saue ausheben, d. i. man läßt ſie bei den Hinterläufen aufheben. Hierdurch wird es ihr unmöglich, Menſchen oder Hunden Schaden zuzufügen.

Wenn ſie nun verendet hat, ſo faßt man einen der daran hängenden Hunde nach dem andern mit der linken Hand in die Halſung (nicht in den Ring), hebt ihn vorn in die Höhe, ſchiebt mit der rechten die vordere breite Seite des Knebels hinter den Fängen in die Schnautze des Hundes, und drückt mit der Spitze auf die Zunge. Will er noch nicht loslaſſen, ſo wird der Knebel aufwärts gerichtet und mit der Spitze deſſelben gelinde am Gaumen gerieben. Dadurch entſteht ein kitzelnder Reiz, dem der Hund nur ſelten widerſtehen kann **). Dies Verfahren wird das Abbrechen genannt.

Wäre man mit einem oder zwei Hunden ganz allein beim Fange, ſo muß man ſie, wenn ſie von der verende-

---

*) Es iſt unter dieſem Namen in jeder Apotheke zu haben.

**) Zuweilen, obwohl ſelten, kann der Fall eintreten, daß, wenn der Hund ſich verfangen (verbiſſen) hat, er lange den Bemühungen widerſteht, ihn loszubrechen. Dann darf man ihn nur recht herzhaft in die Ruthe (den Schwanz) kneifen — ſollte es auch im Nothfall mit den Zähnen geſchehen — und augenblicklich wird er nachgeben. Nur verſteht es ſich, daß ein anderer Gehülfe ihn ſehr feſt halten muß.

ten Saue abgebrochen ſind, an die Fangleine nehmen, und mit ihnen fortziehen, bis man einem nachkommenden Hatzmann begegnet. Scheint ein losgebrochener Hund ſehr erhitzt und entkräftet, ſo ſchüttet man ihm gleich aus dem Horne einen guten Schuß Pulver ein.

Sobald die Hunde von einem Schweine, Keiler, oder von einer ſtarken Bache losgebrochen ſind, darf man die genaueſte Unterſuchung, ob einer oder der andere von den erſtern geſchlagen oder von der letztern gebiſſen worden, keinen Augenblick verſchieben. Iſt nur irgend eine bedeutende Verwundung an einem Hunde oder an mehrern ſichtbar, ſo ſchickt der Befehlshaber einen Hatzmann damit an den Hundearzt, der bei keinem Saujagen fehlen darf, und deſſen Aufenthaltsort gewöhnlich in der Mitte der Hatzen beſtimmt wird, ab; könnte der geſchlagene Hund aber nicht füglich transportirt werden, ſo läßt man den Arzt holen.

Im Nothfalle, wenn dieſer nicht zugegen, oder nicht bald genug zu haben wäre, muß jeder Jäger ſich wenigſtens in ſo weit zu helfen wiſſen, daß er den erſten Verband beſorgen kann. Ehe er dazu ſchreitet, wird dem verwundeten Hunde ein Beißkorb angelegt, oder, in deſſen Ermangelung, die Fangleine doppelt genommen, um die Schnautze feſtgeſchleift. Lange, offene Schläge (Wunden) heftet man vermittelſt der Heftnadel und eines ſeidenen Fadens, Stiche hingegen, welche von außen nur als kleine Beſchädigungen erſcheinen, ſich aber unter der Haut oft tief ins Innere erſtrecken, erweitert man erſt mit der Lanzette und heftet ſie hernach gehörig. Jede Verletzung wird mit dem blauen Waſſer ausgewaſchen. Wenn ſie irgend ſo zu ſeyn ſcheint, daß fernere Bewegung dem Hunde nachtheilig werden könnte, ſo ſchickt man ihn zu dem für geſchlagene Hunde beſtimmten Wagen zurück *).

*) Ein mehreres über die Behandlung kranker oder verwundeter Hunde ſoll in einem beſondern Anhange zum letzten Theile dieſes Werkes beigebracht werden.

§. 14.

Allen bei einer Sauhatze befindlichen Reitern dürfen raſche, gewandte, thätige Pferde, und dieſen folgende beſondere Eigenſchaften nicht fehlen: Sie müſſen

1. ſelbſt freiſtehend, weder nach Menſchen noch nach Hunden ſchlagen;
2. nicht wiehern, wenn ſie allein ſind oder wenn andere Pferde ſich entfernen;
3. Stunden lang unbeweglich ſtill ſtehen;
4. wo möglich ſo abgerichtet ſeyn, daß ſie, auch ohne gehalten zu werden, ſich nicht von ihrem Herrn entfernen, wenn dieſer abgeſtiegen iſt.

Sollte indeſſen dem Pferde die zuletzt erwähnte, ſeltene Tugend mangeln, ſo wird an dem linken Seitenblatt der Xantare ein Beizügel *) eingeſchnallt, den der Reiter beim Abſteigen, wenn ſich ganz in der Nähe kein Bäumchen fände, um welches er ihn herumſchlagen und leicht verſchleifen könnte, in der linken Hand behalten muß.

§. 15.

Sobald jeder einzelnen Hatze, nebſt den dazu beſtimmten Reitern ein Schirm **) oder ſonſtiger Standort angewieſen iſt, muß der Befehlshaber derſelben die gehörigen Anordnungen treffen. Folgende nehmlich:

Er beſpricht ſich mit den Hatzkommandeurs, welche neben ihm angeſtellt ſind, über den Scheidepunkt, bis zu welchem jeder von ihnen auf einzelne Sauen allein hetzen ſoll. Nur in dem Falle darf von dieſer genommenen Abrede abgewichen werden, wenn der Nachbar gewiß vorausſetzen kann, die angehetzte Saue möchte ent-

---

*) In Ermangelung deſſelben kann man eine Fangleine anſchleifen.

**) Im Deſſauiſchen hielt man ſich bei der Erbauung der Hatzſchirme nicht auf, ſondern die Hatzen nebſt den Reitern ſtanden nur hinter einem Strauche, einer Eiche, oder in einer Vertiefung. Dort war man aber auch ſicher, daß kein einziger Hund, wenn er Wild oder gar Sauen erblickte, laut ward. Faſt vermuthe ich, daß man dieſe häßliche Untugend deshalb kaum kannte, weil man die Race nie durch Fleiſcherhunde, mochten ſie auch noch ſo gut packen und noch ſo ſchön ſeyn, verdarb.

kommen. Bricht aber ein Rudel heraus, ſo hetzen beide Hatzen.

Jeder Befehlshaber weiſ't ferner ſeine Hatzleute dahin an, daß auf das leiſe ausgeſprochene Wort vor! bei einem Schweine, oder einer ſehr ſtarken Bache, oder einem Rudel die ganze Hatze ſo vorgezogen wird, daß alle Hunde den Gegenſtand, welchen ſie ereilen ſollen, erſt ins Auge faſſen. Auf das Wort hetz! müſſen dann die ſchweren Hunde zuerſt, die leichtern gleich nach jenen gelöſ't werden, damit ſie zugleich an die ſtarke Saue kommen.

Auf ähnliche Weiſe verfährt man auch beim Rudel. Doch habe ich es da immer ſehr nützlich gefunden, die Hunde in kleinen Zwiſchenräumen, zwei und zwei auf einmal löſen zu laſſen, weil ſie ſich ſo beſſer unter die Sauen vertheilen, auf einmal gelöſ't, aber gar leicht auf eine fallen.

Bei einem dreijährigen Keiler muß man ſeine Hunde kennen, um zu beſtimmen, ob vier hinreichen, oder ob ſechs laufen müſſen. Lieber zu viel als zu wenig!

Auf einzelne zweijährige Sauen hetzt man mit drei, höchſtens mit vier Hunden; auf den Friſchling nur mit zwei leichten Hunden.

Daß dann, wenn nur ein Theil der Hatze laufen ſoll, dieſer nur vorgezogen, dem übrigen aber der Anblick der Saue möglichſt, durch Verdecken der Augen, Vortreten ꝛc. entzogen wird; daß man das folgendemal im gleichen Falle die geruhten Hunde nimmt; daß man eben deshalb zu jeder Hälfte der Hatze gleich viel ſchwere und leichte zu bringen ſuchen muß; daß endlich überhaupt nie eher die Hunde gelöſ't werden, bis ſie die Saue geſehen haben, darf ich nur Anfängern ſagen.

Alle Hunde und Hatzleute müſſen mit den Köpfen ſo lange vom Jagen abwärts gekehrt ſtehen, bis der Befehlshaber den letztern ſagt, welche und wie viel Hunde und auf welcher Seite ſie vorgezogen werden ſollen. Dieſe Anordnungen werden ohne alles Geräuſch getroffen,

und kein Hatzmann darf ſich unterſtehen, einen Hund früher zu löſen, ehe er durch das Wort hetz! dazu angewieſen wird.

§. 16.

Nach dem Terrain und nach der Leichtigkeit der Hunde muß beurtheilt werden, bis auf welche Entfernung und in welcher Richtung man hetzen darf. Hat man wenig Freiheit um ſich herum, ſo laſſe man die Sauen ſo nahe als möglich heran, oder hetze, ſobald ſie hinter die Hatze hinaus ſind. Auf großen Wieſen hingegen oder Lehden laſſe man die Hunde, vorzüglich wenn ein Rudel herausbricht, ſo löſen, daß die Sauen, welche der erſten Hatze entgehen, wahrſcheinlich den benachbarten näher kommen.

Nie darf man früher hetzen, bis mit höchſter Wahrſcheinlichkeit vorauszuſetzen iſt, die Saue könne, auch wenn ſie umkehrt, das Treiben nicht wieder erreichen, ohne vorher von den Hunden eingeholt und gepackt zu werden. Es iſt einleuchtend, daß durch einen Fehler gegen dieſe Regel das ganze Jagen verdorben werden kann.

Bei eingeſtellten Jagen ſtehen die Schirme gewöhnlich nicht weit vom Holze ab. Nie darf in dieſem Falle auf den Kopf, d. h. von vorn auf die Sauen zu, gehetzt, ſondern ſie müſſen rückwärts gelaſſen werden. Bei Streifhatzen hingegen werden die Hunde lieber weit vom Holze abgeſtellt und dann hetzt man, wenn mehrere Sauen etwa bis auf 50 bis 60 Schritte heran ſind, auf den Kopf, um das Rudel zu zerſplittern.

An einigen Orten will man es ſchlechterdings nicht geſtatten, dem Schweine entgegen zu hetzen; an andern verlangt man es auf freien Plätzen wenigſtens. Ich ſtimme für die letzte Methode, weil eigene Erfahrung mich zu der Behauptung berechtigt, daß bei der Befolgung derſelben weniger Hunde geſchlagen werden. Denn auch das ſtärkſte Schwein kehrt um, wenn es auf einem freien Platze ſechs bis acht Feinde auf ſich zueilen ſieht, deren Ueberlegenheit es kennt, und ſo wird der Zweck, die Hunde von hinten

an das Schwein kommen zu laſſen, gerade dadurch erreicht. Hetzt man aber nach, ſo hört das Schwein nur das Poltern, ohne zu wiſſen, wodurch es veranlaßt wird. Vermöge der ihm eigenen Tapferkeit ſtutzt es, kehrt ſich auch wohl zu ſeiner Vertheidigung um. Die erſten herankommenden Hunde, und alſo die beſten, ſind dann gewöhnlich das Opfer. — Vorzüglich aber vermeide man es, auf ein Schwein zu hetzen, wenn es nahe an einer Dickung iſt. Ich ſelbſt bin gegenwärtig geweſen, daß bei einer ſolchen Gelegenheit an einem Dornenſtrauche ſechs Hunde todtgeſchlagen wurden.

§. 17.

Wenn eine einzelne Saue mit einigen Hunden angehetzt wird, ſo begleitet ſie nur ein Reiter mit den dazu gehörigen Hatzleuten; ſobald aber die ganze Hatze los iſt, folgen ihr alle bei derſelben angeſtellten Reitern und Hatzleute.

Jeder Hatzbefehlshaber laſſe nachſtehende Regeln ſich empfohlen ſeyn.

1. Haben die Hunde, wenn ſie gelö'ſt werden, die angehetzte Saue im Geſicht und befindet man ſich auf einem freien Platze oder im lichten Holze; ſo reite man nie vor die Hunde, animire ſie auch nicht durch Schreien und Juchen. Denn hierdurch wird die Saue furchtſamer und alſo flüchtiger, da ſie, wenn man mit den Hunden ſo geräuſchlos als möglich ihr folgt, ſie nur in ihrem Zuge bleibt, wodurch den Hunden das Heranrücken (Annähern) erleichtert wird.

2. Wird auf ein Rudel gehetzt, ſo ſteige bei der zuerſt gefangenen Saue nur ein Reiter ab, um ihr den Fang zu geben, die Hunde loszubrechen und ſie ſo ſchnell als möglich wieder in den Schirm zu bringen. Der andere folge dem Theile der Hatze, welcher mit der ſtärkſten Saue, oder am weiteſten fortgeht, bis zum Fange.

3. Auch den einzelnen Hund, welcher hinter einem Schweine iſt, laſſe man nicht im Stiche; denn kann er

daſſelbe auch nicht feſt machen, ſo bleibt doch die Hoffnung noch übrig, ihn zu retten, wenn er geſchlagen wird.

4. Hat es den Anſchein, daß die Saue vor dem Fange eine Dickung erreichen könnte; dann eile man nach Möglichkeit, ihr vor den Kopf zu reiten, ſie durch Peitſchenhiebe vom Holze abzuwenden oder vor demſelben doch aufzuhalten. Mißlingt der Verſuch, ſo wende man alles an, bei ihr zu bleiben, oder ſie doch nicht aus dem Geſicht zu verlieren; man feuere dabei die Hunde durch den wiederholten Zuruf: Hu, Sau! und Juchen an, und gebe nicht eher die Hoffnung zu fangen auf, bis die Hunde völlig von der Sau abgekommen ſind. Kein Holz muß in dieſen Fällen dem Jäger zu dicht, kein Graben zu breit, kein Waſſer zu tief, kein Berg zu ſteil ſeyn. Wo nur irgend fort zu kommen iſt, muß Mann und Pferd leiſten, was möglich iſt. Wird gefangen, ſo ſei man zwar nie vorwitzig, aber entſchloſſen, ſelbſt kühn. Haben nur ein Paar gute Hunde ein Schwein, oder einen dreijährigen Keiler gepackt; ſo ſteige man in einiger Entfernung ab, ſchleiche ſich zu Fuße, mit gezogenem Hirſchfänger, von hinten behende heran und gebe ihm ſo ſchnell als möglich den Fang. Sind zwei Perſonen zugegen, ſo hebt die ſtärkere von ihnen die Saue vorher aus.

So fing der nun verſtorbene Kammerherr von Lattorff — zu ſeiner Zeit ein rüſtiger Jäger — bei einer deſſauiſchen Streifhatze ein hauendes Schwein, welches ſein beherzter Reitknecht ausgehoben hatte, vor einem einzigen Hunde ab; ich ſelbſt aber, mit Beihülfe eines Hatzmannes, ein anderes, welches drei Hunde im ſtärkſten Dickicht gepackt hatten. Einer davon hatte ſchon verendet, als wir ihn abbrachen, der andere war tödtlich geſchlagen, und doch mußte das Schwein ſtehen wie angenagelt, bis es den Fang erhielt. Ich hoffe nicht, daß man mir zutrauen wird, ich wolle mich durch dieſe Erzählung einer Heldenthat rühmen; ſie ſteht nur hier, um die Vortrefflichkeit der deſſauiſchen Hetzhunde zu bewähren.

§. 18.

Vom Verhetzen oder Fehlhetzen darf bei einem völlig zugeſtellten Jagen eigentlich nie die Rede ſeyn, wenn die Hunde irgend etwas taugen und wenn der Befehlshaber einer Hatze weiß, was er zu thun hat; bei Streifhatzen ſelbſt kann deshalb nur ſelten eine geltende Entſchuldigung ſtatt finden, wenn die Hunde gut ſind. Ereignet ſich aber doch ein ſolcher Fall, ſo dürfen die Reiter und Hatzleute nicht eher abgehen und auf den Standort der Hatze zurückkehren, bis ſie alle ihre Hunde, todt oder lebendig, gefunden und unter dem Zurufe: Ho! ho! ho! woran ſie gewöhnt werden müſſen, an das Hetzſeil oder an die Fangleine genommen haben.

Schon mit der halben Hatze eilt ein Reiter nach dem Standorte zurück, um wieder bei der Hand zu ſeyn; der andere muß die übrigen Hunde nachbringen.

§. 19.

Eine andere faſt bei keiner Saujagd entbehrliche Art von Hunden iſt der Finder *).

Schon der Name bezeichnet ſeinen Behuf. Er muß nehmlich die Sauen in den Dickungen aufſuchen; wenn er ſie gefunden, ununterbrochen laut vor ihnen werden, und ſie durch allerhand Neckereien, ſelbſt durch Zwicken und ſtetes um ſie Herumfahren, aufzuhalten ſuchen, wenn ſie durchgehen wollen.

Man gebraucht, wenn der Finder vor Sauen laut iſt, und ſie nicht von der Stelle läßt, den Ausdruck: Er ſtellt, oder er gibt Standlaut.

Die Finder machen keine eigene Hunderace aus, ſondern jeder Hund, welcher Sauen liebt — man ſollte eher ſagen haßt — iſt zum Finder brauchbar.

Natürlicher Weiſe werden die beſten und zuverläſſigſten von ſolchen Aeltern gezogen, welche ſelbſt gut finden.

*) An einigen Orten heißt er Saubeller. Da aber der Jäger nie ſagen ſoll, der Hund bellt, ſo kann dieſe Benennung auch für eine gutweidmänniſche nicht gelten.

Haupteigenſchaften des Finders ſind:

Er muß weder zu ſtark (zu groß), noch zu ſchwach (zu klein) ſeyn.

Nicht zu ſtark, weil vor einem ſolchen ſchwächere Sauen, ohne ſich zu ſtellen (zu widerſetzen), durchgehen (ausreißen); nicht zu ſchwach, weil ein ſolcher im tiefen Schnee und Moraſt nicht raſch genug fort kann, um die Sauen, wenn ſie einmal durchgehen, wieder einzuholen.

Zwar reißen vor gar ſchwachen Hunden anfänglich Friſchlinge kaum aus, aber fällt der erſte Schuß, ſo geſchieht das doch und dann richten ſie aus Mangel an Tüchtigkeit nichts mehr aus.

Der Finder muß ſtark von Knochen und dauerhaft, auch, weil er dadurch vor manchem gefährlichen Schlage geſichert wird, dicht- und langhärig ſeyn.

Ausharrender Muth darf ihm nicht fehlen, da er, ohne Furcht, ſelbſt dem ſtärkſten-Schweine ſich entgegenſtellen muß; eben ſo wenig Gewandtheit, indem blos dieſe ihn retten kann, wenn er von der Saue angenommen wird. Aber auch dadurch darf er ſich nicht zum Fliehen, ſondern zum ſchnellen Ausweichen bringen laſſen.

Er muß leicht flüchtig (geſchwind) ſeyn, um durchbrechende Sauen ein- und herumholen zu können, anhalten (nicht davon abgehen), wenn ſie ausreißen; nicht fährtenlaut ſeyn, das heißt, nicht eher und nicht anders laut werden, bis er ſie wirklich im Geſichte hat.

Der wirklich gute Finder muß rein ſeyn, d. h. er muß keine Wildart jagen und auf keine als auf Sauen — den Dachs ausgenommen — laut werden; weil ſonſt, während er laut mit etwas anderem fort geht, jene rege werden und ſich fort machen.

Er muß endlich auch einen guten, hellen und ſtarken Laut haben.

§. 20.

Obgleich beim Finder keine ſo förmliche Dreſſur, wie beim Hühnerhunde, ſtatt findet; ſo iſt doch eine gewiſſe Abrichtung nothwendig. Beſitzt man nehmlich einen von alten Findern gefallenen, oder ſonſt einen jungen Hund,

welcher von den vorher angegebenen Eigenſchaften diejenigen zeigt, welche er von Natur haben muß: Liebe zu den Sauen — die er an zahmen Sauen bald zeigen wird —, Beherztheit und einen guten Körperbau; ſo macht man ihn, wenn er ein oder ein und ein halbes Jahr alt iſt, leinenführig, d. h. man ſchleift die Fangleine durch den Ring an der Halſung, führt ihn täglich an derſelben aus und gewöhnt ihn durch häufiges Sprechen zur Aufmerkſamkeit. Bei dieſer Vorübung wird zugleich der Hund gewöhnt, neben, und auf das Wort: zurück! hinter ſeinem Führer zu gehen; denn ein Finder darf nicht an der Leine ziehen. So oft er dies verſucht, muß ein Ruck mit derſelben und zugleich der eben erwähnte Zuruf ihn belehren, daß er gefehlt hat.

Hat man auf dieſe Weiſe dem jungen Hunde Gehorſam beigebracht, ſo wird er, anfänglich im Freien, gelöſ't und durch Reden und aufmunterndes Pfeifen zum Suchen aufgemuntert, aber nicht zu weit fortgelaſſen, ſondern wenn er zu raſch ſucht oder ſchwärmt, durch einen kurzen, gebietenden, immer gleich tönenden Pfiff, oder durch Rufen beim Namen kürzer gehalten. So bekommt er Gehör. Jagt er bei Gelegenheit einen Haſen oder irgend etwas anderes, ſo pfeife man ihm zu; hört er und kehrt um, ſo ſchelte man auf ihn, ſtrafe ihn aber blos dadurch, daß er an der Leine gehen muß; hört er nicht, ſo muß die Strafe ſchon härter ſeyn, indem man ihm eine Leine mit Knoten um den bloßen Hals legt, und einigemal tüchtig daran ruckt. Will dies für die Folge keinen Eindruck machen, ſo muß freilich, nebſt dem verſtärkten Ruck, auch die Peitſche gebraucht werden.

Nach der Strafe behalte man den Hund wenigſtens zehn Minuten lang an der Leine, und löſe ihn nie eher, als bis er freundliches Reden mit freundlichen Blicken erwiedert.

Jagt er auf dem Felde nicht mehr, ſo bringe man ihn in lichte Vorhölzer, wo Reh-, auch wohl Rothwild ſteht; begeht er hier den alten Fehler wieder, ſo wird die oben erwähnte Strafe ſo lange wiederholt und vermehrt,

bis er ihn ablegt. Das Lautjagen auf der Fährte muß noch ſtrenger geahndet werden, als eine Uebereilung aus Hitze, wenn etwas vor ihm ſo herausfährt, daß er es äuget oder gewahrt (ſieht).

§. 21.

Hat man den jungen Finder ſo weit gebracht, daß er weder Rothwild und Rehe, noch Haſen jagt, ſo iſt der Zweck, einen reinen Finder aus ihm zu bilden, erreicht. Nun kommt es nur noch darauf an, ihn auf Sauen gut zu machen. Die ſchicklichſte Zeit hierzu iſt der Spätherbſt, weil in der Feiſtzeit jede Saue am beſten ſich ſtellt.

Fällt zeitig Schnee, ſo benutze man die Neue, um ſchwache Sauen einzukreiſen, laſſe dann den jungen Finder nebſt einem ältern gut geübten in gutem Winde ſuſuchen, eile, wenn ſie ſtellen, hinan, und ſuche ſobald als möglich zu Schuß zu kommen.

Wollte man aber den noch ungeübten Hund nicht ſo lange, bis Schnee fällt, ohne Arbeit laſſen; ſo laſſe man einen alten Finder allein ſuchen und behalte den jungen ſo lange an der Leine, bis jener ſtellt; eile möglichſt hinan und ſuche die Saue ins Geſicht zu bekommen, um ihre Stärke beurtheilen zu können. Iſts kein Schwein oder ſtarker Keiler, ſo wird der junge Hund gelöſ't und ſobald auch dieſer laut iſt, geſchoſſen.

Das erſtemal beſtrebe man ſich, einen guten Schuß (auf oder dicht hinter das Blatt) anzubringen, damit die Saue nicht mehr weit fortgehe und wo möglich im Geſicht der Hunde ſtürze; dadurch lernen ſie todt verbellen, und überhaupt ihren Beruf, die Saue aufzuhalten, bis der Jäger im Stande iſt zu ſchießen, kennen. Beim Aufbrechen werfe man dem Finder immer Schweiß und Geſcheide vor, um ihn genoſſen zu machen.

In der Folge ſchieße man, wenn der junge Hund mit dem alten zugleich ſucht und eine Bache findet, dieſe weidewund (d. h. durchs Geſcheide, ohne Lunge und Leber zu berühren). Sie wird dann fort gehen, das anhaltende Verfolgen aber die Hunde immer begieriger machen. Gut iſts ſogar, wenn die Bache, ſobald ſie ſich ſtellt,

den jungen Hund annimmt und ein paarmal überrennt; dadurch wird er vorſichtig und doch nicht furchtſam, weil der alte ihn unterſtützt.

Nach einiger Uebung dieſer Art kann man den jungen Finder auch allein führen. In der Feiſtzeit und auf ſtarke Sauen iſts indeſſen jederzeit gut, zwei Hunde zu löſen, weil ſie ſich unterſtützen und einer den andern oft von gefährlichen Schlägen rettet.

Mehr als zwei Finder beim Bürſchen ſuchen zu laſſen, iſt immer ſchädlich; denn, theils ſtellen ſich die Sauen nicht leicht beim Anblicke vieler Hunde, theils verhindern dieſe, indem ſie beſtändig von allen Seiten angreifen, den Jäger am Schießen.

§. 22.

Auch der Schweißhund iſt oft, wenn eine Saue auf dem Anſtande oder ſonſt nicht vor dem Finder angeſchoſſen wird, unentbehrlich. Auf jeden Fall iſt es aber gut, alle Finder nach der beim Rothwilde *) angegebenen Method, auch auf den Sauſchweiß, aber nur auf dieſen zu arbeiten. Denn ein eigentlicher und guter Schweißhund hat für den Jäger zu viel Werth, um ihn bei der Arbeit auf Schwarzwild der Gefahr, todtgeſchlagen zu werden, auszuſetzen.

§. 23.

Die Einrichtung ſowohl des beſtätigten, als des nicht beſtätigten eingeſtellten Jagens hat, in der Hauptſache, ſo wenig Abweichendes von der, zu welcher dem Leſer im erſten Kapitel der erſten Abtheilung des erſten Abſchnitts, unter §. 27 bis 40. Anleitung gegeben worden iſt, daß ich mich hier — der Kürze wegen — in allem, was in der Folge nicht anders vorgeſchrieben wird, auf das dort Vorgetragene beziehen zu können glaube.

Um durch Nachtfröſte nicht am gehörigen Beſuchen des zum beſtätigten Saujagen gewählten Revieres und alſo am Beſtätigen mit dem Leithunde ſelbſt nicht verhindert zu werden, könnte man dazu wohl nur die letzten

*) S. des erſten Abſchnitts erſte Abtheilung, Kap. 1. §. 23.

Tage des Monats Oktober und die erſten des Monats November als ſchickliche annehmen. Alle andere eingeſtellte Jagen hingegen können ſelbſt bei hartem Froſte und bei Schnee erforderlichen Falls eingerichtet werden. Nur würde man ſich dann des zu jedem Fuder Zeug gehörigen Froſtbohrers und der Spitzhaue bedienen müſſen, um vermittelſt beider die zum Eintreiben der Stellſtangen nöthigen Löcher in den Erdboden zu bringen.

Schon einige Wochen vor dem zum Jagen beſtimmten Zeitpunkte muß man die Sauen in ſolchen Gegenden des Forſtes, wo dieſelben zu der Jahreszeit ſtecken und welche ſich zugleich zur Stallung eignen, durch gut unterhaltene Fütterungen noch mehr zu koncentriren ſuchen, weil dieſe Wildart ſich nicht gern weit treiben läßt. Große, an freie Plätze grenzende Dickungen und Brücher (Sümpfe) werden hierzu am ſchicklichſten ſeyn; letztere aber nur dann, wenn entweder gar kein oder ſtarker Froſt vorher eingefallen iſt; denn von der Zeit an, wo es zu frieren anfängt, bis zu der, wo der Boden ſo hart gefroren iſt, daß die Sauen, ohne einzubrechen, darüber weg gehen können, ſtecken ſie ſich in naſſen, ſenkigen Theilen des Revieres nicht und noch weniger laſſen ſie ſich mit Gewalt dahin treiben.

Vor der Einrichtung eines eingeſtellten Jagens wird der zum Zwangtreiben, zur Kammer und zum Lauf gewählte Diſtrikt abgeſchritten, nachdem die Stellflügel geräumt und bezeichnet, auch die Wege zum Transport des Zeuges gebeſſert ſind. Dann ſorgt man, wenn die Disposition zu den verlornen Treiben, die Inſtruktionen für die Jagdbedienten entworfen, und das Regemachen der entlegenern Dickungen und Heger, durch Treibeleute angeordnet worden, für die Herbeiſchaffung des benöthigten Zeuges, mit Einſchluß des Rolltuches und zweier Zwangtücher. Auch werden die Treibeleute, nebſt den zu ihrer Führung beſtimmten Jagdbedienten, aus den umliegenden Gegenden auf einen gewiſſen Tag verſchrieben.

Dieſen getroffenen Vorkehrungen zu Folge wird jedem der entfernteren, nicht ganz genau auf den Revieren be-

kannten Jagdbedienten, in ſo fern ſie verlorne Treiben, der ſchriftlichen Inſtruktion gemäß, führen ſollen, ein wohl unterrichteter, genau mit der Gegend bekannter Scheitſchläger zugeordnet. Dann läßt man in der letzten Nacht zuvor, ehe das Jagen eingeſtellt werden ſoll, die verlornen Treiben, auf eben die Weiſe, wie §. 39. des vom Edelwild handelnden Kap. gelehrt worden, aus allen umliegenden Forſten, ſelbſt über die Felder nach dem Jagen herannehmen; ſobald die Treiben aber am Jagen angelangt ſind, die nöthigen Wehrfeuer anzünden und ſo lange unterhalten, bis es im Ganzen ſteht, d. h. völlig mit Zeuge umſtellt iſt.

§. 24.

Mitteltücher — auch däniſches Zeug genannt — und halbe Tücher werden, da das Schwarzwild nie überzufallen verſucht, zum Umſtellen des Zwangtreibens und der Kammer angewendet; zum Laufe und zum Rolltuche aber wählt man, des beſſern Anſehens wegen, hohe Tücher.

Da die Schweine häufig Verſuche machen, ſich durch das Zeug zu ſchlagen, ſo muß das ſämmtliche Zeug in vollkommnem guten Zuſtande ſeyn. Wenn aber auch dies der Fall iſt, ſo bleibt es noch immer räthlich, die Kammer mit Prellnetzen *) inwendig zu dupliren. Soll aber das Jagen ausgeſchoſſen werden, ſo muß dies auch am ganzen Laufe, oder doch in den Ecken geſchehen.

Lappen reſpektirt das Schwarzwild ſo wenig, daß ſie nur im höchſten Nothfalle, ſelbſt bei den weitläuftigſten Stallungen und allenfalls nur bei den verlornen Treiben zu Wehrflügeln angewendet werden können; gut unterhaltene Wehrfeuer ſind aber immer noch beſſer.

§. 25.

Wenn das Jagen ſchon im Ganzen ſteht, ſo bleibt dem, welchem die Anordnung deſſelben obliegt, immer noch

*) Man leſe über alle dieſe Zeugarten und deren Anwendung das erſte Kap. des dieſem Theile beigefügten Anhanges nach.

das Geſchäft übrig, das Edel= und Damwild, nebſt den Rehen, von den Sauen zu ſcheiden und aus der Stallung herauszuſchaffen. Am ſicherſten erreicht er dieſen Zweck, wenn er vor dem Rolltuche in der Kammer ein Treiben anlegt, dieſes ſtille bis an den Weg oder Flügel fort gehen läßt, welcher die Scheidelinie des Zwangtreibens von der Kammer ausmachen ſoll. Hier wird, wenn alles Wild über die Scheidelinie weg iſt, das Zwangtuch unverzüglich vorgezogen. Wollen während des Treibens Sauen nach der Kammer zurück, ſo ziehen ſich die Treiber aus einander und laſſen ſie durch; alles andere Wild muß vorwärts.

Nach erfolgtem Durchſtellen des Zwangtuches von einem Flügel des Jagens zum andern wird, wenn ſelbiges aus hohem Zeuge beſteht, die Unterleine durchaus auf Gabeln oder Mücken, welche ſo hoch über der Erde ſtehen, daß die Sauen füglich darunter weggehen können, geſtellt. Bei einem Zwangtuche von däniſchem Zeuge oder von halben Tüchern nimmt man hohe Forkeln, an welchen, um ſonſt zu einer doppelten Lappſtatt gebraucht zu werden, oben und in der Mitte ein Haken eingeſchlagen iſt, und läßt die Oberleine auf die oberſten Haken heben.

Dann werden die Jagdleute am hintern Theile des Zwangtreibens angelegt, und dazu angehalten, daß ſie, möglichſt geſchloſſen, langſam und ſtill auf das erhöht ſtehende Zwangtuch zugehen. Die Sauen kriechen nun unter demſelben weg, ſtärkere Wildarten aber kehren um, und dieſe müſſen ohne Hinderung zurückgelaſſen werden. Sobald man ſich durch gleichmäßig wiederholte Treiben überzeugt hat, daß alle Sauen in der Kammer ſtecken, wird das Zwangtuch von den Gabeln oder Haken abgehoben und wie gewöhnlich, dicht auf der Erde feſt geſtellt. Zu gleicher Zeit werden im Zwangtreiben einige Tücher niedergelegt, und durch die entſtandene Oeffnung Hirſche, Thiere u. ſ. w. ins Freie hinausgejagt; dann aber läßt man, um Schweine, welche ſich durchs Zwangtuch ſchlagen könnten, nicht aus dem Jagen zu verlieren, das niedergelegte Zeug wieder heben und feſt ſtellen.

§. 26.

Der Lauf eines Saujagens, bei welchem die Sauen mit Schießgewehr erlegt werden ſollen, wird hinten eckig geſtellt, weil die Sauen die Winkel ſuchen und da ſtehen bleiben. Deshalb müſſen auch die Schießſchirme ſo geſtellt ſeyn, daß man aus denſelben die Ecken mit der Büchſe füglich erreichen kann.

§. 27.

Beim Abjagen wird das Rolltuch nur ſo lange zurückgezogen, bis durch einige Treiber oder Jäger zu Pferde ein Rudel Sauen aus der Kammer auf den Lauf herausgebracht worden; läßt es der Befehlshaber dann ſogleich wieder vorziehen.

Sind die auf dem Laufe befindlichen Sauen erlegt, die angeſchoſſenen aber von den hinter den Schießſchirmen angeſtellten Hatzen gepackt; ſo werden wieder andere herausgetrieben, bis man keine mehr im Jagen findet.

§. 28.

Sollen die eingeſtellten Sauen auf dem Laufe gehetzt werden; ſo muß die ganze Stallung nach Maaßgabe der vorhandenen Hatzenzahl, von einem Flügel zum andern, mehr Breite haben, als wenn auf dem Laufe geſchoſſen werden ſoll. Auch findet man überall zur Einrichtung eines ſolchen breiten Jagens ſchickliche Plätze, ohne, wie es beim ſchmalen faſt unvermeidlich iſt, Stellflügel durchhauen laſſen zu müſſen.

Jede Dickung — denn nur in einer ſolchen dürfen Sauen eingeſtellt werden — iſt gewöhnlich auf beiden Seiten und hinten von Fahrwegen begrenzt; dieſe ſind denn zum Stellen der Zeugflügel zu benutzen.

Wäre das Jagen vorn am Laufe noch etwas zu ſchmal, ſo zieht man beide Zeugflügel, da, wo der Lauf anfängt, ſtumpfwinklig bis dahin aus einander, wo die Hetzſchirme angebracht werden. Dies geſchieht in einer Entfernung von 60 bis 80 Schritten von der Kammer in gerader Linie, und

ſo, daß die Schirme gleichweit aus einander ſtehen. Hinter den Schirmen muß der Lauf ſehr geräumig ſeyn.

Bis das Abjagen ſeinen Anfang nehmen ſoll, wird der Lauf von der Kammer durch vorgeſtellte Quertücher getrennt; dieſe werden aber, ſo bald als die Hatzen in die Schirme gezogen ſind, aufgehoben und über die Seite geſchafft.

Dann werden die Sauen nach und nach aus der Kammer herausgetrieben, und dieſe Treiben, ſo lange als es der Herrſchaft gefällig iſt und Sauen ſich zeigen, wiederholt.

§. 29.

Unterhaltender für Theilnehmer, welche gern raſch reiten, wie für die Zuſchauer, ſcheinen mir die Jagen, bei welchen vor den Quertüchern die Flügel der Kammer nur bis an die Schirme hinausgeſtellt ſind, weil dann die Sauen im Freien gehetzt werden. Doppeltes Vergnügen aber gewährt es, wenn von einem Rudel mehrere Sauen den Hatzen entkommen und im Reiten mit einem Piſtolenſchuſſe erlegt werden dürfen.

§. 30.

Wird mehrere Jahre nach einander in einem Reviere mit Zeuge gejagt, oder hören die Sauen in der Kammer die außerhalb derſelben gehetzten klagen, ſo hält es, ſelbſt beim beſten Winde, ſchwer, ſtarke Sauen, vorzüglich Schweine herauszubringen. Man laſſe daher die erſtenmale nur mit der Hälfte der Mannſchaft und ſtille treiben, in der Folge verdopple man die Zahl der Treiber und laſſe ſie laut gehen; will auch dies nicht helfen, ſo werfe man Schwärmer unter die umkehrenden Sauen, ſchieße, blos mit Pulver geladen, auf ſie und vermehre den Lärm auf alle erſinnliche Art. Auch kann man ſich, wenn die Sauen zwar vorwärts gehen, aber doch nicht aufs Freie heraus wollen, oft dadurch helfen, daß man, wenn noch ein Querweg durch die Kammer geht, auf demſelben ein Zwangtuch durchſtellt, und auf dieſe Weiſe das Treiben mehr ins Enge bringt.

Zum Beſchluß, und um das letzte Mittel nicht unverſucht zu laſſen, werden die Zwangtücher niedergelegt, alle Jagdleute bis ans Ende des ganzen Jagens zurückgezogen, dort angelegt, Finder und Jagdhunde gelöſ't, und ſo geht das Treiben fort, bis an die Schirme.

§. 31.

Die wenigſte Mühe und unbeträchtliche Koſten verurſacht das Kesseljagen. Die ganze Einrichtung deſſelben beſteht darin, daß man, wenn ein Rudel oder mehrere ſtarke Sauen und Schweine in einem Bezirke des Reviers eingekreiſ't, oder mit dem Leithunde beſtätigt worden ſind, dieſen mit Zeuge umſtellt. Den Hatzen oder Schützen wird dann ein ſchicklicher Platz auf einer Wieſe oder ſonſt auf einem freien Platze angewieſen und die Sauen ihnen zugetrieben. Daß da, wo geſchoſſen wird, jeder Schütze gehörige Rückſicht auf die Sicherheit der Treiber und ſeiner Nachbarn nehmen muß und alſo nicht eher ſchießen darf, bis das Wild rückwärts iſt, verſteht ſich von ſelbſt. Ein ſolches Jagen kann, wenn Zeug in der Nähe iſt, an jedem beliebigen Tage gemacht werden.

§. 32.

In Revieren, wo mehrere Sauen ſtecken, wird dem raſchern, rüſtigern Jäger die Streifhatze, wie jede Jagd, im Freien — dieſen Ausdruck hier als Gegenſatz des eingeſtellten Jagens genommen — das meiſte Vergnügen gewähren.

Auch kann ſie ohne weitere Vorbereitung ſtatt finden, wenn Abends zuvor den Jägern, Theilnehmern, und nach Befinden den Treibern die Stunde der Zuſammenkunft auf einem gewiſſen Sammelplatze beſtimmt wird.

Zu gleicher Zeit erhält der Aufſeher im Jägerhofe Order, ſich etwa eine Stunde früher mit den Hatzen auf dem Sammelplatze einzufinden. Beim Auszuge der Hatzen muß dahin geſehen werden, daß die Hatzleute nicht neben, ſondern in gerader Linie hinter einander herziehen, damit die Hunde nicht zuſammenfallen.

Dieſen folgen in eben der Ordnung die Finderburſche, deren jeder drei bis vier zuſammengekoppelte Finder führt. Auch ſie müſſen ihre Hunde der Farbe und dem Namen nach kennen, um ſie, wenn von einem Orte zum andern, oder nach Hauſe gezogen wird, annehmen zu können.

Nach den Hunden kommen die zum Heimſchaffen der gehetzten Sauen und der geſchlagenen Hunde beſtimmten Wagen, und endlich beſchließen die Leute, welche unter der Aufſicht eines Forſtbedienten mit ihren angeſchirrten Pferden die Sauen zuſammenziehen ſollen *), den Zug. Sobald er auf dem Sammelplatze angekommen iſt, werden die nach den Nummern abgetheilten Hatzen und Finder, in gerader Linie, neben einander gezogen, ſo daß ſie nach der Gegend hin gekehrt ſtehen, wo die Herrſchaft vorbei kommt. Weiter rückwärts halten die Wagen und Pferde **). Werden Treibeleute dazu gebraucht, die Sauen auf die Hatzen zu bringen, ſo kommen auch dieſe hier zuſammen; beſſer iſts aber auf jeden Fall, wenn die Jägerei zu Pferde dies Geſchäft übernimmt. Auch ſie, ſo wie diejenigen, welche auf Befehl, oder mit Bewilligung, dem Jagen beiwohnen, erwarten die Herrſchaft auf dem Sammelplatze.

Wenn die Herrſchaft ankommt, werden die Hatzen entweder nach Gefallen oder durchs Loos an diejenigen, welche ſelbige befehligen ſollen, vertheilt und ihnen die Schirme oder Stände angewieſen, von denen ſie ſich, außer beim Hetzen, bis ſie abgerufen werden, nicht entfernen dürfen.

Die Suche (der Theil des Revieres, aus welchem die Sauen herausgetrieben werden ſollen) umlegt man — wo möglich — rund um ſo mit Hatzen, daß eine die andere im Geſicht hat, und daß ſie ſich zu Hülfe hetzen können. Verſtattet das Terrain dieſe Anordnung nicht, ſo wählt man für die Hatzen freie Plätze oder doch ganz lichtes, hohes Holz, in gutem Winde. Im erſten Falle iſt es gleichgültig,

*) Die Stränge werden bei dieſem Geſchäft hinter dem Gewehr oder den Haken durch und um das Gebreche der Sauen geſchleift.

**) Eben ſo geordnet wird auch beim eingeſtellten Jagen Alles, bis die Herrſchaft ankommt.

von welcher Seite her die Suche durchſtreift wird, im andern aber muß es mit dem Winde geſchehen. In derſelben reiten die Jäger, gleichweit von einander entfernt, langſam durch, feuern die Finder an, und bemühen ſich, ſobald dieſe laut werden, die Sauen auf die Hatzen zu bringen.

Stellt ſich ein Schwein vor den Hunden, ſo hält die Suche an und die Jägerei bläſ't, wenn ſie Hörner führt, oder juchet, damit der Herr entweder mit ſeiner Hatze heranziehen und auf den Reif hetzen *) oder ſelbiges mit der Büchſe erlegen kann.

Oft vergehen Stunden, ehe alle Sauen heraus kommen; ſind aber keine mehr in der Suche, ſo werden die Finder angenommen, mit den Treibern oder Reitern herausgezogen, die Hatzen abgerufen und daſſelbe Verfahren in einem andern Bezirke wiederholt.

Im Deſſauiſchen iſt mir der Fall mehrmals vorgekommen, daß bei einer oder bei zwei Suchen der ganze Tag recht angenehm verfloß. So wurden dort in einem Diſtrikt von mäßiger Größe, der graue Steinhau genannt, vor ungefähr 32 Jahren binnen ſechs Stunden 86 Sauen, von der Hatze des Kammerherrn von Lattorff aber, bei welcher ich hielt, allein 26 Stück und darunter drei Schweine gefangen.

§. 33.

Das Bürſchen wird bei den wilden Sauen faſt durchgängig ſo betrieben, wie bei den andern Hochwildarten.

Doch würden zwei Jäger wohl meiſtentheils es vergeblich verſuchen Sauen, wenn ſie nicht im Gebräche ſtehen, ſich zuzutreiben. Trifft man ſie aber Abends oder Morgens an einem Orte im Gebräche an, wo die Umſtände es nicht erlauben, ihnen anzuſchleichen; ſo ſtellt ein Schütze ſich auf dem muthmaßlichen oder bekannten Wechſel in gutem

*) d. i. dem Laut der Finder ſich nähern und entweder, wenn die Hatzhunde das Schwein erblicken, oder durch ihre Begierde zeigen, daß ſie den Reif (Laut) hören und verſtehen, ſie löſen.

Winde vor, der andere aber nähert ſich ihnen auf einem Umwege und ſucht ſie durch Abbrechen einiger trocknen Aeſte rege zu machen und auf den Vorſtehenden zuzubringen.

Der Bürſchgang (das Schleichen) iſt bei dieſer Wildart, welche zwar ſehr leiſe vernimmt, und eben ſo ſcharf wittert, dagegen aber ſchlecht gewahrt (ſieht), in ſo fern der Jäger jedes Geräuſch vermeidet, und bei der Annäherung ſtets in gutem Winde bleibt, mit geringeren Schwierigkeiten verbunden, als bei anderm Hochwilde.

§. 34.

Eine eigene und zugleich die nützlichſte und angenehmſte Art, die Jagd auf Sauen zu betreiben, iſt die Suche mit dem Finder; theils weil ſie, wenn der Hund gut iſt, ſelten fehl ſchlägt, theils weil man aller weitern Beihülfe entbehren kann.

Mit ſeinem Hunde an der Leine zieht der Jäger unter dem Winde in eine Gegend des Reviers, wo er Sauen vermuthet, löſ't ihn vor dem Dickicht und zieht ſich, während der Hund ſucht, da vor, wo er, wenn ſie ſich nicht ſtellen wollten, deren Durchbruch muthmaßen kann; oder er geht auf einem Wege oder Wildſtege mit durch, muntert den Hund von Zeit zu Zeit durch beliebiges, aber immer gleiches Pfeifen auf und erwartet das Lautwerden deſſelben.

Stellt ſich die Saue, ſo ſpringt er vorſichtig, in gutem Winde, jedoch nie von vorn, heran, und ſchießt ſo bald als möglich, um den Hund dem Schlage eines Keilers oder Schweines nicht länger auszuſetzen, als es unumgänglich iſt. Geht ſie verwundet mit dem Finder fort, ſo ladet er möglichſt ſchnell ſein Gewehr, und folgt dem Keif (dem Laut); ſtellt ſie ſich wieder, ſo iſt nächſt verdoppelter Eile Behutſamkeit nöthig; denn ſelbſt die ſchwächere angeſchoſſene Saue verſteht keinen Spaß.

Auch mehrere Schützen können an dieſer Jagd Theil nehmen; nur muß es ihnen zum unverbrüchlichen Geſetz gemacht werden, ihren Stand ſelbſt dann nicht zu verlaſſen, wenn der Hund nur funſzig Schritt vor ihnen im dicken Holze ſtellt.

Dies iſt deshalb nothwendig, weil ein geübter, vorſichtiger und auf dem Reviere bekannter Jäger mit dem Finder durchs Dickicht gehen muß, um ſo bald als es ſich thun läßt, vor dem Hunde ſchießen zu können. Bei aller Behutſamkeit könnte dieſer den vom Stande Gewichnen durch ſeinen Schuß unglücklich machen, oder durch den des andern es werden.

Nur dann kann eine Ausnahme ſtatt finden, wenn die Sauen durch die Schützen brechen und vom Finder verfolgt werden, ohne daß der mit demſelben durchgehende Jäger zu folgen vermöchte. In dieſem Falle kann einer der zunächſt Vorſtehenden ſeine Stelle erſetzen.

Faſt unnöthig iſt die Bemerkung, daß jede andere Rückſicht wegfällt, wenn der Jäger, welcher den Finder unterſtützen muß, von einer ſtarken Saue angenommen, um Hülfe ruft. Aber auch in dieſem Falle müſſen nur die zwei nächſt Stehenden ihm Beiſtand zu leiſten oder *Rettung* zu verſchaffen ſuchen, ohne von einander zu weichen, und Gefahr zu ſcheuen. So will es Pflicht und Menſchen*liebe!*

Im allgemeinen hat jedoch die Finderjagd, wenigſtens für den bloßen Jagdliebhaber, auch ihre Schattenſeite. Ich meine die nicht zu läugnende Gefahr, wenn ein angeſchoſſenes Schwein den Jäger annimmt, und die mit dieſer Jagd faſt immer verbundene körperliche Anſtrengung. Beides darf der Weidmann weder fürchten noch achten, ſondern er muß ſeinem Hunde raſch und überall hin folgen, ſo lange ſeine Kräfte es irgend verſtatten. Deshalb iſts gut, wenn er ſich täglich im Laufen übt; übereilt er ſich dann bei vorkommenden Fällen im Anfange nicht, ſo wird er einen mäßigen Trab unglaublich lange fortzuſetzen vermögen.

§. 35.

Auch die erlegte Saue wird, wenigſtens beim Bürſchen, verbrochen, und zwar ſo, daß das Ende des Bruchs beim Schweine und Keiler nach dem Gewehr hin, und die Spitze hinterwärts, bei der Bache aber gerade umgekehrt gelegt erſcheint.

§. 36.

Beim Aufbrechen des Schwarzwildes ſchärft man an vielen Orten den Hals gar nicht auf, ſondern Luft- und Speiſeröhre werden, wenn das Schloß und der Leib bis zur Bruſt aufgeſchärft ſind, inwendig abgelöſ't. Ich bin der Reinlichkeit wegen ſo verfahren:

Ich machte unter dem Droſſelknopf nach der Bruſt zu einen Einſchnitt bis auf die Speiſeröhre, trennte dieſe mit dem Daumen vorſichtig von der Luftröhre, und löſ'te erſtere von dem Droſſelknopf ab. Dann faßte ich mit der linken Hand den Schlund, löſ'te auch ihn an eben der Stelle ab, und verknötete ihn, wie beim Edelwilde.

Das Kurzwildbret wird gleich ausgelöſ't, iſt aber in der Brunftzeit nicht genießbar.

§. 37.

Das Zerwirken und Zerlegen fängt man mit dem Ablöſen des Kopfes, an welchem die Haut bleibt, an. Oben, drei Finger breit hinter dem Gehör nehmlich, macht man einen Einſchnitt, und ſchärft ringsum den ganzen Hals, in gerader Richtung durch, bis auf den Halsknochen. Dann dreht man den Kopf, am Gehör gefaßt, ab *).

Noch iſt zu bemerken, daß bei der Saue die Schwarte nirgends mit dem Daumen abgeſtoßen werden kann; man muß ſie daher Strich vor Strich abſchärfen.

An manchen Orten gehören die Wammen zum Jägerrecht. Dieſe werden von den Keulen bis zur Bruſt abgelöſ't, und hier mit dem Blatte durchgeſchlagen.

Uebrigens verfährt man in Allem wie beim Edelwildbret.

§. 38.

Auch Sauen werden zuweilen mit einer Meute, die aus engliſchen oder franzöſiſchen Jagdhunden beſtehet, par-

*) Da, wo, wie §. 7. ſchon geſagt, die Sauen nicht abgeſchwartet, ſondern nach dem Aufbrechen ganz geſenget werden, folgt dem Sengen das Zerlegen.

force gejagt. Da das Meiſte, was über dieſe Jagdart auf Hirſche geſagt worden, auch hier anwendbar iſt; ſo beziehe ich mich, um nicht zu weitläuftig zu werden, darauf.

Die Parforcejagd auf Sauen iſt in manchem Betracht mit mehrern Schwierigkeiten verbunden, als die auf Hirſche; weil die angelegte Saue während der Jagd nicht ſo leicht zu erkennen iſt, wenn ſie ſich nicht durch die Farbe beſonders auszeichnet, auch Brücher und Dickungen ſucht, wo man zu Pferde nicht folgen und ſie daher nicht immer und oft genug beobachten kann.

Schweine, dreijährige Keiler und ſtarke Sauen überhaupt legt man nicht gern an, weil ſie ſich zu früh ſtellen und der Meute ſehr gefährlich werden.

Das Stoppen kann in weniger Fällen ſtatt finden, da die Saue nie oder ſelten Retouren macht.

Eine ſchwache, nicht feiſte läuft oft vier bis fünf Stunden vor den Hunden. Sobald die Saue ſich ſtellt, wird die ſtarke gemeiniglich todt geſchoſſen, die ſchwache abgefangen, keiner aber die Heſſe abgeſchlagen.

Zum Schluß füge ich noch den Rath hinzu, daß jeder wer der Sauparforcejagd beiwohnen muß oder will, mit der jeden Orts üblichen Einrichtung und Jägerſprache vorher ſich bekannt mache, welche hin und wieder von der, bei der Hirſchparforcejagd gewöhnlichen abweichen kann, mir aber, ich geſtehe es, nicht genau bekannt iſt.

Zweite Abtheilung.

Federwild.

Erſtes Kapitel.

Vom Birkhuhn (Birkgeflügel, gabelſchwänziges Waldhuhn).

Tetrao Tetrix, (*Linn.*) *).

§. 1.

Die im erſten Kapitel der zweiten Abtheilung des erſten Abſchnittes bemerkten weidmänniſchen Ausdrücke bleiben auch auf alle zur Mitteljagd gehörigen Federwildarten anwendbar.

§. 2.

Die Benennung Birkhuhn bezeichnet die ganze Federwildart, ohne Rückſicht auf Geſchlecht.

Der Birkhahn (das Männchen) iſt unter verſchiedenen Namen bekannt. Die gewöhnlichſten derſelben ſind: kleiner Auerhahn, Heidehahn, Laubhahn, Spiel- oder Spillhahn, Mohshahn, Brennhahn und Schildhahn. Die Birkhenne heißt an einigen Orten auch Kurre. Die Engländer nennen den Birkhahn Schwarzwild, die Henne Grauwild.

*) v. Wildungens Neujahrsgeſch. 1795. Bechſteins Handb. d. Jagdw. Th. I. Bd. II. Kap. 2. Meyers und Wolfs Taſchenb. der teutſchen Vögelk. I. S. 293.

§. 3.

Als Art der Gattung Waldhuhn (Tetrao) gehört das Birkhuhn, wie das Auerhuhn, unter die hühnerartigen Vögel.

Man findet es auf allen nördlichen Erdſtrichen häufiger, als auf den ſüdlichern; auf heißen gar nicht.

So in Menge, wie in einigen Gegenden Englands, in Schottland, Norwegen, Schweden, in Podolien, Lithauen, Kur- und Eſthland, beſonders in Volhynien und in der Ukraine, wird es in Teutſchland nicht angetroffen, aber ganz unbekannt iſt es faſt in keiner einzigen Provinz deſſelben. In Thüringen gibt es weniger Birk- als Auergeflügel; ſo auch in Franken.

Bei den verhältnißmäßig nicht langen Flügeln des Birkgeflügels (ſie reichen zuſammengelegt nur bis auf ein Dritttheil des Schwanzes herab) iſt doch der Flug ſchnell, und, wenn nicht ſehr ſtarkes Regenwetter einfällt — bei ſolchem kann es faſt gar nicht fliegen — hebt es ſich augenblicklich ziemlich hoch, fällt auch nicht ſobald wieder ein. Der Lauf deſſelben iſt ſo ſchnell, daß ein raſcher Hund zu thun hat, wenn er es im Holze einholen will.

Wild, ſchüchtern, ſcharf gewahrend, auch fein vernehmend und witternd, flieht es den Menſchen und vorzüglich den Jäger meiſt ſchon in großer Ferne.

§. 4.

Der Birkhahn iſt 22 bis 26″ lang, und von einer Flügelſpitze bis zur andern 33 bis 36″ breit.

Der kurze, 1″ lange, kolbige, gekrümmte, ſchwarze Schnabel iſt an der Wurzel und an den rundlichen Naſenöffnungen mit einem ſchwarzen Federrande beſetzt. Wie beim Auerhahne ſind die Augen, welche einen bläulichen Stern haben, mit einem hochrothen warzigen Hautſtreif umgeben, deſſen Größe ſich aber nicht zu allen Jahreszeiten gleich iſt.

Kopf und Hals erſcheinen glänzend-ſtahlblau, der vordere Theil des Rückens ſchwarz, der hintere ſchwarz-

blau gefiedert, ſo auch der Steiß, nur ohne Glanz. Die Federſpitzen ſind hier weiß punktirt.

Die ſchwarzblaue Farbe an den letzterwähnten Theilen breitet ſich bei zunehmenden Jahren immer mehr über den Rücken aus.

Der Schwanz beſteht aus ſechzehn, nach andern Beobachtungen aus achtzehn Ruderfedern, wovon die mittelſten am kürzeſten, die letzten und längſten aber ſtark nach außen bogenförmig gekrümmt ſind. Die Farbe der erſten iſt ſchwarz, weiß gerändert, die der folgenden ganz ſchwarz, und die der letzten ſchwarzblau.

Die obern kleinen Deckfedern der Flügel ſind ſchwarz. Auf jeder Schulter bemerkt man einen dreieckigen weißen Fleck. Die Grundfarbe der übrigen Schulter- und Flügeldeckfedern iſt roſtbraun. Einige der letztern haben weiße Spitzen, durch welche auf jedem Flügel zwei weiße Querbänder gebildet werden.

Jeder Flügel beſteht aus 26 gelbbräunlichen, mit Dunkelbraun durchmaſerten, einwärts gekrümmten Schwungfedern.

Die Bruſt und der Unterleib ſind ſchwarz, die Deckfedern der Unterflügel weiß.

Unter dem Schwanze bemerkt man in den erſten Jahren einen ganz weißen Fleck, welcher aber im höhern Alter mit ſchwarzen Federn untermiſcht erſcheint.

Schenkel und Füße ſind bis an die ſchwarzen, kammartig ausgezackten Zehen mit kurzen, weißgrauen, dunkelbraun gefleckten Federn bedeckt. Bei den einjährigen Hähnen iſt der Kopf, das Rücken- und das Deckgefieder des Schwanzes roſtfarben geſprengt.

§. 5.

Die Birkhenne iſt merklich kleiner als der Hahn, und die Farben des Gefieders ſind bei ihr weniger ſchön als bei ihm. Der Schnabel iſt ſchwarzgrau, der Hautring um die Augen kleiner, nur grauröthlich.

Das auf dem Grunde meiſt braune Gefieder iſt mit ſchwarzen, roſtröthlich geränderten Flecken beſäet, welche

auf dem Rücken am größten, am Kopfe und Halſe kleiner, und an den gleichfalls bis an die ſchwarzgrauen Zehen befiederten Schenkeln und Füßen am kleinſten ſind.

Auf den Schultern bemerkt man auch einen weißen Fleck, er iſt aber kleiner als beim Hahne.

Ueber jeden Flügel verbreitet ſich nur ein weißes Querband. Die Schwungfedern ſind ſchwarzgrau, hin und wieder ins Röthliche ſchillernd.

Der Schwanz iſt weniger lang und nicht ſo gabelförmig nach außen gebogen, als bei jenem. Auf den braunen Ruderfedern zeigen ſich ſchwarze, ins Roſtfarbene verlaufende Querſtriche.

Die Bauchfedern ſind, wie die unter dem Schwanze, weiß und haben ſchwarze Querlinien.

§. 6.

Die Balzzeit fängt zu Ende des Monats März, oder in den erſten Tagen des Aprils an und dauert ſieben bis acht Wochen.

Wo das Birkgeflügel häufig iſt, verſammelt ſich gleich mit Eintritt derſelben auf erhabenen, ruhigen, mit Heidekraut bewachſenen, mit Sümpfen umgebenen, hin und wieder mit einzelnen Birken bewachſenen Lehden eine beträchtliche Anzahl Hähne, deren rother Augenrand jetzt breiter als gewöhnlich und angeſchwollen erſcheint.

Mit geſträubtem Gefieder und radförmig ausgebreitetem Schwanze treten ſie gravitätiſch auf den gewählten Balzplätzen in der Morgendämmerung unter einander herum und ſcheinen zum Kampfe ſich herauszufordern. Poſſierliche Sprünge ſind das Vorſpiel zu demſelben. Bald wird er allgemein und fortdauernd, bis die meiſten und weniger rüſtigen, für welche an dieſer Stelle nichts zu hoffen iſt, ſich entfernt haben. Gleich nach erfochtenem Siege ſteigen die tapferſten Kämpfer auf einen birkenen Stamm, oder auf die erhabenſten Stellen des Balzes. Da geben ſie ihre zärtlichen Triebe durch helltönende, kurze, tertienweiſe ſteigende und fallende Töne, welche faſt wie Frau erſchallen,

zu erkennen. An dieſe ſchließt ſich das Final des Balzlautes gurgelnd und kollernd.

Die in der Nähe ſchon verſammelten Hennen antworten mit einem, nur ihnen eignen, kurz abgebrochenen, leiſe gackernden Tone, ziehen ſich, der wiederholten Einladung der Hähne zu Folge, immer näher heran und erwarten mit Reſignation die ihren Reizen gebührende Huldigung.

Unter dieſen Schönen wählt der Hahn, indem er ihnen entgegenfliegt und bei denſelben vorbeiſtreicht, zwei bis drei Favoritinnen, welche er jeden folgenden Morgen auf die nehmliche Art ruft, ſich ihnen durch zuvorkommende Galanterie gefällig zu machen ſucht und dann in vollſtem Maaße genießt, was ihm, als dem Gatten, gebührt.

§. 7.

Die befruchteten Hennen ziehen ſich einzeln von den Balzen in dichtes Gebüſch oder hohes Heidekraut zurück, bauen auf der Erde aus dürrem Reiſig ein kunſtloſes Neſt, legen acht, zwölf bis ſechzehn, ſchmutzig weißgelbe, roſtfarbig punktirte Eier, welche nicht ganz ſo groß, aber etwas länglicher ſind als die der Haushenne, und brüten ſie, ohne Mitwirkung des Hahnes, in vier Wochen aus. Entfernt ſich die Henne vom Neſte, ſo verdeckt ſie die Eier ſorgfältig mit dem ums Neſt herumliegenden trockenen Geniſte.

§. 8.

Das junge Birkgeflügel fängt ſchon an mit den Flügeln zu ſchlagen, auch Verſuche im Hüpfen und Springen zu machen, wenn es vierzehn Tage dem Ei entſchlüpft iſt. Erſt in der ſiebenten Woche gelingt es ihm, ſich von der Erde zu erheben und mit den Müttern, in deren Geſellſchaft es bis zur folgenden Balzzeit bleibt, auf Baumäſte zu ſteigen. Bis zum Herbſte ſind die jungen Hähne und Hennen weder an der Gefiederfarbe, noch am Augenringe von einander zu unterſcheiden. Dann aber färbt ſich der letztere bei den Hähnen immer röther, das Gefieder aber

nach und nach der §. 4. enthaltenen Beſchreibung immer mehr gemäß.

§. 9.

Schon die Benennung Birkhuhn bezeichnet denjenigen Waldbeſtand, in welchem, vorzüglich wenn er von Lehden begrenzt oder durchſchnitten iſt, dieſe Federwildart den größten Theil des Jahres hindurch Stand zu halten pflegt. Selten trifft man jedoch das Birkgeflügel außer der Balzzeit genau auf einem und demſelben Stande wieder, aber weit entfernt es ſich freiwillig nicht davon. Nur im Winter zieht es ſich in Nadelholzdickungen, wo es deren gibt, zurück, ſonſt liebt es mehr die Vorhölzer, weil es von da aus auch die nahe gelegenen Felder beſuchen kann.

In der Mauſerzeit, welche im Junius eintritt, verbirgt es ſich im dichteſten Laubholze; gewöhnlich in naſſen Gegenden.

Nicht oft findet man es vereinzelt, ſondern es fällt faſt immer flugweiſe ein.

Die Aeſung deſſelben beſteht, je nachdem eines oder das andere die Jahreszeit liefert, in Knospen und Zäpfchen der Birken, Haſeln, Weiden und Erlen, in Him- und Brombeeren, Heidel-, Kron-, Ebereſch- und Wachholderbeeren, welche letzten, an Orten, wo es deren gibt, ihre Winterkoſt ausmachen. Auch liebt es die Knospen des Heidekrautes und die Früchte des Pfaffenpfötchen-Holzes. Nicht minder angenehm ſind ihm Weizen- und Haferkörner, Eicheln, Bucheln und der Same von Nadelhölzern. Meiſterhaft beraubt es die Spitzen junger birkener Aeſte der Schale. Auch ſind ihm Ameiſeneier, Käfer und Inſekten willkommen und dies iſt die Aeſung, welche die alte Henne den Jungen zuerſt anbietet und ſuchen lehrt. Der Genuß von Kirſchen und Erbſen ſoll ihm den Tod ſchnell zuziehen.

In ſehr kalten Gegenden ſoll das Birkgeflügel ſich zuweilen verſchneien laſſen und unter dieſer Decke die härteſte Winterzeit hindurch, ohne Nahrung, unbeweglich liegen bleiben (mag wohl nur Sage ſeyn.)

Das Birkhuhn gewahrt (ſieht und hört) ſcharf und iſt in der Regel ſehr ſcheu.

§. 10.

Das junge Birkgeflügel hält man für eine vortreffliche Speiſe, und ſelbſt das alte iſt ſehr ſchmackhaft, wenn es wie das Auergeflügel zubereitet wird. Am Baikal=See ſoll es oft ſo feiſt werden, daß es ſich gar nicht zu heben vermag. In Finnland dient es zum Wetterpropheten. Denn, wenn es ſich im Winter in die Nähe der Dörfer zieht, hält man dies für eine Anzeige von ſtürmiſcher Witterung. Auch ſoll das gutes Wetter bedeuten, wenn es in den Gipfeln der Bäume ſteht, ſchlechtes aber, wenn man es auf den untern Zweigen findet.

§. 11.

Die Jagd auf Birkgeflügel wird in der Balzzeit ſowohl, als im Herbſte und Winter auf mancherlei Art betrieben.

Um ihm während der erſteren Abbruch zu thun, errichtet man an den Balzen zu Anfange des Monats März gut verkleidete kleine Hütten, um ſich in dieſen, ehe der Tag anbricht, verbergen und während deſſen, daß die Hähne in der Morgendämmerung balzen, ſie ſchießen zu können. Vorzüglich muß man ſich dieſes Mittels in Stangenvorhölzern und auf freien Plätzen bedienen, dagegen in jungen Schlägen der Jäger oft Gelegenheit findet, die auf der Erde ſtehenden Hähne, indem ſie laut ſind, zu beſchleichen. Doch hält der Birkhahn nicht jeden Morgen gleichen Stand wie der Auerhahn; auch gewahrt er ſelbſt während des Balzens ſehr ſcharf, ſo daß er vor dem Ausbruche des Lautes ſich ſelten beſchleichen läßt. Wem das Talent zu Theil ward, ſehr verſchiedenartige Töne mit der Stimme nachzuahmen, der wird ſelbiges mit Erfolg dazu benutzen können, Birkhähne in der Balzzeit auf das Gelocke zu ſchießen. Es kommt hierbei Alles darauf an, daß der Schütze nach vorgängiger höchſt vorſichtiger Annäherung an den Balz (in tiefer Morgendämmerung

und während deſſen, daß die zunächſt ſtehenden Hähne eifrig **kollern**), in möglichſt heimlichem Verſteck den Balzlaut des Birkhuhnes nach allen Modulationen, beſonders nach denen, in welchen ſelbiger vom nächſtſtehenden Hahne her ertönt, mitunter das leiſe Gackern der Henne täuſchend nachzuahmen verſtehe. Dieſem Gelocke nähert ſich der Hahn, wenn er auf dem Baume balzte, **meiſt im Fluge**, wenn er aber auf dem Boden balzte, **laufend**, ziemlich ſorglos und er kann dann in gehöriger Schußweite erlegt werden.

In Gegenden, wo es viel Birkgeflügel gibt, muß die, vorzüglich in Kurland, Lief= und Eſthland gebräuchliche **Pulwanen**= *) oder **Hüttenjagd** den meiſten Vortheil und das größte Vergnügen gewähren. Zuvörderſt errichtet man zu dieſem Behufe, im Frühlinge an den Balzen, im Herbſte aber an ſolchen Orten, wo das Birkgeflügel am häufigſten ſteht, kleine pyramidenförmige, mit Zweigen belegte Hüttchen, über in die Erde gegrabenen Schießlöchern. Auf den in der gehörigen Schußweite ſtehenden Birken werden mehrere an Stangen befeſtigte Pulwanen, d. h. ausgeſtopfte Birkhähne, oder aus ſchwarzem Filz oder Tuch verfertigte Nachgeſtaltungen, an welchen ſcharlachfarbene Tuchläppchen die Stellen der rothen Augenringe einnehmen, vor Tagesanbruch aufgeſtellt; der Schütze aber verbirgt ſich im Hüttchen.

Sobald im Frühlinge, beſonders zu Anfange der Balzzeit, die Hähne Pulwanen erblicken, ſtoßen ſie darauf und fallen auf den nächſten Zweigen ein, und ſo werden an einem Morgen oft mehrere geſchoſſen.

Um Birkhähne lebend einzufangen, welche noch beſſer als Pulwanen zur Hüttenjagd angewendet werden können, würde man wohl thun, wenn man ſtarke Leimruthen um die ausgeſtopften herum anlegte. Der eiferſüchtige Birkhahn

*) Gewöhnlich hat man ſonſt Balbahnen= oder Balphahnenjagd geſchrieben. Da **Petri** in ſeinem öfter angezogenen Werke über **Eſthland** den Ausdruck **Pulwan** gebraucht und ihn aus dem Ruſſiſchen herleitet, ſo glaube ich ihm folgen zu müſſen.

würde ſeinen vermeinten Nebenbuhler bekämpfen wollen, und ſo an den Leimruthen hängen bleiben.

Im Herbſte machen einige Reiter das in der Gegend, wo die Pulwänen errichtet ſind, ſtehende Birkgeflügel vorſichtig rege und treiben es auf die Schießhütte zu. Auf den umſtehenden Birken fällt es dann häufig ein, und oft kann man mehrere Stücke auf einen Schuß erlegen.

Um das junge Birkgeflügel zum Schuſſe oder in Stecknetze zu bekommen, bedient man ſich, wenn es fangbar iſt, einer Lockpfeife, welche, aus dem ſtärkſten Flügelknochen eines Habichts, wie eine Meiſenpfeife verfertigt wird. Gut verborgen ahmt man mit dieſer den Laut nach, welcher den jungen abgemerkt werden muß; ſobald ſelbige ihn hören, nahen ſie ſich eilig laufend, verirren ſich in die Netze, oder werden geſchoſſen.

Auch manche alte Henne wird das Opfer dieſer Täuſchung, indem ſie den erkünſtelten Laut für den verirrter Jungen hält, und ſich lockend heranzieht.

Auch hält das Birkgeflügel in der Jugend und bei friſchgefallenem Schnee faſt immer, bei naſſer, ſtürmiſcher Witterung nur zuweilen den Hühnerhund aus. Aber ſo wahrſcheinlich ich es auch finde, daß dieſer ſolches, bei ſehr ſtarkem Regen im Laufen, auf freien Plätzen zu fangen vermag; ſo habe ich davon doch die Erfahrung im dichten Holze nie gemacht.

Zum Fange bedient man ſich auch auf mit Heidekraut bewachſenen Lehden häufig der Schlingen, welche durch ein zollſtarkes Querholz gezogen, mit demſelben aber auf hölzernen, in die Erde eingeſchlagenen Gabeln feſtgebunden werden. Sie müſſen jedoch im Frühlinge etwas höher hängen als im Herbſte. Unter den Schleifen ſtreuet man Weizen, Beeren und vorzüglich Ameiſeneier umher. Weidmänniſch iſt indeſſen dieſe Fangart nicht und daher überall, wo eine Jagdordnung exiſtirt, mit Recht verpönt.

Ferner ſchlägt man mehrere 6 bis 8, lange Stäbe ſo in die Erde ein, daß dadurch ein oben 6′, unten aber 2 bis 2½′ im Durchmeſſer haltendes Rundtheil gebildet wird. Mitten im demſelben richtet man eine etwas höhere,

ſenkrecht ſtehende Stange auf, an welcher man eine in der Mitte durchbohrte, zwei Ellen lange Wippe (eine ſich leicht auf- und niederbewegende Querſtange) an einem runden glatten Stifte horizontal anhängt. Etwa 6″ weit von der Wippe entfernt und mit gleicher Höhe mit derſelben, legt man einen Stab über den äußern Rand des Rundtheils hinaus und macht ihn unbeweglich feſt. Wenn nun ein Birkhuhn auf dieſen ſteigt und die auf der beweglichen Stange befeſtigte Körnung erblickt, wird es, um ſie zu erhaſchen, auf die Wippe treten, und, indem dieſe ſogleich herunterkippt, auf den Grund des Rundtheils fallen, von dem es ſich, wegen Mangels an Raum, nicht wieder erheben kann.

An Hafer- und Buchweizenfeldern ſoll dieſe Vorrichtung gute Dienſte thun, wenn man von jenen Früchten und von denen des Pfaffenpfötchen-Holzes etwas zur Körnung anwendet.

Die Meſtſcharäken fangen das Birkgeflügel im Winter, nach Bechſtein, ungefähr auf folgende Art:

An den Standorten deſſelben legt man Stangen, an welche Getreide- und Ebereſchbeerbüſchel zur Lockung angebunden werden, horizontal auf gabelförmige Pfähle. Zwiſchen dieſe ſtellt man am Boden ſpitz zulaufende, wie die ſogenannten Fiſchreiſen geformte Körbe, auf deren Oeffnung ein geflochtener Teller, an einer leicht beweglichen Spille, ſo gelegt wird, daß, wenn der Teller auch niedergedrückt wird, er in die horizontale Lage von ſelbſt zurücktritt. Sobald ein Birkhuhn, um der Kirrung habhaft zu werden, den Teller berührt, fällt es in den Korb.

Endlich ſoll man ſich auch des Nachts beim Schneewetter der Decknetze zum Fange bedienen können, indem zwei Perſonen mit Feuerbränden oder Fackeln an Orte gehen, wo Birkgeflügel ſteht. Blind ſoll es auf den Schein des Lichtes zu fliegen, dicht bei dem Jäger einfallen und mit dem Netze bedeckt werden können.

Zweites Kapitel.

Vom Haſelhuhn.

Tetrao Bonasia, (*Linn.*) *).

§. 1.

Wenn mehrere Haſelhühner hinter und neben einander ziehen oder beiſammen liegen (man ſagt nicht ſtehen oder ſitzen), ſo nennt man dieſe Geſellſchaft eine Kette; ſo lange aber die Henne ihre Jungen allein bei ſich hat, ein Volk.

Sie ſpiſſen, d. h. ſie rufen ſich während der Balzzeit zuſammen. Sie werden geſpiſſet, wenn man ſie durch Nachahmung dieſes Rufes lockt.

Sie biſten, indem ſie ſich außer der Balzzeit rufen und werden dann auch gebiſtet.

§. 2.

Das Haſelwildhuhn iſt auch unter dem Namen Rothhuhn oder Jerpe bekannt. Neuerlich hat es von Bechſtein und Meyer die Benennung ſchwarzkehliges Waldhuhn erhalten.

Alle gebirgige Waldungen von Europa haben es aufzuweiſen. Selten findet man es im Harz; häufiger tief im thüringer Walde; bei Nürnberg und in Böhmen, in Polen, Litthauen, Norwegen, Lappland, und an dem mit Wald bedeckten Fuße

*) v. Wildungens Neujahrsgeſchenk 1796. Bechſteins Handb. d. Jagdw. Th. I. Bd. II. K. 5. Meyers und Wolfs Taſchenb. d. teutſchen Vögelkunde Th. I. S. 297.

der Alpen, Apenninen und des Rieſengebirges in Menge. Da, wo der untere Mainkreis des Königreichs Baiern an das Heſſiſche grenzt, iſt es häufiger, als das Birkhuhn.

Es gehört zu den hühnerartigen Vögeln und mit dem Birk- und Auergeflügel zur Gattung Waldhuhn (Tetrao).

Der Flug deſſelben iſt ziemlich ſchnell und mit einem weit hörbaren Getöſe verbunden; hoch in die Luft kann es ſich aber wegen des Baues ſeiner Flügel nicht heben. Verhältnißmäßig bewegt es ſich geſchwinder im Laufen als im Fluge.

Es iſt weniger ſcheu als das Auer- und Birkgeflügel, doch immer auf ſeiner Hut, um ſich in Zeiten vor ſeinen Feinden zu ſichern; wird es aber überraſcht, ſo vergißt es alle andere ihm zu Gebote ſtehenden Rettungsmittel und drückt ſich auf der Stelle, ſei es am Boden oder auf dem Baume.

Es gibt einen hell pfeifenden Laut aus, welcher dem des Menſchen, wenn er kurz abgebrochen durch die Zähne pfeift, ſehr gleich kommt.

§. 3.

Der Hahn mißt in der Länge 13½″, in der Breite 22½″. Der Schnabel iſt nur ½″, der Schwanz 4½″ und die Füße vom Knie bis zur Spitze der mittelſten Kralle 3¼″ lang. Schwarz gefärbt iſt der Schnabel bis zur gelblichen Wurzel. Der ſtark gekrümmte, ſcharfe Oberſchnabel bedeckt einen großen Theil des kürzern und ſchmälern Unterkiefers. Die Wurzel deſſelben, die rundlichen Naſenlöcher und das Kinn ſind mit kurzen ſchwarzen gekrümmten Federn bedeckt. Die dunkelbraun geränderten Augen umgibt ein kahler, zinnoberrother, warziger Hautring.

Der Kopf iſt etwas länglicher als am Rebhuhn, und deſſen obern Theil zeichnet roſtfarbenes, dunkelbraun geflecktes Gefieder aus, welches ſich im Affekt kuppenartig ſträubt.

Von dem kahlen Augenrande zieht ſich eine weiße mit Schwarzbraun gemiſchte Linie nach dem Nacken.

Die Backen ſind roſtbraun mit Aſchgrau überlaufen. Oben an denſelben und am vordern Theile des Rückens ſind auf dem roſtfarbenen Gefieder dunkelbraune, röthlichgrau eingefaßte Flecken ſichtbar. Der hintere Theil des Rückens, der Steiß und die Deckfedern des Schwanzes ſind hellaſchgrau, mit bräunlichen Querſtrichen gezeichnet und mit kleinen dunkelbraunen Punkten beſetzt.

Der Schwanz beſteht aus ſechzehn Ruderfedern. Von dieſen ſind die äußern vierzehn aſchgrau = ſchwarz geſprengt, haben unterwärts eine ſchwarze Querbinde und weiße Spitzen. Nur an den zwei mittleren iſt die Binde unterbrochen, die Boſen ſind hellergrau gefärbt, dunkelbraun gefleckt und haben vier lichtbraune Querſtreifen. Die Kiele zeichnen ſich durch dunkelbraune Farbe aus.

Auf den roſtfarbenen Deckfedern der Flügel bilden größere und kleinere ſchwarze Flecken, womit ſie beſäet ſind, verſchiedene unregelmäßige Querlinien.

Jeder Flügel beſteht aus 24 einwärts gekrümmten Schwungfedern, welche, zuſammengelegt, nur bis auf den vierten Theil des Schwanzes reichen und deren äußere Fahnen ockergelb, ſchwarz gefleckt, die innern braungrau, die untern Deckfedern aber dunkelbraun, röthlichweiß gefleckt ſind.

Die Kehle iſt bis an den Kropf mit ſchwarzem Gefieder bedeckt, und hat eine weiße, bandförmige Einfaſſung, welche ſich nach den Augen und dem Oberkopfe erhebt. Je höher ſie hinauf kommt, deſto graugelblicher (ſchmutzfarbener) wird ſie.

Der übrige Theil des Halſes, an deſſen beiden Seiten eine weiße Linie nach dem Rücken zu läuft, und die Seiten der Bruſt ſind mit ſchön rothbraunem (fuchsrothem) Gefieder geſchmückt, auf welchem dunkelbraune und ſchwarze weißgeränderte Muſchen ſichtbar werden. Die Mitte der Bruſt und des Bauches iſt weiß gegrundet, auch ſind es einige der untern Deckfedern des Schwanzes. Alle

dieſe Theile haben dunkelbraune, ins Roſtfarbene verlaufende, halbmondförmige Flecken, wodurch ſie gleichſam geſchuppt erſcheinen.

Die Federn an den Seiten des Leibes ſind roſtbraun, weiß und dunkelbraun gefleckt; das lange zottige Gefieder, welches die Schenkel und Füße bis zur Hälfte der Schienbeine bedeckt, iſt hellbraungrau.

Die Stände (Füße) ſind vorn geſchuppt, an den Seiten und hinten wie mit einem Netze belegt; die Zehen an den Seiten ausgezackt, ſcharf bewaffnet und geſchuppt. Die Farbe aller dieſer genannten Stücke fällt ins Schmutzig-Hellbraune und Gelbliche.

§. 4.

Die Henne iſt etwas kleiner als der Hahn; der kahle Augenrand bei derſelben bläſſer; der kurze Federbart, welcher die Schnabelwurzel bedeckt, weniger krauſe; die Wange kaſtanienbraun, ſchwarz geſtreift; die Kehle, ſtatt ſchwarz, hellroſtgelb dunkelbraun gefleckt, und ohne weiße Einfaſſung; das Rückengefieder mehr mit Hellbraun überlaufen und ſtärker ſchwarzbraun gefleckt; der beim Hahn fuchsrothe Theil der Bruſt, nebſt dem ganzen Unterhalſe, hellroſtfarben und wie das Rückengefieder dunkel gefleckt; die weiße Bauchfarbe ſchmutziger; die Schulterfedern und obern Deckfedern der Flügel ſind mehr rothbraun, die weißen Flecken gelblich; die vorderen Schwungfedern an der äußern Fahne röthlichweiß gekantet. Die roſtfarbenen untern Deckfedern des Schwanzes haben ſchmale dunkelbraune Querlinien und weiße Spitzen.

§. 5.

Das Haſelgeflügel fängt in der Mitte des Märzes zu balzen an und hört im April wieder auf. Büffon beſtimmt dieſe Periode ſehr falſch, wenn er ſie im Oktober und November anſetzte!

Durch das Spiſſen (ſ. §. 1.) der Hähne ziehen ſich die Hennen auf den Balzen, die es aber mehr von einem

Orte zum andern verlegt, wie das Auer- und Birkgeflügel, zuſammen.

Noch bis jetzt iſt es nicht ganz ausgemacht, ob es ſich paart oder ob ein Hahn mehrere Hennen beſtreitet. Da aber bei allen übrigen Waldhühnern der letzte Fall eintritt, ſo könnte man ihn auch wohl hier als den wahrſcheinlicheren annehmen.

Gleich nach der Befruchtung zieht ſich das Huhn in dichtes Gehölz zurück, trägt ein Neſt unter Haſelſträuchen, unter Farren- oder Heidekraut, aus dürrem Graſe zuſammen und verſchanzt es mit vielem andern Geniſte. Hier legt es zehn bis ſechzehn hellroſtfarbene, dunkler gefleckte Eier, welche es jedesmal ſorgfältig verdeckt, wenn es davon weggeht, und drei Wochen und drei Tage ohne Beihülfe des Hahnes bebrütet. Doch bringt es kaum die Hälfte aus.

Kaum denſelben entſchlüpft, laufen die Jungen der Mutter nach, die ſie, wie alle Hühner, oft unter den ausgebreiteten Flügeln hübert. Sobald ſie ſich heben können, werden ſie Abends von ihr, zum Schutz gegen Raubthiere, zu Baume geführt.

Bis zum Oktober bleibt jedes Volk (§. 1.) allein beiſammen.

§. 6.

Am liebſten liegt das Haſelgeflügel in ſolchen Gegenden, wo dicht mit jungen Tannen oder Fichten bewachſene Berge, durch Gründe, welche mit Haſelgeſträuch, mit Birken oder auch mit Buchen beſtanden ſind, unterbrochen werden. Gegen Abend läuft es gern auf alten Wegen und an den Wieſenrändern herum; mit Einbruch der Nacht ſteigt es zu Baume und ſteht dann auf den unterſten Zweigen, dicht am Hauptſtamme. Selten trifft man es in Vorhölzern, nie im Felde oder in Feldhölzern.

Ganz verläßt es ſein Standrevier nicht; aber nach Maaßgabe der Jahreszeit und der reifenden oder hervorſproſſenden Aeſungsmittel ſtreicht es aus einem Theile deſſelben in den andern.

Nach der Balzzeit trifft man den Sommer hindurch die Hähne einzeln, die Hennen aber mit ihren Jungen beiſammen an. Im Oktober verbinden ſich verſchiedene Völker und Hähne in ſtarke Ketten, deren Glieder (Einzelweſen) jedoch weder am Tage gedrängt beiſammenliegen, noch Abends und Morgens von einem Berge zum andern dicht neben, ſondern hinter einander ziehen. Vor dem Aufbruche rufen ſie ſich biſtend (pfeifend) zuſammen.

§. 7.

Das Haſelgeflügel nimmt gleiche Aeſung mit dem Auer- und Birkgeflügel an (ſ. §. 9. des vorigen Kapitels), doch liebt es alle Arten von Beeren mehr als jenes. Im Winter und zeitigen Frühlinge lebt es größtentheils von Knospen und Zäpſchen (Kätzchen) der Laubhölzer.

§. 8.

Es wird auf jeder großen Tafel für eins der feinſten Gerichte gehalten. Sein Wildbret iſt zärter, weißer und ſchmackhafter, als bei irgend einer andern Federwildart. Auch ſoll der Genuß deſſelben Perſonen, welche an gichtiſchen und krampfartigen Zufällen leiden, ſehr dienlich ſeyn.

§. 9.

An ſchönen September- und Oktobertagen, ſpäterhin bei naſſem Wetter und im Winter bei einer Neue hält das Haſelhuhn den Hühnerhund aus und kann vor ihm geſchoſſen werden.

Während der Balzzeit ſpiſſet, und im zeitigen Herbſte biſtet man es vermittelſt einer aus ſchwächeren Knochen, z. B. aus Gänſeflügelknochen, verfertigten Lockpfeife, welche auf gleiche Art, wie die im vorigen Kap. §. 11. beſchriebene bereitet wird, heran, indem man die untere Oeffnung mehr oder weniger zuhält, um den natürlichen Laut nachzuahmen. In Ermanglung der Pfeife vertritt die Kapſel einer Eichel füglich die Stelle derſelben, wenn man ſie, die hohle Oeffnung oberwärts gekehrt, da zwiſchen dem Zeige- und Mittelfinger einklemmt, wo beide an der Hand

verbunden ſind, die Finger einſchlägt, die Knöchel etwas unterwärts gebogen, an den Lippen anſetzt und gelinde auf die Kapſel zu bläſ't. Junges Haſelgeflügel folgt dem Gelock am beſten, wenn zum Biſten eine ausgehöhlte Knopper vom Buchenblatt *) genommen und damit wie mit der Eichelkapſel verfahren wird. Weil das Gelock in einem etwas höheren Tone erklingt, iſt es dem Laute des jungen Haſelhuhnes am ähnlichſten, und daher für dieſes am meiſten reizend.

Verbirgt man ſich nun in Gegenden, wo Haſelgeflügel liegt, gibt man den pfeifenden Laut täuſchend an; ſo fällt es auf den umſtehenden Bäumen ein, und dann kann der Jäger wählen wie er will. Im Frühherbſte müſſen jedoch erſt die Völker und ſpäterhin die Ketten aufgejagt und geſprengt werden, damit das einzelnliegende Huhn das nachgeahmte Biſten für den Ruf der übrigen hält.

Auch Stecknetze ſind mit Nutzen im Oktober anzuwenden, wenn man ſie, nachdem das Haſelgeflügel geſprengt iſt, unter dickem Geſträuch winkelig herumſtellt. Bald wird es ſich zuſammenbiſten, und dann in den Netzen verirren und fangen. Gut iſts, wenn man hierbei zuerſt lockt, aber nur ſo lange, bis das Haſelgeflügel antwortet.

Zu eben der Jahreszeit kann man auch Schneußen anlegen, indem man auf gekehrten und ausgeäſteten Stegen etwas größere Bügeldohnen, als die auf Krammetsvögel gewöhnlichen, an dünnen Baumſtämmen einbohrt, an den Stegen aber Laufdohnen ſtellt und ſtark mit Ebereſchbeeren einbeert **). Das Haſelgeflügel fällt leicht und häufig darauf ein, in ſo fern zur Schneuß dickes Laub- oder Nadelholz, wo es gewöhnlich liegt, gewählt wird.

---

*) Der kegelförmige Auswuchs auf Blättern der Buche (Fagus sylvatica), welcher durch den Stich der Gallwespe (Cynips, *Linn.*), das Legen eines Eies in die Blattwunde, die Bildung eines Zeugewebes um das Ei, die ſucceſſive Auſchwellung des Auswuchſes bei der Verwandlung des Eies in Larve und Puppe, bis zum Ausfliegen des Inſektes, entſteht.

**) Zur Verfertigung und Abwartung der Schneußen wird im dritten Abſchnitte beim Krammetsvogelfange nähere Anleitung gegeben werden.

Drittes Kapitel.

Vom lerchengrauen Regenpfeifer.

Charadrius Oedicnemus (*Linn.*) *).

§. 1.

Der lerchengraue Regenpfeifer heißt bei den Jägern gemeiniglich großer Brachvogel, ſonſt auch Steinwälzer, Eulenkopf, Triel, Griel, Steinpardel, Gluth, Dickfuß, Polurer, dickknieiger Trappe; an einigen Orten Faſtenſchlyer und Keilhaken genannt.

§. 2.

Er gehört nach Linné in die Ordnung der Sumpfvögel, unter die Gattung Regenpfeifer, nach Latham und Bechſtein unter die hühnerartigen Vögel, zur Gattung Trappe (?). Dem Pariſer Syſteme zu Folge machen die Regenpfeifer gleichfalls eine eigene Gattung der Sumpfvögel aus. Im ſüdlichen Europa hält er das ganze Jahr hindurch Stand. Am Rheine, an der Donau und an andern größern Flüſſen Teutſchlands wird er zu ſeiner Zeit als Zugvogel bald in ſtärkerer, bald in kleinerer Zahl angetroffen. Im Königreiche Sachſen, in der Gegend von Wurzen, an der Mulde, iſt er den Sommer über ſehr häufig.

Nach Norden zu geht er nicht weiter als bis nach den Niederlanden und England.

---

*) Bechſteins Handbuch der Jagdwiſſenſchaft. Theil. I. Band II. Kap. 9. (Otis Oedicnemus; dickknieiger Trappe). Meyers orn. Taſchenbuch, Theil II. S. 317.

Die zuſammengelegten Flügel deſſelben reichen beinahe über zwei Drittheile des Schwanzes herab. Deſſenungeachtet muß er allemal erſt einige Schritte weit laufen, ehe er ſich heben kann, fliegt aber dann ziemlich raſch. Auf ſeinen ſtarken Füßen läuft er außerordentlich ſchnell.

Er gewahrt und wittert ungemein ſcharf und iſt ſehr ſchüchtern. Von ſeines Gleichen trennt er ſich ungern; eine Eigenheit, die er mit allen Strandläufern und mit vielen Sumpfvögeln gemein hat.

Sein kreiſchend pfeifender Laut klingt faſt wie Grlüzt. Der erſte Ton iſt nehmlich immer unrein, zwiſchen zweien ſchwankend, lang gezogen; der andere kurz abgebrochen um eine Tertie ſteigend.

So läßt er ſich gewöhnlich Morgens und Abends, wenn aber Regen bevorſteht, zu allen Tageszeiten hören.

§. 3.

Das Männchen iſt 15 bis 18″ lang; über die ausgedehnten Flügel gemeſſen, 30 bis 32″ breit; das Schienbein 3¼″, die Mittelzehe nebſt Kralle 1½″, der Schwanz 6″ lang.

Der 1½″ lange, kolbig zugeſpitzte Schnabel iſt gerade; von der Wurzel bis zu den länglichen Naſenlöchern grünlichgelb, an der Spitze ſchwarz. Die großen Augen haben blaßgelbe Sterne und Unteraugenlieder von gleicher Farbe. Ein gelbbrauner Kreis umgibt die Augen, über welchem ſich oben ein ſchmutzigweißer Streif ausdehnt. Von der Schnabelwurzel zieht ſich unter den Augen weg, nach dem Hinterkopfe, ein breiterer, ganz weißer Streif, welcher von dem Unterkiefer an wieder von einem eben ſo breiten dunkelbraunen begrenzt wird.

Das Gefieder auf dem Scheitel des ziemlich großen Kopfes iſt roſtfarben, dunkelbraun geſtreift; am ganzen Oberleibe bis zu den langen Deckfedern des Schwanzes und an den Schultern blaßroſtgelb (chamois), dunkelbraun gefleckt.

Von den zwölf Ruderfedern des Schwanzes ſind die ſechs mittleren grau, mit dunkelbraunen Querbändern be-

legt, die drei äußern auf jeder Seite weiß. Von dieſen hat die erſte eine ſchwärzliche Spitze, nächſt dieſer die zweite und dritte drei bis vier hier und da unterbrochene ſchwärzliche Querſtreifen.

Die vorderen, oben tief dunkelbraunen, von der Mitte an ſchwärzlichen Schwungfedern ſind am innern Barte nach der Wurzel zu weiß, die hintern dunkelbraun, weiß gerändert. Die obern, größern Deckfedern der Flügel haben weißliche Spitzen, welche zugleich mit der weißen Wurzel der vordern Schwungfedern weißliche Streifen bilden, die aber mehr ins Auge fallen, wenn die Flügel ausgebreitet ſind, als wenn ſie zuſammenliegen.

Die Kehle iſt mit weißen ſtruppigen Federn beſetzt; der Unterhals, die Bruſt und der Bauch, bis zu den an den Spitzen blaßroſtrothen untern Deckfedern des Schwanzes, mit gelbgrauweißlichen dunkelbraun *länglich* gefleckten. Eben ſo gefärbtes, nur mit kleinern Flecken überſäetes Gefieder bedeckt die Schenkel, bis 1¼″ oberhalb des Knies. Von hier an erſcheint die kahle, geſchuppte Haut der unter dem Knie ſehr dicken Stände (Füße) gelbgrünlich*). Die mittlere und äußere Zehe ſind bis zum erſten Gelenke mit einer Spannhaut verbunden. Alle drei Zehen ſind ziemlich ſtark; die Nägel kurz und hornbraun, die Ferſen glatt und ohne Hinterzehe.

§. 4.

Das Weibchen hat braune Backen, am ganzen roſtgrauen Oberleibe viele längliche, am ganzen ſchmutzigweißen Unterleibe einzelne eirunde dunkelbraune Flecken. Die Kehle iſt am meiſten dicht und egal mit kleinen, die Seiten nur einzeln mit größern braunen Flecken beſetzt. Im Ganzen ſind die Farben an ihm heller, als am Männchen.

---

*) So fand ich mehr als zehn Exemplare von alten Vögeln dieſer Art, die ich in den Jahren von 1802 — 1806 zu erlegen und zu unterſuchen Gelegenheit hatte, überall gezeichnet; ſo auch beſonders die Haut an den Ständen gleich nach dem Tode gefärbt.

§. 5.

Wahrſcheinlich paart ſich der männliche **Steinwälzer** nur mit **einem** Weibchen. Die Balzzeit tritt, je nachdem dieſe Brachvögel ſich in nördlicheren oder ſüdlicheren Gegenden aufhalten, früher oder ſpäter ein, bei uns im Monat **Mai**.

Häufig kommt der Fall nicht vor, daß ſie in unſern Gegenden Geheck machen, aber er ereignet ſich doch *).

Das Weibchen kratzt, wenn es befruchtet iſt, eine kleine Vertiefung in den Erdboden, legt in dieſe zwei bis drei grüngraue, ſchwarzbraun und dunkelgrau gefleckte Eier und bringt ſie in der dritten Woche aus. Es ſitzt äußerſt feſt auf dem Neſte, verläßt es ſelten und nur ſo lange, als es nöthig iſt, um Nahrung zu ſuchen.

Schon am zweiten oder dritten Tage, nachdem die Jungen dem Eie entſchlüpft ſind, folgen ſie laufend der Mutter, welche, wie es ſcheint, nun immer vom Männchen begleitet wird. Bei anſcheinender Gefahr geben die Alten durch ängſtliches Schreien ein Zeichen; dann drücken ſich die Jungen augenblicklich und ſo feſt, daß man ſie ertreten kann.

Die Jungen haben noch im Herbſte einen an der Spitze ſchmutzig-aſchgrauen, übrigens wie an den Alten gefärbten Schnabel. Am Oberleibe ſind ſie mit ſchwärzlichem, rothgräulichem Gefieder bedeckt; am Unterleibe mit weißgrauem ſchwärzlich geflecktem; die Stände ſind, wie bei den Alten, grünlichgelb **). Nach dem erſten Mauſern

---

*) In der §. 2. benannten Gegend des Königreichs Sachſen haben dieſe Regenpfeifer in zwei auf einander folgenden Jahren (1803 und 1804) auf einem großen, mit groben Kies belegten Sandheger am **Mulden-ſtrome** gebrütet und Junge gezogen; in den zwei folgenden fanden ſie ſich, wie in den vorherigen, im Monat April ein, machten aber kein Geheck und traten den Herbſtzug zu Ende des Septembers an.

**) Noch vor dem Abdruck des gegenwärtigen Kapitels (den 19. Junius 1804) gelang es dem Verfaſſer, eines alten Männchens und dreier Jungen habhaft zu werden. Von letztern waren zwei flugbar, eines noch nicht völlig. Auf dem Oberkopfe ſahe man bei letztern noch Spuren von weißgrauem Flaum. Die Richtigkeit der Gefiederfarben-Angaben kann daher verbürgt werden.

wird die ſchwärzliche Farbe dunkelbraun. Erſt im zweiten Jahre wird die Geſiederfarbenzeichnung beſtimmt.

§. 6.

Im Monat April kommen die lerchengrauen Regenpfeifer auf ihrem Zuge an, und fallen in mäßig ſtarken Flügen auf großen Lehden, Sandbergen und Brachfeldern ein. Dieſen Aufenthaltsorten zu Folge dürften ſie daher zu den Sumpfvögeln eigentlich nicht gerechnet werden. Von dem einmal gewählten Aufenthalte entfernen ſie ſich den ganzen Sommer hindurch nicht weit und ziehen im September, bei guter, warmer Witterung auch wohl erſt im Oktober wieder ab.

An heißen Sommertagen liegen ſelbſt Alte in der Mittagsſtunde äußerſt feſt, ſo daß einer meiner Freunde — ein glaubwürdiger Mann — mir verſicherte, er habe im Sommer 1803 einen für todt gehaltenen mit dem Stocke umgewendet, der dann erſt ſich zu bewegen anfing, eilig eine Strecke fort lief und ſchreiend davon flog.

§. 7.

Die Nahrung der großen Brachvögel beſteht in Mäuſen, Thaufröſchen, Käfer- und Inſektenlarven, kleinen Käfern, Schnecken und Erdmaden und Gewürm, vorzüglich aber in Regenwürmern, welche ſie Morgens und Abends emſig aufſuchen.

Um des unter ziemlich großen Steinen verborgenen Gewürmes habhaft zu werden, wälzen ſie ſolche mit beſonderer Geſchicklichkeit um — daher der Name Steinwälzer.

Die Alten tragen den Jungen nur in den erſten Tagen Nahrung zu, nachher müſſen dieſe ſie ſelbſt ſuchen.

§. 8.

Das Wildbret derſelben iſt ſehr wohlſchmeckend und zart, deshalb wird es vorzüglich geſchätzt und deshalb wurde dieſer Vogel auch wohl der Mitteljagd zugerechnet.

§. 9.

Sie ſind ſcheu und daher ſchwer zu beſchleichen. Doch gelingt es, an ſchönen Frühlingstagen, noch eher aber in den heißeſten Mittagsſtunden des Sommers und bei neblichen Morgen zuweilen, ihnen mit dem Schießpferde, oder auch zu Fuß, in ſich immer verengernden Kreiſen, auf gehörige Schußweite anzukommen. Stehen ſie das erſtemal in großer Ferne auf, und der Jäger ſieht ſie wieder einfallen; ſo darf er ſie nicht aus den Augen laſſen, muß gleich von weitem zu traben anfangen, und außer dem Winde vorbeireiten oder laufen zu wollen ſcheinen. Dann werden ſie ſich — vielleicht — drücken, bis er nahe genug kommt.

Führt er eine Doppelflinte und gelingt der erſte Schuß; ſo ſchwärmen die übrigen in der Nähe befindlichen Anverwandten ängſtlich ſchreiend um den Verwundeten herum, und dann iſt der zweite Schuß oft noch vortheilhaft anzubringen.

Abends und Morgens, wenn ſie, wie gewöhnlich, laut zu werden anfangen, bedient man ſich mit Nutzen der Lockpfeifen *), um ſie heranzuziehen. Hat man ſich vorher hinlänglich darauf geübt, den natürlichen Laut täuſchend nachzuahmen, ſo darf man ſich nur, von den Brachvögeln unbemerkt, gut verbergen, und ſobald ſie zu locken anfangen, ihnen antworten. Im erſten Augenblicke werden ſie horchen und ſtill ſeyn, dann ſchweige man auch; ſobald ſie aber wieder ſchreien, brauche man die Pfeife wieder. Eilig nahen ſie ſich dann im Fluge oder Laufe, und im letztern Falle, oder wenn ſie in der Nähe einfallen, kann oft mehr als einer mit einem Schuſſe erlegt werden.

*) Man hat meſſingene. Die Hauptkapſel iſt daumenſtark 1½″ lang. In derſelben wird ein unten zugeſpitztes Röhrchen, oben von der Dicke eines Pfeifenſtiels mit einer gewöhnlichen Pfeifenöffnung eingelöthet und an der Seite der Kapſel ein rundes Loch angebracht, durch deſſen Zuhalten der tiefere, durch das Aufmachen aber der höhere Ton entſteht. Außerdem kann man aber auch ganz gewöhnliche hölzerne Kinderpfeifen dazu gebrauchen. Wer recht gut mit dem Munde, oder noch beſſer, auf dem Finger zu pfeifen geübt iſt, kann jedes andere Hülfsmittel entbehren.

Auch auf dem Brachvogelherd wird man zuweilen Steinwälzer fangen, beſonders wenn man ſich vermittelſt der Pfeife erſt einen Lockvogel *) verſchafft hat.

Doch würde es kaum der Mühe lohnen, blos darum einen Herd anzulegen. Ich verſpare daher die Beſchreibung deſſelben bis zu dem Kapitel des dritten Abſchnitts, wo von mehrern Arten der Brachvögel die Rede ſeyn wird.

Viertes Kapitel.

Vom großen Brachvogel.

(Numenius Arquata (*Latham*) **).

---

§. 1.

Er wird auch Bracher, teutſcher Bracher, Giloch, Windvogel, Gewittervogel, Jütvogel, Gütvogel, Geisvogel, Goiſer, krummſchnäblige Schnepfe, Regenwulp, und wie der im vorigen Kapitel beſchriebene eigentlichere Brachvogel, gleichfalls Faſtenſchlyer und Keilhaken genannt.

§. 2.

Dieſe Federwildart gehört, wenn ihr — obgleich als eigentlicher Sumpfvogelart — nicht mit Recht der Name großer Brachvogel beigelegt wird, zur Mitteljagd.

---

*) Zum Futter der Lockvögel kann man harte, in Milch angequellte Semmel und zuweilen klein geſchnittenes Fleiſch und Würmer nehmen.

**) Bechſteins Handbuch der Jagdwiſſenſchaft Theil I. Band II. Kap. 12. von Wildungens Taſchenbuch 1809 — 1812. Meyers Taſchenbuch, Theil II. S. 351. Um Irrungen zu vermeiden, hat

Linné zählt ſie der Gattung Schnepfe bei; bei Latham und Bechſtein und allen neuern Onithologen macht ſie eine Art der Gattung Numenius aus. Im Pariſer Syſtème wird ſie als Art der Gattung Tantalus, unter dem Namen Tantalus Numenius angegeben; Leske endlich rechnet ſie zur Gattung Ibis. Sie iſt den Sommer hindurch im Norden von Europa, Aſien und Amerika vorzüglich einheimiſch. Zu Ende des Monats September und im Oktober zieht ſie weg, und kehrt gegen Ende des Märzes und zu Anfange des Aprils zurück. Doch hält ſie ſich hin und wieder in Teutſchlands ſüdlicheren Gegenden, wo in den Brüchern und Sümpfen ſo warme Quellen ſind, daß ſie nie ganz zufrieren, auch den Winter hindurch auf. Sonach iſt ſie zwar im Allgemeinen für einen Zugvogel zu halten, behält aber doch zuweilen, wie die Sumpfſchnepfen, ihren Stand.

Der Numenius *) iſt dem zahmen Huhne an Größe ziemlich gleich, doch ſind alle Theile etwas geſtreckter. Seine Länge beträgt 2′ 2″, wovon der Schwanz etwas über 3″ wegnimmt. Die Breite von einer Flügelſpitze zur andern iſt 3½′ reichlich. Zuſammengelegt reichen die Flügel bis ans Ende des Schwanzes. Bei verſchiedenen Vögeln dieſer Art findet jedoch oft eine bedeutende Abweichung in der Größe ſtatt, deren Grund noch nicht ausgemittelt iſt. Der etwas über 4″ lange, dünne, runde, an den Seiten geriefte, von der Mitte nach der Spitze zu abwärts gebogene Oberſchnabel iſt olivenbraun, an der Spitze ſchwärzlich; eben ſo der Unterſchnabel, außer an der fleiſchfarbenen Wurzel; der Augenſtern nußbraun; die Stände ſind im Leben und gleich nach dem Tode graublau; ſpäterhin — beſonders in der freien Luft liegend — werden ſie ſchwärzlich, endlich ganz ſchwarz;

---

der Verfaſſer die ohnehin nicht genau bezeichnende Benennung Krummſchnabel, welche dieſer Vogel in der erſten Auflage führte, verworfen, und obige gewöhnlichere — obwohl auch nicht ganz richtige — an deren Stelle geſetzt.

*) Vergl. die Kennzeichen der Art in der Einleitung.

vorn bis über die Zehen herab geſchildert, an den Seiten und hinten netzförmig; unter den mit einer Haut geränderten Zehen chagrinartig. Die Nägel ſind tief ſchwarzbraun und unter jeder ſteht eine kleine wulſtige Erhabenheit. Die Länge des Schienbeines beträgt 3¼″, die der Mittelzehe 2″, der Seitenzehe 1½″, der Hinterzehe 5‴ (alles mit Ausſchluß der Nägel).

Die Hauptfarbe des Vogels iſt weißlich, dunkelbraun gefleckt, faſt wie an den Lerchen. Um die Augen herum zieht ſich ein weißer Kreis. Der Kopf iſt kleiner und erſcheint weißgelblich, dunkelbraun gefleckt; auf gleiche Weiſe der Obertheil des langen Halſes, nur mit weniger zahlreichen braunen Flecken. Der Oberrücken, die langen Schulterfedern und die Deckfedern der Flügel ſind dunkelbraun, einige an den Seiten roſtgelb gerändert, andere haben weiße Flecken. Die Mittelrücken- und die *nächſten Steißfedern* zeichnen ſich durch ſchneeweißes Gefieder aus, welches nur an dem letzt benannten Orte einige dunkle Längenſtreife hat. Die obern ziemlich langen Schwanzdeckfedern ſind gleich dem Schwanze ſelbſt, dunkelbraun und röthlichweiß gebändert, nur daß an erſteren mehr weißliche Streifen, als braune ſichtbar werden. Die erſte Ordnung der Schwungfedern hat weiße Schäfte und dunkelbraune Fahnen; an denen der zweiten haben die innern Fahnen weiße Binden; an denen der dritten, welche ſehr lang geſchäftet ſind, roſtgelbe, in der Mitte unterbrochene Querſtreifen. Die Kehle iſt reinweiß; der Vorderhals, die Bruſt und der Unterleib weiß gegrundet. Letzt genannte Theile haben ſchmale, ½″ lange, nach unten zugeſpitzte Streifen, die an den Seiten des Leibes um vieles häufiger und ſtärker werden. Reinweiß ſind die Schenkel- und Afterfedern gefärbt; die Deckfedern der Unterflügel weiß und dunkelbraun gefleckt.

Das Weibchen wird ſowohl an der blaßgrauen, zuweilen grünglänzend ſchillernden Farbe des Kopfes, des Halſes und der Bruſt, welche Theile häufig dunkelbraun geſtrichelt, auch einzelne Federn röthlichweiß eingefaßt ſind, als auch an dem völlig dunkelbraunen, mit grauen und graurötlichen Flecken beſprengten Rücken erkaunt. Ueber-

haupt zeichnet es ſich durch viel dunklere Farben vor dem Männchen aus. Dies iſt auch der Fall bei den einjährigen Jungen beider Geſchlechter.

Als Spielarten in Rückſicht der Farbe ſind 1. der weiße und 2. der roſenroth gebänderte Gütvogel anzuſehen.

Schneller iſt auf jeden Fall verhältnißmäßig der Lauf dieſes Vogels, als der Flug deſſelben. Doch rettet beides ſie nicht ſo leicht vor ihren Feinden, als die ihnen eigene Schüchternheit und Aufmerkſamkeit auf alles, was ſich irgend zu nähern ſcheint, verbunden mit äußerſt ſcharfen Geſichtswerkzeugen. Ihr Laut iſt dem des im vorigen Kapitel beſchriebenen großen Brachvogels nicht unähnlich. Bechſtein ſucht ihn durch Hoi- Hoi-i zu verſinnlichen; Andere meinen, er klinge wie Carley oder Klarit. Sollten alle dieſe Beſchreibungen des Tones nicht genau zutreffen, ſo iſt das kein großer Schade; denn, wer dieſen Vogel nur einmal zu Geſicht bekommt, dem gibt er gewiß durch ſein Geſchrei Gelegenheit, ihn das zweitemal wieder zu erkennen.

§. 3.

Wie die Schnepfen, paart ſich auch dieſe Sumpfvogelart und zwar gleich zu Anfange des Frühlings. Gewöhnlich gleich nach der Ankunft auf ihrem Sommerſtande macht ſich das Weibchen ein kunſtloſes Neſt auf trocknen Raſenhügeln (Kaupen), welche man in großen Sümpfen häufig findet, legt vier bis fünf olivengrüne, etwas ins Blaßbräunliche fallende, ſchwarz, auch braun gefleckte Eier und brütet ſie in drei Wochen aus. Die Jungen verlaſſen, gleich wenn ſie den Eiern entſchlüpft ſind, das Neſt, und folgen der Mutter, um die erforderlichen Aeſungsmittel kennen zu lernen. Bis ſie ein Jahr alt ſind und zum erſtenmale mauſern, iſt der Oberleib ſchwärzlich und röthlichgrau, der Unterleib grau und ſchwärzlich gefleckt. Die Bruſt aber ſchillert aus Grau in Olivengrün. Nach dem erſten Mauſern geht die ſchwärzliche Farbe in Dunkelbraun über, und in den nächſtfolgenden Sommermonaten tritt bei jedem Geſchlechte die beſtimmtere Gefiederfarbenzeichnung hervor.

§. 4.

Während des Herbſt- und Frühjahrszuges fallen die großen Brachvögel in unſern Gegenden flugweiſe zu drei bis acht Stück, in andern weit ſtarkzähliger vereinigt, auf Brach- und grünen Saatfeldern, oder auf naſſen ſumpfigen Wieſen und Moorlehden ein. Da, wo ſie ihren Sommerſtand nehmen, halten ſie ſich am Tage faſt immer in kaupigen Sümpfen, im Norden, wie man ſagt, ſogar in Gebirgen auf, immer aber nur in Gegenden, wo ſie die erforderlichen Aeſungsmittel in der Nähe haben. Während der Lege- und Brütezeit lebt jedes Paar iſolirt für ſich, dann aber zieht ſich Jung und Alt wieder flugweiſe zuſammen und kettet ſich ſo an einander, daß alle Individuen eines ſolchen geſelligen Vereines, trotz ihrer natürlichen Schüchternheit, einen erlegten ihres Gleichen und aus ihrer Mitte ſo lange umſchwärmen und laut bejammern, bis erneuerte Verfolgungen ſie zur Flucht zwingen, oder bis nach längerer Zeit die Fruchtloſigkeit fernerer Verſuche, den erblaßten Freund zu wecken, ihnen einleuchtet.

Im Winter dauert dieſes geſellige Leben in ſüdlicheren Ländern fort, und zwar wachſen die Flüge dort oft zu Schaaren an, welche ſich dann in warmen Sümpfen, auf der Saat und vornehmlich an den Seeküſten aufhalten.

§. 5.

Regenwürmer und anderes Gewürm, Muſcheln und Schnecken ſind diejenigen Aeſungsmittel, welche dieſer Vogel allen andern vorzieht; doch nimmt er auch Inſekten, Inſektenlarven, Spitzen von junger grüner Saat, verſchiedene Kräuter und Grasarten an. Nächſt dem allen findet man auch in ſeinem Magen faſt immer der Verdauung wegen verſchluckte Kieſelkörner.

§. 6.

Das Wildbret der alten großen Brachvögel muß beſon-

ders zubereitet oder doch wenigſtens die Fetthaut abgelöſ't werden, wenn es ſchmackhaft ſeyn ſoll. Vorzüglich ſchätzt man das der Jungen.

In Holland werden die Eier als Leckerbiſſen gut bezahlt.

Außer dieſem unmittelbaren Nutzen ſtiften dieſe Vögel — wie die Regenpfeifer — mittelbar noch größern, da ihre Hauptnahrung aus ſchädlichen Inſekten und Würmern beſteht.

Ob auch der abgeſagteſte Wildfeind im Stande ſeyn würde, ihnen etwas aufzubürden, wodurch ſie ſchädlich werden könnten, bezweifle ich faſt; ſeine Gehörnerven müßten denn ſo reizbar ſeyn, daß ſie den kreiſchenden Laut nicht zu ertragen im Stande wären.

§. 7.

Alle im vorigen Kapitel §. 9. erwähnte Hülfsmittel, die Jagd mit Erfolg zu betreiben, ſind auch hier anwendbar. In Rückſicht des Fanges iſt noch zu merken, daß dieſer auf dem eigentlichen Brachvogelherde weniger glücklich von ſtatten gehen möchte, als auf dem Waſſerherde, von welchem gleichfalls im dritten Abſchnitte, bei Gelegenheit der Anweiſung zum Fange anderer Sumpf- und Waſſervögel, die Rede ſeyn wird.

Dritte Abtheilung.

Reißende oder Raubthiere.

Vom Wolf.

Canis Lupus, (*Linn.*) *).

§. 1.

Nur der Wolf allein wird als reißendes und Raubthier im Königreiche Sachſen zur Mitteljagd gerechnet und zwar jetzt nur pro forma; denn in einem Edikte vom 8. November 1717 wurde ſchon verordnet:

„daß Wölfe nicht nur von einem jeden, der die Jagden hat, wenn er auch nur mit der Niederjagd allein beliehen, gefället, ſondern auch dem, ſo einen Wolfsbalg in die Wildmeiſterei, worunter das Revier einbezirkt, einliefert, jederzeit allda 2 Rthlr. 12 Gr. zur Ergötzlichkeit gereicht werden ſollen.“

§. 2.

Weidmänniſche Ausdrücke:

Der Wolf hat einen Balg, keine Haut.

Eine Ruthe oder Standarte, keinen Schwanz; die Spitze an derſelben heißt die Blume.

---

*) v. Wildungens Neujahrsgeſchenk 1795. Bechſteins Handbuch der Jagdw. Th. I. Bd. I. Kap. II.

Die Zehen werden Klauen, die Eckzähne Fänge genannt.

Er ranzt, wenn er ſich begattet. Ranzzeit ſagt man daher, nicht Brunftzeit. Die Wölfin wölft, ſetzt nicht.

Er hat ein Lager, kein Bett oder Loch.

Er trabt, geht nicht und iſt flüchtig, läuft nicht.

Er raubt, indem er ein lebendes Thier reißt, (d. i. packt) und wirft (d. h. niederzieht).

Er frißt den Raub.

Er wird todtgeſchlagen, wenn man ſeiner lebend habhaft wird, und nachdem er erlegt iſt, geſtreift, d. h. der Balg abgelöſ't.

Er hat ſich durchgeſchnitten, wenn er ſich durch das Zeug gebiſſen hat.

Wenn mehrere Wölfe beiſammen ſind, ſo werden ſie ſämmtlich unter der Benennung Rotte begriffen.

§. 3.

Der Wolf wird von Linné, Blumenbach und Pennant, wie der Luchs und Bär, unter die Ordnung Raubthiere oder reißende Thiere, und zur Gattung Hund gerechnet. Nach dem Pariſer Syſteme gehört dieſe Gattung in die fünfte Unterordnung zu den Vierfüßern, deren Zehen keine hufartige Bedeckung und Schneide-, Eck- und Backzähne haben. Bechſtein macht aus ihm in ſeiner Eintheilung für Jäger die erſte Art der ſechsten Gattung, welche unter die erſte Abtheilung (Raubthiere) der zweiten Stufe: uneßbare wilde Säugthiere, gehört.

Wohl uns, unſern Herden und Wildbahnen, daß dies ſchädlichſte und gefährlichſte Raubthier in allen policirten und gut angebauten Ländern entweder ganz ausgerottet worden iſt, oder, wo dies noch nicht möglich war, doch von Jahr zu Jahr fortwährend vermindert wird.

In England kennt man es ſchon ſeit mehr als einem Jahrhunderte als einheimiſch nicht mehr. Der Wolf war

es dort vielleicht nie, weil dies Land bekanntlich keine groſsen Wälder hat.

Wie Unkraut in jedem Boden fortkommt und ſchwer zu vertilgen iſt, ſo lebt und gedeiht auch der Wolf unter allen Himmelsſtrichen zum Verderben anderer Thiere, und unnachläßliches eifriges Streben allein vermag, ſeiner Vermehrung Grenzen zu ſetzen.

In Teutſchland findet man ihn noch in den waldigen Gebirgen von Niederöſterreich, Böhmen, Schleſien; in Franken jetzt als ungebetener Gaſt öfter als vor zehn Jahren.

Aus dieſen Gegenden trabt je zuweilen einer in die benachbarten Provinzen.

In Spanien und Frankreich *) treibt dieſer Wüthrig ſein Weſen immer noch ungeſcheut, obwohl nicht unverfolgt.

Im nördlicheren Europa, z. B. in Polen, Kurland, Eſthland, tiefer in Rußland, trifft man ihn am häufigſten.

Der in unſern Gegenden bekannte hat 3½′ Länge und oft über 2′ Höhe. Doch iſt die Stärke, wie die Farbe der Wölfe nicht nur nach den Himmelsſtrichen, unter denen ſie wohnen, ſondern beides, vorzüglich aber die letztere, in einer und derſelben Gegend zuweilen verſchieden.

In nordiſchen Ländern gibt es ſchwarze oder vielmehr ſchwarzbraune und ſilbergraue, welche letztere für weiß ausgegeben werden.

Die Farbe des gewöhnlichſten Wolfes iſt an der Naſe ſchwarz, an der Schnautze braunſchwärzlich, an der Stirn grau und ſchwarz gemiſcht, auf dem Kopfe und im Nacken gelbbräunlich. Der Rücken, die Blätter und die Keulen auf der auswendigen Seite ſind in verſchiedenen Schattirungen mit ſchwärzlichbraunem, gelblichfahlem und

*) Hier wurden während der Revolution in einem Jahre 7351 Wölfe erlegt, ohne die zu rechnen, für welche man die durchs Geſetz feſtgeſetzte Belohnung nicht forderte.

weißgrauem, die Flanken mit grauweißlichem Haar bedeckt. Die Standare iſt eben ſo wie der Rücken, nur die Blume weiß gefärbt.

An den Vorderläufen wird unterwärts das Haar kürzer, behält auf der äußern Seite die Farbe wie an den Blättern; an der einwärts gekehrten fällt ſie ins Weißgelbliche, vorn vom Knie an bis über die Klauen aus Schwarzbraun in Schwarz.

Auch das kürzere Haar auswendig an den Hinterläufen hat gleiche Farbe mit dem der Keulen; inwendig hingegen iſt es bis an den Leib herauf weißgraulich.

Die Kehle iſt weißlich, der Hals und die Bruſt grau mit etwas Braun gemiſcht, der Bauch vorn hellgelbbräunlich, hinten weißgrau.

Das Haar überhaupt iſt, vermuthlich nach Maaßgabe des Alters und der Jahreszeit, bald dunkler, bald fällt es überall mehr ins Gelbliche.

Der Kopf iſt faſt wie am Fuchſe geſtaltet; wie bei dieſem, auch das kurze, zugeſpitzte Gehör ſtets aufwärts gerichtet. Die Augen glänzen, vorzüglich zur Nachtzeit feurig und ſtehen etwas nach außen gekehrt. Die Wimpern ſind lang, abwärts geſenkt.

Die faſt bis zu den Lauſchern (Ohren) geſpaltene Schnautze iſt inwendig oben und unten mit ſcharfen Waffen beſetzt, von denen ſich die vier eigentlichen Fänge (Eckzähne) durch vorzügliche Länge auszeichnen und wie beim Hunde geſtaltet und geſtellt, nur ſchärfer und länger ſind.

Der Geſchlechtstheil des männlichen Wolfes iſt faſt eben ſo wie am Hunde geſtaltet, die Klauen hingegen ſind nach vorn etwas länglicher zugeſpitzt als an dieſem.

Die Standare trägt er ausgeſtreckt, doch etwas unterwärts hängend.

Er iſt vorn höher als hinten und kann daher nicht lange (wie man im gemeinen Leben ſich auszudrücken pflegt) auslaufen — in der Jägerſprache zu reden — nicht lange flüchtig ſeyn. Faſt immer ſpürt und ſieht man ihn nur im Trabe; aber dieſe Bewegung ſetzt

er, ohne zu ermüden, ſehr lange hinter einander und mit unglaublicher Schnelligkeit fort, ob er gleich bei der langſamern lendenlahm zu ſeyn ſcheint. Beſondere Stärke hat er in den Halsmuskeln, ſo daß er einen Hammel von mäßiger Stärke ganze Strecken in der Schnautze forttragen kann.

Die Wölfin hat einen ſpitzigern Kopf, eine dünnere Standare, iſt auch niedriger und im Ganzen ſchwächer (nicht ſo groß) als der Wolf.

Theils um ſich vor Nachſtellungen zu ſichern, theils um ſeinem Raube deſto leichter auf die Spur zu kommen, ward er von der Natur mit äußerſt feiner Witterung (Geruch) und nicht viel weniger ſcharfem Geſicht und Gehör begabt.

Bewundernswürdig iſt ſeine Liſt, unbezähmbar ſeine Tücke. Zum Glück aber ward ihm eine gute Portion Furchtſamkeit, beſonders vor dem Menſchen, zu Theil.

Andern Thieren zur Warnung vor einem ſo ſtarken, ſchlauen und gefährlichen Feind, muß er ſich inſtinktmäßig, wenigſtens im Winter zur Nachtzeit, durch einen widrigen, helltönenden, heulenden Laut verrathen. Doch dient dies Geheul ihm auch dazu, andere Wölfe an ſich zu locken, um mit ihnen, in Rotten vereinigt, nach Raub herumzutraben.

Er ſoll ſein Alter auf funfzehn bis achtzehn Jahre bringen und keiner Krankheit ſo ſehr ausgeſetzt ſeyn, als der ſchrecklichſten und furchtbarſten unter allen, der Tollwuth.

§. 4.

Die Ranzzeit fängt nach einigen Naturforſchern ſchon gegen Ende des Decembers, nach andern erſt mit Eintritt des Februars an. Döbel nimmt den letzteren Zeitpunkt als den einzig wahren an. Mein verſtorbener Lehrherr, der viele Jahre in Polen und Kurland gelebt hatte, verſicherte mir oft, der Wolf fange ſchon im Januar zu ranzen an. Dieſe verſchiedenen Meinungen ließen ſich allenfalls durch die Annahme vereinigen, daß

die ältern früher, die jüngern ſpäter ranzten, oder daß gelindere Witterung das Ranzen beſchleunigte. Ohne beſtimmt entſcheiden zu wollen, pflichte ich deshalb Döbel bei, weil die Natur des Wolfes in ſo vielen Stücken mit der des Fuchſes übereinſtimmt; dies kann alſo in dieſem auch der Fall ſeyn.

Die Wölfin ſoll nicht länger als zwölf Tage ranzen; nach neun, andern Angaben zu Folge, nach eilf Wochen vier bis neun Junge, größtentheils männlichen Geſchlechts, in ſtillen, abgelegenen Dickungen, meiſtentheils in weiter ausgeführten Dachs- und Fuchsbauen, zuweilen aber auch in Lagern, welche ſie auf der Erde mit Grashalmen ausfüttert, wölfen. Die Jungen ſind wie die Hunde neun bis vierzehn Tage blind, werden fünf bis ſechs Wochen von der Mutter geſäugt, von ihr ſorgfältig vor den Nachſtellungen des freßgierigen Vaters verwahrt, zum Rauben angeführt und bleiben bis zur folgenden Ranzzeit unter der Aufſicht derſelben. In einem Alter von achtzehn Monaten ſind ſie ausgewachſen und fähig, ſich fortzupflanzen.

Während der Ranzzeit ziehen ſich oft mehrere Wölfe bei einer Wölfin zuſammen. Unter dieſen kommt es dann zu heftigen Kämpfen. Ob der ſtärkſte den Lohn ſeiner Tapferkeit erhält, oder ob ſich die Wölfin nach Gefallen einen Günſtling wählt; wer will es entſcheiden? — Aber das iſt gewiß, daß ſie ſich unvermerkt mit einem nur entfernt und in der Einſamkeit genießt und Genüſſe gewährt.

Die Begattung geſchieht auf die nehmliche Art, wie bei den Hunden.

§. 5.

Ueberall für vogelfrei erklärt, hält ſich der Wolf am Tage iſolirt in den unzugänglichſten Gegenden des Waldes, und ſelten während des Sommers im Getreide oder in dem hohen Graſe, welches man auf den polniſchen und tartariſchen Steppen findet, verborgen. So lange die Sonne über dem Horizonte ſteht, verläßt er, nur vom

unbezwinglichſten Hunger geplagt, ſein Lager, um auf Raub, von dem er einzig und allein lebt, auszutraben. Gewöhnlich geſchieht dies mit Einbruch der Nacht.

Zuweilen drückt er ſich dicht an, oder gar auf ſtark befahrnen Wegen in tiefen Gleiſen platt nieder, und lauert, ob ihm der Zufall etwas verſchafft; meiſtentheils aber geht er allein, oder mit einer Rotte vergeſellſchaftet, in einer Nacht viele Meilen weit fort, kehrt aber noch vor Anbruch des Tages in ſein Lager zurück.

Er ſtellt allen lebenden Thieren mit einer Beharrlichkeit und Liſt nach, welche vollkommen das erſetzt, was ihm an Behendigkeit fehlt; denn in dieſer Rückſicht ſteht er vielen zahmen vierfüßigen Thieren und faſt allen Wildgattungen nach.

Was er einmal reißt, das wirft er — ſeltene Fälle ausgenommen — gewiß. Mit äußerſt fein organiſirten Sinnen ausgerüſtet, trabt er überall unter dem Winde umher. Gewahrt er nun Schafheerden, Rindvieh oder Pferde im Freien, ſo ſchleicht er mit ungemeiner Vorſicht hinan und richtet, wenn ſie nicht von äußerſt wachſamen, ſtarken Hunden und von herzhaften Hirten bewacht werden, vorzüglich unter den Schafen, eine Metzelei an, bei welcher ſeine Grauſamkeit noch weiter geht, als die ihm eigene Gefräßigkeit. Oft wirft er, wenn er ungeſtört bleibt, acht bis zehn Stück, ehe er an einem frißt; wird er aber überfallen, ſo eilt er in möglichſter Geſchwindigkeit mit einem dem nächſten Dickicht zu und verzehrt es, wenn er in Sicherheit iſt, auf einmal. Dabei ſoll er die Geſchicklichkeit beſitzen, das Fleiſch aus der Haut herauszufreſſen, ohne dieſe weiter als da zu beſchädigen, wo er anſchneidet. Kaum würde es begreiflich ſeyn, wie er faſt zwei Schafe bei einer Mahlzeit aufzufreſſen im Stande iſt, wenn man nicht wüßte, daß die Verdauung außerordentlich ſchnell von ſtatten geht, ſo daß alle Augenblicke wiederholte Ausleerungen auf dem gewöhnlichen Wege erfolgen.

Größere Thiere fällt er ſelten allein an; zwei Wölfe aber ſind ſchon im Stande, eine Kuh oder ein Pferd zu

werfen. Doch gelingt ihnen, ſelbſt rottenweiſe, der Angriff auf letztere am ſelteſten, da das einzelne ſich meiſtentheils durch die Flucht rettet, mehrere aber bei der Vertheidigung die Köpfe zuſammenſtellen und ihre Feinde durch unaufhörliches Hintenausſchlagen zum Ausreißen bringen, wohl gar einen und den andern tödten.

Funk erzählt in ſeinem ausführlichen Texte zu Bertuchs Bilderbuche eine Geſchichte, welche als Beiſpiel der mütterlichen Zärtlichkeit einer Kuh intereſſant iſt. Ein Wolf macht nehmlich Miene, ihr Kalb, mit dem ſie zufällig auf der Weide an einem Baume ſteht, anzufallen. Unbekümmert um die Gefahr, der ſie ſelbſt ſich ausſetzt, geht ſie mit den Hörnern auf den Wüthrig los, und faßt ihn ſo gut, daß ſie ihn mit denſelben an dem Baumſtamme todt drückt. Aus Furcht, er möchte wieder aufleben, bleibt ſie ſo lange in dieſer Stellung, bis ein nach geraumer Zeit dazu kommender Landmann den ſchon erſtarrten Wolf wegreißt.

In den Jahreszeiten, wo die Viehheerden des Nachts nicht mehr im Freien bleiben, oder, wenn ſie zu vorſichtig bewacht werden, müſſen ſich die Wölfe mit der mühſamern Jagd auf Wild begnügen.

Junges und ſchwächere Arten beſchleicht der Wolf. Doch ein ſolcher Fang reicht ſo wenig hin, ſeinen Heißhunger zu ſtillen, daß er ſich kaum damit abgibt, wenn es der Wölfin nicht darauf ankommt, ihren Jungen Nahrung zuzutragen, oder ſpäterhin das Rauben zu lehren.

Gelingt es dem einzelnen Wolfe nicht, Rehe oder Edelwild im Bette zu überfallen, oder zu werfen, wenn ein Stück da vorbeizieht, wo er ſich gedrückt hat; ſo vereinigen ſich mehrere zu einer förmlichen Jagd. Einer folgt dann auf der Fährte, die übrigen werfen ſich vor. Kommt das fliehende Wild einem nahe genug, ſo ſpringt er darauf zu, und reißt und hält es ſo lange, bis die andern herzueilenden es werfen helfen. Gemeinſchaftlich verzehrt die ſaubere, immer mit trefflichem Appetit begabte Geſellſchaft ſehr ſchnell den Raub, der ihr bei hochtragenden Thieren am leichteſten wird.

Ganze Rotten fallen auch Sauen und ſelbſt Bären an, mögen aber da den Sieg wohl ſelten und nur durch harten Kampf erringen.

Sehr begreiflich iſts, daß bei der Gefräßigkeit und Mordluſt der Wölfe ein kurzer Zeitraum und eine geringe Zahl ſolcher Gäſte hinreicht, den beſten Wildſtand auf Nichts zu reduciren.

Im Winter, oder wenn ſie ſonſt ſehr vom Hunger geplagt werden, ſchleichen ſie ſich an und in die Dörfer, arbeiten ſich unter den Schwellen der Ställe durch und richten in denſelben eine ſchreckliche Maſſacre an. Haben ſie Zeit dazu, ſo freſſen ſie erſt auf der Stelle ſo viel ſie können und nehmen noch obendrein auf dem Rückzuge mit, was fortzubringen iſt.

Werden ſie gleich Anfangs geſtört, ſo muß doch etwas ihre Mühe lohnen, wärs auch nur ein Hund oder ein kleineres Thier. Eilig entfliehen ſie damit dem Holze zu.

Alles Geflügel iſt ihnen Leckerſpeiſe und ſie ſind ſo geſchickt, zwei Gänſe, die Hälſe übers Kreuz gelegt, auf einmal fortzuſchleppen.

Mangelt alle Gelegenheit zum Raube, ſo nehmen ſie auch mit geſtorbenem Viehe, gefallenem Wilde und Leichen verlieb. Auch ſchonen ſie bei eintretender Hungersnoth ihres Gleichen nicht, ſondern der Stärkere wirft und frißt den Schwächern.

Nur der allerhöchſte Mangel ſoll die Wölfe, wenn ſie ſich in ſtarken Rotten zuſammengezogen haben, dahin bringen, den Menſchen, welchen ſie ſonſt ſehr ſcheuen und fliehen, anzufallen.

Man will die Bemerkung gemacht haben, daß da, wo ſie Gelegenheit fanden, auf Schlachtfeldern die vergrabenen Leichen auszuſcharren und zu verzehren, ihre Gier nach Menſchenfleiſch ſo zugenommen habe, daß ſie nachher nicht nur Kinder aus den Häuſern geraubt, ſondern, ſelbſt in der mildern Jahreszeit, Anfälle auf erwachſene Menſchen gemacht hätten.

Solche Vorfälle mögen wohl anfänglich zu der Be-

nennung Wáhrwolf *), und nach mancher Verbrámung durch Zuſátze zu den ſinnreichen Máhrchen Veranlaſſung gegeben haben, nach welchen dieſer als ein halbes Ungeheuer in den Kinderſtuben geſchildert wird.

§. 6.

Verráth ſich auch der nahende Wolf nicht durch ſein Geheul, ſo wittern ihn doch zahme und wilde Thiere ſchon in weiter Entfernung. In Zeiten ſuchen ſie ſich dann durch eilige Flucht zu retten, oder durch alle in ihrer Macht ſtehende Mittel in Sicherheit zu ſtellen, oder zur Vertheidigung vorzubereiten.

Der Menſch iſt eigentlich nur im Winter, vorzúglich wenn er zur Nachtzeit unter Weges ſeyn muß, einiger Gefahr ausgeſetzt; aber auch unbewaffnet ſtehen ihm dann Sicherungsmittel zu Gebote, durch welche ſie ſehr gemindert wird, z. B. Feueranſchlagen, Muſik, Kettengeklapper — weshalb man in Gegenden, wo es viele Wólfe gibt, immer Ketten unter den Schlitten ſo befeſtigt, daß ſie an einander ſchlagen — auch jedes fortdauernde Geráuſch **). Bemerkenswerth iſt das im Journal de Paris l'an 1805, Nr. 216, von Tiſſier bekannt gemachte Sicherungsmittel gegen den Anfall der Wólfe auf Vorwerke und Scháfereien. Man ſoll nehmlich in der Náhe des Gehóftes oder Hordenſchlages an einem Stabe eine brennende Laterne von 10″ Lánge und 4″ ins Gevierte aufhángen. Unfehlbaren Schutz ſoll dies Mittel gewáhren, wenn jede Glasſcheibe in der Laterne eine andere Farbe hat.

§. 7.

Vielfáltige Verſuche, junge Wólfe zu záhmen, haben

*) Ein ſolcher Wolf, vor dem man ſich wahren, d. i. hüten, muß.

**) Petri erzählt in ſeinem Buche über Eſthland und die Eſthen: Er habe bei Nachtreiſen mehreremale ſechs und mehrere Wölfe quer über den Weg gelegt gefunden, aber jedesmal hätten ſie dem Pferde und Schlitten Platz und nie einen Verſuch zum Anfall gemacht.

den Erfolg gehabt, daß ſie ihre Natur bis ins dritte Jahr zwar verläugneten, dann aber boshaft und raubgierig wurden, und die erſte beſte Gelegenheit, ſich in Freiheit zu ſetzen, benutzten.

Andere Proben, Baſtarde von eingefangenen, alten Wölfinnen und Hunden, oder von Wölfen und Hündinnen zu ziehen, gelangen nie. Eingeſchränkt erzogene Wölfinnen begatteten ſich hingegen fruchtbar mit Hunden — ob auch Wölfe mit Hündinnen, iſt mir nicht bekannt —, und brachten Blendlinge, welche ſich durch Herzhaftigkeit und Dauer auszeichneten, aber ihrer Bosheit und Raubgier wegen nicht ſehr brauchbar waren.

Dieſe pflanzten ſich ungezwungen mit den reinen Hunderacen fort *). Bei dem natürlichen Widerwillen, welchen der noch ſo herzhafte junge Hund dadurch äußert, daß er den Wolf beim erſten Anblick und ſelbſt bei der bloßen Witterung flieht — wovon ich ſelbſt Zeuge geweſen bin —, bei dem Haſſe, den der ältere durch einen Kampf auf Leben und Tod beweiſ't, muß man dieſen Erfolg allerdings bewundern, um ſo mehr, da der Wolf den Hund frißt, dieſer aber den gewürgten Wolf nicht weiter berührt.

§. 8.

Der Balg des Wolfes, welcher im Winter am beſten iſt, wird zu allerlei Pelzwerk, z. B. zu Müffen, Wildſchuren, Pferdedecken u. dergl. verarbeitet. Man hält das von den Wammen für das vorzüglichſte. Die weißen Bälge ſind die koſtbarſten. Das weißgahre Leder gibt dauerhafte Pauken- und Trommelfelle, Handſchuhe u. dergl.

*) Lange haben ſich die Naturforſcher darüber nicht vereinigen können, ob der Wolf zum Hundegeſchlechte gehöre. Obige Erfahrung hat für dieſe Meinung entſchieden. Vielleicht war Döbel einer der erſten, welcher die einigermaßen gelungene Probe machte, eine jung gezähmte ſchwarze Wölfin mit einem Hetzhunde zu belegen. Sie [illegible] beim Wölfen, wahrſcheinlich weil der Hund zu ſtark geweſen war; aber die ſechs Jungen, welche man bei der Oeffnung todt fand, waren vollkommen.

Die Fänge werden zum Glätten und Poliren gebraucht. Waſſer über Wolfskoth geſchüttet und die Schafe damit beſpritzt, ſoll ſie vor ſeinen Anfällen ſichern (? —).

Das Wildbret dieſes Raubthieres genießt kein unvernünftiges Geſchöpf; nur die Tunguſen eſſen es, ſo oft ſie es haben können, gebraten; die Kalmucken aber — die doch ſonſt auch nicht ekel ſind — nur im äußerſten Nothfalle und dieſer ſollte es auch uns wohl lehren!

§. 9.

Die Fährte des Wolfes hat viel Aehnliches mit der eines ſtarken Bauerhundes. Genaue Aufmerkſamkeit auf folgende Kennzeichen wird jedoch den Weidmann vor Irrthum im Anſprechen ſchützen:

1. Der Wolf ſchnürt, indem er wie der Fuchs die Tritte ſchnurgerade hinter einander ſetzt;
2. der Schritt iſt weiter wie beim Hunde, weil der Wolf immer trabt;
3. die Ballen drücken ſich länger und ſchmaler aus und der ganze Tritt iſt länglicher, als beim Hunde;
4. die zwei mittleren Klauen ſtehen ſtets dicht beiſammen;
5. die Nägel an denſelben ſind in jedem reinen Tritte ſcharf ausgedrückt;
6. eine ganze Rotte Wölfe tritt zuweilen große Strecken weit genau in die Fährte des vorderſten; gemeiniglich ſo lange, bis ſie ſich, um den Raub zu erjagen, trennt.

§. 10.

Jagdhunde und leichte Hetzhunde ſind auch bei der Wolfsjagd anwendbar. Ueber beide Racen iſt das Merkwürdigſte in verſchiedenen der vorhergehenden Kapitel bereits beigebracht worden.

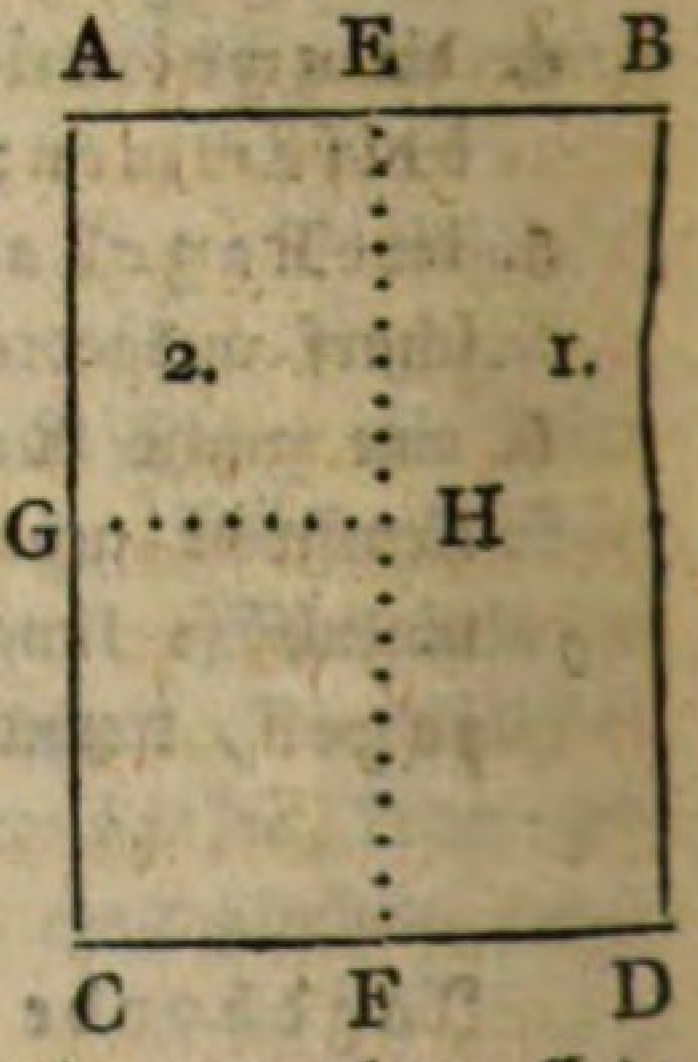
§. 11.

Die unvermeidlichen Koſten eines großen eingeſtellten Jagens können nirgends ſo reichlich erſetzt werden,

als da, wo es noch viele Wölfe gibt. Nur möchte, wo dies der Fall iſt, ſelten ein hinlänglicher Zeugvorrath zu finden, auch in den unwegſamen Brüchern und Wäldern mit dem Treiben ſchwer fortzukommen ſeyn.

Geſtatten Verhältniſſe die Einrichtung eines ſolchen Jagens; ſo ſind ſo viel Jagdleute auszuſchreiben, daß mit denſelben der ganze abzujagende Bezirk umlegt, ringsum Wachfeuer unterhalten, und dann das Jagen durch Treiben von allen Seiten nach der Stallungsgegend zu ſo weit ins Enge gebracht werden kann, als die vorräthigen Lappen zur Lappſtadt, und das Zeug zur weiten Stallung hinreichen *). Außerdem muß noch ſo viel Zeug übrig ſeyn, daß das Jagen nicht nur damit der Länge nach in zwei Theile getheilt, ſondern auch in der einen Hälfte deſſelben noch einmal quer durchgeſtellt und dadurch die Scheidung der Wölfe vom übrigen Wild noch an demſelben Tage, an welchem die Stallung ins Ganze gebracht wird, bewirkt werden kann **).

Zur Verſinnlichung des Verfahrens bei der Scheidung möge nebenſtehende Figur dienen.



Man lege nehmlich die Treiber auf dem linken Flügel B D an, laſſe ſie bis E F fortgehen und auf dieſe Weiſe alles Wild aus der mit 1. bezeichneten Hälfte der Stallung in die andere 2. hinübertreiben. Verſuchen bei dieſer Gelegenheit, Wölfe zurückzugehen, ſo laſſe man es geſchehen. Auf E F hält man dann die Mannſchaft ſo lange an, bis hier das Zeug vermittelſt der an deſſen Oberleine befeſtigten andern Leinen auf die am obern Ende der Stellſtangen befindlichen, leicht beweglichen Rollen ge=

---

*) Wegen Einrichtung der Lappſtadt ſowohl, als der weiten Stallung ſehe man das erſte Kapitel der erſten Abtheilung, des erſten Abſchnitts §. 30 und 31.

**) Denn ſonſt würden in der Nacht die Wölfe eine gräßliche Niederlage unter dem mit eingeſtellten Wilde anrichten.

hoben worden iſt, und an jeder dieſer Leinen zuverläſſige Männer, gut verborgen, angeſtellt ſind, welche das ſo eingerichtete Zeug — das man Falltücher, die Stellſtangen aber Schnappſtangen nennt — ſobald die Treiber wieder bis B D zurückgezogen ſind, bis auf 2′ über der Erde niederlaſſen und, während dann das erſte Treiben repetirt wird, genau Acht haben, ob Wölfe oder anderes Wild auf die Falltücher zukommt *). Im erſtern Falle wird das Zeug durchaus in die Höhe gezogen, damit die Wölfe nicht durch können; im letztern ganz bis auf die Erde niedergelaſſen, damit das Wild übergehe. Die umkehrenden Wölfe machen ſich gewöhnlich am Zeuge zurück, weshalb auf ein an den Falltüchern zu gebendes Zeichen die Treiber ſich nach der Mitte ſo lange zuſammenziehen, bis ſie vorbei ſind. Iſt man nun überzeugt, daß in dem Theile 1. kein oder wenig anderes Wild mehr zurückgeblieben iſt; ſo wird einſtweilen das Zeug auf E F feſtgeſtellt.

Dann legt man ein Treiben bei A E an, läßt es bis G H fortgehen, ſtellt hier mit Falltüchern durch, und wiederholt das Treiben ſo lange, bis ſämmtliches Wild, mit Ausſchluß der Wölfe, in den noch ruhig gelaſſenen Bezirk G H C F hinüber iſt. Dann werden die Treiber zwiſchen A und G angelegt und alle Wölfe über das zwiſchen E H ganz abgehobene Zeug in die große Abtheilung 1. getrieben, hierauf aber das Zeug wieder geſtellt und ganz feſt gemacht. Endlich geht das letzte Scheidungstreiben von C F auf die Falltücher bei G H los. An dieſen muß man nun ſehr genau Acht geben, daß kein Wolf, aber alles Wild hinüber gelaſſen werde. Hat man nun den Zweck erreicht, daß ſämmtliches Wild in dem kleinen Diſtrikte A E G H concentrirt iſt; ſämmtliche Wölfe aber in 1 und in G H C F eingeſchloſſen ſind; ſo werden letztere über die zwiſchen H F abgehobenen Tücher in die große Abtheilung 1. gejagt und nun auch hier feſt zugeſtellt.

*) Damit man an den Falltüchern alles überſehen kann, müſſen die Scheidungsſteckflügel auf lichten Plätzen angebracht werden.

Zum Beſchluß ſetzt man das Wild, nachdem die Tücher zwiſchen A G abgehoben worden, durch ein Treiben, welches von E H abgeht, in Freiheit.

Sollen Sauen von Wölfen geſchieden werden, ſo müſſen die Rollleinen an der Unterleine befeſtigt und die Tücher ſo weit in die Höhe gezogen werden, daß die Sauen darunter weg können. Beſonders hierbei iſt große Vorſicht nöthig, damit kein Wolf unter dem Zeuge mit wegſchleiche.

Ueber eine Nacht darf man es nicht wagen, Wölfe im Zeuge ſtehen zu laſſen, und ſelbſt während dieſer muß das ganze Jagen mit gut unterhaltenen Wehrfeuern umlegt und aufmerkſam bewacht werden; denn die Wölfe werden bald dreiſt, und verſuchen alles, ſich durchzuſchneiden. Deshalb darf man auch keine Tücher, an welchen unten Gemäſch befindlich iſt, anwenden.

Mit der Einrichtung eines Laufs verliere man ohne ausdrücklichen Befehl der Herrſchaft keine Zeit, ſondern ſtelle ſo viele Schützen, als man haben kann, auf ſchicklichen Plätzen, beſonders an den Zeugflügelecken an, und laſſe die Wölfe durch Treiber und Jagdhunde ſo lange in der Stallung herumjagen, bis ſie alle erlegt und zum Theil von leichten Hetzhunden gefangen ſind.

Daß bei einem Wolfsjagen der Verluſt einiger Stücken Wild, Sauen und Rehe nicht in Anſchlag kommen darf, ſondern daß man dieſe lieber den eingeſtellten Wölfen überlaſſen muß, als ihnen durch Zeitverluſt bei der Scheidung Gelegenheit verſchaffen darf, ſich auf eine oder die andere Art zu retten, verſteht ſich von ſelbſt.

§. 12.

Hat man auf irgend eine Weiſe beſtimmte Kunde erlangt, daß irgendwo mehrere Wölfe liegen, oder ſind, wo es wenige gibt, deren einige, oder nur einer, im Winter bei einer Neue eingekreiſ't; ſo umſtelle man den ganzen Bezirk mit halben Tüchern, mit Wolfs- oder Rehnetzen, oder doppelt mit Tuchlappen, ſo daß

die untere Reihe bis auf die Erde hängt *), ziehe allenfalls auf der einen Seite der Stallung einige Schritte vor dem Zeuge Fallnetze, ſtelle die Schützen in der Stallung herum an und laſſe die Wölfe durch Treiber, welche mit Klappern verſehen ſind, oder mit Steinen auf ein Stück Eiſen ſchlagen, rege machen, löſe am Ende auch einige Koppeln Jagdhunde und laſſe nicht eher ab, bis keiner von den eingekreiſ'ten mehr lebt.

Wenn die Wölfe in der Nacht nach Raube herumtraben, kann man ihre gewöhnlichen Rückwechſel ſo verlappen, daß man den hintern Theil und die Flügel noch im Finſtern, vorn aber, wenn es Tag iſt, zuſtellt. Nur muß darauf Rückſicht genommen werden, daß immer ein beträchtliches Dickicht in der Lappſtadt und dieſe überhaupt nicht zu klein ſei; auch laſſe man nicht zu nahe an das dicke Holz heranlappen.

Beim Treiben in einer Lappſtadt dürfen die Jagdleute mit den Klappern nur bis auf die Hälfte des abzutreibenden Diſtriktes vorwärts gehen, dann müſſen ſie ſich wieder zurückziehen, und entweder das erſte Treiben wiederholen oder die andere Hälfte abgehen. Forcirt dürfen die Wölfe in einer Lappſtadt nicht werden, weil ſie ſonſt gern durchgehen.

§. 13.

Kann oder will man keine Art von Zeug anwenden, ſo veranſtalte man ſo oft als möglich Treibejagen. Wie dieſe zweckmäßig einzurichten ſind, ſoll im dritten Abſchnitte bei der Fuchs- und Haſenjagd beigebracht werden.

In Polen, Eſthland und Kurland ſetzt man ſich im Winter, Abends gegen zehn Uhr, in einen Schlitten, und nimmt ein Spanferkel in einem Sacke und Schießgewehr zu ſich. Kommt man in Gegenden, wo Wölfe herumzutraben pflegen, ſo zwickt und kneift man das Ferkel, ſo daß es ſchreien muß. Dem zu Folge nähert ſich der Wolf

*) Man wird wohl thun, wenn man außer dem Winde zu ſtellen anfängt und das Geſchäft überhaupt ſo ſtill als möglich betreibt.

und wird aus dem Schlitten geſchoſſen. Man muß mehr als ein Gewehr mitnehmen, um auf den Fall, wenn etwa eine Rotte Miene machte, das Pferd anfallen zu wollen, zur Vertheidigung vorbereitet zu ſeyn.

So kann man auch ein Stück Fleiſch an eine lange Leine binden, ſolches hinter dem Schlitten her und wenn ein Wolf auf der Schleppe nachkommt, die Leine immer kürzer ziehen, bis er ſchußmäßig heran iſt.

§. 14.

Bei keiner andern Raubthierart dürfen die auf die Ausrottung oder doch möglichſte Verminderung derſelben zu verwendenden Koſten weniger berückſichtigt werden, als bei den Wölfen. Die Anlage eines Wolfsgartens verurſacht deren nicht wenige; aber ſie gewährt weſentliche Vortheile und iſt deshalb zu empfehlen.

Auf folgende Weiſe wird die Einrichtung derſelben mit geringem Koſtenaufwande bewerkſtelligt. Man läßt einen Bezirk, welcher etwa 800 bis 1000 Schritte im Umkreiſe hält und eine Dickung in ſich faßt, mit Planken oder einem hohen Flechtezaun, bis auf eine 200 Schritte lange Oeffnung in Süd oder Süd-Oſt (weil die Winde, im Winter wenigſtens, am häufigſten aus Nord und Weſt wehen) umſetzen. An jedem Ende dieſes offnen Einganges wird eine Säule, an welcher verſchiedene Haken über einander einzuſchlagen ſind, eingegraben.

Geht das Dickicht bis auf ungefähr 40 Schritt, an die Oeffnung heran, deſto beſſer. Etwa 100 Schritte von derſelben entfernt, läßt man einen freien Platz abräumen, um auf demſelben die Wölfe mit geſtorbenem Vieh ankirren zu können und nahe bei demſelben, im Holze, aber ſo, daß die Kirrung ganz zu überſehen iſt, eine, zwölf Ellen über der Erde, auf Pfählen ſtehende Wachhütte erbauen und mit Reiſig verkleiden. Unfern des Wechſels (des Einganges), etwas rückwärts, wird in gleicher Höhe über der Erde ein ähnliches Wachhäuschen, welches zwei Wächter, zwei Bund Tuchlappen und zwei Bund Wolfsnetze, nebſt den nöthigen Forkeln faßt, errichtet. Aus

der Hütte an der Kirrung bis zum Wachhäuschen, zieht man durch Ringe, welche an dem obern Ende aufrecht ſtehender Stangen befeſtigt ſind, einen Draht, und befeſtigt an demſelben im Wachhäuschen beim Wechſel eine leicht bewegliche Klapper oder einen Hammer.

Haben Wölfe die Kirrung angenommen; ſo begibt ſich ein Jäger mit Sonnenuntergang auf das Wachhäuschen an derſelben, zwei Gehülfen aber beſteigen das andere, ohne Licht bei ſich zu haben.

Wenn nun der Jäger einen oder mehrere heißhungrige Gäſte auf dem Kirrungsplatze erblickt, gibt er durch vorſichtiges Ziehen am Drahte den Gehülfen ein Singnal, welchem zu Folge jeder derſelben augenblicklich ein Bund Lappen nebſt den dazu gehörigen Forkeln ergreift und ohne Geräuſch an ein Ende des Wechſels läuft, die Lappen an den untern Haken an den Säulen anbindet und, nach der Mitte zu, auf die bei ſich habenden Forkeln hängt. Da, wo ſie zuſammen kommen, werden die Leinen verbunden.

So ſchnell als möglich holen ſie nun die Netze herbei, ſtellen damit den Wechſel feſt zu und bewachen ihn bis zum folgenden Morgen, an welchem die eingeſperrten Wölfe entweder im Garten oder am Wechſel, der immer gut beſetzt ſeyn muß, todt geſchoſſen werden. Am letzt genannten Orte muß auch eine ſtarke eiſerne Gabel und eine Keule bei der Hand ſeyn, um den Wolf, wenn er ſich etwa in den Netzen verwickelte, faſſen und todtſchlagen zu können.

Man kann auch in einer Ecke des Gartens eine 12′ tiefe, 9 bis 10′ breite und lange, mit eichenen, glatt gehobelten, aufrecht ſtehenden Pfoſten ausgeſchalte Grube anbringen, welche mit drei bis vier glatten Stangen belegt und mit Reiſig verdeckt wird. Hinter derſelben bleibt eine etwa 6′ lange und 2′ hohe Oeffnung im Zaune. Durch dieſe wird ſich der Wolf retten wollen und in die Grube fallen, aus welcher er vermittelſt einer ſtarken Zange (wie die beim Dachs und Fuchs näher zu beſchreibende) lebendig heraufgezogen werden kann.

Uebrigens iſt der Wolf, wenn er ſich gefangen ſieht, furchtſam und nicht ſehr böſe.

§. 15.

Dem einzelnen Jäger wird ſeine Mühe auf der Schieß-hütte am beſten belohnt.

Sie wird gewöhnlich auf Bäumen und eben ſo hoch über der Erde angebracht, wie die im vorigen §. erwähnten Wachhäuſer. An der nördlichen Seite derſelben muß ein bequemes Schießloch befindlich ſeyn. In einer Entfernung von ungefähr 30 Schritten gerade vor dem Schießloche werden die Wölfe mit geſtorbenem Viehe angekirrt. In mondhellen Nächten, vorzüglich im Winter, wenn Schnee liegt, erwartet ſie hier der Jäger mit einer guten, mit Nr. 0 oder Poſten geladenen Flinte.

§. 16.

Wo das Anlegen der Wolfsgruben erlaubt iſt, und, ohne Menſchen und Vieh Schaden zuzufügen, bewerkſtelligt werden kann, gewähren auch ſie Vortheil.

Man macht ſie eben ſo wie die §. 14. beſchriebene; aber gewöhnlich 16′ tief und 12′ lang und breit. Mitten in derſelben wird eine glatte, 18 bis 19′ hohe Stange errichtet, am obern Ende eine Scheibe — in Eſth- und Liefland Tralje genannt — und auf derſelben ein lebendiges Schaf, oder, wenn es ſehr kalt iſt, eine Ente, — weil ſie nicht ſo leicht erfriert — befeſtigt. An zwei einander gegenüber ſtehenden Seiten der Grube hängt an einer Angel ein leichter glatt gehobelter Deckel. Beide müſſen, aufgeſtellt, an der Stange zuſammenſtoßen, doch ſo, daß die leiſeſte Berührung ſie zum Fallen bringt. Sie werden leicht mit Reiſig bedeckt. Will man ſich der Deckel nicht bedienen, ſo verfährt man auf die, §. 14. zur Bedeckung vorgeſchlagene Art. Uebrigens behauptet man, daß der Wolf dreiſter auf die Grube gehe, wenn man das zur Bedeckung nöthige Reiſig mit etwas Schafmiſt vermengt.

Will man die gefangenen Wölfe nicht in der Grube todtſchießen ſo bedient man ſich zum Herausziehen der

§. 14. erwähnten Zange, oder man zieht eine ſtarke Leine durch die Nabe eines Rades, macht unter derſelben eine Schleife, wirft dieſe dem Wolfe über den Kopf und zieht ihn ſo herauf.

Müßte die Grube an einem Orte angelegt werden, wo Näſſe es nicht erlaubt, ihr die gehörige Tiefe zu geben; ſo kann man ein Paar ſtarke, ſchwere Tellereiſen hineinlegen und ſelbige mit Roggenſpreu einfuttern, damit ſtarker Froſt das Zuſchlagen nicht verhindert.

Petri ſagt in ſeinem oft angeführten Werke: „man verengete in Eſthland die Wolfsgruben unten am Boden ſo, daß nur ſehr wenig Platz zwiſchen der Stange und den Seitenwänden bleibe. Dadurch werde dem Wolfe das Vermögen zum Springen benommen.“ Doch würde, wenn man dies nachahmen wollte, die obere Oeffnung wohl weniger groß, als die oben angegebene ſeyn müſſen.

§. 17.

Auch der Wolf kann im Schwanenhalſe ſowohl, als auf dem Tellereiſen gefangen werden *). Nur müſſen die Eiſen viel ſtärker ſeyn, als es bei andern ſchwächern Raubthieren nöthig iſt; auch müſſen die Tellereiſen zwei Federn haben.

Zum Ankirren auf dem Platze zum Schwanenhalſe nehme man Rehleber, zum Abzugsbiſſen aber Rehwild oder Entenfleiſch, brate alles in Gänſefett und thue ein klein wenig Kampfer hinzu. Statt der Rehleber kann man auch klein geſchnittenes Wildgeſcheide, roh, wie es iſt, nehmen.

Die Witterung, womit jeder Theil des Eiſens beſtrichen wird, bereitet man auf folgende Art:

Laß friſches, unausgelaſſenes Gänſefett in einem neuen reinen Tiegel zergehen, thue Fenchelkraut, Baldriankraut, auch Knospen von Fichten oder Tannen,

*) Zum Stellen, Legen und Verwittern des erſteren wird bei Gelegenheit des Fuchsfanges; des letztern aber beim Marderfange im folgenden Abſchnitte Anweiſung gegeben werden.

alles zu gleichen Theilen, hinein, und laß es über Schmiede-kohlen, unter beſtändigem Umrühren mit einem reinen Hölzchen, beiläufig fünf Minuten lang braten, nur nicht bis zum Braunwerden. Wenn die ganze Maſſe vom Feuer genommen und noch heiß iſt, rühre ein wenig Kampfer hinein, ſeuhe ſie durch ein reines Leinwandläppchen in ein reines, neues, ſteinernes oder thönernes Gefäß und verwahre dieſes, gut zugebunden, an einem kühlen Orte.

NB. Jedes Jahr muß friſche Witterung gemacht werden.

Das Tellereiſen kann auf gleiche Weiſe verwittert werden (doch iſt es gerade nicht nöthig, wenn es lange im Freien bleibt). Man legt einige derſelben, mit den daran befindlichen Ketten an eingeſchlagene Pfähle befeſtigt, entweder an Orten, wo geſtorbenes Vieh liegt, herum, oder auf beſonderen Plätzen, indem man eine todte Gans oder Ente an eine hölzerne Gabel aufhängt; oder, beſſer noch, eins von beiden lebend, an einer, auf einem drei Fuß hohen Pfahle befeſtigten Scheibe anbindet.

Werden nun die Eiſen ſo um den Platz vertheilt, daß der Wolf nicht zur Scheibe kann, ohne eins zu betreten, ſo fängt ſich auf dieſe Art der junge beſonders recht gut.

Uebrigens ſind alle Reinlichkeitsmaaßregeln, welche beim Rauchwerksfange überhaupt genommen werden müſſen, auch hier erforderlich, wenn man ſich einen guten Fang verſprechen will.

§. 18.

Vergiftung kann nur, als ein höchſt grauſames Mittel, bei einem Raubthiere, das ſelbſt höchſt grauſam iſt, entſchuldigt, und darf, höchſtens nur da angewendet werden, wo auf andere Weiſe demſelben nicht Abbruch genug geſchehen, und anderen Geſchöpfen dadurch kein Schade erwachſen kann. Iſts aber einmal auf Vertilgung der Wölfe abgeſehen; ſo läßt man einem mit Arſenik vergifteten Hunde oder Schafe die Haut bis auf den Kopf abziehen, im Fleiſche ſowohl, als inwendig an der Haut viele Einſchnitte machen, vermittelſt einer Blaſe, welche

über die Hand gebunden iſt, oder mit einem Holze in jeden derſelben Arſenik einreiben, dann die Haut wieder darüber ziehen und zunähen und dieſen Köder an einen Ort legen, wo Wölfe wechſeln.

Alle, die davon freſſen, ſind gewiß des Todes; aber auch nicht einmal die Haut iſt brauchbar.

§. 19.

Der Wolf wird geſtreift, wie der Luchs und Fuchs. Wie dabei zu verfahren ſei, ſoll im folgenden Abſchnitte beim Fuchſe gelehrt werden.

Anhang.

Erſtes Kapitel.

Vom zur hohen und Mitteljagd gehörigen Jagdzeuge *).

§. 1.

Unter Jagdzeug werden ſämmtliche Hülfsmittel verſtanden, deren man ſich bedient, um irgend eine beſondere oder mehrere Arten von Haarwild oder Raubthieren auf kurze Zeit einzuſchließen (jägermäßig zu ſprechen: einzuſtellen), damit demnächſt das eingeſtellte Wild in dem eingeſchränkten Raume entweder erlegt, oder lebend eingefangen werden könne.

Es gibt dreierlei Gattungen deſſelben, nehmlich:

1. Tücher (dunkles Zeug), 2. Netze (lichtes Zeug) 3. Lappen und Flitter (Blendzeug), von welchen, ſo wie von den zu jeder Art gehörigen Requiſiten das Nöthige, vorher noch nicht Geſagte, im Verfolge beigebracht werden ſoll.

§. 2.

Sämmtliche Tücher werden entweder aus hänfener oder fläch ſener Leinwand verfertigt. Zum vollen Jagdzeuge dieſer Gattung gehören:

*) Bechſteins Handb. d. Jagdw. Th. I. Bd. III. §. 1911 ff.

a) hohe Tücher; b) Mitteltücher (auch däniſches Zeug genannt); c) halbe Tücher; d) Rolltücher.

§. 3.

Ein hohes Tuch muß fünf Leipziger Ellen (10′) hoch ſtellen. Die Länge deſſelben beträgt an einigen Orten 80 Doppelſchritte oder 160 einfache, welche zuſammen 200 Ellen (400′) ausmachen; an andern 150 Waldſchritte, jeden zu $1\frac{1}{2}$ Elle (3′) gerechnet.

Man findet I. ſolche, die aus zwei Blatt, $2\frac{1}{4}$ Ellen *) breiter Leinwand beſtehen und oben mit einer ganzen, $\frac{1}{2}$ Elle hochſtellenden, aus zwei Leinen, deren jede ſo ſtark als ein kleiner Finger iſt, geknütteten Maſche beſetzt ſind.

Sie werden auf folgende Art verfertigt: Nachdem beide Blatt Leinwand durch eine tüchtige Naht verbunden ſind, wird eine Elle vom Ende des Tuches angefangen, die untere Saumleine — auch Ringleine genannt — welche gleiche Stärke mit dem Gemäſch und die Länge des Tuches haben muß, mit dem Saumende der Leinwand völlig zu umſchlagen und einzunähen. Iſt man mit dieſer Naht $1\frac{1}{2}$ Elle fortgerückt; ſo ſteckt man den erſten eiſernen Ring — welcher $2\frac{1}{2}$″ im Durchmeſſer haben muß — an die Leine, zieht dieſe feſt an, umſticht den Ring tüchtig an derſelben, näht dann die Leine ferner $1\frac{1}{2}$ Elle weit ein, befeſtigt hier wieder einen Ring und fährt ſo fort, bis $1\frac{1}{2}$ Elle vom andern Ende des Tuches. Hierauf werden die beiden nicht angenähten Leinwand 18′ enden breit eingeſchlagen, und auf der Breite des Tuches ſechs, 5 bis 6″ lange Knopflöcher, gleich weit von einander entfernt, durch die doppelte Leinwand geſchnitten. Dann legt man die obere Saumleine, welche wenigſtens zwanzig Ellen länger iſt als die Ringleine, an dieſer an, näht ſie bis an das erſte, 6″ über derſelben ſtehende Knopfloch ein, ſchleift hier den erſten 7″ langen, daumenſtarken, an einem Leinchen befeſtigten Knebel daran,

*) Leipziger Maaß.

umlegt nun das ganze Knopfloch mit der obern Saumleine, beſticht es tüchtig und fährt dann über die ganze Breite des Tuches, mit gleicher Rückſicht auf die Knebel und Knopflöcher, fort bis an den obern Leinwandſaum. Dieſen legt man nun um die hier gut zu befeſtigende Saumleine und ſticht in der Ecke gleich das Gemäſch an, näht demnächſt die Saumleine eine halbe Elle weit ein, ſteckt hier die erſte freie Maſche daran und fährt ſo fort bis dahin, wo das andere überzuſchlagende Ende des Tuchs die Ecke bildet. Hier wird das Gemäſch wieder befeſtigt und nun abwärts mit der noch übrigen Saumleine eben ſo verfahren, wie beim Anfange aufwärts.

Auch können zugleich unter dem Gemäſch die Stellen bezeichnet werden, wo die funfzehn Ellen langen Windleinen hinkommen ſollen; nehmlich an jedem Ende des Tuches (dem Wechſel) eine, die übrigen zehn paarweiſe in gleichen Entfernungen von einander, doch ſo, daß ein Paar gerade in die Mitte des Tuches trifft.

An beiden Wechſeln ſämmtlicher Tücher, welche auf einen Zeugwagen kommen ſollen, läßt man zunächſt dem oberſten Knopfloche einige runde Tuchflecken von beliebiger, aber gleicher Farbe aufnähen und eben ſo gefärbte am Wagen annageln; jedes Fuder Zeug aber gedachtermaßen anders bezeichnen.

Hiernächſt wird die aus 36 vierſchäftig (vierdrähtig) geſponnenen Fäden beſtehende hanfene Oberleine, welche 30 Ellen länger ſeyn muß als das Tuch, durch die Maſchen gezogen, ſo daß an jedem Wechſel funfzehn Ellen übrig bleiben; auf gleiche Weiſe wird die eben ſo ſtarke, etwa ſechs Ellen kürzere Unterleine durch die eiſernen Ringe geſteckt, und endlich werden die funfzehn Ellen langen, fingersdicken Windleinen an den bezeichneten Stellen eingezogen und befeſtigt.

Man ſieht II. zuweilen, aber nicht häufig hohe Tücher, auf welchen oben Gemäſch, das mit 1½ Maſche 18″ hochſtellt, angeſetzt iſt; entweder um das Tuch, bei gleich breiter Leinwand wie die bei No. I., 6″ höher zu machen, oder um an jeder Breite derſelben ein halbes Viet-

tel zu erſparen: auch ſolche, welche oben und unten Gemäſch von einer halben Maſche und gar keine Ringe haben.

Alles Zeug mit Gemäſch gewährt einigen Vortheil, wenn etwa eine Leine beim Anziehen oder Stellen ſpringt; weil ein in der Eile geknüpfter Knoten eher durch die Maſchen, als die Ringe geht; auch laſſen ſich die Leinen ſtraffer anziehen, und geht allerdings das Nachſtellen ſchneller von ſtatten.

Auf der andern Seite aber bleibt man beim Ausſchlagen der Tücher im Gehölz mit dem Gemäſch überall hängen. Im Ganzen iſt dieſes Zeug auch beträchtlich theurer als

III. die Ringtücher, welche eben ſo hoch und weit ſtellen als die unter II. und I. erwähnten. Mit dieſen kommt man im jungen Holze beim Ausſchlagen und Stellen weiter fort; ſie werden durch die Ringe mehr zu Boden gehalten, blenden beſſer, verhindern dadurch das Wild an Verſuchen überzufallen und ſind deshalb am wohlfeilſten, weil man drei Blatt von eine Elle 15″ breiter Leinwand, welche man verhältnißmäßig nicht ſo theuer bezahlt, als breitere, die vorher beſtellt werden muß, dazu anwenden kann. Wenn bei der Verfertigung die Leinwand zuſammengenäht iſt, werden oben und unten die Saumleinen und Ringe eben ſo befeſtigt wie unter I. von der untern geſagt iſt. Sonſt bleibt das Verfahren ganz daſſelbe.

§. 4.

Die Mitteltücher, auch däniſches Zeug genannt, ſtellen vier Ellen oder 8′ hoch und eben ſo weit wie die hohen, haben entweder oben eine ganze Maſche Gemäſch und unten Ringe, oder letztere oben und unten, dann aber kein Gemäſch. Da die Leinen beim Stellen nicht ſo viel leiden, als am hohen Zeuge, ſo können ſie etwas ſchwächer ſeyn.

Außer dem geringern Aufwande bei der Anſchaffung, gewähren ſie noch den Vortheil, daß ſie in bergigen und ſumpfigen Gegenden, wo mit den Wagen nicht fort zu kommen iſt, getragen werden können.

Zur Einrichtung der Sau- und Damhirſchjagen ſind ſie ſehr brauchbar; wenn hingegen Rothwild eingeſtellt werden ſoll, kann man ſie nur zur weiteſten Stallung anwenden.

Alles übrige Zubehör haben ſie mit dem hohen Zeuge gemein.

§. 5.

Die halben Tücher ſtellen nur drei Ellen oder 6' hoch, ſind ohne Gemäſch und eigentlich nur auf Sauen, Wölfe, Rehe, Haſen und Füchſe anwendbar. Doch kann man ſich derſelben auch im Nothfalle auf Rothwild bedienen, ſo lange das Jagen noch ganz im Weiten ſteht.

Unrecht iſts, wenn man ſie länger machen läßt, als andere Zeugarten, weil dadurch die Berechnung des Bedarfs erſchwert wird. Lieber nehme man mehr Tücher auf ein Fuder.

Zum Fortſchaffen derſelben an Orten, wo nicht gefahren werden kann, braucht man noch weniger Mannſchaft, als beim däniſchen Zeuge.

§. 6.

Das Roll- oder Lauftuch ſtellt ſo hoch und weit als ein hohes.

Es wird, wenn die Blatt zuſammengenäht ſind, in fünf gleiche Theile getheilt, dieſer Eintheilung zu Folge viermal von oben nach unten durchſchnitten, jeder Theil an den Wechſeln etwas übergeſchlagen und mit dem andern durch Knopflöcher und Knebel verbunden; an jede Endſeite kommt aber nur ein halber Wechſel, durch welche es mit dem Zeugflügel zu vereinigen iſt. An jeder Abtheilung werden die Saumleinen und Ringe beſonders, wie an den hohen Ringtüchern, eingenäht.

§. 7.

Ein völlig beladener Zeugwagen wird ein Fuder Zeug genannt. Man pflegt auf jedes ſechsſpänni-

ge vier hohe und fünf, bei gutem Wege höchſtens ſechs Mitteltücher zu rechnen.

Von letztern können vier, und von den halben Tüchern, jedes zu 80 Doppelſchritten Länge angenommen, ſechs auf ein vierſpänniges Fuder, nebſt den zu jedem erforderlichen, in der Folge näher zu beſtimmenden Requiſiten geladen werden *).

§. 8.

Zu jedem Tuche, ſei es welcher Art es wolle, gehören zwölf Stellſtangen, welche aus leichtem, wo möglich tannenem oder fichtenem Holze, eine reichliche halbe Elle höher als das Zeug (für weichen Boden auch wohl etwas länger) gemacht, beſchält, im Durchmeſſer 2″ ſtark und unten zugeſpitzt ſind, oben aber für Ringtücher einen eiſernen Haken, für Gemäſch hingegen nur einen 2½″ tiefen Einſchnitt, der die Oberleine faſſen kann, haben müſſen. Zum Rolltuche ſind nur eilf Stellſtangen erforderlich.

Zum Anbinden der Ober- und Unterleine muß man zu jedem Tuche vier, aus büchenem oder anderm harten Holze verfertigte Heftel haben. Sie ſind 4′ lang, 5 bis 6″ breit, 4″ ſtark hinten abgerundet, unten zugeſpitzt, und haben oben einen Wiederhaken, damit die Leinen nicht abgleiten können.

Mit der Zahl der Windleinen ſtimmt die der ſchwächeren und kürzeren Heftel, zum Anbinden derſelben, überein.

Auch dürfen zu jedem Tuche 30 kleine Haken, mit welchen die Unterleine an den Erdboden angenagelt wird, nicht fehlen.

Ferner gehören zu einem vollen Jagdzeuge wenigſtens neun Krummruthen, welche, wie ſchon bei der Einrichtung des beſtätigen Jagens geſagt worden, dazu

---

*) Im Jägerhofe zu Neuſtadt Dresden gehören auf ein Fuder: drei hohe drei breite, 107 Doppelſchritte ſtellende, oder vier ſchmale, 30 Doppelſchritte ſtellende Mittel- und ſechs däniſche Tücher.

beſtimmt ſind, daß ſich das Zeug da, wo es eine Ecke oder Rundung macht, daran brechen und anlehnen kann. Sie müſſen etwas länger, wenigſtens nur einmal ſo ſtark als die Stellſtangen und von feſtem Holze gemacht ſeyn. 3″ vom obern Ende herab wird ein Loch gebohrt, durch dieſes eine Heft- oder Windleine gezogen, welche ſo lang iſt, als zwei gewöhnliche, um damit die Krummruthe, welche in die Erde einzugraben und feſt zu ſtampfen iſt, an ſtarken Hefteln auf der Seite auszubinden, wo ſich das Zeug anlehnt. Oben muß ſie mit einem eiſernen Ringe umlegt ſeyn, an dem ein ſtarker Haken befindlich iſt, welcher nicht nur die Oberleine des Zeuges, ſondern auch eine ſtarke Windleine hält, die beim Stellen an einen beſondern Heftel gebunden wird.

Noch ſind hier die Schnappſtangen zu erwähnen — Stellſtangen, an deren Kopfende leicht bewegliche meſſingene Kloben, (Rollen) eingelaſſen werden. In die Rieſen derſelben legt man, wenn die an mehreren Orten des erſten und zweiten Abſchnitts erwähnte Scheidung der verſchiedenen in einem Jagen befindlichen Wildarten bewirkt werden ſoll, die an der obern oder untern Saumleine der Falltücher *) befeſtigte, drei Klaftern lange, fingersdicke Leine, vermittelſt welcher, nach obwaltenden Umſtänden, die Tücher in die Höhe gezogen, oder niedergelaſſen werden können.

Beim Stellen des Zeuges ſind auf jedem Flügel zwei Pfahl- oder Locheiſen, um damit die Löcher zu den Stellſtangen vorzuſtoßen, unentbehrlich. Ich glaube die Beſchreibung derſelben übergehen zu können, da ſie bekannt genug ſind, und will nur bemerken, daß ihre Stärke ſich nach der der Stangen richten muß.

Auch rechnet man auf jeden zu ſtellenden Zeugflügel drei Schlegel von Hainbuchen- oder Apfelbaumholze zum Eintreiben der Heftel und Haken.

---

*) Jedes Tuch kann zum Falltuche gebraucht werden? nur verſteht es ſich von ſelbſt, daß es, wenn es in die Höhe gehen ſoll, nicht verhakt werden darf.

Um beim harten Froſte die Löcher zu den Stellſtangen ohne großen Lärm und leichter in die Erde zu bringen, dürfen bei dem Jagdzeuge einige Froſtbohrer und Spitzhauen nicht vergeſſen werden. Letztere ſind bekannt, erſtere ſo lang als ein Pfahleiſen und oben mit einem Oehr verſehen, durch welches man beim Bohren ein 2½′ langes Querholz ſteckt. Die Pfanne an denſelben hat gleiche Weite mit der Stärke des kolbigen Endes am Pfahleiſen, das Gewinde aber die nehmliche Beſchaffenheit, wie beim gewöhnlichen Windebohrer.

Die Froſtbohrer müſſen gut gehärtet und verſtählt ſeyn und nur im Nothfalle gebraucht werden. Endlich bedarf man auch beim Stellen des hohen Zeuges der Hebegabeln, mit welchen die Oberleine auf die Haken an den Stellſtangen gehoben wird. Der Stiel iſt ſo ſtark als eine Stellſtange und 6′ lang. Am obern Ende iſt eine eiſerne Gabel befindlich, welche aus zwei Zinken beſteht, von denen einer etwas länger als der andere iſt. Der kürzere wird flach nieder, der längere aber oben an der Spitze krumm nach außen gebogen. Zum vollen Jagdzeuge ſind ſechzehn ſolcher Hebegabeln erforderlich.

§. 9.

Sehr wichtig für den Jäger iſt die Kenntniß der Vortheile beim Stellen der Tücher; denn nicht nur die Feſtigkeit und Genauigkeit einer Stallung hängt davon ab, ſondern durch gehörige Anwendung derſelben wird auch viel Zeit gewonnen und dadurch ein nicht unbeträchtlicher Theil der Koſten erſpart.

Da §. 31. und 32. des erſten Kapitels der erſten Abtheilung im erſten Abſchnitte über dieſen Gegenſtand ſchon vieles geſagt worden iſt; ſo will ich hier blos das nachtragen, was dort, um nicht zu weitläufig zu ſeyn, wegbleiben mußte.

Sämmtliche beladene Zeugwagen fahren da auf, wo angebunden werden ſoll. Hier wendet ſich die eine Hälfte derſelben rechts, die andere links, und ſo fahren die

Wagen auf den bezeichneten Stellflügeln einer hinter dem andern ab.

Indem von den zwei auf jedem Flügel zuletzt fortrückenden das Zeug abläuft, d. h. heruntergezogen wird, wobei auf jedem ein mit reinlichem Schuhwerke verſehener Zeugknecht ſteht, welcher mit dem Fuße, oder auf andere Art verhindert, daß nicht zu viel Zeug auf einmal herunterfällt und das ablaufende Tuch ſich nicht überſchlägt, knebelt man die beiden Wechſel in einander ein, bindet die Ober= und Unterleine an die 24 bis 30 Schritt von den Wechſeln dicht am Zeuge eingetriebenen Heftel, oder, beſſer noch, an Bäumen ſo an, daß letztere gerade unter erſterer liegt, und verfährt hierbei auf folgende Weiſe:

Man nimmt ſie um den Baum oder Heftel herum, und zwar das Ende derſelben unten weg, ſchlägt es dann nach oben zu über die Leine, wo ſie an den Heftel her= ab=, oder auf denſelben zugeht, fängt ſie auf dieſe Art, nimmt das Ende derſelben dann rückwärts ganz um den Heftel herum, zieht es dicht am Fange ſchleifenartig durch, ſchlägt Schleife und Ende einigemal um den Theil der Leine, welcher vom Tuch nach dem Heftel zugeht und ſteckt letzteres (das Ende) endlich ſo durch den Umſchlag, daß nichts von der Leine auf der Erde liegen bleibt.

Weſentlichen Nutzen gewährt es, wenn an jedem Wechſel die Oberleinen beider Tücher geſchränkt werden, indem man die des einen um die des andern einmal herumſchlägt, weil vermittelſt dieſes Handgriffes das Zeug ſich feſter ſtellen läßt, die Knebellöcher weniger leiden und kleine Krümmen oder Bogen, welche das Zeug machen könnte, leicht ins Gleiche gebracht werden.

Noch iſt zu bemerken: daß jedesmal das Zeug ſo vom Wagen ablaufen, ausgeſchlagen, angebunden und geſtellt werden muß, daß der Stellflügel im Jagen frei bleibt. Während des Fortrückens des Zeugwagens und des Ablaufens des Tuches wird es durch die dazu beſtimmte Mannſchaft mög=

lichſt in gerader Linie ausgeſchlagen, auch die Ober- und Unterleine angezogen; wo aber Ecken und Krümmen unvermeidlich ſind, bedient man ſich der zunächſt ſtehenden Bäume ſtatt der Krummruthen, um die Schwenkung dahinter weg machen und das Zeug daran anlehnen zu können.

An dem Wechſel des zweiten Tuches wird der oberſte und unterſte Knebel ſogleich eingelegt; die Ober- und Unterleine des erſten noch einmal ſo ſtramm als möglich angezögen und in oben gedachter Entfernung über den Wechſel des zweiten, die Leinen des letztern aber über den des erſten hinaus angebunden. Sobald nun auf dieſe Weiſe ein Tuch, wie man zu ſagen pflegt, vor- und nachgebunden iſt, ſchreitet man zum Nachſtellen. Der hierzu angewieſene Jäger läßt nehmlich zu dieſem Behufe auf der auswendigen Seite des Stellweges, wo das Zeug ausgeſchlagen iſt, gleich am Wechſel jeden Tuches mit dem Pfahleiſen ein Loch zur erſten Stellſtange, dann wieder eins in der Mitte zwiſchen dieſem und dem, welches dahin kommt, wo die erſten Windleinen paarweiſe ſich befinden, u. ſ. w. in gerader Linie fort vorſtoßen. Iſt das Tuch, wie es ſoll, recht gerade ausgebunden, ausgeſchlagen und ſcharf angezogen, ſo können ſämmtliche Löcher gleich der Oberleine entlang gemacht werden. Nun läßt man die zwiſchen der Unter- und Saumleine durchgeſteckten Stellſtangen ſo einſetzen, daß die am obern Ende befindlichen Haken derſelben alle nach dem Jagen zugekehrt ſtehen.

Auch muß das Zeug gleich ſo geſtreckt werden, daß beim folgenden Heben deſſelben vermittelſt der Hebegabeln alle Stellſtangen im Jagen inwendig, auf dem Laufe hingegen auswendig ſtehen. Eine Ausnahme von dieſer Regel findet zuweilen bei Anwendung der Prellnetze ſtatt, wie weiter unten geſagt werden wird.

Wären durch Verſehen oder andere Veranlaſſungen die Tücher nicht gerade ausgebunden und ausgeſchlagen, ſo muß man dem Uebelſtande, welcher beim Stellen dadurch veranlaßt werden würde, ſowohl durch geradlinige

Stellung der Stangen, als durch die Windleinen abzuhelfen ſuchen.

Auf jeden Fall muß gleich beim Vor- und Nachbinden das Zeug ſo ſtramm angezogen werden, daß die Oberleine, wenn ſie auf die Stellſtangen gehoben iſt, ganz gerade fortläuft, ohne irgendwo einen Bogen oder eine Lücke zu bilden, weil ſonſt das Wild, wenn es forcirt wird, ſehr bald dieſe niedrigern Stellen zum Ueberfallen wählt.

Das letzte Geſchäft beim Stellen beſteht im Anbinden der Windleinen und Verhaken der Unterleine.

Keine Windleine ſoll in der Regel in das Jagen hinein angebunden werden, damit hier der Stellweg freibleibt, ſondern der Heftel zu der einen wird wenigſtens 12′ von der äußern Seite des Zeuges entfernt, der andere nur 2′ weit von der Unterleine eingetrieben. An erſteren wird die eine gut angezogene Windleine angebunden, die andere aber an der innern Seite des Tuches herabgeſchlagen, unter der Unterleine weggezogen, und an letztern ſo ſtramm als möglich befeſtigt.

Zu gleicher Zeit läßt man auch am ganzen Jagen die Unterleine, vermittelſt der Haken, auf der Erde anpflöcken, damit nichts unter dem Zeuge wegkriechen kann.

Alle angegebene Vorſchriften müſſen bei der Stallung im Engen genau befolgt werden; bei der erſten, im Weiten aber, wo es mehr auf Schnelligkeit der Ausführung, als auf Zierlichkeit ankommt, wo auch das Wild noch nicht ſo leicht durchzubrechen oder überzufallen verſucht, darf man, in ſo fern die Ober- und Unterleine nur gehörig vor- und nachgebunden und das Zeug gut ausgezogen iſt, bei dem Uebrigen weniger eigenſinnig ſeyn. Es iſt ſogar, vorzüglich im harten, felſigen Boden, oder bei ſtarkem Froſte, räthlich, allen Lärm, welchen beſonders das Vorſtoßen der Löcher zu den Stellſtangen macht, ſo viel als nur immer möglich, zu vermeiden und deshalb lieber die Stellſtangen zu brechen, d. h. auf ebenem Boden eine von außen nach innen, die andere von innen

nach außen ſchräg an die Oberleine, in bergigen Gegenden aber ſämmtliche Stangen von der Bergſeite her angelehnt, nur einigermaßen in die Erde einzuſtoßen. Doch muß hierbei immer Rückſicht darauf genommen werden, daß die Unterleine dicht aufliege und daß die Windleinen lieber an Bäumen als an Hefteln feſt genug angebunden werden, um dem Umfallen des Zeuges zuvorzukommen.

§. 10.

Beim Stellen des §. 6. beſchriebenen Rolltuches findet das nehmliche Verfahren ſtatt, zu welchem im Vorhergehenden Anweiſung gegeben worden. Nur ſehe man darauf, daß der Boden da, wo dieſes Tuch ſtehen ſoll, recht gut geebnet werde. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Unterleine nicht angeheftet werden darf; vielmehr legt man beim zweiten, dritten und vierten Wechſel etwas unter, damit die Ringe ſich an derſelben deſto freier bewegen.

Auch müſſen an dem Rolltuche die Leinen vorzüglich ſcharf angezogen werden.

Wenn es feſtſteht, knebelt man die Wechſel zuſammen. Beim Abjagen ſtellt man an jedem Zeugflügel — am halben Wechſel alſo — einen Mann, an jedem ganzen Wechſel aber zwei Mann, auf der nach dem Lauſe gekehrten Seite an, welche zuvörderſt alle Knebel löſen. Auf ein vom Befehlshaber erhaltenes Zeichen faſſen je zwei und zwei dieſer Männer ihren Theil des Rolltuches ober- und unterwärts an, laufen damit nach dem Mittel ihrer Abtheilung zu, und wickeln ſich hier ſo lange in das Tuch ein, bis ein Theil des Wildbrets auf den Lauf getrieben worden iſt. Ein zweites Zeichen befehligt ſie, ihren Antheil des Tuches auf eben die Art ſchnell wieder zuzuziehen, wie ſie ihn geöffnet hatten, dann am Wechſel nach der innern Seite des Jagens zu ſpringen und hier ſo lange zu verknebeln, bis das Rolltuch wieder geöffnet werden ſoll.

§. 11.

Nach beſchloſſenem Jagen darf man keine Zeit verſäumen, das Zeug heben zu laſſen. Zu dieſem Ende werden die Windleinen von den Hefteln gelöſ't, und die Haken aus der Erde gezogen, dann die Oberleinen vermittelſt der Hebegabeln von den Stellſtangen abgeworfen, auch Ober- und Unterleinen losgebunden; endlich aber Krummruthen, Stellſtangen, Heftel aus der Erde gezogen und nebſt den Haken an den Wechſeln zuſammengetragen.

Hierauf rückt jeder Zeugwagen an den Wechſel des letzten Tuches, mit welchem er beladen geweſen iſt. Hier ſteigt ein Zeugknecht auf, und legt, während langſam am Zeugflügel hinaufgefahren wird, das Tuch, wie ihm ſolches nach und nach die Gehülfen zureichen, ordentlich zuſammen, ohne die Oberleine über die Unterleine zu werfen. Dann werden Krummruthen, Stellſtangen, Heftel, Haken und alle übrige Requiſite an den auf dem Wagen für ſie beſtimmten Orten aufbewahrt und ſo bald als möglich in das Zeughaus, oder, wenn dies in den nächſten 24 Stunden nicht zu bewerkſtelligen wäre, an den Ort gefahren, wo die gehörigen Vorrichtungen zum Austrocknen und Ausbeſſern des Zeuges gemacht worden ſind. Zu dieſem Behufe müſſen ſo viel oben mit Haken verſehene Säulen in gleichen Entfernungen von etwa 40 zu 40 Schritten eingegraben werden, daß alles feuchte oder naſſe Zeug in freier Luft daran aufgehängt werden kann. Bei dieſer Gelegenheit wird dann auch das ſchadhaft gewordene Zeug durch den Zeugſchneider und Jagdſeiler ausgebeſſert.

§. 12.

In ältern Zeiten wendete man Netze (lichtes Zeug), ſowohl zum Einſtellen als Einfangen d. Wil[illegible], an. Nach Erfindung der Tücher aber zeigte es ſich ſehr bald, daß das Einſtellen durch dieſe ſichrer und beſſer bewerkſtelligt werden könnte. Daher kommt es, daß hierzu di [illegible] gar kein dunkles Zeug vorhanden, oder das vorräthige nicht

hinreichend iſt, gebraucht werden. Man bedient ſich alſo jetzt derſelben größtentheils nur zum Einfangen, und der ſogenannten Prellnetze nur zum Dupliren bei eingeſtellten Jagen.

Ich werde hier a) von Hirſchnetzen *), b) von Prellnetzen, c) von Saunetzen, d) von Rehnetzen und e) endlich von Wolfsnetzen ſprechen; die Verfertigung, Beſchaffenheit und Anwendung der kleinern Netze und Garne hingegen, welche zum Betriebe der Niederjagd anwendbar ſind, im dritten Abſchnitt an den gehörigen Orten beibringen.

§. 13.

Die Hirſchnetze ſind, wenn ſie ſtraff angezogen werden, eben ſo hoch und lang, wie die hohen Tücher; buſenreich aber, oder zuſammengeſchoben, und auf dieſe Weiſe zum Einfangen geſtellt, verlieren ſie ein Drittheil an der Länge, und etwas über 1′ an der Höhe. Sie werden aus neunſchäftigen hanfenen Leinen geknüttet. Das Garn, aus welchem dieſe verfertigt werden ſollen, darf nicht zu dralle geſponnen ſeyn, damit ſie weder bei der Arbeit, noch ſonſt zuſammenlaufen. Um aber dies ganz zu vermeiden, müſſen die Leinen durch Waſſer gezogen werden, ehe man ſie zum Stricken anwendet.

Es iſt nicht wohl möglich, zum Knütten ſchriftlich Anweiſung zu geben, um ſo weniger, wenn man geringe oder gar keine Uebung in dieſem Fache gehabt hat. Und dies iſt, ich geſtehe es, mein Fall. Ich muß daher dem jungen Weidmann, welcher Luſt hat, genauere Kenntniß der Arbeit zu bekommen, rathen, ſich durch Anſicht derſelben beim Seiler, oder bei einem darin geübten Jäger zu unterrichten.

*) Der Verf. enthält ſich hier und überall des ſonſt gewöhnlichen ſynonymen Gebrauchs der Benennungen Netze und Garne für alle Arten des leichten Zeuges, weil, ſeiner Anſicht nach, der Unterſchied zwiſchen Netz und Garn darin beſteht, daß erſteres aus Leine und Bindfaden, letzteres aus Zwirn verfertigt wird. Alles Haarwild wird alſo in Netzen, der kleine Vogel (z. B. Lerchen) in Garnen gefangen.

Hier nur ſo viel: Das Modell oder Bret, über welches geknüttet werden ſoll, muß ſo eingerichtet ſeyn, daß, wenn man einen 18″ langen Faden darum ſchlägt, beide Enden zuſammenreichen. Ueber dieſes Bret fängt man gleich mit 21 Maſchen zu ſtricken an, und fährt bei jedemmal Herum mit gleicher Maſchenzahl fort, bis das Netz die gehörige Länge hat.

Dann werden die zwanzigſchäftigen Ober= und Unterleinen, welche eben ſo ſtark und lang wie an den Mitteltüchern ſeyn müſſen, in den oberſten und unterſten Maſchen eingezogen.

Zum Anbinden derſelben ſind dergleichen Heftel erforderlich, wie bei den Tüchern, ingleichen zwölf Forkeln — ſo werden die zu den Netzen gehörigen Stellſtangen genannt —, in welche oben ein Kerb geſchnitten wird, worin die Oberleine liegen kann. Soll das Netz zum Fangen gebraucht werden, ſo muß der Kerb weniger tief ſeyn, als beim Feſtſtellen. Im erſten Falle ſind die Forkeln 8′ und etwas drüber, im letzten aber ſo lang, wie die Stellſtangen der hohen Tücher (ſ. §. 8.).

§. 14.

Die Prellnetze, welche eben ſo hoch und weit ſtellen, als die §. 13. beſchriebenen, werden aus recht tüchtigen, eben ſo ſtarken Leinen, wie die an den Hirſchnetzen, ſpiegelig, d. h. ſo, daß alle vier Seiten jeder Maſche beim geſtellten Netze im rechten Winkel ſtehen, geſtrickt. Man fängt zu dieſem Ende über ein Modell, welches ſo ſtark iſt, daß jede Maſche 6 bis 7″ ins Gevierte hält, mit einer Maſche an, wirft ab und nimmt, indem man zwei in die erſte ſtrickt, um eine Maſche zu. Beim drittenmal Herum wird wieder in der letzten um eine zugenommen und ſo fortgefahren, bis man achtzehn Maſchen bekommt. Von nun an wird bei jedemmal Herumſtricken beim Anfang eine ab=, am Ende eine zugenommen, wodurch ſich an beiden Seiten eine Art von Saum bildet. Hat man nun ſo fortgearbeitet, bis das Netz die Länge eines hohen Tuches erhält, ſo fängt man bei jedemmal Herum=

ſtricken an, um eine Maſche abzunehmen, und fährt ſo fort, bis mit einer einzigen der Beſchluß gemacht wird. Die Ober- und Unterleinen müſſen eben ſo ſtark und lang ſeyn, wie die an den hohen Tüchern.

Auch gehören an jedes Prellnetz eben ſo viel Windleinen als zu den Tüchern erfordert werden; funfzehn oben mit eiſernen Haken verſehene Stell- und eben ſo viel drei Fuß lange Strebeſtangen, welche an beiden Enden eiſerne Scheren oder Ringe von der Weite haben müſſen, daß eine Stellſtange hineinpaßt.

§. 15.

Gleiche Länge mit den Hirſchnetzen, aber nur die halbe Höhe derſelben haben die Saunetze. Das Gemäſch iſt eben ſo groß, wie das §. 13. erwähnte; auch verfährt man auf die dort angezeigte Weiſe beim Knütten, indem mit eilf Maſchen angefangen wird. Die Stärke der Netze, der Ober- und Unterleinen und alles übrigen Zubehörs, ingleichen die Zahl der Forkeln, dies alles bleibt gleichfalls wie bei den Hirſchnetzen. Die Forkeln ſind 4½′ lang, wenn die Saunetze buſenreich, 5½′ aber, wenn ſie feſt geſtellt werden ſollen.

Man kann acht ſolcher Netze auf das Fuder rechnen. Außer dem Nutzen, welchen ſie bei eingeſtellten Jagen, auch ohne ſpiegelig geſtrickt zu ſeyn, zum Dupliren der Tücher gewähren, vertreten ſie auch bei Saujagen recht gut die Stelle der letztern, in ſo fern ſie ſcharf ausgezogen und zur Sicherheit mit Windleinen verfeſtigt werden, weil den Schweinen der Verſuch, ſich durchzuſchlagen, bei den Netzen öfter mißlingt und weil — worauf beſonders in bergigen und bruchigen Gegenden beſondere Rückſicht zu nehmen iſt — ſowohl zum Tragen als zum Stellen derſelben weit weniger Mannſchaft erfordert wird.

§. 16.

Die Rehnetze werden aus dem Grunde nur halb ſo lang als alle übrige, im Vorhergehenden beſchriebene, alſo nur 40 Doppelſchritt ſtellend, verfertigt, damit

ſie deſto leichter fortzuſchaffen ſind und ein Mann füglich eins tragen und ablaufen laſſen kann. Die hanfenen Leinen zum Gemäſch müſſen vierſchäftig (aus zwölf Fäden), gut, aber nicht zu dralle gezwirnt ſeyn, und die Stärke eines Federkiels haben.

Die Maſchen erhalten, von einem Knoten zum andern, die Weite von 4, höchſtens 5″. Man fängt gleich mit zwanzig ſolcher Maſchen an und ſtrickt dann, ohne zu- oder abzunehmen, fort, bis das Netz die gehörige Länge hat.

Die Ober- und Unterleine wird eines kleinen Mannsfingers ſtark und ſo lang gemacht, daß, wenn ſie eingezogen ſind, an jedem Wechſel neun Ellen übrig bleiben.

Beide werden dann an einem Ende an einen büchenen, zwei Ellen langen Stock, welcher am Kopfende $2\frac{1}{2}''$ im Durchmeſſer, und einen 12″ langen Widerhaken hat, am andern aber in dem durch den obern Theil eines tüchtigen Heftels gebohrten Loche befeſtigt.

Hierauf ſchlägt man das Netz ſo über den Hakenſtiel, daß es ungefähr 3 bis 4′ zu beiden Seiten herunterhängt, bis man an das Heftelende der Leinen kommt. Mit dieſem wird das Netz unter dem Haken umwickelt und der Heftel endlich zur Befeſtigung durchgeſteckt.

In dieſen Rehnetzen kann man, wenn ſie tüchtig gemacht und gut vor dem Verſtocken bewahrt werden, faſt alle Haarwilds- und Raubthierarten, Schweine und Edelwild ausgenommen, einſtellen und fangen.

Zu jedem Netze gehören ſechs Forkeln.

§. 17.

Ob man ſich gleich im Allgemeinen der Rehnetze auf Wölfe auch bedienen kann; ſo wird es doch in Gegenden, wo es ſolcher unerſättlicher und unverſchämter Räuber viele gibt, nützlich ſeyn, auf eigentliche Wolfsnetze zu halten.

Die Leinen zum Gemäſch, wie die Ober- und Unterleinen, ſind bei dieſen eben ſo ſtark als bei jenen; auch

ſtellen ſie eben ſo weit, aber nicht ſo hoch, indem ſie nur funfzehn Maſchen, welche 3½″ von einem Knoten zum andern halten, in der Höhe bekommen. Hierdurch werden ſie natürlich beträchtlich leichter und ſind alſo ſchneller und bequemer fortzuſchaffen. Da es nun beim Einſtellen der Wölfe auf Schnelligkeit der Ausführung und auf Vermeidung alles Geräuſches vorzüglich ankommt; ſo iſt es begreiflich, daß dies alles durch ſolche Netze eher zu bewirken iſt, als durch andere, oder gar durch halbe Tücher. Man kann auf ein Fuder Wolfszeug ſechzehn bis zwanzig Netze und noch dazu zwei halbe Tücher, nebſt allem Zubehör laden. Zu jedem der erſtern gehören ſechs Forkeln, zum halben Tuche aber zwölf Stellſtangen.

§. 18.

Da über das Stellen und die doppelte Anwendung der Rehnetze zum Einſtellen und Einfangen §. 16. des erſten Kapitels der zweiten Abtheilung im zweiten Abſchnitt ſchon vieles geſagt worden, was auf alle übrige Bezug hat; ſo glaube ich hier nur das nachtragen zu dürfen, was dort, um Weitläuftigkeit zu vermeiden, nicht abgehandelt werden konnte, und was vorzüglich die Stellung der ſtärkeren Hirſch-, Sau- und Prellnetze betrifft.

Die buſenreiche Stellung — in ſo fern Netze zum Einfangen gebraucht werden — iſt bei allen Netzarten gleich. Wo man ſich derſelben blos hierzu bedient, kann ſowohl die Ober- als Unterleine um den dritten Theil kürzer ſeyn, als an denen, welche bald zum Einſtellen, bald zum Fangen angewendet werden. Im letztgedachten Falle ſchiebt man die Maſchen von beiden Seiten ſoweit zuſammen, daß die Länge der Fall- oder Fangnetze herauskommt, ringelt den übrigen Theil der Leinen zuſammen, verſchleift ſie, und bindet nur an den Wechſeln feſt aus, ſtößt dann die kürzern Fallforkeln leicht in die Erde, zieht die Oberleine nicht zu feſt, aber doch ſo an, daß ſie, in die flachen Kerbe der Forkeln gelegt, keinen zu merklichen Bogen macht, vertheilt den Buſen überall gleich und

legt ihn über die Unterleine, nach dem Innern der Stallung hinein.

Sollen hingegen die Netze zum Feſtſtellen dienen, ſo werden ſie ausgeſchlagen, angezogen, angebunden und geſtellt, wie die Tücher. Windleinen braucht man dann, vorzüglich bei den ſtärkern, auch, aber zwei Paar weniger als bei Tüchern von gleicher Länge. Eben ſo wie dieſe werden auch Hirſch- und Saunetze auf Zeugwagen geladen, und laufen auch auf die nehmliche Art ab.

Reh- oder andere leichte Netze läßt man zwar auch bis dahin fahren, wo ſie geſtellt werden ſollen; hier aber nimmt jeder zum Ausſchlagen derſelben beſtimmte Mann eins vom Wagen, löſ't den Heftel, welcher nach §. 16. durch die um das Netz geſchlagenen Leinen geſteckt iſt, wickelt dieſe ab und läßt das Netz, immer ſtille den Stellweg fortgehend, vom Haken ablaufen. Am Wechſel des erſten verfährt man mit dem zweiten auf gleiche Weiſe u. ſ. w. Zugleich werden die zu jedem Netze gehörigen Forkeln in gleichen Entfernungen vertheilt, dann die Leinen ſtraff angezogen, an den Wechſeln die Heftel und Haken eingetrieben, mit dem Stichel — einem hölzernen, zwei Ellen langen Stocke von gleicher Stärke mit den Forkeln, an deſſen unterſtem Ende eine eiſerne Spitze befindlich iſt — die Löcher vorgeſtoßen, die Forkeln eingeſetzt und ſo raſch als möglich nachgeſtellt.

Das Abheben und Aufnehmen der Netze fängt man am Ende des letzten an, rückt bei den ſtarken, wie bei den Tüchern, mit dem Zeugwagen daran hin und ladet ſie gleich auf; die ſchwächern werden, nach §. 16., gleich auf die Haken gelegt, dann, zuſammengebunden, und nebſt Zubehör, auf den Wagen getragen.

Sobald man nach Hauſe kommt, müſſen ſie auseinander geſchlagen, an freier Luft aufgehangen, ausgetrocknet und, wo nöthig, ausgebüſſet (ausgebeſſert) werden. Wenn dies geſchehen, werden ſie ordentlich zuſammengenommen und da, wo kein eigenes Zeughaus vorhanden iſt, in einem trocknen, luftigen Orte, neben einander über Stangen gehängt oder gelegt, aufgehoben.

§. 19.

Hier das Nöthige über das Dupliren der Tücher mit Netzen überhaupt, und von der Stellung der Prellnetze insbeſondere.

Bei Saujagen iſt es ſehr gut, faſt nothwendig, das ganze Zeug und zwar auf der innern Seite zu dupliren; bei Hirſchjagen geſchieht dies im Jagen nur da, wo man etwa ſehr alte, nicht ganz zuverläſſige Tücher hätte anwenden müſſen, überall aber außerhalb des Zeuges.

Auf der Seite, wo im Jagen duplirt werden ſoll, ſchlägt man dicht am Tuche auch das Netz aus, zieht die Ober- und Unterleine ſcharf an, hängt erſtere auf dem Haken der Zeugſtellſtangen mit ein, und legt die Unterleine ſo unter der des Tuches weg, daß die Stellſtangen beide feſthalten.

Auf dem Laufe bedient man ſich vorzüglich der Prellnetze. Hier müſſen die Stellſtangen der Tücher auf der Seite ſtehen, wo duplirt werden ſoll, jeder gegenüber die Forkel des Prellnetzes, und zwar 3′ von einander entfernt. Beide werden im Mittel durch die §. 14. dieſes Kapitels erwähnten dazwiſchen geſchobenen Strebeſtangen aus einander gedrückt und oben mit einer Leine zuſammengebunden.

Dann läßt man die Ober- und Unterleinen der Prellnetze möglichſt ſtraff anziehen und ausbinden, erſtere in die Forkelhaken heben, endlich an den Netzwechſeln eine Maſche durch die andere ziehen und durch die durchgezogenen eine Stellſtange ſtecken, um die Netze zuſammenzuhalten.

§. 20.

Nur ſelten kann man beim Zeugſtellen Zeit damit verlieren, eine geſprungene Leine zu ſchäften oder zu ſpießen — eine Arbeit, welche eigentlich dem Seiler zukommt —; ſie muß alſo, wenigſtens bis zu einem gelegenern Zeitpunkte, geknüpft werden. Dies kann nun entweder vermittelſt des Kreuzknotens oder des Waldknotens

geſchehen. Der letztere hat den Vorzug, da er weniger ſtark wird, leichter zu machen und doch eben ſo haltbar iſt als der erſtere.

Der ganze Handgriff bei Schürzung deſſelben beſteht in Folgendem:

Man faßt eins von den Enden der Leine, welche durch den Riß entſtanden ſind, ſchlägt an dem Ausgange deſſelben einen gewöhnlichen einfachen Knoten ein, zieht ihn aber nur ſo weit zu, daß der Anfang des andern geſprungenen Leinentheiles durch die Oeffnung deſſelben geſteckt, hinter ihr um die Leine genommen und hier wieder ein einfacher Knoten ſo geknüpft werden kann, daß die Enden beider von einander abwärts gekehrt ſtehen. Iſt nun einer wie der andere, nach dem Ausgange zu, feſtgezogen worden, ſo ergreift man hinter denſelben beide Theile der geknüpften Leine, nimmt die Knoten vor das Knie und zieht ſie, mit möglichſter Anſtrengung, dicht zuſammen.

Da aber ſelbſt der dünnſte Knoten beim Anziehen der Leine an jeder Maſche und jedem Ringe hängen bleibt und durchgeſchoben werden muß, ſo wird wenigſtens, wenn das Zeug gehoben und zum Abtrocknen angehängt iſt, jeder Knoten gelöſ't und die geſprungene Leine geſchäftet. Gleichwohl iſt nicht immer ein Seiler bei der Hand; es iſt daher wohl nicht unnütz, wenn ich dem jungen Weidmann die leichteſte Methode, dies zu bewerkſtelligen, angebe.

Man ſchneide nehmlich beide durch den Sprung entſtandene Leinentheile ſo gerade ab, daß alle vier Schäfte, aus welchen ſie beſtehen, gleich lang ſind; dann dröſele man ſie 12″ lang auf, ſchabe jeden einzelnen mit einem Meſſer vorn ſpitzig; lege ſie da, wo man aufgehört hat, ſie aus einander zu drehen, ſo in einander, daß jeder Schaft des einen Leinenendes mit dem Schafte des andern wechſelt und daß je vier und vier über das feſte Theil der geſprungenen Leine ſo weit hinausreichen, als ſie aufgedröſelt ſind. Nun bohre man mit dem Löſer — einem ſpitzen, runden Eiſen von gleicher Stärke mit den Schäften — in der zweiten Windung der feſten Leine, gerade unter dem oben

liegenden Schafte ein Loch vor, ziehe dieſen ſo weit durch, daß beide feſte Leinentheile zuſammentreffen, ſtoße dann wieder über der nächſten Windung von der entgegengeſetzten Seite mit dem Löſer durch und fahre ſo fort, bis der erſte Schaft völlig eingeklemmt iſt; bohre dann dicht hinter dem zuerſt geſtoßenen Loche wieder eines von unten herauf, ſtecke da die Spitzen des zweiten dem erſten gegenüber gelegten Schaftes durch und verfahre damit eben ſo. Hierauf behandle man die beiden noch übrigen auf gleiche Weiſe; indem mit dem einen von der rechten, mit dem andern von der linken Seite angefangen wird. Hat man nun alle vier Schäfte des einen Leinenendes durch das andere auf dieſe Art verſchlungen; ſo bewirkt man leicht ein Gleiches mit den noch übrigen auf dem entgegengeſetzten durch ebenmäßige Handgriffe und beendet ſo die Arbeit.

§. 21.

Ein Bund Tuchlappen ſtellt 40 Doppelſchritte. Man nimmt dazu $\frac{7}{8}$ (Leipziger) Elle breite, ſtarke gebleichte Leinwand, ſchneidet daraus Stücken, welche 1 bis $1\frac{1}{2}$ Elle lang ſind und läßt ſolche an einem Ende beſäumen *).

Die Leine muß die Stärke eines kleinen Fingers haben und drei Klaftern (neun Ellen) länger ſeyn, als das Bund Lappen ſtellen ſoll. Vier und eine halbe Elle vom Anfang derſelben wird ein eiſerner Ring befeſtigt, dicht hinter dieſem das unbeſäumte Ende des erſten Lappens umgeſchlagen und feſtgenäht, dann ein freier Raum von einer Elle gelaſſen. Hier folgt wieder ein Lappen u. ſ. f. bis vier und eine halbe Elle vom andern Ende der Leine. Dicht hinter dem letzten Lappen wird wieder ein Ring und neben demſelben ein Haken angebracht, auf welchem das ganze Bund aufgenommen und feſtgebunden werden kann.

*) Gewöhnlich wird die eine Hälfte der Lappen mit dem herrſchaftlichen Wappen, die andere mit dem Namenszuge bedruckt, und wechſelsweiſe, einer mit dieſem, der andere mit jenem Zeichen, angenäht.

Zu jedem Bunde gehören fünf Stellſtäbe von 5′ Länge. Am obern Ende ſowohl, als in der Mitte muß ein eiſerner Haken befindlich ſeyn, um beim einfachen Verlappen in einem von beiden, beim doppelten aber in jedem die Leine einlegen zu können. Dreißig Bund machen ein Fuder (vierſpännig) aus.

Mit dem Stellen der Lappen kann man leicht ſchnell zu Stande kommen. Wenn nehmlich ein Mann ein Bund vom Wagen genommen, bindet er es auf, läßt das Ende der Leine, mit welchem ſogleich angebunden wird, fallen und die Lappen, den Stellweg fortgehend — ſtets, wo es möglich iſt, vom einzuſtellenden Diſtrikt abwärts — ablaufen. Nur ſelten werden zum Anbinden Heftel erforderlich ſeyn, da dies gewöhnlich an nahe ſtehenden Bäumen geſchehen kann.

Will man doppelt verlappen, ſo gehen zwei Mann mit den Lappen hinter einander her und jeder läßt ſein Bund neben dem des andern ablaufen. Indem das Vorhergeſagte bewerkſtelligt wird, werden durch andere Männer die Stellſtäbe, gleichweit von einander entfernt, feſt eingeſtoßen, und zwar ſo, daß alle Haken nach der Lappſtadt zu gewendet ſtehen.

Am Ende des erſten Bundes läßt man die Leine ſo ſcharf anziehen, daß die Lappen nirgends bogenförmig hängen, wenn jene auf die Haken gehoben iſt. Das Leinenende wird dann durch den erſten Ring des zweiten Bundes, der Leinenanfang von dieſem aber durch den letzten des erſten gezogen. Beide Ringe werden nun ſo zuſammengeſchoben, daß dazwiſchen ein freier Raum von 2″ bleibt und hier die Leinen entweder gut verknüpft, oder die des erſten Bundes über den Wechſel des zweiten, die des letztern aber über den des erſten hinaus, an nahe ſtehenden Bäumen oder Hefteln angebunden. Letzteres Verfahren iſt bei einer Lappſtadt, welche feſt ſtehen bleiben ſoll, faſt nothwendig und deshalb zweckmäßiger, weil man die Leinen beſſer anzuziehen vermag.

Um deſto eher die Arbeit zu beendigen, wird es wohl gethan ſeyn, auf beiden Stellflügeln, oder gar auf allen

vier Seiten der Lappſtadt zugleich zu verlappen. Mag nun dieſe ſtehen bleiben oder hinterdrein Zeug geſtellt werden; ſo iſt doch in jedem Falle auf ſtilles Benehmen der Stellleute und darauf zu ſehen, daß die Lappen überall vom einzuſtellenden Bezirke abwärts und frei ſtehen.

§. 22.

Auch Federlappen gewähren großen Nutzen, wenn es darauf ankommt, ſehr ſchnell zu Werke zu gehen. Vorzüglich ſind ſie Rittergutsbeſitzern, welche Vergnügen oder Nutzen dabei finden, einen Bezirk ihres Revieres ganz, oder die Grenzen zur Nachtzeit, um den Rückwechſel zu verſperren, dann und wann verlappen zu laſſen, zu empfehlen, da deren Anſchaffung wenig Koſten verurſacht und da ſie leicht zu transportiren ſind. Ein Mann kann ſechs bis acht Bund, deren jedes 80 Doppelſchritte ſtellt, tragen.

Zur Leine, an welcher die Federn eingeknüpft werden, kann man mäßig ſtarken, nur nicht ſehr gedrehten Bindfaden nehmen.

Bei der Verfertigung hängt man den Bindfaden vier Ellen weit vom äußerſten Ende mit einer Schleife an einen ſtarken eiſernen Haken, knüpft hier zwei oder drei ſchwächere Gänſe-, Truthühner-, oder Enten-, Hühner-, Raubvögel- oder andere ähnliche Flügelfedern ein, läßt dann 10′ freien Raum, fährt ſo fort, bis man die gehörige Länge eines Bundes hat, und läßt hier wieder vier Ellen Leine übrig. In ſo fern nicht auf das geringe Erſparniß an Federn Rückſicht genommen werden muß, ſind die aus drei Federn beſtehenden Lappen vorzuziehen, weil ſie ſtärker blenden. Die Verfertigung der Federlappen — mit zwei Federn ſowohl, als mit drei — wird am leichteſten von Hand zu Hand gelehrt. Für junge Jäger, denen es an Gelegenheit mangelt, auf dieſe Weiſe ſich belehren zu laſſen, entlehne ich die Beſchreibung des Verfahrens aus Bechſteins Handbuch der Jagdwiſſenſchaft Theil I. Band II. §. 1915, indem ich ſelbige für beſſer erkenne, als die von mir in der erſten Auflage des gegenwärtigen Werkes gelieferte. —

Sämmtliche Federn werden zuvörderſt einige Stunden in warmem Waſſer eingeweicht.

Um Lappen dann zweifedrig einzuſchürzen, verfährt man ſo: Man richtet alle zu einem Bunde erforderliche Federn erſt zu, indem man, an der Kielwurzel des dünnern Federhalbſchiedes, bis auf die Hälfte der Hohlung ein= und auf derſelben fortſchneidet bis zur Spitze. Dann ſchneidet man die Kielknöpfe vom dickern Federhalbſchiede gleichfalls ab, und ſteckt einen von jenen dünnern Kielen in einen, wo möglich, anders gefärbten, von dieſen dickern ſo, daß die Schäfte der beiden Fahnen gleiche Richtung haben, alſo beide auf einer und derſelben Seite concav und convex ſtehen. Hierauf nimmt man den Bindfaden, hängt ihn an einen feſten Haken, ſchlägt ihn kreuzweiſe ſo herum, daß es eine Schleife gibt, ſchiebt die Federn bis zur Kielmitte hinein, und zieht endlich den Knoten kräftig zu, wobei man mit der linken Hand die beiden Federn zugleich mit beugt, in der rechten Hand aber einen kleinen Knebel hält, um welchen der Bindfaden geſchlagen iſt, um feſter zuknüpfen zu können. So wird die Arbeit fortgeſetzt, indem man in der Entfernung von 10 zu 10′ immer wieder zwei in einander geſteckte Federn ebenmäßig mit den erſten einknötet. Zuletzt wird an einem Ende der Leine ein daumensdicker, ſpannenlanger Heftel eingebunden, das andere an der Haspel angeknüpft und auf dieſer das ganze Bund aufgewunden.

Bei Verfertigung der dreifedrigen Lappen bleibt das Verfahren bis nach aufgelegtem Kreuzſchlage daſſelbe. Dann ſteckt man zwei Federn zuſammen von einer, die dritte von der entgegengeſetzten Seite durch die Knotenſchleife 1″ durch, knickt ſämmtliche hervorragende Kielenden über den einfachen Leinentheil der Schleife um, ſchiebt ſie unter dem unten doppelt liegenden durch, und zieht den Knoten, vermittelſt des Knebels, möglichſt feſt zu. Alles Folgende wird wie bei den zweifedrigen Lappen verrichtet.

Auch hier iſt auf Verſchiedenheit der Farben bei den in einem Knoten zu vereinigenden Federn zu ſehen.

Jedes einzelne Bund Lappen wird dann auf einer 2′ langen Haspel, welche ſich an dem daran befindlichen, mit einem Handgriffe verſehenen Stocke leicht drehen muß, aufgewickelt und mit dem andern Leinenende daran verſchleiſt.

Zehn oben mit Mücken verſehene, 4′ lange Stellſtäbe ſind zu einem Bunde Lappen hinlänglich. Will man aber doppelt verlappen — was beim Edelwilde beſonders anzurathen iſt; ſo müſſen die Stellſtäbe nicht nur eine Elle länger ſeyn, ſondern außer der obern Mücke auch 2′ tiefer ein Häkchen haben.

Beim Stellen wird die Leine des erſten Bundes auf dem Stellwege, welcher unter dem Winde liegt, ausgebunden; dann geht der Mann, welcher die Haspel hält, raſch, aber ſtille fort, und läßt ablaufen. Ein anderer ſetzt die Stellſtäbe ein, zieht die Leine an, hängt ſie in die Mücken, knüpft das zweite Bund gleich ſo an das erſte an, daß kein großer federleerer Zwiſchenraum entſteht, und ſo wird fortgefahren, bis die Stallung vollendet iſt.

Vorzüglich Federlappen müſſen frei, vom Holze abwärts ſtehen.

§. 23.

Eine aus Bechſteins Handbuch der Jagdwiſſenſchaft (Th. I. Bd. III. §. 1919 ff.) mir erſt bekannt gewordene Art von Blendzeug ſind die in Norwegen und Schweden — vielleicht auch anderwärts — ſeit lange ſchon im Gebrauch geweſenen Flintern — beiläufig 1‴ dick, 6″ breit, 12″ lang, von Fichten- (Rothtannen-) oder Buchenholz, geſpaltene Schindelbretchen.

Mit der ſcharfen, runden ſtählernen Spitze eines eigens dazu verfertigten Hammers werden 2″ vom obern Rande herabwärts, und 2″ von den Seitenrändern hereinwärts zwei Löcher durch jedes Bretchen geſchlagen.

Zwei von den ſo verfertigten Flintern werden 1′ weit von dem am Anfang einer kleinen fingersdicken hanfenen Leine eingeknüpften Heftel des erſten Bundes, hinter einem Knoten neben einander, durch beide oben erwähnte Lö-

cher angereiht, und durch einen dicht daran wieder geſchürzten Knoten feſt gehalten. In gleichen Entfernungen von 1′ erfolgt die Verfeſtigung der übrigen Flintern, auf vorgedachte Weiſe, bis an das Ende der Leine, an welchem ein Oehr befindlich iſt. Den Anfang des zweiten Bundes macht ein 6″ langer Knebel, durch welchen dieſes Bund mit dem Oehr des erſten, beim Stellen in Zuſammenhang geſetzt wird. Am Ende des letzten Bunds nimmt ein Heftel die Stelle des Oehres ein.

Die Leine zu einem Bunde Flintern muß ſo lang ſeyn, daß ſelbiges 80 Doppelſchritte ſtellt.

Bei einfacher Blendung ſind zwölf Stellſtäbe auf ein Bund Flinter, bei doppelter Blendung eben ſo viele Stellſtäbe auf zwei Bund zu rechnen, welche, von gleicher Länge und Stärke, eben ſo eingerichtet ſeyn müſſen, wie die §. 21., als zu der Stellung der Tuchlappen erforderlich, beſchriebenen.

Begreiflicher Weiſe müſſen die eben beſchriebenen Flintern ſehr gut blenden; ob aber durch das beim Abladen und Stellen unvermeidliche Geklapper das Wild nicht öfters rege gemacht, und vor vollendeter Stallung zum Ausweichen veranlaßt werden kann, das iſt eine andere Frage, die ich doch mit Ja! zu beantworten verſucht bin. —

§. 24.

Die genaueſte Vorſchrift zur Erbauung und Einrichtung eines vollſtändigen Zeughauſes ſcheint mir die zu ſeyn, welche im vierten Theile von Flemmings deutſchem Jäger S. 237 u. f. befindlich iſt.

Auszugsweiſe theile ich hier Folgendes in Betreff dieſes Gegenſtandes mit.

Die Lage eines Zeughauſes muß frei und trocken ſeyn. Der Zeugvorrath gibt den Maaßſtab zur Länge, Breite und Höhe deſſelben. Das Doppeldach wird deshalb den Vorzug vor jedem andern behaupten, weil es

dem Eindringen des Schnees und der Näſſe am beſten widerſteht.

Ueberall muß auf gute Verbindung der einzelnen Theile und zugleich darauf geſehen werden, daß das zu denſelben zu verwendende Holzwerk die gehörige Stärke hat.

Alle Balken werden oben rund und glatt bearbeitet, um in der Folge die darauf gelegten Tücher und Netze beim Herunterziehen nicht zu beſchädigen, und gut iſts, wenn unten in die Balken ſtarke eiſerne Haken eingeſchlagen werden, um bei anhaltend ſchlechtem Wetter das durchnäßte Zeug daran aufhängen und abtrocknen zu können. In der Mitte muß eine auf beiden Seiten durch ſtarke Säulen begrenzte freie Durchfahrt für die Zeugwagen bleiben, welche, wenn ſie beladen werden ſollen, durch das an einem Giebelende befindliche Thor hinein- und durch das gegenüberſtehende hinausrücken.

An den Seitenwänden müſſen Träger zur Aufbewahrung der Krummruthen, Stellſtangen und Forkeln, und in den Ecken Behältniſſe zum übrigen Zeuggeräthe angebracht werden. Der Erdboden iſt mit gutem Steinpflaſter zu belegen.

Auf allen Seiten des Gebäudes dürfen hinlängliche, mit Laden genau verſchloſſene Oeffnungen nicht fehlen, um von Zeit zu Zeit den nöthigen Luftzug erwirken zu können.

An den Außenwänden ſind gleichfalls Haken einzuſchlagen, an welchen, bei gutem Wetter, das gebrauchte Zeug getrocknet wird.

Das ſchwerere Zeug hängt man im Hauſe am tiefſten, und gut iſts, wenn in oder zwiſchen den Balken Rollen angebracht ſind, vermittelſt welcher es hinauf gezogen und heruntergelaſſen wird; das leichtere wird über demſelben und das allerleichteſte im Dachſtuhle aufgehängt.

Auf Vertilgung alles ſchädlichen Ungeziefers muß immerwährende Sorgfalt verwendet werden.

Wäre in der erwähnten Durchfahrt nicht Platz genug für die Zeugwagen; ſo dürfen doch die zu ihrer Aufbewahrung erforderlichen Schuppen nicht weit vom Zeughauſe entfernt ſeyn.

§. 25.

Die Zeugwagen müſſen auf jeden Fall dauerhaft, aber doch nicht zu ſchwer gebaut, an den Seiten mit glatten, gut gefügten Bretern ausgeſchlagen, und oben über den Leitern mit Spriegeln verſehen ſeyn, über welche die an den Leitern anzuſchnallenden Zwillichverdecke gezogen werden können. Ueber der Vorderaxe ſteht ein kleiner Kaſten, in welchem Leinen, Knebel, Ringe und Bindfaden für den Nothfall aufzubewahren ſind; auch darf ein anderes verſchlagenes Fach zur Fortſchaffung der Pfahleiſen, Wagenwinde und Heftel nicht fehlen.

An den meiſten Orten werden die zu jedem Tuche gehörigen Stellſtangen gleich auf daſſelbe gelegt; da hieraus aber mancherlei Nachtheile entſtehen, ſo iſt es räthlich, eine Vorrichtung außerhalb der Leitern anbringen zu laſſen, welche zur Fortſchaffung ſo vieler dient, als zu jedem Fuder gehören.

Ausführliche Beſchreibung gut eingerichteter Zeugwagen findet man in Döbels Jägerpraktik Th. II. S. 34. und im vierten Hefte des Leonhardiſchen Jagdmagazins.

§. 26.

Da doch zuweilen der Fall vorkommt, daß eingefangenes Wild lebend transportirt werden ſoll; ſo will ich hier Einiges über die dazu erforderlichen Kaſten ſagen.

1. Der Hirſchkaſten muß, wenn der Hirſch das Geweih trägt und behält, ſo hoch ſeyn, daß er, ohne an der Decke anzuſtoßen, aufgerichtet in demſelben ſtehen kann; hat er aber abgeworfen, oder iſt ihm das Gehörn über den Augenſproſſen abgeſägt worden, ſo kann man die Länge des Kaſtens zu 8 Leipziger ′, die Höhe zu 6′, die Breite auf dem Boden zu 2′ 6″, an der Decke aber zu 3′ 6″ annehmen, um in ſolchem einen ſtarken Hirſch allein, einen ſchwächern und ein Schmalthier, auf jeden Fall aber zwei alte und drei Schmalthiere weit und gemächlich fortzuſchaffen. Das Geſtell dazu wird aus ſchwachem Riegelholze verfertigt und inwendig mit gefügten Bretern, dieſe

aber wieder auf der innern Seite mit grober Leinwand ausgeſchlagen und der Zwiſchenraum mit Werg, Haaren oder Moos ausgefüttert. Will man ökonomiſcher verfahren, ſo kann man ſich zum Füttern der Breter geflochtener Strohſeile bedienen, welche angezweckt werden. An beide Giebelenden des Kaſtens kommen Thüren oder eingefalzte Schieber, und in dieſe Luftlöcher. Auch wird in jedem eine kleine Krippe und Raufe zum Futter befeſtigt, wenn das Wild eine weitere Reiſe machen ſoll.

2. Die Saukaſten werden niedriger aus eichenen Bretern, und für jedes Schwein ein beſonderer gemacht. Schwächere Sauen kann man, nach Verhältniß der Länge des Kaſtens, drei, auch vier in einem beherbergen.

3. Die Rehkaſten können noch kleiner ſeyn, müſſen aber oben ſtatt der Bretdecke mit doppeltem Zwillich oder Barchent beſchlagen ſeyn, weil dieſe Wildart, im eingeſchränkten Raume ſich ungeberdig anſtellt und dabei ſo weichlich iſt, daß ein einziger Stoß an den Kopf den Tod bewirken kann. Ueberhaupt bleibt der Rehtransport immer mißlich.

Jeder Wildkaſten muß an allen obern Ecken eiſerne Ringe haben, durch welche Leinen gezogen werden, die man an den Wagenleitern ſo feſtbindet, daß er ſich nicht bewegen kann.

Zweites Kapitel.

Vom Pferde.

Equus Caballus, (*Linn.*) *).

§. 1.

Der Verfaſſer ſchaltet die Naturgeſchichte des Pferdes dieſer zweiten Auflage aus folgenden Gründen ein: das Pferd iſt ein beim Betriebe vieler Jagdarten unentbehrliches Thier. Gute Auswahl beim Ankaufe, richtige Behandlung und zweckmäßiger Gebrauch des Jagdpferdes ſind von der Bekanntſchaft mit der Natur und den Eigenſchaften deſſelben abhängig. Dieſe Bekanntſchaft darf daher dem Weidmanne nicht abgehen, wenn er in vielen Fällen Fehler und Verſtöße nicht begehen und eigenes Vermögen, Geſundheit und Leben nicht aufs Spiel ſetzen ſoll. —

§. 2.

Das männliche Pferd heißt Hengſt, kaſtrirt Wallach; das weibliche Stute; im erſten Lebensjahre das Junge Saugfohlen (Füllen), mit Zuſatz der Geſchlechtsnamensbezeichnung, im zweiten Jahre jähriges Fohlen, im dritten zweijähriges Fohlen. Wenn es volle drei Jahre alt iſt, nimmt es den Namen Pferd an, und

*) Bechſteins Handbuch der Jagdwiſſenſchaft Th. I. Bd. I. Kap. 29. Th. II. Bd. I §. 506 bis 636. Walthers Syſtem der Kameralwiſſenſcharten Th. I. §. 1177 ff. Hartigs Lehrb. f. Jäger Bd. II. Haupttheil. V. Kap. 11.

das eigentliche Alter wird bis zum ſiebenten Jahre durch den Zuſatz drei=, vierjährig u. ſ. w. bezeichnet.

Im Linnéiſchen Syſtem bildet das Pferd nebſt ſeinen Gattungsverwandten die erſte Abtheilung der ſechsten Ordnung in der Klaſſe der Säugthiere, im Blumenbachiſchen die einzige Gattung der achten Ordnung, im Pennantiſchen die einzige Gattung des I. Abſchnitts I. Ordnung, im Cuvierſchen die einzige Gattung der VII. Ordnung, nach der Burgsdorf=Bechſteiniſchen Eintheilung die einzige Gattung der zweiten Abtheilung auf der dritten Stufe (vergl. Kap. 4. der Einl. die hierher gehörigen §§.).

§. 3.

Größe und Stärke iſt ſehr unbeſtimmt und verſchieden. Nach dieſer Verſchiedenheit modificirt ſich die Anwendung des Pferdes. Soll es zum Jagdbetriebe als Reitpferd ſich eignen, ſo muß es — im Verhältniſſe zur körperlichen Geſtalt desjenigen, zu deſſen Gebrauche es beſtimmt iſt — vom Ballen des Vorderhufes bis auf den Widerriſt (Widerroß) 5′ bis 5′ 6″ beiläufig Höhe haben; hiernächſt der Kopf 23 bis 24″, der Hals 24 bis 26″, und der Rückgrath vom letzten Halswirbel bis zur Schwanzwurzel 4′ 3″ bis 4′ 5″ lang ſeyn.

§. 4.

Dem Ideal der Vollkommenheit — auch blos in Beziehung auf die äußere Form der einzelnen Körpertheile und deren regelmäßiges Verhältniß zu einander — entſpricht das Pferd, wie es iſt, ſelten, vielleicht nie. Nähern wird es ſich demſelben, jemehr es dem Bilde ähnelt, welches der Verfaſſer, jedoch dem individuellen Geſchmacke in einzelnen, nicht geradezu weſentlichen, Stücken keinesweges vorgreifend, aufzuſtellen verſucht. Er befolgt dabei diejenige Ordnung, in welcher er dem Kaufluſtigen die Unterſuchung und Beſichtigung der einzelnen

Körpertheile anrathen zu müſſen glaubt, wenn das Hauptſächlichſte über oft ſehr anziehende Nebendinge nicht überſehen werden ſoll. Alles, was der Verfaſſer hier ſagt, gründet ſich übrigens auf eigene, in früheren Jahren theuer bezahlte Erfahrung.

Ein tüchtiges Jagdpferd muß ungefähr ſo, wie nachſteht, gebaut ſeyn:

a) Höhen- und Längenmaaß ſ. oben. Die Höhe ſoll vorn und hinten ſich möglichſt gleichen, oder — wie man zu ſagen pflegt — weder dort noch hier das Pferd überbaut ſeyn.

b) Die Füße — als Körpertheile, auf welchen die Sicherheit des Reiters, ſo wie die leichte und ſchnelle Bewegung des Pferdes ſelbſt vorzüglich mit beruht, kommen ſie zu allererſt in Betracht — nicht unverhältnißmäßig hoch zur Körperlänge, die Knochenröhren nicht zu fein (dünne), ohne Ueberbeine, die Sehnen ſtark, freiliegend, nicht knotig; die Köten (Feſſeln) nicht zu lang und ſo verbunden, daß das Pferd weder zu viel noch zu wenig durchtritt; die Hufe weder aus- noch einwärts gerichtet, nicht zu flach, unterwärts mäßig ſich verbreitend, gut abgerundet, ohne hinten zu ſehr (zuſammen-) gezwängt zu ſeyn; die Hornſubſtanz hart, aber nicht ſpröde, ohne Kluft und Spalte.

α) An den Vorderfüßen (Vorderbeinen) das Blatt (die Schaufel) nicht zu fleiſchig, der Oberarm ſtark und muskulös, das Knie gerade, gut gebunden und mäßig gewölbt, der Unterarm möglichſt mager.

β) An den Hinterfüßen die Keulen kurz gefaßt, ſtark gewölbt, der Unterſchenkel ſtark und muskulös, das Knie nicht zu ſehr nach hinten ausgebogen, inwendig kein Spathknochen hervortretend, die Heſſen nicht haſenhackig (nicht zu ſehr geſpitzt), nicht kuhheſſig (gegen einander gezogen), eben ſo wenig aus einander gebogen, ſondern gerade nach hinten gerichtet.

Uebrigens die Stellung der Füße ſo, daß beim Gange weder die vordern, noch die hintern ſich kreuzen, ſondern daß man — vorn oder hinten ſtehend — beim Schritte und Trabe zwiſchen den Vorder- und Hinterfüßen einen vorn und hinten gleich breiten, freien Zwiſchenraum von wenigſtens 1″ und höchſtens 2″ wahrnimmt.

c) Die Bruſt mäßig breit, ſtark gewölbt.

d) Der Widerriſt (Widerroß) etwas, aber nicht zu ſehr erhöht; hinter demſelben der Rückgrath bis zum Kreuze ſchnurgerade fortlaufend, beim Aufſitzen ſich nicht einbiegend; das Kreuz nicht zu kurz gefaßt, nach der Schwanzwurzel zu ſanft abhängig gewölbt.

e) Der Schweif nicht zu tief am After eingewurzelt; im natürlichen Zuſtande lang und ſtark behaart, nicht rattenſchwänzig; bei engliſirten Pferden gerade gerichter, etwas oberwärts gebogen.

f) Der Hals bei der oben bezeichneten Länge ebenmäßig ſtark, nicht hirſchhälſig (nicht nach vorn ausgebogen), oberwärts ſanft gekrümmt; die Mähne nicht zu beiden Seiten des Halſes ſich theilend.

g) Der Kopf mager, an der Naſe — deren Höhlen weit ſeyn müſſen — ſchmal; die Naſe in der Mitte und an der Wurzel nicht ſchweinsköpfig (einwärts gebogen), ſondern etwas ramsköpfig, (ſanft bogenförmig) erhaben, oder doch von der Wurzel bis zu den Naſenöffnungen gerade fortlaufend; die Stirn verhältnißmäßig breit, etwas, doch nicht ſtark gewölbt; die Ohren klein, ſpitz, aufgerichtet und mit den Spitzen gegen einander, auch dicht beiſammenſtehend; die Ganaſchen (die äußern Seitentheile des Unterkiefers) hinten nicht allzuſehr verengert oder erweitert; die Augen nicht tief liegend, ſondern hervortretend, groß, lebhaft, klar, nicht fettig oder triefend, braun — wenn es keine ſogenannten Glasaugen ſind — von Farbe, nicht blau, die Augenwimpern ſtramm abſtehend, nicht nach dem Auge ſich einbiegend.

§. 5.

Die verſchiedenen Bewegungen des Pferdes im Schritte, im Trabe, im Galopp und im vollen Laufe ſind bekannt.

Leicht, raſch, gewandt und kräftig werden ſie meiſt immer ſeyn, wenn das Pferd der vorherigen Beſchreibung gemäß gebaut und gut unterhalten iſt. Doch kann und wird hierüber, ſo wie über die Regelmäßigkeit derſelben nur die eigene Probe beim Reiten, nie das bloße Anſchauen ſichere Auskunft geben.

Regelmäßig ſind die Bewegungen, wenn der Schritt rein — nicht in den ſogenannten Päß ausartend — der Trab, Galopp und Lauf geſetzt, ſchnell, aber nicht übereilt, der Schritt und Sprung gehörig weit und fortdauernd gleichmäßig; wenn endlich die Kniebewegung an den Vorderfüßen nicht zu ſtark iſt.

Dies alles — ſo wie die Gewandtheit — hängt jedoch großentheils von guter Schule (Abrichtung) ab; ſelten findet man beim jungen, rohen Pferde mehr, als bloße Anlage dazu, bei deren Beurtheilung das Naturell (Temperament) die vorherige Fütterung und Behandlung — ſelbſt der Geſundheitszuſtand überhaupt in genaue Betrachtung gezogen werden muß.

§. 6.

Das Jagdpferd iſt der Inſektenplage mehr als jedes andere Pferd ausgeſetzt, und kann dagegen durch das Fliegennetz nur ſelten geſchützt werden; deshalb darf es nicht zu dünne behäutet und nicht zu kurz behärt ſeyn.

In vielem Betracht haben dunkel gefärbte Pferde für den Forſtmann und Jäger weſentliche Vorzüge; in Rückſicht des Gebrauches derſelben zum Birſchen hat jedoch die Farbe und Zeichnung keinen ſo bedeutenden Einfluß, als man vorgab; denn in irgend ruhig gehaltenen Revieren hält das Wild vor dem Pferde immer gut aus, die Farbe und Zeichnung mag ſeyn, welche ſie will.

§. 7.

Außer den Zeugungstheilen finden ſich an beiden Geſchlechtern folgende Unterſcheidungszeichen. Der Hengſt hat einen vorzüglich ſtarken Kopf und Hals; in der Regel auch ſehr viel Feuer und Leben. Der als Fohlen kaſtrirte Wallach verwirft ſich in Rückſicht des Kopfes, Halſes und überhaupt weniger, hat auch gewöhnlich ein ruhiges und immer ſich gleiches Temperament.

Die Stute pflegt faſt immer hinten überbaut zu ſeyn, hat zwar meiſt ein unſtätes Temperament, dabei aber gewöhnlich mehr Ausdauer und Feuer als der Wallach. Zum Jagdpferde eignet ſie ſich am beſten, weil ihr das Uebergehen des Stallens (die Harnverhaltung) nicht ſo leicht ſchadet und gefährlich wird, als dem Wallache und dem Hengſte, welcher letztere auch aus andern begreiflichen Gründen für den Jäger gar nicht brauchbar iſt.

§. 8.

Man findet bei dieſer Thierart eben die Temperamentsverſchiedenheit, und zwar in eben den Abſtufungen und Uebergängen, wie beim Menſchen. Es gibt daher übereilt hitzige, feurige, lebhafte, fleißige, ruhige, gelaſſene, auch träge Pferde.

Scheue vor fremden oder überraſchenden Gegenſtänden, Reizbarkeit, Starrſinn, hartnäckige Widerſetzlichkeit ſind guten jungen und rohen Pferden faſt mehr eigen, als Gleichmuth, Gutmüthigkeit, Folgſamkeit, Nachgiebigkeit und Gelehrigkeit. Alle vorher genannte Untugenden — oder vielmehr Unarten — laſſen ſich jedoch in den meiſten Fällen bei richtiger Behandlung während der Abrichtung mit der Zeit überwinden, in ſo fern ſie von Kraftgefühl, nicht von Schwäche herrühren. Auch kann man bei Pferden, die in der Jugend Widerſetzlichkeit aus Kraftgefühl zeigen, immer eher auf Ausdauer in Strapazen rechnen, als bei ſolchen, die allzunachgiebig fromm ſind; alte, zu Untugenden verwöhnte hingegen legen dieſe

höchſt ſelten ab. Unter den Untugenden und Unarten ſind folgende beim Jagdpferde die ſchädlichſten.

a) Das Stätiſchſeyn; b) das Bocken; c) das Steigen oder Bäumen; d) die Hartmäuligkeit und daher rührendes Durchgehen oder Abſtreifen unter Bäumen; e) das Schlagen, Hauen und Beißen nach Menſchen und Hunden; f) das Prellen von der Seite; g) die Papier-, Seitengewehr- und Jagdhorn ſcheue; h) das nicht Stille- und Ruhigſtehen.

Die unter a, b, d und h genannten Unarten legen junge Pferde bei guter Behandlung oft ab; die übrigen ſelten oder nie.

§. 9.

Das Pferd riecht und hört fein; es ſieht — ſelbſt zur Nachtzeit — ſcharf, in ſo fern das Auge in allen ſeinen Theilen fehlerfrei iſt.

§. 10.

Das bekannte Wiehern, der hellkreiſchende Schmerzenslaut, das Schnaufen und Bruſten ſind die Laute, welche das Pferd ausgibt. Für das Jagdpferd iſt es ein weſentlicher Fehler, wenn es bei der Trennung von andern ſeines Gleichen oder ſonſt zu Wiehern ſich ſehr geneigt bezeigt.

§. 11.

Der Hengſt und der Wallach wächſt bis er ſechs Jahre, die Stute bis ſie fünf Jahre alt iſt.

Pferde, die vor dem vierten Jahre gar nicht gebraucht und aufgeſtellt, vor dem vollendeten fünften aber weder bei der Abrichtung noch ſonſt ſtrapazirt, bis dahin aber regelmäßig gefüttert und gewartet werden, können — bei fortwährender gehöriger Pflege, und bei guter Organiſation der innern und äußern Theile zwölf bis funfzehn Jahre — im glücklichen Falle auch wohl länger —

beim Jagdbetriebe Dienſte thun. Ihr Leben bringen ſie — obwohl nur ſelten — bis auf 40 Jahre.

Das Alter der Pferde läßt ſich nur, bis ſie volle ſechs Jahre alt ſind, an den Zähnen beſtimmt erkennen. In einem Alter von 30 bis 36 Monaten nehmlich werden zuerſt die beiden mittelſten Vorderzähne (Fohlenzähne) ſowohl im Ober- als im Unterkiefer — in einem jedoch meiſtentheils um mehrere Wochen früher, als im andern — gewechſelt. Die neu hervorbrechenden Zähne bleiben um ein Geringes kürzer, ſind weniger weiß von Farbe und haben in der Krone eine braune Vertiefung — Bohne genannt. Im Laufe des folgenden Jahres erfolgt auf gleiche Weiſe der Wechſel desjenigen Fohlenzahnes, welcher in jedem Kiefer zu beiden Seiten den im vorigen Jahre erneuerten Zähnen am nächſten ſteht. Während des fünften Jahres endlich erfolgt das ſogenannte Abzahnen — oder der Ausfall und die Erneuerung der beiden letzten Zähne an beiden Seiten jeden Kiefers. Erſt, wenn das Pferd ſechs volle Jahre zählt, haben alle erneüerte Zähne gleiche Länge.

Die Haken (Eckzähne) erſcheinen beim Hengſte und Wallache im vierten Jahre; bei der Stute iſt dies nicht immer, und oft nie der Fall *). Sie ſtellen ſich bis zum ſiebenten Jahre weißgelblich und kegelförmig geſpitzt, ſpäterhin immer mehr abgeſtumpft und etwas verlängert dar.

Vom ſiebenten Jahre an werden auch die Vorderzähne nach und nach länger, beſonders an der Wurzel mehr gelbbräunlich gefärbt. Die Bohne verſchwindet gleichfalls nach und nach — beim harten Futter früher, beim weichen ſpäter.

Die Roßhändler, auch — oft nicht mit Unrecht — Roßtäuſcher genannt, haben Mittel ausgeſonnen, zum gemeinen Gebrauche noch zu junge Pferde älter, als ſie ſind, erſcheinen zu laſſen und alte dem Zahne nach zu

*) Daß Hakenſtuten unfruchtbar ſeyn ſollen, iſt — wie ich aus Erfahrung beſtimmt verſichern kann — Fabel.

verjüngern. Erſteres wird bewirkt, indem man bei einem Pferde, welches erſt in das vierte Jahr getreten iſt, das Abzahnen durch Ausbrechen der noch zu wechſelnden Fohlenzähne erzwingt, ſo daß das kaum viertehalb Jahr alte Pferd nach wenigen Wochen, wenn die Erneuerung vor ſich gegangen iſt, als voll fünfjährig ſich darſtellt. Das Verjüngen bewerkſtelligt man durch Abfeilen der Zahnkronen, durch Eingraben und Einbrennen der Bohne in dieſelbe, auch wohl durch Bleichen der Zähne mit verdünnter Vitriol- oder Schwefelſäure. Die ſcheinbare Erhöhung des Alters iſt ſchwer und nur ſo lange zu erkennen, bis die neu hervorbrechenden Zähne ihre ganze natürliche Länge erreicht haben, und zwar beſonders daran, daß auf jeder Seite des Ober- und Unterkiefers die zwei äußern Vorderzähne kürzer ſind, als die mittelſten, hingegen beim regelmäßig natürlichen Abzahnen auf jeder Seite nur der äußerſte kürzer als die vier mittleren erſcheint. Die ſcheinbare Verjüngung nimmt man wahr, theils an den nicht ganz vertilgten Feilſtrichen, theils an der oft ungeregelten Form der Bohnen, theils durch Schaben an dieſen, wodurch, wenn die Bohne künſtlich aufgefriſcht iſt, das Braune weggenommen werden kann — was bei der natürlichen der Fall durchaus nicht iſt. Grund zur Muthmaßung, daß ein oder der andere der gedachten Kunſtgriffe gebraucht worden iſt, hat man jedesmal, wenn ein übrigens nicht bösartiges Pferd kopfſcheu iſt, oder ſich nicht in das Maul ſehen laſſen will. Dies pflegt meiſtentheils eine Folge der langweiligen und höchſt ſchmerzhaften Operation zu ſeyn.

§. 12.

Alle reißende Thiere, dann die meiſten Fliegen- und Bremſenarten ſind Feinde des Pferdes. Kein anderes Hausthier wird ſo ſtark ſtrapazirt, keines kann — in ſehr vielen Fällen — weniger geſchont werden, keines iſt daher Krankheiten mehr ausgeſetzt; an keinem zeigen ſich — größtentheils als Folge der übermächtigen Anſtrengung — mehr Fehler und Mängel.

Wir finden demnach

A. Innere Krankheiten.

Von dieſen ſind die bedeutendſten:

a) Der Rotz — er iſt eine anſteckende Krankheit, man kennt dagegen noch kein ſpecifiſches Mittel.

Verdächtig iſt derſelben das Pferd, wenn man einen feſtliegenden, unſchiebbaren Knoten zwiſchen dem Unterkiefer, beſonders an einer Seite deſſelben und dabei einen zähen gelblichen Ausfluß aus den Naſenlöchern bemerkt. Noch höher ſteigt der Verdacht, wenn der Ausfluß nur aus einem Naſenloche erfolgt, dabei grünlich oder röthlich gefärbt und übelriechend, die Naſenwand aber entzündet iſt. Gewißheit geben Chancres in der Naſe.

b) Der Wurm — noch anſteckender und eben ſo unheilbar als der Rotz; oft mit dieſem verbunden. Die Füße — vorzüglich die hintern — ſehr dick geſchwollen, die Geſchwulſt ſehr hart, dabei ſpäterhin unzählige, in Eiterung übergehende Knoten und Beulen in der Haut.

c) Koller — raſende Wuth; nie oder nur ſelten heilbar.

d) Sonnenſchuß — Wuth, die nur dann ausbricht, wenn dem Pferde die Sonnenſtrahlen ins Auge fallen — unheilbar.

e) Dummheit — das Auge traurig und blöde; im Stalle der Kopf tief herunterhängend; häufiges Ohrenſpiel ohne Veranlaſſung von außen; Mangel an Eßluſt, oder beim Freſſen im Kauen ſtockend; ſchwer oder gar nicht rückwärts zu ziehen und zu ſchieben, ſtarkes Einlegen in den Zügel und in das Gebiß; übermäßiges Heben der Füße und ſchwankender Tritt; beim hohen Krankheitsgrade die übers Kreuz geſtellten Vorderfüße in dieſer Stellung bleibend. In den meiſten Fällen unheilbar.

f) Darmgicht, Kolik — heftige, mit Verſtopfung verbundene Krämpfe im Magen und Unterleibe, wobei das Pferd meiſt ſich legt, anhaltend ſtöhnt, oft

mit dem Kopfe nach den Flanken herumfährt und ſich wälzt. Rührt die Krankheit nicht vom Würmerbiß her, ſo iſt ſie — in ſo fern nicht gleich anfänglich zweckmäßige Heilmittel angewendet werden — in den meiſten Fällen ſchnell tödtlich. Pferde, die einmal von dieſer Krankheit befallen und hergeſtellt wurden, verfallen bei geringer Veranlaſſung leicht wieder in dieſelbe.

g) Verſchlag und Verfangen. Erſter wird verurſacht durch Erkältung nach vorgängiger Erhitzung, letzteres durch ſtarkes Reiten gegen den Wind. Bei beiden Krankheiten ſchwellen die Füße, und werden entweder gelähmt oder doch ſteif. Beim Verfange bemerkt man gemeiniglich auch Anſchwellen der Kopf- und Halsdrüſen. Beide Uebel ſind zwar heilbar, laſſen jedoch meiſtentheils Steifheit in den Fußgelenken und Sehnenüberſpannung zurück. Als Folge derſelben bemerkt man oft wulſtartige Erhöhungen, die rings um den Huf laufen, und dieſer wird gewöhnlich ſpröde und überhaupt unförmlich.

h) Druſe, eine gewöhnliche katarrhaliſche Herbſt- und Frühlingskrankheit. Es entſtehen zu Anfang derſelben ſchiebbare Knoten zwiſchen dem Unterkiefer, die ſich zuweilen entzünden, eine Beule bilden und in Eiterung übergehen. Oefter erfolgt ein dünn- oder ſtrengflüſſiger Abgang aus beiden Naſenlöchern, mit Huſten verbunden. Mitunter wirft ſich auch der Krankheitsſtoff auf andere Körpertheile und bringt da Beulen, die in Eiterung übergehen, hervor.

An ſich und bei zweckmäßiger Behandlung pflegt die Krankheit nicht von Bedeutung zu ſeyn, meiſt auch von ſelbſt ſich zu heben. Wird ſie aber vernachläſſigt, oder das Pferd bei derſelben ſtark erhitzt und dann wohl gar vor Erkältung nicht geſchützt; hält ſie über neun bis vierzehn Tage an: ſo kann ſie den bedenklichen Charakter der Stockdruſe annehmen, und als ſolche, unregelmäßig behandelt, ſogar in Rotz oder Wurm übergehen.

i) Haarſchlag. — Er entſteht oft aus einer vernachläſſigten Druſe, die ſich auf die Lungen geworfen hat, äußert ſich durch trocknen, kurzen Huſten, ohne Abgang aus der Naſe, durch kurzen Athem, Schnaufen, Röcheln, durch Schlagen mit den Flanken, und iſt der Schwindſucht beim Menſchen ähnlich. Selten iſt er heilbar.

k) Durchfall. l) Blutſtallen — Blutharnen.

B) Aeußere Krankheiten.

a) Raude — eine Hautkrankheit, die aus den nehmlichen Veranlaſſungen wie bei andern Hausthieren — Erhitzung, Erkältung ſchnell auf einander folgend, ſchlechtes Futter und Getränk, unreinliche Haltung — entſteht; durch knotige Verhärtungen in der Haut an allen Körpertheilen, beſonders am Halſe, welche ſpäterhin in Eiterung übergehen, ſich andeutet; anſteckend und oft ſchwer zu heilen iſt. Vernachläſſigt, kann ſie in Wurm übergehen.

b) Blindheit. — Sobald ſie ganz eingetreten iſt, wird ſie beim freien Gange des Pferdes an dem übermäßigen Heben der Füße, am Anrennen an aufſtoßende Gegenſtände, und an dem unſichern Hin- und Hertaumeln auf dem Wege im Allgemeinen leicht erkannt. Folgende Blindheitsarten kommen am öfterſten vor: α. der ſchwarze Staar — das Auge iſt dabei helle und klar, der Stern gewöhnlich ſchwarz, ſtatt braun. Er iſt nur im Schatten bemerkbar und gänzlich unheilbar. β) der graue Staar — der Stern iſt dabei eben ſo, wie beim Menſchen, verdunkelt. Operation iſt, ſo viel ich weiß, noch nicht verſucht worden, oder doch nicht geglückt. γ) die Mondblindheit — das Auge beim zunehmenden Monde blau und trübe, beim abnehmenden helle und klar. Während der zuletzt erwähnten Zeit ſieht das Pferd vollkommen gut, während der erſten gar nicht. Sie iſt unheilbar. δ) Felle auf den Augen — ſie ſind im erſten Entſtehen zuweilen heilbar.

c) Augenkrankheiten. α) thränende, fettige Augen — der Stern verdunkelt, die Wimpern, durch die ausſchwitzende Feuchtigkeit, ſchlaff herunterhängend. Selten heilbar. β) Augenentzündung das Weiße roth, das ganze Auge, nach dem Grade der Entzündung, mehr oder weniger heiß. Hat ſie ihren Grund in einem, durch fremdartige Körper verurſachten Reiz, ſo iſt ſie leichter zu heilen, als wenn ſie aus körperlicher Dispoſition entſteht.

d) Lahmheit. Sie wird an dem bekannten Hinken auf einem oder dem andern Fuße, wobei das Pferd dieſen ſchont, im Allgemeinen erkannt. Ueber den eigentlich leidenden Theil des lahmen Fußes kann in den meiſten Fällen nur ein erfahrner, geſchickter Roßarzt entſcheiden, und ſelbſt dieſem wird es nicht ſelten ſchwer.

An den Vorderfüßen kommen folgende Lähmungen am öfterſten vor: blatt- oder buglahm, knielahm (ſelten), Ausdehnung, Ueberſpannung, Geſchwulſt der Sehnen und Knoten an denſelben, faßellahm, kronenlahm, huflahm — durch Eintreten fremder Körper, oder durch Steingallen, welche letztere ungefähr das ſind, was man beim Menſchen Hühneraugen nennt, nur daß ſie im Innern ſich anſetzen.

An den Hinterfüßen wird das Pferd entweder kreuzlahm, oder kugellahm, oder ſpathlahm — letzteres durch eine Knochengeſchwulſt unter dem inwendigen Knie, welche auf die darüber liegenden Adern und Muskeln drückt. In Rückſicht der Lahmheit an den Sehnen, Feſſeln und Hufen alles wie bei den Vorderfüßen.

Noch muß die Lahmheit erwähnt werden, welche durch die ſogenannten Schalen — beulenartige Verhärtungen, die auf der Krone ſichtbar ſind, — oder durch Hornklüfte — Querſpalten im Hufe — oder durch Hornſpalten — Längsſpalten im Hufe

entſtehen. Nur ſelten kommt dies alles an den Hinterfüßen vor. In allen Hufen können auch Strahlengeſchwüre entſtehen.

Von dieſen Lahmheiten ſind die durch Spath und Schalen veranlaßten die einzigen, die nie, und die Blatt-, Kreuz- und Kugellähmungen die, die ſelten ganz geheilt werden.

C. Mängel und Fehler.

a) Gallen — beulenartige, mit wäſſeriger Feuchtigkeit angefüllte Erhabenheiten, welche an den Heſſen der Hinterfüße, oder über dem Feſſelgelenk der Vorder- und Hinterfüße durchgehend, oder nicht durchgehend, und im letztern Falle an der auswendigen oder inwendigen Seite der erwähnten Fußtheile erſcheinen. Sie entſtehen am gewöhnlichſten bei übergroßer Anſtrengung des Thieres, oft aber auch in Folge körperlicher Dispoſition. Die durchgehenden Gallen verurſachen merkliche Schwäche, die nicht durchgehenden oft nur Uebelſtand. Erſtere werden ſelten oder nie geheilt, letztere zuweilen, aber doch nicht leicht anders, als mit Zurücklaſſung merklicher Spuren.

b) Ueberbeine, an der äußern oder innern Seite des Unterarmes. Sie ſind ſchädlich und verurſachen, wenn ſie ſo liegen, daß ſie an die Sehne drücken, bei zunehmender Größe Lahmheit, außerdem fallen ſie nur übelſtändig ins Auge.

c) Stollbeulen — Balggeſchwülſte, die hoch am Oberarme der Vorderfüße dicht unter dem Blatte oft dadurch entſtehen, wenn das Pferd im Liegen den gedachten Theil der Füße immerwährend auf die Stollen des Beſchlages ſtützt. Sie ſind heilbar; Spuren bleiben jedesmal zurück und verurſachen Uebelſtand.

d) Das Krippenſetzen (Koppen) — ein lautes, widriges Gluchſen, oder erzwungenes Aufſtoßen, welches junge Pferde oft aus Spielerei ſich angewöhnen, oder von andern lernen, indem ſie die Zähne auf oder in die Krippe ſetzen, die Luft hervorpreſſen und wie-

der verſchlucken. Oft werden Krämpfe im Unterleibe dadurch verurſacht; oft iſt es aber auch nicht ſchädlich, übelſtändig aber immer in hohem Grade, und dann, wenn das Pferd auf die Krippe ſetzt, nachtheilig dadurch, weil beim Freſſen viel Futter verloren geht.

e) Das Luftköken — das eben gedachte Gluchſen, wenn es das Pferd erzwingt, indem es auf das Gebiß (Trenſe oder Canthare) preßt. Dieſer große Fehler verurſacht oft Darmgicht. Er iſt, ſo wenig wie das Krippenſetzen, dem Thiere abzugewöhnen.

Zuſatz: In den königl. ſächſ. Landen iſt der Verkäufer gehalten, den Käufer in aller Art zu entſchädigen, dem er ein mit dem Rotze behaftetes Pferd hinterliſtig verkauft hat. Ein verhandeltes Pferd, an welchem — ohne Verſchulden des Käufers — während der erſten vier Wochen Koller, Sonnenſchuß, Dummheit, Haarſchlag oder Mondblindheit ſich äußert, auch wenn es Krippenſetzer oder Luftköker iſt, muß der Verkäufer zurücknehmen, und die ganze Kaufſumme herausgeben.

Doch geht das alles ohne prozeſſualiſche Weitläufigkeiten und ohne bedeutende Koſten nicht ab.

Beiden Theilen iſt in dergleichen Fällen daher immer gütlicher Vergleich anzurathen.

§. 13.

Von dem in Arabien, Sibirien und in der Tartarei einheimiſchen, meiſt kleinen, dickköpfigen, ſtruppig behaarten wilden Pferde (E. Cab. ferus) ſtammen höchſtwahrſcheinlich alle bekannte Halb- und Abarten ab, deren es faſt ſo viele gibt, als Länder und Provinzen, in welchen Pferdezucht ſtatt findet.

Als ganz reine Halbarten haben ſich bis jetzt vielleicht nur die arabiſchen und perſiſchen Pferde fortgepflanzt.

Nur Schade, daß ſie bei ihrer entſchiedenen Vortrefflichkeit faſt gar nicht zu haben, und für den Privatmann wenigſtens unbezahlbar ſind. Mit einigem Grunde können

jedoch folgende Racen, welche ſämmtlich, in ſo fern ſie roh noch zu erhalten ſind, gute Jagdpferde liefern, zu den Halbarten gerechnet werden:

a) Das polniſche Pferd — Mittelſchlag, oft klein; Kopf meiſt ſtark; Hals eben ſo und nicht lang; das Kreuz gewöhnlich kurzgefaßt und abſchüſſig. Pferde dieſer Race ſind gewöhnlich dauerhaft, raſch, anfänglich meiſt widerſpenſtig, ſelten ſehr ſcheu und werden leicht ſchußbändig.

b) Das ungariſche Pferd — dem polniſchen an Bau und Naturell ſehr ähnlich, doch meiſt gedrungener und von Knochen ſtärker.

c) Das meklenburgiſche Bauerpferd — ſtarker Mittelſchlag, ſtark von Knochen, kurz gefeſſelt; ſelten ſchön von Kopf und Hals, größtentheils ſehr regelmäßig in Rückſicht des Rückens und Kreuzes gebaut, ſehr kräftig, dauerhaft, ſicher, raſch, gewandt; ſelten bösartig; unverwüſtlich brav; tüchtiger Freſſer. So war dieſe Race faſt durchgängig ſonſt beſchaffen; ſeitdem aber durch fremde Hengſte das Aeußere verſchönert wurde, verlor ſie an innerer Güte.

Aus der Vermiſchung dieſer und anderer Halbarten ſind unzählige Abarten hervorgegangen, von welchen einige der ausgezeichnetſten durch fortgeſetzte Kultur wieder eigene Racen gebildet haben. Hierher ſind vorzüglich die engliſchen Pferde zu rechnen, welche ihren Racenurſprung der Vermiſchung des arabiſchen Blutes mit dem perſiſchen zu verdanken haben ſollen, und bei denen das arabiſche Blut noch immer durch Hengſte dieſes Stammes von Zeit zu Zeit aufgefriſcht wird. Bei allen ihren unbeſtreitbaren innern und äußern Vorzügen würden ſie jedoch — wenn ſie auch weniger hoch im Preiſe ſtünden — nur ſelten zu Jagdpferden, die im Walde gebraucht werden ſollen, ſich eignen, weil ſie meiſt zu ſtarr- und langhälſig, auch hartmäulig ſind, weßhalb ihnen die erforderliche Gewandtheit zu mangeln pflegt.

Uebrigens werden in den vielen Land= und andern Geſtüten, wie ſie zeither in Teutſchland — z. B. in Sachſen, Preußen, Anhalt und ſelbſt in Meklenburg ꝛc. — unterhalten worden ſind, mancherlei Abarten gezogen, von denen viele Individuen ganz vorzügliche Jagdpferde abgeben.

§. 14.

Die Nahrung wird vom wilden Pferde von mancherlei, der Jahreszeit nach ſehr verſchiedenen, Produkten des Pflanzenreichs bezogen.

Ueber die Fütterung, Wartung und Pflege des Jagdpferdes iſt das Bemerkenswertheſte Abſchn. I. Abth. I. Kap. 1. §. 59. bereits mitgetheilt worden.

§. 15.

Die Fortpflanzung erfolgt:

a) in wilden Geſtüten — wenn Stuten und Hengſte das ganze Jahr hindurch im Freien beiſammen bleiben und ſich beliebige Nahrung ſuchen.

b) In halb wilden — wenn beide Geſchlechter unter Verhältniſſen, welche den unter a beſtimmten gleich ſind, den Sommer und Frühherbſt verleben, gegen den Winter aber in abgeſonderte Ställe getrieben und da gefüttert werden.

c) In zahmen — wenn jedes Geſchlecht, von dem andern abgeſondert, den Sommer und Frühherbſt hindurch auf der Weide zubringt, während des Winters im Stalle unterhalten, die Saugfohlen, aber in einem gewiſſen Alter, von den Mutterſtuten getrennt, für ſich erzogen werden.

Das Beſchälen (die Begattung) erfolgt bei a und b nach freier Willkühr der Thiere, bei c wird im April oder Mai für jede roſſige (begattungsluſtige) Stute ein ſchicklicher Hengſt ausgewählt und ihr dann zugeführt. Merkzeichen des Roſſigſeyns ſind: das Anſchwellen des Geburtsgliedes und der häufige Abgang einer zähen gelblichen Flüſ=

ſigkeit aus demſelben. Gewöhnlich iſt die Stute 14 bis 21 Tage roſſig.

Wenn ſie belegt werden ſoll, ſo pflegt man, um den Hengſt vor Schlagverletzungen zu ſichern, ſie an den Hinterfüßen zu feſſeln, am Zaume zu halten, erſt einen Probierhengſt heran zu laſſen, und wenn ſie dieſen duldet, den zum Gatten beſtimmten an der Leine herbeizuführen.

Nach einigen verliebten Neckereien erfolgt von Seiten des Hengſtes die Bedeckung mit großem Eifer und dauert ziemlich lange.

War ſie befruchtend — was daraus hervorgeht, wenn nach vier Wochen die belegte Stute den Hengſt nicht duldet — ſo bringt dieſe nach zwölf Monaten — bei der Erſtgeburt zuweilen 1½ Monat früher — ein Fohlen, ſelten Zwillinge.

Das Nahen der Fohlzeit wird an der großen Stärke des Leibes, dem ſehr ſtarken Euter, aus deſſen Zitzen zähe Milchtropfen hervortreten, bemerkbar.

Die Geburt erfolgt in den meiſten Fällen auf dem natürlichen Wege von ſelbſt; zuweilen wird aber auch künſtliche Hülfe nöthig, mit welcher dann nicht geſäumt werden darf.

Gleich nach der Geburt pflegt man dem Fohlen einen an der Zunge befindlichen, dunkelröthlichen, milzartigen Anhang, und die an den Fußſohlen ſich darſtellenden ſchwammigen Ballen wegzunehmen.

Das Fohlen fängt ſehr bald an, außer der Muttermilch — die ihm jedoch unter zwanzig Wochen nie ganz entzogen werden ſollte — friſche und feine Gräſer und Kräuter anzunehmen, auch Hafer und Heu zu freſſen.

Nach dem Abſetzen (Entwöhnen von der Milch) und bis es zwölf Monate alt iſt, gebe man ihm, nebſt grünem und Heufutter, täglich etwas Hafer; dann aber bis zum Aufſtallen im vierten, oder beſſer, im fünften Jahre nur leichtes Futter — im

Sommer gute, doch nicht zu fette Weide, im Winter gutes Heu und Ueberkehre, aber nur ſehr wenig oder gar keinen Hafer.

§. 16.

Nach dem Tode wird die Haut des Pferdes zu Chagrin zu gute gemacht, oder zu Sohlen- und Stiefelſchaft- und Riemenleder gegerbet; das kürzere Schweifhaar zu Polſtern und Haarſohlen, das lange zu Schleifen und Schlingen ꝛc. gebraucht, nachdem es vorher geſotten worden.

Der Sehnen bedient ſich vorzüglich der Orgelbauer zum Verbande der Bälge.

Die Blaſe wird wie die Rindsblaſe verwendet. Das ausgeſchmolzene Kammfett gebrauchen die Gerber und andere Handwerker zum Geſchmeidigmachen anderer Lederarten.

Die Benutzung des Düngers in der Feld- und beſonders in der Gartenökonomie iſt weſentlich und bekannt.

Schaden hat die Oekonomie überhaupt, die Waldökonomie aber im Beſondern nur dann von dieſer Thierart zu fürchten, wenn in Rückſicht der Hutung die erforderlichen Beſchränkungsmaaßregeln nicht genommen, oder nicht gehörig befolgt werden.

Anwendung zum Jagdbetriebe: a) als Schießpferd — beim Bürſchen; b) als Hetzpferd; c) als Parforcepferd; d) als Falkonierpferd.

§. 17.

Es iſt hier nicht der Ort dazu, über die Vollkommene Abrichtung des Jagdpferdes — über das ſogenannte Zureiten deſſelben — Unterricht zu geben; auch geſteht der Verfaſſer es freimüthig, daß er die dazu erforderliche Geſchicklichkeit in der Reitkunſt nicht beſitzt. Deshalb nur die allgemeine Bemerkung.

Das Jagdpferd muß leicht, ruhigen Temperaments, gewandt, und kampagnemäßig gut geritten; das Schieß- oder Bürſchpferd, nächſt dem allen, auch vollkommen ſchußbändig ſeyn.

Aus mehreren Stellen des gegenwärtigen Werkes geht hervor, wie weſentlich nützlich — in manchen Fällen ſogar unentbehrlich — das Schießpferd dem Weidmann werden kann und oft wirklich iſt.

Der Verfaſſer erlaubt es ſich hier — salvo meliori — den Weg anzuzeigen, den er ſtets mit gutem Erfolge eingeſchlagen iſt, um ſeine Pferde ſchußbändig und überhaupt zum Betriebe der Bürſchjagd brauchbar zu machen.

Zuvörderſt muß daß Bürſchpferd dazu gewöhnt werden, daß es ſich an einem, an der linken Seite der Cantare eingeſchnallten, Beizügel willig führen läßt, gelaſſen dem Führer folgt, oder neben ihm hergeht, auch unbeweglich ſtehen bleibt, wenn er es thut. Nur durch häufige, anfänglich nicht lange anhaltende, Uebung im Freien gelangt man zu dieſem Zwecke, und um ſo leichter, wenn man dem Pferde von Zeit zu Zeit Zucker oder Brod aus der Hand füttert. Faſt jedes bekommt dadurch ſo viel Anhänglichkeit an den Reiter, daß es ſich auch da nicht entfernt, wenn dieſer es, ohne den Zügel zu halten, gehen läßt.

Wenn das Pferd in gedachtem Punkte unverbrüchlich gehorſam iſt, wird das Gewöhnen zum Schießen vorgenommen. Nach meiner Erfahrung gelingt dies auf folgende Weiſe und im Freien am ſchnellſten und ſicherſten.

Man lade, ehe man ſich dem Pferde naht, eine Piſtole, ſetze ſich auf und reite eine ganze Strecke ruhig fort. Dann ergreife man im Gange unvermerkt das Gewehr, ſpanne, ohne das beim Einſetzen der Stange in die Nuß gewöhnliche Knacken hörbar werden zu laſſen, den Hahn *), und drücke, die Piſtole abwärts gehalten und unter dem Winde, ohne Weiteres ab.

Das Pferd wird beim Knalle allerdings einige Sätze machen. Man ſtrafe es deshalb nicht, ſuche es durch Streicheln, immer langſam vorwärts reitend, zu beruhi-

*) Um dies zu bewerkſtelligen, muß man, indem der Hahn geſpannt wird, den Abzug mit dem Zeigefinger zurückdrücken und wenn der Hahn in der zweiten Ruhe ſteht, den Finger vom Abzuge wegnehmen.

gen; gebe ihm dann etwas Brod oder Zucker, laſſe demſelben die Piſtole nicht ſehen, noch weniger beriechen, und thue am erſten Tage keinen Schuß weiter.

So verfahre man einige Tage nach einander, bis das Pferd ruhiger zu werden anfängt. Dann ſtecke man ein Paar geladene Piſtolen in die Holſter, benehme ſich wie vorher mit dem erſten Schuſſe und thue den zweiten erſt dann, wenn das Pferd jenen vergeſſen hat. Läßt es auch hierbei keine ſonderliche Furcht mehr blicken; ſo ſteige man ab, wähle ſeinen Stand, den Beizügel haltend, ſo, daß der Wind den Pulvergeruch nicht auf daſſelbe zutreibt und lade die Piſtolen, ſitze dann auf und ſchieße ſie noch einmal ab. Nie wiederhole man dies ſo oft, daß dadurch das Thier zur Ungeduld gereizt werden könnte.

Aeußert es beim Schießen im Gehen kein Merkmal des Schreckens mehr; ſo halte man ſtill, und drücke eine Piſtole ab.

Jedesmal wenn es ruhig bleibt, liebkoſe man es ſtreichelnd und gebe ihm Brod oder Zucker.

Nach und nach muß auch der Verſuch, auf dem Pferde ſitzend zu laden, gemacht werden; aber nie eher, bis es, ohne ſich zu rühren, nach dem Schuſſe ſtill ſteht.

Auch darf das Pferd erſt dann, wenn es den Knall nicht mehr ſcheuet, das Knacken beim Aufziehen des Hahnes hören; ſonſt würde es ſehr bald gewahr werden, daß dieſem jener folgt, und aus Furcht nicht ruhig bleiben.

Sehr hüte man ſich, es zu verſengen; das vergißt es ſchwer und ſelten ganz.

Scheuet es die Piſtole nicht mehr; ſo ſtelle man mit einer leichten Flinte gleiche Uebungen an.

Zeigt es auch da keine Furcht mehr, ſo fange man erſt an, daneben ſtehend zu ſchießen, indem man es am Beizügel hält, lege in der Folge auf dem Sattel auf, gehe eine Strecke weit neben ihm her, halte an, und knalle vorn, hinten und auf jeder Seite. —

Nicht einen einzigen Fall weiß ich mir zu erinnern

daß ich über drei Wochen Zeit gebraucht hätte, ein Pferd auf dieſe Art völlig ſchußbändig zu machen, und nie mißlang es ganz.

Drittes Kapitel.

Vom Wild- oder Thiergarten *).

§. 1.

Die Ueberſchrift des gegenwärtigen Kapitels beſtimmt den Namen, mit dem man einen feſt umſchloſſenen Bezirk zu belegen pflegt, in welchem nur eine Wildgattung, oder mehrere, die ihrer Natur und Aeſung nach neben einander beſtehen können, ausgeſetzt, unterhalten und zugezogen werden.

Mit ſo mannigfachen Annehmlichkeiten — unter denen die obenan ſteht, daß die Benutzung durch Schonzeit nicht eingeſchränkt iſt — der Beſitz eines Thiergartens verbunden ſeyn mag; ſo kann doch nicht geläugnet werden, daß die dazu zu verwendende Bodenfläche, auf andere Art benutzt, höheren Ertrag abwerfen muß. Bringt man hiernächſt die ſehr anſehnlichen Koſten der erſten Anlage und die nicht unbeträchtlichen der Unterhaltung in Anſchlag; ſo kann man ſich des Wunſches nicht erwehren, daß nur große Herren und ſehr reiche Privatleute ſich mit der Anlage und Unterhaltung eines Wildgartens befaſſen möchten. In dieſer Rückſicht iſt die Einrichtung ſehr weiſe, nach welcher in den meiſten Ländern ſelbſt der mit allen

---

*) Des Herrn Grafen von Mellin Verſuch einer Anweiſung zur Anlegung, Verbeſſerung und Nutzung der Wildbahnen. Berlin bei Pauli 1779. 4. Kap. IV — VII. Laurops Annalen der Forſt- und Jagdwiſſenſchaft (Darmſtadt, bei Heyer und Leske) Band I. Heft 4. Band II. Heft 1 bis 4. durchgängig unter Nr. 1.

und jeden Jagden beliehene Gutsbeſitzer ſich durch beſonders auszuwirkende Vergünſtigung erſt das Recht erwerben muß, einen Wildgarten anzulegen, in ſo fern ihm dieſes im Lehnbriefe nicht expreß zugeſtanden wurde.

§. 2.

Zur Einrichtung eines Wildgartens eignet ſich beſonders ein Laubholzbeſtand, welcher hin und wieder mit tragbaren Wieſen und Feldern durchſchnitten iſt, oder wo dieſe durch Ausrotten angelegt und durch gute Bearbeitung urbar gemacht werden können.

Gut, aber nicht gerade nothwendig iſt es, wenn Anhöhen mit Vertiefungen, trockner Boden mit näſſigem abwechſeln.

Haupterforderniß iſt: 1. friſches Waſſer zur Tränke. Fließendes hat unſtreitig den Vorzug; doch kann den Mangel deſſelben hinlängliches Röhr- oder gutes Quellwaſſer erſetzen. Für Edelwild 2. wenigſtens eine Suhle — ein tiefgründiger, ſtets naſſer, modriger Fleck — worin ſelbiges an heißen Sommertagen und in der Brunſtzeit ſühlend (wälzend) oder badend, ſich abkühlen kann.

Die Zahl des auf einer gewiſſen Fläche eingeſchränkt zu erhaltenden Wildbrets kann nicht anders, als nach der vorhandenen natürlichen Aeſung, nach der zugleich mit zu erzeugenden künſtlichen, und endlich nach der Möglichkeit, hinlängliche und ſchickliche Winterfütterung herbeizuſchaffen, beſtimmt werden.

Iſt Holzbeſtand und Boden gut, ſo können, erfahrungsmäßig, auf einer Fläche von 100 ſächſiſchen Ackern, (zu 300 □Ruthen) 60 Stück Edelwild, oder 80 Stück Edel- und Damwild im Gemeng zur Hälfte, oder 100 Stück Damwild beſtehen; in ſo fern an der Winterfütterung nicht geſpart und auf die Kultur des Bodens gehörige Sorgfalt gewendet wird *).

*) Wenn ich hier der Rehe gar nicht erwähne, ſo mag man den Grund hierzu in meiner Ueberzeugung ſuchen, daß ſie, irgend eng eingeſchloſſen,

§. 3.

Die beſte Vermachung eines Thiergartens iſt allerdings eine 10′ über der Erde erhabene Mauer, in welcher hin und wieder, auf der halben Höhe, Schießſcharten anzubringen ſind. Da dieſe aber ſehr koſtbar iſt, ſo bleibt die allen andern vorzuziehen, wo in 8″ ins Gevierte haltenden, 10′ über der Erde ſtehenden eichenen Säulen 2″ ſtarke Bohlen, bis auf die Höhe von 5′, über dieſen aber ſtarke Latten, etwa 5 bis 6″ aus einander ſtehend eingefalzt werden; doch muß unter den Bohlen noch der Grund 1′ tief gemauert ſeyn. Aufgerichtete, oben mit Zaungärten verflochtene eichene Planken haben zwar ziemliche Dauer, aber alle Raubthiere arbeiten ſich unten zu leicht durch. Umzäunungen mit kiefernen, geſchälten, in durchlöcherte, breite Steile oder Stände eingelaſſenen Hegeſtangen ſind an Orten wo es viel Nadelholz gibt, die wohlfeilſten, bedürfen aber einer faſt immerwährenden Ausbeſſerung und das Abwehren der Raubthiere iſt bei ſolchen faſt ganz unmöglich.

Alle Thore und Thüren müſſen gut verwahrt werden und nach dem Wildgarten hineinwärts aufgehen.

Der ſogenannten Einſprünge, welche zuweilen dazu dienen können, den Wildbeſtand im Thiergarten durch Zugang von außen zu vermehren, erwähne ich nur beiläufig, theils weil deren Anlage Privatleuten ſelten geſtattet wird, theils weil ſie zufällig oft mehr Nachtheil als Vortheil bringen.

Sie beſtehen in einer, etwa 20′ breiten, in der Umzäunung gelaſſenen Oeffnung, welche mit 6 bis 7′ hohen

---

nicht fortkommen. Ich weiß übrigens wohl daß von den angegebenen Wildarten in vielen Thiergärten ein weit ſtärkerer Beſtand ſtatt findet; gewiß aber rührt auch daher die Schwäche des Wildes am Leibe und Gehörne. —

Zuſatz zur zweiten Ausgabe. Von einem und dem andern Schriftſteller iſt es getadelt worden, daß obige Beſtandsannahme ſich auf genaue Berechnung nicht gründe. Der Verfaſſer iſt und bleibt der Meinung, daß alle Rechnung auf dem Papiere, in Fällen obiger Art, vergeblich ſei, und daß in ſolchen Erfahrungsregeln allein gültig ſeyn können.

Palliſaden zugeſetzt wird. Dicht an der innern Seite derſelben läßt man die Erde 3 bis 4′ tief ausgraben, und dieſe Vertiefung nach dem Garten hinein 10 bis 12′ breit ſchräg aufwärts, an der daran ſtoßenden Vermachung aber einige Fuß weit ſchwalbenſchwänzig auslaufen. Die ausgeſtochene Erde wird ſo hinter den Palliſaden aufgeworfen, daß dicht an der äußern Seite der Boden mit denſelben völlig gleich iſt, ſich aber immer weiter abwärts ſo lange vertieft, bis er mit der übrigen Erde horizontal wird.

Durch die Einſprünge fällt zuweilen allerdings in der Brunſtzeit ein fremder Hirſch in den Wildgarten ein; aber ſehr begreiflich iſts doch auch, daß, wenn in der Nacht bei ſtarkem Winde viel Schnee fällt, die innere Vertiefung leicht voll geweht werden kann.

Da nun in ſolchen Wehen der Schnee ſich oft ſo feſt zuſammendrückt, daß ein Stück Wild darüber wegziehen kann, ohne durchzutreten; ſo möchte, ehe der Schnee aus der Vertiefung geſchaufelt wird, auf einmal leicht mehr Wildbret in einer Nacht entfliehen, als in zehn Jahren Zugang durch den Einſprung erwartet werden kann.

An der freieſten Seite des Thiergartens muß nicht nur die Wohnung für den Aufſeher, ſondern auch nicht weit davon der Heuſchuppen erbaut werden. Dieſer muß auf dem Dachboden das zur Winterfütterung erforderliche Heu faſſen, unten aber ſo viel Höhe und Raum haben, daß Hirſche und Thiere gemächlich in demſelben ſtehen und ſich wenden können. Die ganzen Giebelenden bleiben offen, das Säul- und Riegelwerk aber wird verlattet. In der Mitte wird die Heuraufe *), an jeder Seitenwand aber

*) Die Raufe muß weit enger, als bei einer Pferderaufe, geſpriegelt, und ſo hoch geſtellt werden, daß eines Theiles alte Thiere und Hirſche nicht oben hinein langen, andern Theils Schmalthiere und Kälber, ohne mit dem Rücken anzuſtoßen, gemächlich unter derſelben weggehen und ſo vor den von Futterneid herrührenden Mißhandlungen ſich retten zu können. Auch iſt es räthlich, nicht fern von dem Hauptſchuppen ein Paar kleinere, zu 8′ Höhe im Lichten und zu 10′ Länge und Tiefe ins Gevierte, errichten und mit Raufen verſehen zu laſſen. Sie ſind dazu beſtimmt, Schmalthiere und Kälber allein aufzunehmen, und wes-

eine Krippe angebracht, um im Winter bei ſchlechter Witterung darin füttern zu können. Zu dem nehmlichen Zweck bei ſchönem Wetter muß um den Schuppen herum für eine hinlängliche Anzahl Raufen, welche den Schafraufen gleichen, und für frei ſtehende ſchmale Krippen geſorgt werden.

Der Waldbeſtand im Wildgarten iſt mit Alleen zu durchſchneiden, welche außer der guten Ueberſicht auch noch große Vortheile beim Einfangen gewähren. Auch iſts gut, wenn wenigſtens in einer Ecke der großen Vermachung, eine kleine angebracht wird, deren eine Seite offen bleibt, um da hinein das einzufangende Wild treiben, dann aber ſelbige zuſtellen zu können.

Das Schlagholz theilt man in zwölf bis ſechzehn kleine Gehaue, von welchen in der Folge alljährlich einer abzutreiben iſt. Damit aber der Ausſchlag vom Wilde nicht verbiſſen und das Holz am Ende nicht ganz zu Grunde gerichtet werde, iſt es nothwendig, ſo viel leichtes, 8′ hohes, transportables Gatterwerk in Bereitſchaft zu halten, daß damit die abgetriebenen Schläge, wenigſtens die erſten ſechs Jahre hindurch, umſetzt werden können.

Nächſtdem pflanze man in den Gehauen wilden Jasmin (Philadelphus coronarius, *Linn.*), auch den aus Nordamerika zu uns gekommenen großen ſtachlichen Hagedorn (Crataegus coccinea, *Linn.*), auf freien Plätzen wilde und gutgemachte Obſtſtämme aller Art, und Roßkaſtanienbäume an, verbinde aber letztere bis zur Krone ſtark mit Dornen, oder umſetze jeden ringsum dicht mit Pfählen und verflechte dieſe, oben wenigſtens, mit Weiden. Jede Eiche und Buche, ſelbſt die kernfaule, muß, in ſo fern ſie noch Früchte trägt, ſorgfältig geſchont werden.

An den Wieſen und Ackerplätzen und ſonſt hin und wieder laſſe man Kanzeln zum Anſtande errichten.

---

halb die Eingänge ſo niedrig gemacht werden, daß Hirſche und Thiere gar nicht eindringen können.

§. 4.

Wenn nun alle dieſe Vorbereitungen und Anlagen gemacht ſind, iſt es Zeit, für Herbeiſchaffung des auszuſetzenden Wildbrets zu ſorgen.

Man ſuche zu dem Ende von den Wildarten, welche man unterhalten will, ſo viel gezähmte Stücke und ſo viele Varietäten, als nur immer möglich, aufzutreiben. Erſtere werden dazu vorzüglich mitwirken, das übrige Wild früher auf die Fütterung zu ziehen und fromm zu machen; letztere erhöhen das Vergnügen des Beſitzers und aller Wildliebhaber.

§. 5.

Schon bei anderer Gelegenheit iſt dem Vorurtheile widerſprochen worden, daß Edel- und Damwild ſich nicht auf einem Stande vertrage. Viele, ſelbſt kleinere, Thiergärten beweiſen das Gegentheil, und hierauf ſtützt ſich die Behauptung, daß es räthlich ſei, in größern Wildgartenanlagen beide genannte Wildarten neben einander zu unterhalten.

Die vorzüglichſte dieſer Art, welche ich geſehen habe, machte der jetzige königl. preuß. General, Graf von Lindenau, im Jahre 1795 auf dem Rittergute Machern unweit Leipzig und pflegte ihrer vortrefflich, bis er 1802 dieſe von ihm ungemein verſchönerte Beſitzung veräußerte. Jetzt exiſtirt der Wildgarten nicht mehr! —

Ich glaube meine Leſer nicht beſſer über das zweckmäßigſte Verfahren bei der erſten Einrichtung und bei der ferneren Behandlung eines mäßig großen Wildgartens unterrichten zu können, als wenn ich ihnen folgende Anzeigen über den Macherſchen mittheile, welche ich der Güte eines Freundes verdanke, der mit leidenſchaftlicher Fürſorge in Abweſenheit des Herrn Grafen die Oberaufſicht führte.

„Der Holzwuchs, in dieſem Thiergarten, welcher ungefähr 76 Acker Flächeninhalt hatte, war ſehr gut; die Wieſen nicht übel."

„Im Sommer und Herbſte des Jahres 1795 wurden vierzehn Stück Edelwild, welche im Preußiſchen,

Anſpachiſchen und Deſſauiſchen eingefangen worden waren, ausgeſetzt. Unter dieſen befand ſich ein weißer Hirſch und ein weißes Schmalthier *). Im Herbſte deſſelben Jahres kam ein rothes Hirſchkalb aus Litthauen an, welches von einer Kuh geſäugt worden war und, von dieſer begleitet, die weite Reiſe glücklich zurückgelegt hatte. Es war ſchon als ſolches und blieb auch als Spießer ausgezeichnet ſtark; ſchon im dritten Jahre trug der junge Hirſch ein ſehr reguläres Gehörn an zehn Enden, und ſetzte im Jahre 1802 vierzehn Enden, gerade, an anſehnlich ſtarken Stangen auf. Ein Beweis, daß die Aeſung und Pflege muſterhaft war. Dies erhellete auch daraus, daß, außer einem Schmalthiere, im nächſten Winter nicht ein einziges Stück fiel, und daß ſich im folgenden Jahre nach der Setzzeit der Wildſtand auf dem natürlichen Wege — den Zukauf von zwei zahm erzogenen Thieren abgerechnet — bis auf 28 Stück vermehrt hatte. Von vierzehn im eigenen Reviere und in der Nachbarſchaft eingefangenen Rehen hingegen, worunter drei weiße waren, fielen eilf, aller verwendeten Sorgfalt ungeachtet, binnen Jahresfriſt; nur drei hielten ſich länger, aber auch nicht ein Junges ward gezogen."

„Im Jahre 1797 ſetzte man auch Damwild aus, welches ſich, obwohl auf der Aeſung immer von Edel-

---

*) Das weiße Edelwild in Machern war etwas ſchwächer als das gemeine rothe im Freien zu ſeyn pflegt. Ob dies in der Natur deſſelben liegt, oder ob es die Beſchränkung in einem engen Raume bewirkt, muß ſich in einigen Jahren vielleicht im Deſſauiſchen aufklären, da auf der ſogenannten Moſſigkauer Heide ein junger weißer Hirſch und ein weißes Thier, welche der Erbprinz in Machern kaufte, wenigſtens ungleich mehr Freiheit erhielt. An andern Orten will man bemerkt haben, daß, wenn weiße Hirſche mit weißen Thieren brunſten, kaum der ſechste Theil eben ſo gefärbter Kälber fallen. Ungleich mehrere dieſer Art ſollen rothe Thiere zu Folge der Brunſt mit weißen Hirſchen ſetzen. Auch dies könnte in Zukunft von Deſſau aus beſtätigt oder widerlegt werden. —

Zuſatz zur 2ten Ausgabe. Das im Deſſauiſchen ausgeſetzte weiße Edelwild, beſonders aber deſſen zweite Generation, blieb gegen das rothe von gleichem Alter keinesweges zurück; der fernere Erfahrungsſatz erhielt Beſtätigung.

wild entfernt, doch gut hielt, ſehr feiſt wurde und glücklich ſetzte."

„Im Oktober deſſelben Jahres kamen ein Elen-Hirſchkalb und zwei Rothwildkälber, jenes von einer Kuh, dieſe von einer Stute geſäugt und begleitet, glücklich aus Litthauen an. Erſteres ward ſehr fromm; bekam anfänglich Milch und Schrotgetränk, Eichenlaub, Ebereſch- und Schießbeeren (Frucht des gemeinen Faulbaumes, Rhamnus frangula, *Linn.*), nachher auch Möhren und Hafer zur Nahrung, und wurde täglich zur Tränke geführt, in welcher es ſich jedesmal mit Schwimmen vergnügte."

„Das unter §. 8. zu erwähnende Kräuterpulver wurde ihm gleichfalls täglich, auf das Futter geſtreut, gegeben." (Neuere Erfahrungen haben gelehrt, daß ohne dieſes Pulver Elenkälber nicht gut gedeihen).

„Als daſſelbe mehr herangewachſen war, ließ man es aus dem Stalle zum übrigen Wilde, welches ſich anfänglich wohl vor dem Fremdlinge ſcheuete, ihm aber doch bald in ſeiner Geſellſchaft Zutritt geſtattete. In der Folge ſchloß es ſich überall, ſelbſt auf der Fütterung, an die ſtarken Hirſche an und wurde von ihnen geduldet. Auch in der ſtrengſten Kälte des Winters, welchen es in Machern zubrachte, blieb es immer munter und ſcherzte mehr als das übrige Wild; zugleich bildeten ſich zwei Kolben von 3″ Länge auf dem Roſenſtocke, als Anfang zum künftigen Geweihe.

„Der großen Verwüſtungen halber, die es am Holze durch Schälen anrichtete, mußte ſich der Herr Graf entſchließen, dies in unſern Gegenden ſo ungewöhnliche Stück den achten Mai 1798 todtſchießen zu laſſen."

„Bei ſeiner Ankunft war es 5′ 6″ hoch, den Kopf mit gerechnet 5′ 4″ lang. Während der ſiebenmonatlichen Exiſtenz im Wildgarten wuchs es 8″ in der Höhe und 7″ in der Länge."

„Auch an den zwei Wildkälbern, welche gleiches Vaterland mit ihm hatten, zeigte es ſich, daß das litthauiſche Rothwild gleich von der frühesten Jugend an ſtärker

und beſonders hochläufiger als das unſrige, in der Farbe und den andern Eigenſchaften von dieſem aber nicht unterſchieden iſt *).“

„Gewiß iſt der Fall ſelten, daß Edelwildkälber mit Pferdemilch geſäugt werden. Das vortreffliche Gedeihen derer, von welchen hier die Rede iſt, macht mehrere Verſuche dieſer Art wünſchenswerth.“

„Die kleine litthauiſche Stute bezeigte ungemein viel Liebe zu ihren Säuglingen, welche von dieſen gegen die Pflegemutter im vollſten Maaße erwiedert ward. Auch behielten ſie eine ſo große Anhänglichkeit an Pferde, daß ſie, nachdem die Stute entfernt worden war, wenn der Herr Graf im Thiergarten herumritt oder fuhr, gleich den Pferden nachzogen, ſie berochen und ſich nur ungern beim Ausgange davon trennten.“

„Am 4ten Junius 1799 erhielt der Macherſche Wildbeſtand einen neuen Zuwachs aus dem heſſiſchen Wildgarten durch zwei Stück bengaliſchen Wildes (Axis- oder Gangeshirſch), beſtehend in einem Spießer und in einem alten Thiere.“

„Das Axiswild iſt roth und weiß gefleckt, faſt wie das bei uns gemeine, im Sommer bunte Damwild; doch hat jenes feineres Haar, eine weit brennender rothe Farbe und viel feinere Nüancen in Rückſicht der Flecken, an jeder Seite der Unterlippe einen braunen Fleck, einen noch größern, eben ſo gefärbten, mit einem weiß und roth gemiſchten Rande umgebenen vor der Stirn, weiße Seiten des Naſenbeines, weißgelbliche Backen, weißes braungerändertes Gehör, einen ſilbergrauen Hals und eben ſo gefärbte Läufe. Zur höchſten Zierde gereicht ihm der breite ſammtartige ſchwarze Streif, welcher längs dem Rücken ſich ausdehnt. Es iſt etwas ſchwächer am Leibe als das Damwild, und etwas ſtärker als das Reh. Der Hirſch dieſer Art ſetzt nicht mehr als ſechs, aber hoch ver-

*) Doch iſt zu bemerken, daß der litthauiſche Hirſch im höheren Alter merklich ſtärkere Stangen bekommt, aber verhältnißmäßig weniger Enden anſetzt, als der unſrige.

eckte Enden auf, welche, wie die Stangen, auch nach dem Fegen weißlich von Farbe ſind. Das Gehörn wiegt ſchwer, iſt ſehr feſt und hat Augenſproſſen. Die Eckzähne (Haken) fehlen."

„Das Ariswild iſt außerordentlich flüchtig und hat ungemein viel Schnellkraft in den Sehnen, ſo daß der Hirſch ohne große Anſtrengung über eine 8″ hohe Vermachung in Machern überfiel. Es blieb immer ſchüchtern und nur das alte Thier gewöhnte ſich am Ende Brod aus den Händen des Wärters anzunehmen; der Hirſch aber war ſo böſe, daß er, enge eingeſchloſſen, dem Wärter zuweilen, im Freien dem ſtärkſten Edelhirſche, welcher ihm zuletzt auswich, und ſelbſt Edel- und Damthieren, erſterem zu allen Jahreszeiten, und letztern ſogar in der Brunftzeit gefährlich wurde. Was ihm an Stärke abging, erſetzte er durch Gewandtheit. Deshalb mußte er alljährlich, wenn er gefegt hatte, eingefangen und ihm das Gehörn abgeſägt werden."

„Sowohl die erſten Ankömmlinge, als die in Machern gezogenen Kälber konnten ſich ſo wenig an die Strenge unſers Winters gewöhnen, daß ſie während desſelben in einem warmen, reinlich gehaltenen, öfters mit friſchem Sande ausgeſtreuten Stalle verwahrt ſeyn mußten und nur in der Mittagsſtunde eines ſchönen, gelinden Tages, in dem engen, vor demſelben angebrachten Gatterwerke ſich Bewegung machen und friſche Luft ſchöpfen durften. Während dieſer Gefangenſchaft beſtand ihre Aeſung in vorzüglich gutem Heu, Hafer und Gerſte, welche ei- einen Tag um den andern mit einem für alles Wild im Wildgarten ſehr heilſam befundenen Pulver überſtreuet ward *). Zuweilen bekamen ſie auch geſchnittene Möhren (Daucus carota).

Den Grund der ſonderbaren Ereigniſſe, welche man in Rückſicht der Brunft des bengaliſchen Wildes überhaupt, ſo wie in der des Abwerfens und Aufſetzens der

*) Das Recept dazu ſoll §. 8. mitgetheilt werden.

Hirſche zu bemerken Gelegenheit fand, habe ich bisher größtentheils in einer vielleicht übertriebenen zärtlichen Pflege geſucht, bin aber durch die Güte eines ſehr achtungswerthen Mannes belehrt worden, daß das Axiswild in Bengalen ſelbſt zu verſchiedenen Jahreszeiten ſetze und brunfte. Nach dieſer vorausgeſchickten Bemerkung mag mein Freund fortfahren.

„Das bengaliſche Wild *) brunftet zu keiner Jahreszeit ausſchließlich, ſondern im Winter wie im Sommer; ja, ein altes Thier ward am neunten Tage, nachdem es geſetzt hatte, als das Kalb noch lebte, ſchon wieder beſchlagen; gemeiniglich geſchieht dies aber erſt drei Wochen nach dem Setzen.“

---

*) Döbel beſchreibt es unter dem Namen: indianiſche Hirſche, ſchon in ſeiner Jägerpraktik und zwar für die Zeit, in welcher er ſchrieb, genau genug, nur fehlt er in der Benennung; denn der indianiſche Hirſch iſt ſehr viel ſchwächer und zarter als der bengaliſche und macht wie dieſer eine eigene Art der Gattung Cervus aus. Auch die Behauptung: man finde Gehörne von acht bis zehn Enden, iſt falſch. Genauere Angaben über das Axis- oder bengaliſche Wild, als bei jenem Schriftſteller zu erwarten ſind, liefert die Abhandlung des Hrn. Reichsgrafen v. Mellin in v. Wildungens Taſchenbuche für Jagd- und Forſtfreunde f. d. Jahr 1802. Dieſe ſtimmen faſt durchgängig mit dem überein, was mein Freund darüber ſagt.

Der Herr Graf gibt die höchſte Stärke des Axis im Gewicht zu 100 Pfund an.

Der von ihm aufgeſtellte Erfahrungsſatz, daß das Gehörn eines alten Axis-Hirſches die Stärke des Geweihes eines gemeinen Edelhirſches an ſechs Enden erreiche, hat ſich an dem, welcher von Machern nach Potsdam verſetzt wurde und auch dort in der nahrhafteſten Aeſung und Fütterung ſtand, nicht beſtätigt. Denn das Gehörn nahm in vier Jahren an Stärke nicht mehr zu und blieb um Vieles ſchwächer, als es der obigen Angabe nach hätte ſeyn müſſen.

Noch beſtimmter iſt ein anderer: „daß ein Hirſch, welchem die Stangen dicht über den Roſen abgeſägt werden, für das Jahr, worin dieſe Verſtümmelung ſtatt findet, zur fruchtbringenden Brunft völlig untüchtig ſeyn ſoll,“ im Macherſchen Wildgarten widerlegt worden. Nur ein einziger bengaliſcher Hirſch befand ſich dort; dieſem wurde jedes Jahr das Gehörn dicht über dem Roſenſtocke abgeſägt, die befruchtende Brunftfähigkeit ihm aber dadurch ſo wenig benommen, daß er in dieſem Zuſtande das alte Thier mehr als einmal hoch beſchlug. Die Vorſchläge des Herrn Grafen, die Brunft des Axis-Wildes auf beſtimmte Zeiten zurückzuführen, ſcheinen zweckmäßig zu ſeyn und beſtehen darin: man ſolle alle die Brunfthirſche nur im September zu den Thieren laſſen, außerdem ſie in einer beſondern Vermachung halten; die übrigen aber caſtriren.

Nur möchte das Zurückbringen der erſtern in die Vermachung mit vielen Schwierigkeiten, ſogar mit Gefahr verbunden ſeyn.

„Das Wild geht gerade 33 Wochen tragend, aber nur die im Frühlinge und Sommer geſetzten Kälber gedeihen, Herbſt- und Winterkälber hingegen fallen (ſterben) faſt alle in der früheſten Jugend.“

„Das alte Thier ward hochbeſchlagen in den Thiergarten gebracht und ſetzte binnen drei Jahren viermal, jedesmal ein Kalb. Zwei fielen bald nach der Geburt; eins aber wuchs zum Spießer, ein anderes zum Schmalthiere heran. Beide erreichten die Stärke und bekamen ganz die Farbe der Aeltern, noch ehe ſie mit dieſen im Sommer 1803 andern Beſitzungen des Herrn Grafen zugeführt wurden.“

„Der Macherſche Axis-Hirſch warf mit Eintritt des Winters und meiſtentheils noch im December ab, verreckte aber erſt gegen Ende des folgenden Junius, und fegte im Julius völlig. Uebrigens hat die Bemerkung des Herrn Oberforſtmeiſters v. Wildungen, „daß ſich das Aufſetzen und Abwerfen des Axis-Hirſches nach derjenigen Periode richte, in welcher er geſetzt ward,“ ohne die Glaubwürdigkeit des Angebers in Anſchlag zu bringen, viel Wahrſcheinliches.“

Vielleicht würde der Herr Graf v. Lindenau, wenn er länger im Beſitze des ſchönen Machern hätte bleiben wollen, folgende Edelwilds-Ab- und Halbarten, welche in Wildgärten ſehr gut fortkommen, noch in den ſeinigen zu bringen geſucht haben:

a) Den Brandhirſch, welcher vorzüglich in den böhmiſchen Wäldern angetroffen wird. Er zeichnet ſich durch langes, ſchwarzes, zottiges Haar am Halſe, und durch eine dunkelbraune Bruſt von dem gewöhnlichen Rothhirſche aus; ſetzt aber ein Gehörn auf, deſſen Pracht weniger in der Endenzahl, als in der Stärke der Stangen und Roſen beſteht.

b) Das ſilberfarbene Edelwild. Man findet es in dem gräflich Stolbergiſchen Thiergarten zu Wernigerode. Das Haar iſt an einigen Stücken mehr grau, an andern mehr weißlich. Für eine große, aber ſeltene Zierde wird es gehalten,

wenn ein ſchwarzer oder dunkelbrauner Streif ſich über den Rücken hinabzieht, und wenn die Läufe ſchneeweiß ſind.

e) Das Bläß-Edelwild. Außer andern Orten findet man es auf dem fürſtlich bernburgiſchen Harz-Antheile. Es hat im Allgemeinen die Farbe des gewöhnlichen Rothwildes und unterſcheidet ſich nur von dieſem, bald durch einen breiteren, bald durch einen ſchmaleren weißen Streif, welcher von der Stirn bis zur Naſe herabläuft, und durch weiße Schmitzen, die an dem vorwärts gekehrten Theile der Keule, bis zum Kniegelenk herunter gehen. Zuweilen ſoll das Bläßwild im Alter in ſilberfarbenes ausarten *).

§. 6.

Am wenigſten koſtſpielig iſt die Einrichtung und Unterhaltung eines blos mit Damwild beſetzten Wildgartens, weil dieſes nicht nur härter iſt als das Edelwild, ſondern auch mit ſchlechterer Aeſung vorlieb nimmt. Es kann daher in Wildgärten, die einzig Damwild und deſſen für die örtlichen und Flächen-Verhältniſſe nicht zu viel enthalten, alles, was weiter unten über Erzeugung künſtlicher Aeſungsmittel vorkommt, wo nicht gänzlich wegfallen, doch nach einem bei weitem ökonomiſchern Plane eingerichtet werden. Nur Obſt, Roßkaſtanie, Eichelmaſt und etwas Heu und Hafer zur Winterfütterung darf nicht fehlen.

§. 7.

Soll eine auf einen kleinen Bezirk eingeſchränkte, für dieſen verhältnißmäßig ſtarke Stückzahl an Wild, welcher Art es ſei, gedeihen; ſo leuchtet es ein, daß dieſer Zweck nur durch zweckmäßige Behandlung des Gehölzes, der Wieſen und des Ackers in demſelben, ſo wie durch

*) S. v. Wildungens Taſchenbuch 1808. S. 165. 1809 — 1812. I.

andere Aeſungsmittel, wozu alles am Ende des vorigen Paragraphen Genannte gehört, erreicht werden kann.

Die Schläge im Wildgarten müſſen im Spätherbſte, oder doch mit Eintritt des erſten Schnees abgetrieben werden. Das gefällte Holz läßt man reihenweiſe legen, weil in dieſer Jahreszeit die Knospen und zum Theil die Schale den Abgang anderer Aeſung erſetzen. Mehr über dieſen Gegenſtand wird man §. 13. finden.

Alle in der Vermachung vorhandene Wieſenflecke müſſen im zeitigſten Frühlinge geräumt, die Maulwurfshaufen aus einander geſtoßen und mit Klee oder andern guten Grasarten beſäet werden. Befänden ſich tiefe, bruchige und ſaueres Futter tragende Plätze darunter, ſo ſuche man die überflüſſige Näſſe durch Graben abzuleiten. Hat man hingegen Gelegenheit, die höhern trockneren zu wäſſern, ſo laſſe man dieſe nicht ungenutzt.

Noch immer wendet man, im Allgemeinen, auf keinen Zweig der Landwirthſchaft ſo wenig Sorgfalt, als auf möglichſte Förderung der Wieſen- und Futterkräuterkultur. Nirgends iſt jedoch dieſe nothwendiger, als in einem Wildgarten. Hier, wo das Wild jedes friſch hervorſproſſende, kräftige Nahrung gewährende Gräschen abäſet, werden die beſſern Pflanzen nur zu bald durch die mehr wuchernden ſchlechtern unterdrückt, wenn man nicht alles anwendet, dem Emporkommen jener durch Düngung Hülfe zu leiſten. So oft als möglich, wenigſtens alle drei Jahre, muß dieſes hier durch Aſche oder Hühner- und Taubenmiſt geſchehen.

Sämmtliche in einem Wildgarten befindliche Wieſen ſind in mehrere Abtheilungen zu bringen und dieſe abgeſondert von einander ſorgſam zu verhegen. Immer iſt nur eine davon dem Wilde einzuräumen und, wenn dieſe ausgeäſet iſt, eine andere zu öffnen, erſte aber ſofort zu ſperren, um den Nachwuchs zu begünſtigen.

Das vom Wilde nicht abgeäſete Gras, ſei es auch noch ſo wenig, muß jährlich zweimal abgemäht werden, nicht ſowohl der Benutzung wegen, als um den beſſern Kräuter- und Grasarten das Emporkommen zu erleich-

tern und beiläufig die Ueberhandnahme des Mooſes zu verhindern.

Um hierzu — wie dies unter den beſtehenden Verhältniſſen öfters als ſonſt nöthig werden muß — durch die Kunſt mitzuwirken, iſt von jenen Abtheilungen von Zeit zu Zeit eine und vorzugsweiſe immer die, welche den ſchlechteſten Graswuchs zeigt, zuerſt umzupflügen, bis der Raſen völlig verfault, bei guter Düngung als Ackerland zu benutzen, dann aber mit gutem Futterkraut- und Grasſamen überſtreut, wieder in Wieſe umzuwandeln.

Da die in einem Wildgarten vorhandenen Ackerplätze jedes Jahr tragen ſollen, ſo darf es denſelben an gutem Dünger und fleißiger Beſtellung nicht fehlen. Ein Theil kann mit Roggen *), der andere mit Winterreps oder Rübeſaat (Brassica napus hiberna), der dritte im Frühling mit Hafer, alles aber ſo zeitig als möglich beſäet werden. Jede von dieſen Abtheilungen läßt man gleichfalls ſo lange mit Gatterwerk umſetzen, bis ſie dem Wilde eingegeben werden ſollen. Iſt der Boden gut und hat ſich der Roggen gehörig beſtockt, ſo kann er ſchon im Spätherbſte einige Tage hindurch dem Wilde Aeſung liefern, muß aber dann wieder verhegt werden. Die Umſetzung des Reps bleibt ſtehen, bis Schnee fällt. Durch das alsdann gleich erfolgende Aufthun deſſelben erhält das Wild ein kräftiges und heilſames Labſal. Nur ſpare man es nicht zu lange auf; denn bei einfallendem Thauwetter fangen die Blätter zu faulen an und wirken ſo ſchädlich auf die Geſundheit des Wildes.

Der mit Hafer bebaute Theil kann, in ſo fern die junge Saat vorzüglich üppig ſteht, vor dem Schoſſen aufgethan werden, um zu der Zeit, wo grüne Kräuter noch nicht häufig ſind, ſolche hierdurch zu erſetzen; bald aber muß

---

*) Johannis- oder Staudenkorn (Secale cereale multicaule) iſt am vorzüglichſten, weil es gleich nach Johanni, oder doch im Auguſt ſchon geſäet wird und ſich vor Winters außerordentlich beſtockt. Der öffentlichen Anzeige des fürſtl. anhalt-deſſauiſchen Kommerdirektors, Herrn von Raumer, zufolge, iſt im Amte Wörlitz immer Same zu bekommen.

er wieder verhegt werden, bis der Hafer Körner bekommt. Dann überläßt man ihn dem Wilde ganz. Aeſung auf junger grüner Saat vertritt bei ihm die Stelle einer Frühlingskur, deshalb gibt man auch dem Roggen, ſobald er ſich im Frühlinge hinlänglich beſetzt hat, völlig Preis, jedoch vor dem Schoſſen. Denn theils wäre dann der Zeitpunkt ſchon vorüber, wo das Wild der Unterſtützung vorzüglich bedarf, theils nimmt es die harten veralteten Stengel nicht an.

Alle Eich- und Buchmaſt, die Kaſtanienfrucht und wenigſtens der durch Winde und Wurmſtich verurſachte Obſtabfall gebührt im Wildgarten deſſen Bewohnern von Rechts wegen *).

§. 8.

Ich komme nun auf einen eben ſo wichtigen als Koſten verurſachenden Gegenſtand, die Winterfütterung. Vernachläſſigung derſelben zieht Zugrundrichtung des Wildes unvermeidlich nach ſich; zweckmäßiges Verfahren mit derſelben befördert mehr als Alles andere das Gedeihen deſſelben.

Zuvörderſt muß eben ſo gutes Heu auf den Schuppen gefahren werden, als das iſt, welches man den Schafen füttert; das ſchlechtere etwa im Thiergarten noch erbauete verbraucht man anderwärts, oder, mit beſſerm gemiſcht, zur Fütterung des Damwildes.

Nächſtdem laſſe man, wenn im Reviere Eicheln oder Bucheln gerathen ſind, einen hinlänglichen Vorrath leſen, recht dünn auf einem luftigen Boden ſchütten und öfters umſchaufeln; ſorge auch für den nöthigen Hafer, und, wenn es ſeyn kann, für eine Quantität Möhren.

*) Vielleicht wird man mir bei den meiſten dieſer Angaben zu große Koſtſpieligkeit zum Vorwurf machen; allein ich glaube mit Unrecht, da gewiß jeder darin mit mir übereinſtimmt, daß niemand eine Anlage dieſer Art machen ſoll, dem die Mittel, ſie ſo gut als möglich zu unterhalten, nicht zu Gebote ſtehen.

Sobald als im Spätherbſte die natürliche Aeſung ſich zu vermindern anfängt, muß täglich wenigſtens einmal gefüttert werden. Zu dem Ende vertheilt der Wärter in den gut gereinigten Krippen einen Tag Eicheln, den andern Hafer; das Heu täglich auf den Raufen, bei gutem Wetter außerhalb, bei ſchlechtem innerhalb des Schuppens.

Für einen Wildſtand, welcher dem im zweiten Paragraphen angenommenen gleich kommt, iſt es hinreichend, wenn man bei mäßig ſtrenger Witterung täglich acht Dresdner Metzen Eicheln oder Hafer und ½ Centner Heu, bei großer Kälte und tiefem Schnee aber zwölf Metzen vom erſteren und einen Centner vom letztern rechnet. Doch kann an gelinden Tagen etwas abgebrochen, an äußerſt ſtrengen aber zugelegt werden.

Zur Erhaltung der Geſundheit des Wildes iſt es gut, wo nicht täglich, doch immer einen Tag um den andern ½ Metze (Dr. M.) Salz, oder zwei bis drei Hände voll von folgendem Pulver, welches im Macherſchen Thiergarten ſehr bewährt gefunden ward *), mit dem Futter in den Krippen zu vermengen:

Man nehme getrocknetes und pulveriſirtes Eberreiß, auch Eberraute genannt (Abrotanum); Rheinfahl (Rheinfarrn, Tanacetum) und Küchenſalz, von einem dem Maaße nach ſo viel als vom andern, und miſche es gehörig durch einander.

Auch iſt es ſehr gut, wenn nächſt dem Hafer von Zeit zu Zeit einmal vier Metzen (Dr. M.) kleinwürflich geſchnittener Möhren gegeben werden.

§. 9.

Ganz beſondere Rückſicht iſt von Jahr zu Jahr auf die Erhaltung eines richtigen Verhältniſſes zwiſchen dem

*) Der Nutzen, welchen es leiſtete, ward dadurch beſonders ſichtbar, daß man die Lunge alles im Wildgarten geſchoſſenen Edelwildes vollkommen geſund; die aller gefallenen Rehe aber — weil dieſe weder Futter noch Pulver annahmen — anbrüchig fand.

männlichen und weiblichen Geſchlechte, ſo wie zwiſchen dem jüngern und ältern Wilde zu nehmen.

Angenommen alſo, man hätte den Wildgarten allein mit Edelwild beſetzt, ſo würde ich für die Zahl von 60 Stück folgende Eintheilung vorſchlagen:

A. An Hirſchen:	B. An Wild:	C. An Kaſtraten:
1 Kapitalhirſch,	24 alte Thiere,	2 alte,
1 Hirſch mittler Stärke,	6 Schmalthiere,	3 zweijährige,
2 gemeine Hirſche,	8 Wildkälber.	3 einjährige.
1 Gabelhirſch,	38 Stück.	8 Stück.
4 Spießer,		
5 Hirſchkälber.		
14 Stück.		

Sollten aber in einem Wildgarten von gleichem Flächeninhalte 40 Stück Edel- und 40 Stück Damwild unterhalten werden; ſo könnte bei jeder Wildart ungefähr folgende Klaſſifikation ſtatt finden:

A. An Hirſchen:	B. An Wild:	C. An Kaſtraten:
1 Kapital- } Hirſch,	16 alte } Thiere.	2 alte,
1 Mittel- } Hirſch,	4 Schmal- } Thiere.	2 zweijährige,
1 gemeiner } Hirſch,	5 Wildkälber.	2 einjährige.
1 Gabel- *) } Hirſch,	25 Stück.	6 Stück.
2 Spießer,		
3 Kälber		
9 Stück.		

Wäre hingegen die Bevölkerung deſſelben auf 100 Stück Damwild feſtgeſetzt, ſo würden folgende Verhältniſſe anzunehmen ſeyn:

A. An Hirſchen:	B. An Wild:	C. An Kaſtraten:
1 Kapitalſchaufler,	36 alte, } Thiere.	9 alte von verſchiedenen Jahren,
2 ſchwächere verſchiedenen Alters,	10 Schmal- } Thiere.	3 dreijährige,
6 gemeine Hirſche,	12 Wildkälber.	3 zweijährige,
6 Spießer,	58 Stück.	4 einjährige.
8 Hirſchkälber.		19 Stück.
25 Stück.		

§. 10.

Treten nicht beſondere unvorherzuſehende Unglücksfälle ein; ſo werden die oben angegebenen Eintheilungen

---

*) Da beim Dammwilde Gabelhirſche nicht vorkommen, ſo kann ſtatt deſſen ein gemeiner mehr bleiben.

ſich deſto leichter gleichmäßig erhalten laſſen, wenn eine genaue Liſte über Beſtand, Zugang und Abgang und zugleich ein Tagebuch über die vorkommenden Ereigniſſe ununterbrochen fortgeführt wird.

Nach beiden muß man ſich mit der Wegnahme des Ueberzähligen ungefähr auf folgende Art richten:

Nach der Setzzeit kann man die Thiere, welche zum zweitenmale gelte geblieben ſind, weiterhin einige Spießer und Schmalthiere, in ſo fern ſie nicht zum Erſatz des Abganges an älterm Wilde erforderlich ſind, in der Feiſtzeit entbehrliche Hirſche, unter dieſen aber vorzüglich den älteſten ſchießen, wenn nicht beſondere Gründe, z. B. ein ſehr ausgezeichnetes Gehörn u. dgl., dem Beſitzer des Thiergartens die Erhaltung deſſelben wünſchenswerth machen, weil dieſer hier noch eher als im Freien ſeiner Unbeholfenheit wegen in der Brunftzeit das Opfer der jüngern, mehr rüſtigen, werden kann.

Nie darf man zwei Hirſche mittleren Alters, von gleicher Stärke auf die Brunft treten laſſen; ſonſt gehen ſie oft beide durchs Kämpfen zu Grunde.

Während und nach der Brunft kann von Zeit zu Zeit ein Kaſtrat, im Spätherbſte und im Winter das überzählige Wild, und im Frühling ein noch übriges Schmalthier gebürſcht werden.

Findet ſich Gelegenheit, eingefangenes Wild gut zu verkaufen, ſo iſt der September hierzu die ſchicklichſte Zeit. Kälber werden bei dieſer Gelegenheit am höchſten benutzt, gewöhnen ſich auch leichter an veränderte Aeſung.

Alles gezähmte Wild muß ſorgfältig geſchont werden.

§. 11.

Das Bürſchen betreibe man immer ſtill und ruhig.

Das Schießen an der Fütterung — ſo gewöhnlich es auch iſt, kann ich nicht billigen; denn dies iſt der Ort, wo das Wild nie und im mindeſten nicht geſtört oder unruhig gemacht werden ſollte.

Man wird ja doch jederzeit andere Gelegenheit finden, ein beſtimmtes Stück zu erlegen; indem man ſich

auf den Kanzeln anſtellt, oder außer der Vermachung herumſchleicht und ſich die Schießſcharten zu Nutze macht, um einen guten Schuß anzubringen.

Das Zutreiben beunruhigt das Wild nicht nur für den Augenblick, ſondern es bleibt lange ſcheu darnach. Auch zieht es ſich, ſobald es merkt, worauf es abgeſehen iſt, ſo enge im Trupp zuſammen, und läßt ſich ſo wenig ſprengen, daß es ganz unmöglich wird, ein bezeichnetes Stück herauszuſchießen.

Schlechte Schützen gehören in einen Thiergarten gar nicht.

§. 12.

Zum Einfangen bedient man ſich der §. 13. des erſten Kapitels dieſes Anhanges beſchriebenen Hirſchnetze, und zwar werden ſie nach §. 18. deſſelben Kapitels buſenreich geſtellt. Iſt zu dieſem Zweck eine kleine beſondere Vermachung nach §. 3. des gegenwärtigen Kapitels im Wildgarten eingerichtet; ſo wird der Theil des Wildes, wobei die Stücken ſtehen, welche man zu haben wünſcht, durch den offnen Eingang ganz ſtill und ruhig hineingetrieben, dann ein ſtraffes Netz oder hohes Tuch ſchnell vorgezogen, hierauf in der Mitte das Fallnetz geſtellt und endlich das Wild in dieſes hineingejagt.

Außerdem kann man auch die Abtheilung des Gartens, in welcher das geſuchte oder beſtimmte Wild eben ſteht, verlappen und auf einer Allee, die durch dieſe kleine Lappſtadt geht, dicht am Holze die Fallnetze ſtellen.

§. 13.

Die Obliegenheiten des Thiergartenwärters, welcher mit allen die Behandlung des ihm anvertrauten Wildes betreffenden Kenntniſſen ausgeſtattet und überhaupt ein tüchtiger Jäger ſeyn muß, beſtehen hauptſächlich in Folgendem:

1. Er muß es keinen Tag verſäumen, die ganze Vermachung des Wildgartens zu umgehen und jeden Theil derſelben genau zu unterſuchen, ob etwa hier oder dort et-

was ſchadhaft zu werden anfängt. Bemerkt er irgend eine Stelle, wo dies der Fall wäre, ſo verſtelle er ſie augenblicklich mit einem Tuche oder Netze, oder verlappe ſie wenigſtens doppelt, bis ſie ſobald als möglich wieder ausgebeſſert worden iſt.

2. Er verdoppele ähnliche Unterſuchungen, wenn viel Schnee bei heftigem Winde fällt; weil ſich da oft ſehr hohe, ſogenannte Windwehen an der Vermachung aufhäufen, welche nicht nur durch den Druck gegen dieſelbe ihren Einſturz veranlaſſen, ſondern auch außerdem dem Wilde Gelegenheit überzufallen verſchaffen können. Wäre die Möglichkeit eines ſolchen Ereigniſſes nur zu ahnden, ſo muß, koſte es auch was es wolle, der Schnee ohne Zeitverluſt ab- und aus einander geworfen werden.

3. Er lege die kleinen Gehaue im Thiergarten zur rechten Zeit an und laſſe das Holz, wenn im Winter das Wild die Knospen der oben liegenden Aeſte abgeäſ't hat, umwenden; in ſo fern es auch da nichts mehr fände, wegfahren, dann aber im zeitigen Frühlinge den Schlag umſetzen, und dieſen, wie alle folgende, die zur Schonung beſtimmten Jahre hindurch verhegen.

4. Vorzüglich laſſe er ſichs angelegen ſeyn, jedes einzelne Stück genau zu kennen und es dem zu Folge täglich zu beobachten. Nichts wird ihm das Geſchäft mehr erleichtern, als wenn er ſich bemüht, das ſämmtliche Wild ſo fromm als möglich zu machen und es ſobald als möglich auf die Fütterung zu ziehen. Sind einige gezähmte Stücke dabei, ſo wird er den Zweck um ſo eher erreichen, wenn er dieſe, je nachdem ſie gewohnt ſind, durch Rufen oder Blaſen zuerſt an die gut verſorgten Krippen und Raufen lockt. Käme dann das übrige Wild auch nicht ſogleich mit heran, ſo folgt es doch gewiß noch in der nächſten Nacht der Leitung des gezähmten.

Kann dieſes Mittel nicht ſtatt finden, ſo verſuche er, nachdem vorgefüttert iſt, alles in einen Trupp und heran zu treiben, laſſe es aber, ſo lange dies nöthig iſt, ganz ungeſtört äſen. Sehr bald wird es die Futterſtunde, die immer genau gehalten werden muß, bemerken und ſich frei-

willig nähern. Nach und nach zeige ſich dann der Wärter, umgehe die Fütterung, ziehe ſich aber zurück, ſobald das Wild unruhig wird. Bleibt es endlich ungeſtört bei der Aeſung, wenn er ſich ſehen läßt, ſo fange er an, während es das Futter annimmt, auf einem Flügelhorne zu blaſen, behalte aber immer dieſelben Töne bei. Einige Tage werden hinreichen, dies Zeichen den hungrigen Gäſten verſtändlich zu machen, und in kurzer Zeit werden ſie ſich, demſelben zu Folge, an die Fütterung ziehen und täglich frömmer werden.

Nicht nur

5. bei dieſer Gelegenheit, ſondern auch dann, wenn ſich das Wild beim Aeſen im Thiergarten vertheilt hat, beobachte er es genau. Bemerkt er ein lahmes oder krankes Stück, ſo muß dieſes entweder eingefangen und eine Kur daran verſucht, oder wenn der Beſtand vollzählig iſt, mit Ausnahme der ganz zahmen, auf deren Erhaltung ſo viel ankommt, lieber gleich, ehe es verkümmert, todtgeſchoſſen werden.

6. Beſondere Wachſamkeit iſt während der Brunftzeit nöthig, theils um ernſtliche Kämpfe zwiſchen den Hirſchen zu verhindern, theils um — da dies, vorzüglich in der Nacht, nicht immer möglich iſt — gleich zu bemerken, wenn und wo einer oder der andere Schaden durchs Spießen gelitten hat. Scheint die Verwundung irgend gefährlich, ſo darf man das Todtſchießen nicht verſchieben.

7. Endlich muß auch die Ausrottung der Füchſe in der Nähe des Wildgartens durch alle erdenkliche Mittel, beſonders aber durchs Fangen, wozu in der dritten Abtheilung des dritten Abſchnitts ausführliche, auf eigene Erfahrung gegründete Anleitung gegeben werden ſoll, nach Möglichkeit bewirkt werden. Denn fügen ſie auch dem eingeſchloſſenen Wilde ſelbſt in und kurz nach der Satzzeit keinen beträchtlichen Schaden zu, ſo machen ſie es doch unruhig und endlich wild. Es iſt kaum zu glauben, was Freund Reinicke alles unternimmt, um in die Vermachung zu kommen. Iſt ihm der Weg durch dieſelbe und unter

ihr weg verſperrt, ſo ſucht er ihn oben darüber. Dieſer Fall hat ſich in Machern, da man den Einſprung bei einer Neue deutlich ſpürte, öfters ereignet.

Auch vor Hunden iſt man nicht immer ſicher. Ich ſelbſt habe — ohne ausmachen zu können, wie er hineingekommen war — einen im Thiergarten eines meiner Freunde, der mit ſehr guter Schalwand umgeben war, todtgeſchoſſen, als er eben das vierte Wildkalb niederziehen wollte. Gewiß drei Monate vergingen, ehe das Wild die ihm recht eigentlich eingejagte Furcht wieder ablegte.

§. 14.

Schließlich muß ich auch noch des Kaſtrirens erwähnen. Zu dieſem Ende fängt man ſo viel Hirſchkälber (je früher nach der Satzzeit, deſto beſſer, auf jeden Fall aber, ehe die Fliegen überhand nehmen) ein, als dieſer durch einen ſachverſtändigen Mann vorzunehmenden Operation unterworfen werden ſollen, ſetzt ſie nachher gleich wieder aus und überläßt der Natur die Heilung.

Man erreicht hierdurch einen weſentlichen Vortheil: einmal, weil die Kaſtraten zu keiner Jahreszeit ſchlecht, in der guten Zeit und ſelbſt bis in den Winter hinein aber ausgezeichnet feiſt ſind, und dann, weil ſie den Brunfthirſchen keinen Eintrag thun, und daher von dieſen auch unangefochten bleiben *).

*) Es iſt begreiflich, daß im Vorhergehenden der vorwärſige Gegenſtand, Anlage, Einrichtung und Unterhaltung eines Wildgartens, nicht ſo ausführlich und erſchöpfend vorgetragen werden konnte, als dies in dem vorn angezogenen großen gräfl. Mellinſchen Werke, wie in der vom verſtorbenen Fürſten zu Leiningen herrührenden, in Laurops Annalen a. a. O. abgedruckten, vortrefflichen Abhandlung geſchehen iſt. Denn Unternehmer einer größern Wildgartenanlage verweiſ't man daher auf beſagte Schriften.

Ende des erſten Theils.

Literariſche Anzeige.

Der Verleger dieſes Handbuchs für Jäger empfiehlt den Beſitzern deſſelben nächſtehendes bei ihm erſchienene Werk, das zu dem dabei bemerkten Preiſe in allen deutſchen Buchhandlungen zu haben iſt:

Deutſche Taſchen-Encyclopädie
oder
Handbibliothek des Wiſſenswürdigſten
in Hinſicht auf Natur und Kunſt, Staat und Kirche, Wiſſenſchaft und Sitte.
In alphabetiſcher Ordnung.
Vier Theile
mit funfzig Kupfern.
(Motto: Summa sequar fastigia rerum.)
8. brochirt. 1816—1819.
Preis der vier Theile 8 Thlr. (14 Fl. 24 Kr.)
Jeder Theil einzeln 2 Thlr. (3 Fl. 36 Kr.)

Folgende umſtändlichere Anzeige von dieſem Werke wird um ſo nöthiger ſeyn, als daſſelbe häufig aus dem Umſtande, daß es bei dem Verleger des vielverbreiteten Converſations-Lexicons *) erſcheint, für einen Auszug aus dieſem gehalten oder als ein Werk betrachtet wird, das wenigſtens aus dem Converſations-Lexicon hervorgegangen. Dieſe irrige Meinung erheiſcht eine nähere Auseinanderſetzung des Plans dieſer Taſchen-Encyclopädie und eine Angabe, worin ſich ſolche von dem gedachten Lexicon unterſcheidet. — Der Herausgeber der Taſchen-Encyclopädie iſt Herr F. C. A. Haſſe, Profeſſor an der Ritterakademie in Dresden, der ſich dazu mit mehrern rühmlichſt bekannten Gelehrten, als den Herren Heuſinger, Förſter, Landsberg, Ficinus, und mehrern Andern verbunden hat. Die Redaction des Converſations-Lexicons übt nicht den geringſten Einfluß aus auf die Redaction der Taſchen-Encyclopädie, und beide haben die verſchiedenſten Tendenzen, wie aus der folgenden Expoſition des Herausgebers ſelbſt am beſten und deutlichſten wird abzunehmen ſeyn.

„Alles Wiſſen und Thun iſt Stückwerk, wenn es nicht innern Zuſammenhang hat. Dieſes gibt dem Wiſſen die Einheit der Gründe und der Bedingungen des Erkennens, ſo wie jede Regel für das Thun aus Einer Grundregel und mit dieſer zugleich aus jener Einheit des Wiſſens hervorgeht. Der Umſchwung aller Thätigkeit des geiſtigen Menſchen hat daher, ſo wie nur Eine Axe, die Natur, nothwendig auch nur Einen Mittelpunkt, die Wahrheit. Die beiden Pole der geiſtigen Bewegungen aber: der Gliedbau der Erkenntniß und die Geſtaltung des Thuns, verknüpfen alle Strahlen, die dem Mittelpunkte entſtrömen, mit jedem Ringe der Axe, zu Einem großen Sonnenringe, dem geiſtigen Leben der Menſchheit. Allen Reichthum, den dieſes Leben in ſich hält, umſchließt ein Doppelkreis, Staat und Kirche.

*) Von dieſem Werke ſind jetzt die erſten 8 Bände der neueſten oder fünften Auflage in allen Buchhandlungen zu erhalten, und werden die zwei letzten, oder der 9. u. 10. Band zu Ende dieſes Jahres nachfolgen. Der Pränum.-Preis für alle 10 Bände iſt für das Exemplar auf Druckpapier 12 Thlr. 12 Gr. (22 Fl. 30 Kr.), auf Schreibpapier 18 Thl. 18 Gr. (33 Fl. 45 Kr.) auf Median Druckpap. 22 Thlr. (39 Fl. 36 Kr.) und ſupra-fein Berliner Median-Druckpap. 28 Thlr. (50 Fl. 24 Kr.)

Der Verſtand hat den Reichthum des geiſtigen Lebens zergliedert und geordnet. Gelehrſamkeit und Fleiß haben das Einzelne ſinnlich bequem zuſammengeſtellt, und für das Bedürfniß vielfach aufgeſpeichert: zuerſt in Deutſchland; dann mit mehr Geſchick, obwohl mit minderer Kraft, in Frankreich; hierauf mit glücklicher Berechnung des Bedürfniſſes in dem Lande, deſſen Volk ſich hierauf vorzüglich verſteht, in England. Seit Kurzem haben die Deutſchen, mit Franzoſen und Britten wetteifernd, ihr Werk wiederum vorgenommen. Es begann in dieſem Jahre die große Erſch-Gruberſche Encyclopädie; und ſo ward in demſelben Jahre mit dem 10. Bande geendigt: das encyclopädiſche Handwörterbuch für die gebildeten Stände, das mit ſeltenem Beifall aufgenommene, bis zur 5. Auflage, binnen kaum ſieben Jahren, immer mehr in ſich vollendete Converſations-Lexicon. Allein außer den beiden verſchiedenen Zwecken, die dieſe größeren Werke — jenes als Geſammtmagazin der Gelehrſamkeit und Kunſt an ſich; dieſes als ein vollſtändiger Inbegriff von allem, was die geſellige Bildung des 19. Jahrhunderts ausmacht, — ſich vorgeſetzt haben, gibt es noch einen dritten, der nicht minder als Zeitbedürfniß ſchon längſt in England gefühlt wurde, und der daſelbſt mehrere „Taſchen-Encyclopädien“ hervorgebracht hat.

Ein Alphabet des Wiſſens alſo, ein Regiſter der Hauptbegriffe, welches klar und gedrängt, mit Weglaſſung des Beſondern, außer da, wo es dem Wiſſensnöthigen Geſtalt, Leben und Farbe ertheilt, dem gegenwärtigen Standpunkte der deutſchen Literatur gemäß, alles enthält, was für die Erinnerung und das weitere Nachdenken wichtig iſt, um das Ganze der Natur und des Lebens, der Kunſt und der Wiſſenſchaft, des Glaubens und der Sitte, in ſeinen Wurzeln zu erkennen, und in ſeiner Verzweigung zu überſehen: eine ſolche Handbibliothek des Wiſſenswürdigſten für das Bedürfniß Aller, die ſchnell die Hauptſachen finden und die Elemente des Wiſſens feſthalten wollen, insbeſondere für ſolche, denen es an Büchern und Kenntniß der Literatur noch fehlt, — iſt gewiß ein zeitgemäßes Werk. Nie wurde ſo viel geleſen, als jetzt; aber nie wurde auch die Luſt der Leſer ſo überfüllt und ihr Blick ſo zerſtreut, als jetzt. Der Unkundige wird erdrückt von der Maſſe der Kenntniſſe, die von allen Seiten ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen; oder er ſinkt unter in der Fluth von Zeitſchriften und Tageblättern, die ihn und ſeine Zeit mit ſich fortreißen, daß er ſelten morgen noch weiß, was er heute Neues geleſen hat. Darum wird der Verſtändige bei allem Leſen das Nöthige feſthalten und das Wichtigſte unter Hauptbegriffe zuſammenſtellen wollen.

Für dieſe Abſicht iſt die oben genannte Taſchen-Encyclopädie angelegt. Als ein Hülfsmagazin für den wiſſenſchaftlichen Hausbedarf enthält ſie aber auch zugleich für das weitere Studium die nöthigen Nachweiſungen der beſten und neueſten Schriften des In- und Auslandes. Die 50 Kupfer ſollen wiſſenſchaftliche Begriffe verſinnlichen, oder merkwürdige Beiſpiele darſtellen. Daher ſind für die Elemente der Botanik 2, der Anatomie 2, der Chemie 4, der Heraldik 2, der Hydroſtatik 1, der Electricität 1, des Galvanismus 1, der Kryſtalliſation 1, der Mythologie eine dreyfache, der Mechanik 1, der Pneumatik 1, der Perſpective 1, der Optik 2 Kupfertafeln beſtimmt u. ſ. f. Die Artikel ſelbſt enthalten in ſachreicher Kürze, verſtändlich und hinreichend, was jeder Gebildete davon wiſſen muß. Die Thierkupfer, die techniſchen und andre Abbildungen machen die Beſchreibungen denkwürdiger Gegenſtände deutlich, wie der Klipdas, die fliegende Eidechſe, die Dampfmaſchine, der Aeroſtat, die fünf Individuen der fünf Menſchenarten, die Fingalshöhle, der Rieſenweg, die chineſiſche Mauer u. a. m.

Die Vorrede zum 1ſten Theil bezeichnet den Plan des Werks näher, und zeigt, worin er von dem Plane des Converſations-Lexicons ganz verſchieden iſt, ſo daß beide Werke unabhängig von einander beſtehen. Mehrere als Schriftſteller bekannte Männer haben ſich jeder für ein beſtimmtes Fach vereinigt, um daſſelbe nach der entworfenen Grundlegung zu bearbeiten. Alles einzelne iſt ausgeſchloſſen, wozu vollſtändige Wörterbücher (geographiſch ſtatiſtiſche, biographiſch hiſtoriſche, oder naturgeſchichtliche u. a. m.) unentbehrlich ſind; eben ſo das Poſitive, was nicht allgemein wiſſensnöthig iſt. Dagegen ſind ausführlicher entwickelt alle Begriffe, und reichhaltiger darſtellt alle Kenntniſſe, die ſich auf das Weſen der Natur und der Kunſt, der Kirche und des Staats, der Wiſſenſchaft und der Sitte, oder auf das höhere Menſchenleben beziehen. Denn bewegt ſich dieſes nicht auf jener ſechsfach verſchlungenen Bahn des Wahren, Guten und Schönen? — Verhältnißmäßig iſt jedoch das Fach der Naturkunde und der Technologie reicher ausgeſtattet, weil hier den Unkundigen ſein Gedächtniß am meiſten verläßt. Bey Hauptartikeln iſt das alphabetiſche Zerreißen deſſen, was zu einer klaren Ueberſicht des Weſentlichen nothwendig in einander greifen muß, ſorgfältig vermieden. Außer den ſchon angeführten Artikeln, vergleiche man in dieſer Hinſicht die Artikel: Europa, Erde, Adel, Atmoſphäre, Ehe, Farbe, Mittelalter, Reformation, die einzelnen Staaten, Deutſchland, Oſtindien, Rom u. ſ. w. Grundbegriffe ſind, nach dem Maaßſtabe ihrer Wichtigkeit für Natur- und Menſchenkunde, vollſtändiger entwickelt, als die abgeleiteten. Man vergleiche die Artikel: Freiheit, Kunſt, Künſtler, Gerechtigkeit, Geſchmack, Geſetz, Geſellſchaft, Humanität Kirche, Kraft, u. a. m. Als Beiſpiele, wie einzelne Wiſſenſchaften und Künſte ſkizzirt ſind, vergleiche man die Artikel: Aeſthetik, Criminalrecht, Geſchichte, Kirchengeſchichte, Kritik (in der Philoſophie), Philoſophie, Politik, Proceß, Rechtswiſſenſchaft, Pfandrecht, Perſpective, Infiniteſimalrechnung, Aetz-, Bau-, Garten-, Kupferſtecherkunſt, Malerei, Muſik und ähnliche. Man wird in mehrern neue Anſichten wahrnehmen, z. B. in den Artikeln: Encyclopädie, Mathematik, Optik u. a. Dabei iſt Gedrängtheit mit Sachreichthum verbunden. So enthält der Artikel Claſſiker ein Verzeichniß der wichtigern griechiſchen, römiſchen, deutſchen, däniſchen, engliſchen, franzöſiſchen, italieniſchen, ſpaniſchen und portugieſiſchen Nationalſchriftſteller, nach den vorzüglichſten neuern, auch fremden Ausgaben und Ueberſetzungen in lateiniſcher, deutſcher, franzöſiſcher, engliſcher oder italieniſcher Sprache, auf kaum 10 Seiten. Daß überhaupt die neueſte Zeit und Literatur nicht überſehen ſind, wird man, außer in den wiſſenſchaftlichen Artikeln, z. B.: Föderativſtaat, Declamation, Epos, Fabel, Dechiffrirkunſt, Continentalſyſtem, Concours, Forſtvermeſſung, Metrik u. a. auch in den hiſtoriſchen, oder in den Skizzen der merkwürdigeren Länder, Völker, Sprachen und Religionen, bemerken.“

Zu dem vorſtehend Geſagten möchte noch die Eigenthümlichkeit der Taſchen-Encyclopädie beſonders und wiederhohlt herauszuheben ſeyn, daß ſie bei allen ihren Artikeln auf die neueſten Schriften hinweiſ't, wo weitere Belehrung zu ſuchen iſt, und daß ſie eine Reihe von erläuternden Kupfern enthält die mit großer Umſicht gewählt und trefflich geſtochen ſind, welches beydes dem Converſations-Lexicon entbricht.

Leipzig, im September 1819.

F. A. Brockhaus.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

aſ

füßer.
nde Säugthiere.
ein e : Säugthiere.
n, vol
d Ne untere Theil
beſetzt ; die Ze=
durch eine breite

r untere Theil
; oder mehrere
Membran ver=

Herz
Gehirn

, ſon
nd ver
r Rück

MONACENS

s, Hirſch. . dama, Damwild.

e. C. capreŏlus,

s, Pferd.

bei denen die teutſchen

*) Wenn in dieſer, wie ächſt angehen, ſo ge-
Benennungen den rgrößert worden ſeyn.
ſchah dies deshalb, s Verf.

gel aus de

nera). | A nebenſtehenden Gattungen.

1. 5. Tura·

Picus mar Grüngrauſpecht. P. major, (Bunt=)
Bandſpe pecht. P. leuconōtus, weißrückiger
Specht (
Yunx torq

Cuculus c
Vultur ci ſiger Geier, Aasgeier.
Gypaetos phălus, ſchwarzköpfiger Geieradler.
Aquila ch.). A. fulva, Steinadler. A. al-
bicīlla ſia, Schreiadler. A. brachydactȳla,
kurzzehi haar.
Milvus vi Milv. fusco-ater, ſchwarzbrauner
Milan (
Buteo fus B. apivōrus, Weſpenbuſſard.
Circus aer
Astur palu
Falco per olf), Blaufalk. F. tinnuncŭlus,
Thurmfäſcher Falk.
Nisus vul
a. Ohreule. Str. brachyōtos, *Linn.* (Str.
palūs ri Ohreule.
b. Eule nea, Schneekauz. Str. alūce, Nachtkauz.
Str. flam iger Kauz. Str pygmāea, Zwergkauz.
c. Eule noūra, *Natterer*, Habichtseule. Str.
nisorĭa

nger. | Muscicapa illa, ſchwarzrückiger Fliegenfänger.
(M. mu er Fliegenfänger.

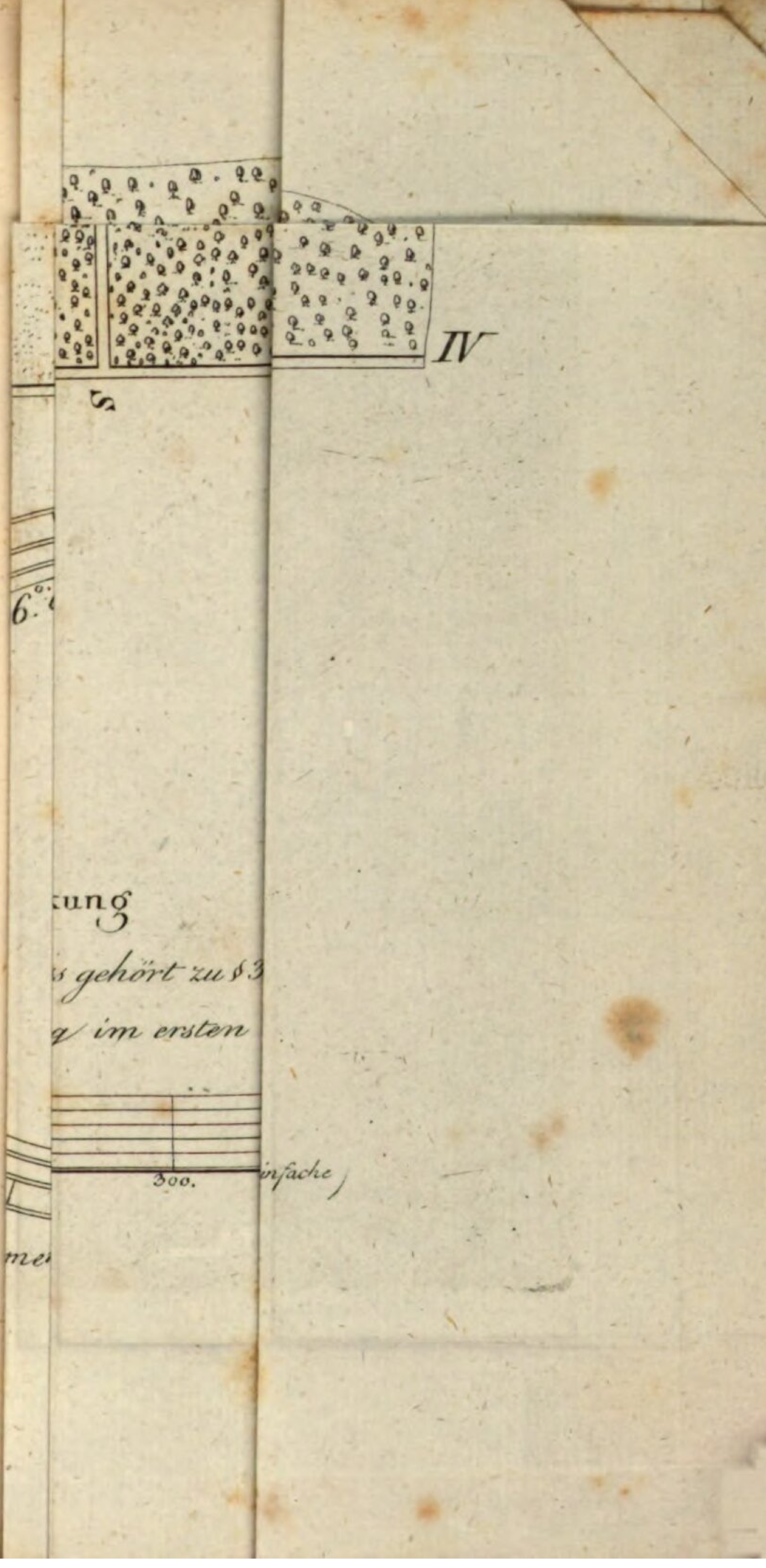
igra. 28.

ß. | Ampelis g
Oriolus ga

Tetrao uro ſchwänziges Waldhuhn. T. bonasia,
Haſelhuh Waldhuhn. T. albus, Schneehuhn.
T. arena
Perdix ci feldhuhn, Steinhuhn. P. coturnix,
Wachtelf

s. 74. Pa-
77. Meleā-
uānus.

Phasianus iberter Faſan.


IV
S
6.
kung
s gehört zu § 3
g im ersten
300.
infache
me

Schinner

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Winckell, Georg Franz Dietrich <<aus dem>>,

Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber

Bd.: 1

Leipzig 1820

Oecon. 1909 m-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10299759-1